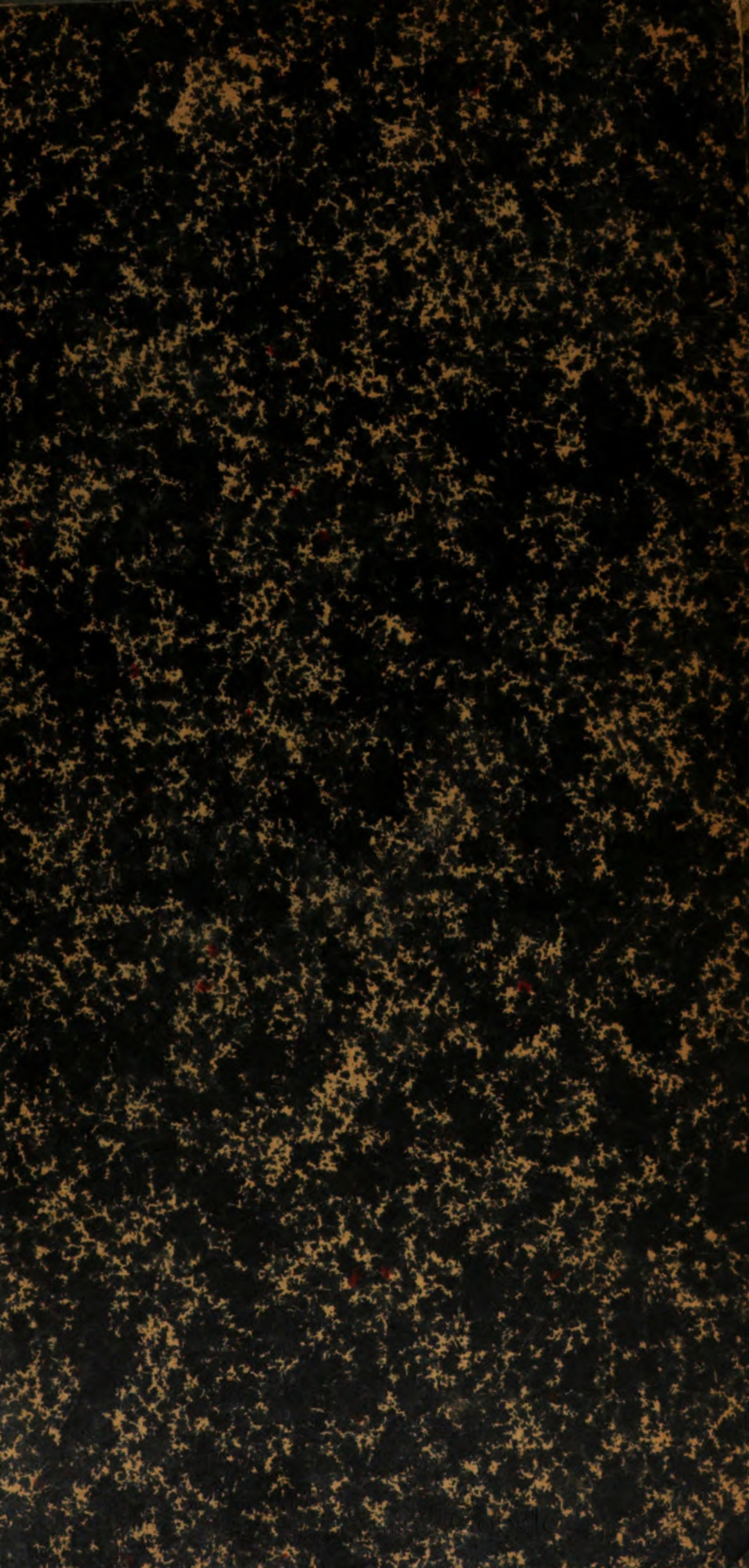
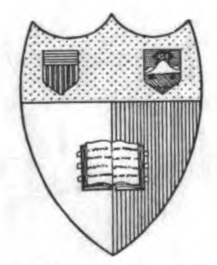




# DIE
# NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT

BEGRÜNDET MIT

**FRANZ DÖRR** UND **KARL KÜHN**

FORTGESETZT MIT

**FRANZ DÖRR** UND **ADOLF RAMBEAU**

UND IN VERBINDUNG MIT

**WALTHER KÜCHLER** UND **THEODOR ZEIGER**

HERAUSGEGEBEN

VON

**WILHELM VIËTOR**

**XXIII. BAND**

(DER PHONETISCHEN STUDIEN XXIX. BAND)

MARBURG IN HESSEN
N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
NEW-YORK. G. E. STECHERT & Co. 151—155 WEST 25th STREET.
1916.

W

# ALPHABETISCHES INHALTSVERZEICHNIS DES XXIII. BANDES.

## I. ABHANDLUNGEN.

Seite



## II. BERICHTE.



## III. VERMISCHTES.

## IV. ANZEIGER.

### 1. *Allgemeines (einschließlich deutsch).*

2. *Englisch.*

## ANTHOLOGIEN, LEHR- UND HILFSBÜCHER.

Schulausgaben.



3. *Französisch.*

*Andere Sprachen.*

# DIE NEUEREN SPRACHEN.

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXIII. APRIL 1915. HEFT 1.


## DIE NEUERE PHILOLOGIE UND DER KRIEG.

### Betrachtungen eines alten neuphilologen.[1]

Das studium der neueren philologie ist seit dem französisch-deutschen kriege von 1870/71 immer mehr zu einer ebenbürtigen schwester der alten philologie geworden. Ihre anfänge liegen in den jahren des aufschwungs, der auf den siegreichen krieg in Deutschland folgte, ja man kann sagen: die neuere philologie verdankt ihr schnelles emporblühen der großartigen entwicklung des Deutschen Reiches zur weltmacht.

Im allgemeinen war der „neuphilologe" in den siebziger jahren eine seltene erscheinung. Neuere sprachen wurden freilich schon studiert; meist taten dies aber altphilologen, mathematiker oder in das lehrfach abschwenkende theologen, die sich noch gern eine „fakultas für mittelklassen" holten, deren besitz bei den zukünftigen bewerbungen doch höchst nützlich sein konnte. Der neuphilologe, der die beiden sprachen als hauptfächer betrieb, war immerhin selten. Daraus erklärt sich auch, daß damals die universitäten meist nur *einen* professor für beide fremde sprachen hatten, wenn überhaupt einer vorhanden war. Ging der neuphilologe dann ins ausland, um praktische studien zu treiben, so erhoben sich von neuem große schwierigkeiten, von denen sich der jüngere neuphilologe keine vorstellung

---

[1] Wir glauben mit dem herrn verf., daß die neuere philologie und der neusprachliche unterricht schon jetzt ihre stellung zum krieg in betracht ziehen sollten, und freuen uns, diesen ersten beitrag solcher art hier zum abdruck zu bringen. Auch anderen ansichten in der frage werden wir gern raum geben und bemerken ausdrücklich, daß wir die in dem obigen aufsatz ausgesprochenen durch die aufnahme in unsere zeitschrift keineswegs als zugleich unsere eigenen anerkennen. *D. red.*

machen kann. Meist mußte er sich kümmerlich in den privatschulen des auslandes oder als hauslehrer durchschlagen, wo oft die ausnutzung seiner kräfte und seiner zeit durch die schulinhaber den zweck seines aufenthalts im ausland vereitelte. Der vom glück begünstigtere neuphilologe, der in Genf oder London ein semester ausschließlich seinen studien widmen konnte, war nicht viel besser daran; ein dort zugebrachtes semester wurde nicht auf das „triennium“ angerechnet, da die ausländische universität „nicht nach deutschem muster“ eingerichtet war.

Dennoch erfüllte idealer schwung die nach und nach anwachsende zahl echter neuphilologen, d. h. derer, die das neue gebiet in wissenschaftlicher und praktischer richtung zu beherrschen sich als lebensaufgabe stellten, wie er alle die erhebt, die irgendwo neue bahnen eröffnen. Selbstverständlich trat das französische an die erste stelle, da es auf den schulen erheblich mehr gepflegt wurde als das englische, das ja auch heute leider noch sehr zurückgesetzt wird. Der neuphilologe sah sich gewissermaßen als der träger der bestrebungen, freundlichere beziehungen zu dem erbfeind herzustellen, und es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß sich auf diese weise viele fäden angesponnen haben. Die franzosen lernten uns kennen; wir waren ihnen die schüler von Diez, dem begründer der romanischen philologie, und wie wir bewundernd zu Gaston Paris hinaufschauten, so verehrten jene Tobler in Berlin. Treu und ehrlich haben der neuphilologe in Deutschland und der neuphilologe in Frankreich an der annäherung der großen nationen gearbeitet, an einem besseren gegenseitigen verständnis, und es ist erschütternd für uns, daß wir jetzt erleben müssen, daß jene fäden zerrissen sind, daß unser lebenswerk vernichtet ist. Auch in England hatten viele von uns freundliche beziehungen angeknüpft; freilich waren diese seltener, denn im allgemeinen hatte doch wohl der neuphilologe in den englischen schulen den eindruck, daß der *principal* in erster linie geschäftsmann war, der den bescheidenen deutschen nach kräften ausnützte, dessen bildungsbestrebungen ihm manchmal lästig wurden. Das ist der typ des *inevitable German,* wie ihn Morsbach in seinem vortrefflichen aufsatz im *Philologenblatt* gezeichnet hat.

Daß die fäden, die wir nach England angesponnen hatten, noch viel gründlicher gerissen sind als die mit Frankreich, ist ja wohl unmittelbar klar. Wers nicht glaubt, der lese Lissauers

*Haßgesang*, den wohl alle kreise des volkes als den ausdruck ihrer gefühle für England ansehen.

Das ende des krieges ist ja noch fern, und daher ist vielleicht auch die frage, was wir neuphilologen zu tun haben, wenn der friede die äußeren beziehungen der völker geregelt haben wird, zurzeit noch müßig. Für uns alte ist die frage ja auch ziemlich einfach zu beantworten; wir bewundern „unsern Molière“ weiter, vertiefen uns fernerhin in „unsern Shakespeare“ und berühren politische fragen nicht mehr, wenn wir zu den herzen unserer freunde in Frankreich und England wieder den weg finden können.

Wie steht's aber mit dem nachwuchs? Wie kann das neuphilologische studium fernerhin noch gedeihen? Viel mehr als die trümmer der verwüstung sind es die lüge, die verleumdung, die allerorten gegen uns „barbaren“ im werke sind, die das zusammenarbeiten im internationalen verkehr für menschenalter hinaus unmöglich machen, und auf diesen internationalen zusammenhang baut sich doch die neuere philologie auf! Ich unterschreibe hier wort für wort, was der berühmte jurist professor von Liszt sagt (nachwort zu dem aufsatz von dem holländer dr. G. A. van Hamel in der *Vossischen zeitung* vom 25. dezember 1914): „Nicht der krieg an sich hat in uns die wandlung bewirkt, denn dem ehrlichen gegner wird jeder von uns nach dem kriege gern die hand reichen. Wohl aber die schmutzflut von haß und lüge, die alle kulturwerte mit sich hinweggeschwemmt hat. Die erfahrungen, die wir in diesem kriege, nicht nur bei unseren gegnern, machen mußten, werden auf lange jahre die stimmung des deutschen volkes beherrschen. Wenn der frieden kommt, wird die verwüstung erst allen augen offenbar werden, die der krieg in der kulturgemeinschaft der völker angerichtet hat. Ob ein volles menschenalter hinreichen wird, den schutt hinwegzuräumen — wer vermag das heute zu sagen? Wir deutschen werden mit dem ende des krieges unsere kulturarbeit wieder aufnehmen, mit verstärkter kraft und mit weiter gestecktem ziel. Gern werden wir dabei mit unseren freunden zusammenarbeiten; auch mit denen, die wenigstens nicht unsere offenen feinde gewesen sind. *Aber die ‚internationale stimmung‘, die ist uns ausgetrieben auf jahrzehnte hinaus.*“

Gilt das für die juristen, so gilt es in noch viel höherem maße für den neuphilologen. Er soll ja nicht nur die fremden *sprachen* sich aneignen, und das kann er nicht aus büchern,

sondern nur im häufigen verkehr mit den ausländern, mit franzosen und engländern, ja er kann es nur, wenn er bei diesen *freundliches* entgegenkommen findet. Wird dies der neuphilologe finden, wenn er nach dem kriege ins ausland geht? Die frage bedarf wohl keiner antwort. Überall wird er mißtrauen finden, ja schlimmeres. Ist der krieg für uns siegreich, so wird der ganze haß sich gegen ihn wenden, wie jetzt gegen unsere gefangenen; ist der krieg, was der himmel verhüten möge, für uns unglücklich, dann wird hohn, spott, verachtung den *inevitable German*, den *alboche* überall verfolgen, denn die berühmte *hospitalité française* gab's im allgemeinen uns gegenüber schon vor dem kriege nicht, und was wir von den „annäherungsversuchen“ der engländer und deutschen vor dem kriege zu halten haben, das wissen wir jetzt gründlich. Noch mehr aber: der neuphilologe hat im ausland land und leute zu studieren; das ziel des fremdsprachigen unterrichts ist vor allem ja die einführung in die kultur und das geistesleben des fremden volkes. Wie soll der neuphilologe in zukunft sich darauf vorbereiten? Was die sprache anbelangt, so könnte er ja nach dem „sogenannten neutralen“ Amerika gehen. Leider ist der deutschenhaß aber da kaum geringer als in England, und dann ist das *American English* doch nicht das, das wir in unseren schulen zu lehren haben.

Welches werden nun die folgen dieser zustände für die weitere entwicklung der neueren philologie sein? Zunächst ein zurückgehen des studiums überhaupt; denn diesem sind die grundbedingungen auf menschenalter hinaus zerstört. Auch müssen wir mit der allgemeinen abneigung gegen alles französische und englische rechnen, die doch im volke stark im zunehmen ist. Von dem kampf gegen das fremdwörterunwesen will ich nicht sprechen, möchte nur hinzufügen, daß er mir oft zu weit geht, wenn er sich gegen gut eingebürgerte, „naturalisierte“ fremdlinge richtet. Wichtiger ist schon die ablehnung fremder kunstwerke, besonders der poesie, der musik usw. Bedauerlich ist das freilich nicht. Im gegenteil! Dieses auflehnen gegen das fremde, besonders gegen alles, was uns aus Frankreich kommt, ist eine überaus erfreuliche erscheinung. Ich würde mich noch mehr darüber freuen, wenn ich glauben könnte, daß sie nachhaltig sein wird. Leider halte ich die liebe des deutschen für das französische für unausrottbar. Es zeigt sich das schon jetzt in der sentimentalen auffassung des franzosen als unseres

„nobelsten“ gegners, einer auffassung, der man nicht energisch genug entgegentreten kann. Die justizmorde in Casablanca, die behandlung deutscher ärzte und vieles andere werden von uns viel zu milde angesehen, und das bedauern, daß so schöne teile der *belle France* von den „barbaren“ verwüstet werden, ist unserseits durchaus nicht am platze. Wir sind allen fremden gegenüber, besonders aber den franzosen, viel zu rücksichtsvoll gewesen. Ich meine, daß gerade den neuphilologen in dieser hinsicht eine gewisse schuld trifft, daß es daher jetzt an ihm ist, hier um so kräftiger einzugreifen. Diese schuld sehe ich darin, und ich nehme für meine person einen teil davon auf mich, *daß wir neuphilologen die fremden sprachen in ihrer bedeutung für die deutsche jugend viel zu hoch eingeschätzt haben.* Freilich haben wir mitschuldige: die unterrichtsbehörden, die in der wertung jeder einzelnen fremden sprache als eines hauptfaches den schwerpunkt des unterrichts auf die fremden sprachen gelegt haben und nicht auf das deutsche, wie das doch eigentlich selbstverständlich sein sollte. Die bekannte ausrede, daß die beschäftigung mit der fremden sprache die kenntnis der muttersprache fördere, ist durchaus hinfällig. Niemand wird behaupten wenn in den mittleren klassen französische formen „gepaukt“ werden oder wenn in den oberen klassen minderwertige französische dramen (*Le verre d'eau*!!) in äußerst holperiges deutsch übertragen werden, daß dadurch der schüler in seiner muttersprache gefördert werde. Also lernen wir neuphilologen, was die zeit lehrt! Beschränken wir unsere ziele auf den schulen; wir müssen es. Verlangen wir für unsere beiden fremden sprachen zusammen nicht mehr stunden, als das deutsche hat. Schon die stundenzahl muß zeigen: deutsch ist das hauptfach. Gehen wir aber noch einen schritt weiter. *Machen wir eine fremde sprache „wahlfrei“.* Der durchschnittsschüler kann nur *eine* bewältigen; dadurch, daß wir ihm zwei zumuten, leisten die durchschnittsschüler in beiden im allgemeinen unzulängliches. Am besten wäre es, man machte französisch zum wahlfach. Ich halte auf grund der erfahrungen eines menschenalters diese sprache, so hoch ich sie persönlich schätze, für die ungeeignetste, um als erste fremde sprache die große masse unserer jugend (realschulen, lyzeen) in fremde sprech- und denkweise einzuführen; ich halte ferner die literatur, die sich für unsere jugend verwerten läßt, für so ungeeignet, ja für so bedenklich, daß die auswahl in stofflicher hinsicht sehr schwierig ist. Wozu

auch in zukunft uns mit den franzosen beschäftigen? Das volk, das in kindischem haß das ganze unglück über uns gebracht, dessen geburtenrückgang ein zeichen — wenn es eines solchen überhaupt bedurfte! — für seine dekadenz ist, dies volk, „halb tiger, halb affe“ (Voltaires bezeichnung seiner landsleute!), muß für uns gründlich erledigt sein. Das wertvolle, das pädagogisch wertvolle der französischen literatur, können wir durch gute übersetzungen der reiferen jugend nahebringen; keine sprache hat ja diese kraft, sich fremdem geiste anzuschmiegen, wie unsere. Molière, dieser wahrhaft große, vor dem ein Goethe in bewunderung sich neigt, ist durch Fuldas meisterübersetzung uns nahegebracht, und die lektüre seiner *Gelehrten frauen* oder seines *Menschenfeindes* wird besser und leichter in diese großen werke einführen als die stümpernden übersetzungen der originalwerke. Auch manches andere kann durch übersetzungen der schule erhalten werden. Daneben kann ja auch eine gewisse lesefertigkeit das ziel des unterrichts bleiben; nur nicht mehr in zukunft das „parlieren“ pflegen. Für die „konversation“ haben wir weder lust noch zeit in zukunft. Mögen die franzosen deutsch lernen, wenn sie es wollen und können. Wir brauchen ihre sprache in zukunft nicht mehr; wenn die diplomaten sie auch ferner im verkehr der völker als verständigungsmittel nötig haben, so braucht die schule deshalb sie nicht nach der praktischen seite hin zu pflegen.

*Eine* fremde sprache muß von jedem gefordert werden, der anspruch auf eine höhere schulbildung erhebt.

Ich gestehe offen, ich sähe als grundlage am liebsten das lateinische. Denn dieses gibt den reichen wortschatz als grundlage für die neueren sprachen, und auch die grammatischen belehrungen schließen sich am leichtesten daran an. Für das vierte, fünfte und sechste schuljahr würde es als einzige fremde sprache das deutsche nicht einschränken, sondern nach der grammatischen seite hin fördern. Im siebenten schuljahr würde sich dann die fremde sprache anschließen; gleichviel ob es das französische oder englische ist, wir würden mit der lateinischen grundlage zu besseren ergebnissen kommen. Das humanistische gymnasium müßte meines erachtens in zukunft das französizche ganz aufgeben, kann es auch, da mit dem griechischen ein viel wertvolleres element hinzutritt. Für das humanistische gymnasium könnte als moderne sprache das englische in frage kommen, dies aber nur als fakultatives fach, da das betreiben dreier

fremder sprachen für den durchschnittsschüler eine überlastung bedeutet oder doch die ergebnisse in den einzelnen fächern beeinträchtigt.

Daß das realgymnasium mit seinen vielen hauptfächern einer gründlichen reform bedarf, ist schon oft gesagt; auch hier dürfte eine herabsetzung der ziele im französischen, am besten die wahlfreiheit des französischen, erwünscht sein. Dasselbe gilt auch für die oberrealschule. Ein stärkeres betonen des deutschen ist eben überall nur möglich, wenn die fremden sprachen in ihrem betrieb beschränkt werden; man kann doch unmöglich durch beschränkung der realien oder der naturwissenschaften für den deutschen unterricht mehr zeit gewinnen.

Wir neuphilologen sollten uns also in zukunft damit zufrieden geben, daß *eine* fremde sprache als allgemein verbindlich betrieben wird, damit in dieser wirklich etwas tüchtiges geleistet werden kann, vor allem aber, damit mehr zeit und vor allem mehr ruhe für das deutsche gewonnen wird.

Daß diese einzige fremde sprache das englische sein muß, ist für mich klar. Aus erziehlichen gründen. Sie ist in ihren grundzügen eine germanische sprache, vor allem aber bietet sie eine viel reichere literatur für unsere schulen als das französische. Nicht etwa weil sie leichter wäre als dieses, wie man so oft von leuten hören kann, die in dem anfangsstadium ihrer studien stehen geblieben sind, sondern im gegenteil, weil sie die reichste ist, weil sie aus den stärksten quellen schöpft, der germanischen, der romanischen und den alten sprachen. Vor allem aber, weil sie *die* weltsprache ist, der das deutsche wohl den boden streitig zu machen sucht, was für die nächste zukunft doch noch wenig erfolg haben dürfte. Das englische haben wir schon deshalb nötig, weil wir nur so diesen gefährlichsten gegner niederringen können; es ist für uns ein verständigungsmittel mit den zahllosen völkern, die zurzeit unter englischer herrschaft stehen, und die wir versuchen müssen, in unsere interessensphäre zu ziehen. Im englischen kann es jeder, den seine geschäfte ins ausland führen, leicht zu einer beherrschung der umgangssprache bringen, denn gerade diese bewegt sich in ziemlich festen, beschränkten grenzen; man denke nur an den briefstil der engländer; ein brief sieht doch fast dem andern ähnlich.

Für den neuphilologen ist das studium des englischen besonders deshalb um so viel erfreulicher als das des französischen,

weil es ihn auf die gemeinsame grundlage der germanischen sprachen führt, z. b. auf das angelsächsische, altsächsische usw., vor allem ihm aber eine ganz andere, großartigere literatur erschließt, keinen pseudoklassizismus wie die französische des *grand siècle,* sondern eine „bodenständige", Chaucer, Shakespeare, Milton, Scott, Byron, Dickens, um nur einige namen zu nennen. Auch lassen sich für schulzwecke jeder art die schönsten stoffe finden, die sich in rege beziehung zu den deutschen stoffen setzen lassen.

Ich möchte vermuten, daß der neuphilologe in zukunft durchweg nur *eine* fremde sprache wählt, als zweites hauptfach deutsch, geschichte usw., wie es ja auch bisher schon mancher getan, da die romanische und die englische philologie doch zu große und wenig verwandte gebiete sind, um sie zu *einem* studium zu verbinden. Das französische würde in zukunft besser der altphilologe als nebenfach wählen, also als nebenfakultas, da es in zukunft nicht mehr erforderlich sein wird, daß französisch von oberlehrern mit voller fakultas erteilt wird; es muß mehr und mehr von unseren höheren schulen verschwinden; je früher, desto besser; denn ehe nicht unserer jugend das verständnis für die wertlosigkeit des französischen erschlossen wird, wird die vergötterung alles französischen nicht bei uns aufhören. Die französische sprache ist eben ein vehikel von allerhand ungesundem, was von westen in unser volk eindringt; gewiß, auch manches wertvolle mag damit zurückgedrängt werden, aber das schädliche, vor allem aber das wertlose, überwiegt doch. Wie die dinge jetzt liegen, erzieht die schule, besonders die realen charakters, die jugend geradezu zu einem ganz besonderen respekt vor dem französischen, erlebt sie doch alljährlich, daß so und so viele in der versetzung gerade am französischen scheitern.

Sollte der krieg in dieser hinsicht wandel schaffen, so wäre er für zukünftige generationen ein segen, die weniger tränen um die französischen formen und grammatischen regeln zu vergießen brauchte, und die kostbare zeit für wertvollere stoffe als den seligen Scribe und andere minderwertige schriftsteller frei bekämen.

*Hannover.* OTTO LOHMANN.

# SHAKESPEARE UND DIE RENAISSANCE.

*Vorbemerkung.* Vorliegender aufsatz ist zunächst als vortrag auf dem Bremer neuphilologentag (1914) gehalten worden. Ich bringe ihn hier mit wenigen änderungen zum abdruck und bitte daher, zu entschuldigen, wenn ich auf angabe der benutzten literatur verzichte. Jeder, der mit der Shakespeare-, bzw. renaissanceliteratur vertraut ist, wird spüren, was ich Dowden und Sarrazin, Burckhardt und Dilthey verdanke; wo ich eigene bahnen in der auffassung von Shakespeares kunst wandle, wird jeder sofort erkennen. Ich hoffe, genaueres und eingehenderes in einer späteren untersuchung über Shakespeares *Hamlet* bringen zu können.

---

Zweifellos nimmt Shakespeare unter den bedeutenden vertretern der renaissance eine hervorragende stelle ein, ja es scheint zunächst, daß Shakespeare und renaissance identische begriffe sind, ja für viele ist Shakespeare das höchste, was die renaissance hervorgebracht hat.

Ist aber wirklich Shakespeare ein renaissancemensch κατ' ἐξοχήν? Dürfen wir vor allem seine meistertragödien — *Hamlet*, *Othello*, *Lear* — als den höchsten ausdruck der renaissancekultur ansehen?

Ein eingehendes studium Shakespeares und der renaissance lehrt uns aber mit deutlichkeit, daß gerade das beste, was Shakespeare geschaffen hat, aus opposition gegen die renaissance entstanden ist, vor allem seine tragödien. Die wurzeln der Shakespeareschen kunst ruhen zwar in der renaissance, aber es ist meine überzeugung, daß die stärke des Shakespeareschen geistes darin liegt, daß er nicht nur die renaissancekultur zu höchster stufe der entwicklung gebracht, sondern auch sie selbst überwunden hat.

Shakespeare ist also der vollender und überwinder der renaissance — erst diese auffassung von seiner geistigen und künstlerischen tätigkeit befähigt uns, seine werke voll zu verstehen und zu würdigen.

Da der entwicklungsgang unseres dichters von der renaissance ausgeht und über diese hinausführt, ist es notwendig, daß wir uns zunächst über das wesen der renaissance verständigen.

Freilich ist das wort renaissance ein ungeheurer sammelname, mit dem sich — je nach jahrhundert und je nach nationalität — die verschiedenartigsten vorstellungen verknüpfen; die meinungen der gelehrten, was das wesen der renaissance sei, wo ihr ursprung zu suchen ist, gehen weit auseinander.

Ich muß mich daher darauf beschränken, Ihnen die geistige struktur Englands im 16. jahrhundert mit wenigen zügen zu zeichnen.

Wenn wir nach dem wichtigsten charakteristikum des elisabethanischen zeitalters forschen, so fällt uns sofort ein ausgesprochener wirklichkeitssinn in die augen — alle geistigen erscheinungen — sei es auf philosophischem, religiösem oder poetischem gebiet — zeigen ein stark entwickeltes gefühl für positive, konkrete tatsachen; mit vollem bewußtsein stellen sich die engländer zur zeit der königin Elisabeth auf den boden des natürlichen seins und des natürlichen geschehens. *Nature* ist das stichwort, wobei *nature* nicht nur die physische natur, sondern die gesamte wirklichkeit in sich schließt.

Die tatsachen des wirklichen lebens bildeten die inspiration und die nahrung für die dichterische phantasie, für den wissenschaftlichen intellekt, für das religiöse gewissen: die wirklichkeit selber war das wunderland, in dem der dichterische geist seine befriedigung fand.

Dies bedeutete einen völligen bruch mit dem mittelalter — das eigentliche mittelalter bewegt sich in einem supranaturalistischen, abstrakten vorstellungskreis, die renaissance aber ist weltlich, positiv und konkret.

Die neue zeit kennt keine jenseitigkeit als das letzte und höchste ziel der menschlichen entwicklung, keine übernatürlichen kräfte und ursachen, die grundstimmung ist nicht mehr demut, sondern lebensvoller optimismus.

Die wichtigste und vornehmste aufgabe, die sich die renaissance — und speziell die englische renaissance — gestellt hatte, war demnach die eroberung der wirklichkeit, der objektiven welt. Zunächst galt es, diese erde, auf der man lebte, und die man als die wirkliche, einzige heimat betrachtete, kennen zu lernen; daher die zahlreichen entdeckungsfahrten und reisen eines Drake, eines Raleigh und anderer männer, denen England die begründung seines kolonialreiches verdankt.

Auch die natur im engeren sinne sollte dem menschen untertan werden — der bahnbrecher einer neuen naturerkenntnis und

einer wissenschaftlichen methode ist Bacon. Dieser ist der theoretische begründer der sogenannten induktiven methode und hat diese in die naturwissenschaft eingeführt. Bacon lehrt, daß man die wirklichen tatsachen beobachten und sammeln muß und erst daraus die allgemeinen begriffe und gesetze ableiten solle. Nichts ist bezeichnender für den geistigen zustand Englands um 1600 herum, als die von Bacon verkündeten und durchgeführten grundsätze. Die aufgabe der wissenschaft war nach Bacon die verknüpfung und verallgemeinerung der tatsachen der sinnlichen erfahrung, das auffinden von natürlichen gesetzen, eine *interpretatio naturae,* die sich der natur selbst anzuschließen habe und vor allem die natur nicht durch das denken zu antizipieren habe.

Auch auf ethischem gebiet drängt Bacon im anschluß an die antike stoa auf ein natürliches system hin, die sittliche ordnung stehe unter einem naturgesetze, das moralische leben könne daher von der theologie gelöst werden. Bacon erweist sich als moralischer realist.

Noch stärker ist der wirklichkeitsdrang in der renaissance der psychologischen welt gegenüber zu spüren: die psyche des einzelnen menschen wurde gegenstand eifrigster forschung. Das studium des menschen, seiner gesten, seiner gebärden, seiner sprache war eine lieblingstätigkeit des 16. jahrhunderts. Aber ebenso suchte man in die geheimnisse der inneren psychischen kräfte einzudringen, man suchte die beweggründe des handelns, den verlauf seelischer vorgänge möglichst genau zu analysieren. Diese tätigkeit nahm oft einen fast wissenschaftlichen charakter an; die renaissance erwarb sich so eine praktische psychologie, die namentlich in Machiavellis werken und in Bacons essays eine literarische form fand; ja eine ganze reihe von schriftstellern wie Vives, Cardano, Telesio haben geradezu eine wissenschaft vom menschen, eine anthropologie geschaffen. Die genaue, wir können fast sagen exakte, menschenbeobachtung ist natürlich auch für das drama von unschätzbarem wert gewesen.

Ein weiteres gebiet, das sich dem wirklichkeitssinn der renaissance bot, waren die geistigen schätze, die der engländer des 16. jahrhunderts in den literarischen werken anderer nationen, besonders der alten römer und griechen fand. Auch diese wurden durch eroberung gewonnen, und zwar suchte man durch übersetzung sie dem geistigen eigentum einzuverleiben. Eine beispiellose übersetzungstätigkeit zeichnet das 16. jahrhundert in England aus, fast alle autoren des altertums, fast die gesamte fran-

zösische, spanische, italienische literatur wurde durch übersetzung gemeingut des englischen volkes. Die renaissance ist in England nicht von der kenntnis des klassischen altertums ausgegangen, das ist wohl überhaupt nicht richtig, aber der renaissanceströmung entsprach es, sich dieser schätze zu bemächtigen. Die neue geistesrichtung, die in einer abwendung vom metaphysischen und in einer hinwendung zum natürlich-vernünftigen bestand, fand manche unterstützung in der literatur und philosophie des altertums.

Wenn wir uns nun fragen, welchem zwecke diese eroberung der objektiven welt dienen sollte, so erklärt sich diese gewaltige energieentfaltung aus dem ungeheuren aktivitätsbedürfnis der zeit; ein großes verlangen, die kräfte des ich zu entwickeln, ist unverkennbar.

So sagt Leon Battista Alberti, ein italienischer humanist des 15. jahrhunderts: „Für die tätigkeit ist der mensch geschaffen, das ist sein zweck; nutzen zu bringen seine bestimmung.“ So erhält die vorhandene kraftenergie ein ziel: nutzen zu bringen zunächst für die eigene person.

Daher wird es verständlich, daß der renaissancemensch von einem starken verlangen nach macht erfüllt ist, all sein tun und trachten galt diesem einen ziel, macht zu gewinnen. Wie oft sind entdeckungsreisen unternommen worden aus der gier und sucht nach dem golde. Auch für Bacon war die wissenschaft nicht selbstzweck, er wollte die herrschaft über die natur gewinnen, um sie den zwecken der menschheit nutzbar zu machen, von ihm stammt das wort: *Knowledge is power.*

Auch das tiefere studium und die eindringendere kenntnis des menschen diente diesen allgemeinen zwecken, man wollte den menschen genau kennen, um dann über ihn herrschen zu können; gewissermaßen wurden die menschenkenner zu diplomaten.

Selbst das studium der antike dient ganz bestimmten realen zwecken. Aus den antiken schriftstellern suchte man maxime für das politische leben, für die staatskunst zu finden, ja selbst die kriegskunst der alten suchte man praktisch zu verwerten. Die lektüre der philosophen diente dazu, um richtlinien für die praktische lebensführung zu gewinnen. So sagt Montaigne: „Wenn ich in büchern lese, so suche ich darin nur die wissenschaft, die von der kenntnis meiner selbst handelt, und die wohl zu sterben und wohl zu leben lehrt.“

Für den dramatiker bildete die übersetzungsliteratur eine willkommene fundgrube für seine stücke; nicht um eine selbstlose vertiefung in das altertum handelt es sich, von wenigen ausnahmen abgesehen.

Die folgen dieses neuen geisteslebens sind unendlich reiche und mannigfaltige gewesen, sie im einzelnen zu schildern, ist hier unmöglich. Der wirtschaftliche aufschwung, der mit den entdeckungsreisen verbunden ist, die entstehung des kapitalismus, der gewaltige bildungsfortschritt bilden ein kapitel für sich. Ich möchte hier nur noch auf einige folgen der renaissance hinweisen, die für die literatur von großer tragweite gewesen sind. Durch die eroberung der wirklichkeit wurde der einzelne seiner kräfte sich stärker bewußt, denn im kampfe und im ringen werden wir uns über die eigene persönlichkeit und den eigenen charakter klarer als in ruhe und im frieden, ja für starke naturen ist der kampf ein notwendiges lebenselement. Daher erklärt sich aus dem gesteigerten lebensgefühle der renaissance auch das stärkere betonen der individualität — es ist natürlich falsch, zu behaupten, daß vor der renaissance, also im eigentlichen mittelalter, solche individualitäten — namentlich künstlerische — nicht existiert haben — aber unverkennbar ist die renaissance an zahl und qualität der individuellen persönlichkeiten reicher. Dazu kommt, daß transzendente mächte in gewissen stadien der renaissance fast wie ausgeschaltet erscheinen; religion, sitte, gewissen scheinen erstorben, nur der ruhm ist ein bestimmender faktor. Daher erhalten wir jene historischen übermenschen, wie Cesare Borgia, papst Alexander VI. und andere.

In England freilich wurde die macht des einzelnen individuums beschränkt durch die starke staatsgewalt der Tudors und durch den einfluß der religiösen mächte; daher finden wir hier nicht jene alles maß überschreitenden übermenschen, wenigstens nicht in der wirklichkeit.

Freilich in der literatur konnte sich diese form des renaissancemenschen ungehindert entfalten, und Marlowe mit seinem *Tamburlaine*, *Dr. Faustus, Juden von Malta* bringt diese ideen und diese stimmung am klarsten zum ausdruck. Man stelle nur den monolog des Marloweschen *Faustus* neben den Goetheschen, um den abstand dieser zwei kulturepochen zu ermessen.

Hiermit sind wir schon bei der grundlage der Shakespeareschen kunst angelangt. Als Shakespeare etwa seit 1589 selbständig auftrat, hatte die renaissance schon ihren vollen einzug

in die englische literatur gehalten, und Shakespeare schloß sich zunächst seinen vorbildern an. In seinen lustspielen und historien ist unverkennbar die renaissancestimmung und renaissancekultur, das leben ist in seiner ganzen reichen mannigfaltigkeit offenbar — und überall hat Shakespeare die vorhandenen ansätze zur höchsten entwicklung gebracht, so daß er als der vollender der renaissance bezeichnet werden kann. Ich könnte an jeder einzelnen historie oder komödie zeigen, wie bald die eine, bald die andere seite der renaissance zur darstellung kommt. An *Richard III.* und *Romeo und Julia* möchte ich eine probe geben.

*Richard III.* ist eine synthese aus Marlowe, Machiavelli und dem klassischen drama. *Richard III.* selbst repräsentiert die ungeheure leidenschaft nach macht, ein typus, wie wir ihn aus Marlowe bereits kennen. Aber *Richard III.* besitzt jene politische klugheit und schlauheit, deren prinzipien Machiavelli in seinem bekannten *Il Principe* entwickelt hatte; das berühmte 18. kapitel ist geradezu ein kommentar für die englische historie. Die äußere dramatische technik entnahm Shakespeare den klassizistischen Senekadramen, die in lateinischer und englischer form damals die englische bühne beherrschten. So vereinigen sich die verschiedenen elemente der renaissance in *Richard III.* zu einem gewaltigen harmonischen ganzen, und darauf beruht die wirkung dieses stückes.

Andere seiten der renaissancekultur kommen in Shakespeares *Romeo und Julia* zum ausdruck. Literarisch betrachtet ist dieses stück wesentlich selbständiger als *Richard III.* *Romeo und Julia* verdankt sein bestes der großen kunst Shakespeares selbst, der hier zum erstenmal anfängt, sich seiner kraft bewußt zu werden, aber auch in diesem stück ist die renaissanceluft deutlich zu spüren. Vor allem herrscht hier, wie in den gleichzeitigen stücken des dichters, ein schönheitskultus vor, wie er der renaissance eigen ist. „Wenn schönheit stirbt, kehrt schwarz das chaos wieder“, heißt es in dem gleichzeitigen *Venus und Adonis*. Es ist eine poesie der sinne und sinnlichkeit, der dichter sucht die äußere farbenpracht durch detailmalerei wiederzugeben, deshalb genaue, minutiöse beschreibung; die inneren seelischen vorgänge sucht der dichter durch anwendung einer glänzenden rhetorik darzustellen, die oft aber selbstzweck wird, wie in den gleichzeitigen sonetten. Aber in dieser rhetorik, wie in der malerischen detailschilderung, konnte sich der schönheitsdrang der renaissance am besten auswirken.

So bieten uns die shakespeareschen stücke etwa bis zum jahre 1599 das bild einer lebenskräftigen, lebensfrohen, optimistischen welt, die in der wirklichkeit die vollste befriedigung fand. Aber um die jahrhundertwende macht sich in Shakespeare ein innerer wandel bemerkbar: die herrliche, große, farbenprächtige welt der renaissance bricht zusammen — äußerlich dokumentiert sich diese wandlung durch den übergang von der komödie und historie zur tragödie. Es ist vielleicht einer der größten geistigen prozesse, die die weltgeschichte kennt: Shakespeares bruch und überwindung der renaissance. Ich möchte, um mißverständnisse zu vermeiden, ausdrücklich bemerken, daß auch sonst ansätze einer gegen die renaissance gerichteten bewegung vorhanden sind, daß aber bei keinem anderen individuum die reaktion gegen die renaissance so stark hervortritt wie bei Shakespeare. Er verbrannte, was er in der jugend angebetet hatte, und betete an, was er verbrannt hatte.

Mit notwendigkeit folgte daraus eine tragische weltauffassung; deshalb beginnt jetzt die reihe der großen tragödien, als erste *Julius Cäsar*.

Schon in den um 1598 entstandenen stücken übt Shakespeare kritik an gewissen äußeren seiten der renaissance. In seinen jugendkomödien betont Shakespeare öfter das bildungswesen des reisens, dagegen spottet er in *As you like it* über die reisesucht und über die auf diese weise gewonnene bildung. Der formensinn der renaissance hat in dem sonett ein dankbares feld für seine betätigung gefunden, auch Shakespeare hat dieser mode gehuldigt, aber in *Heinrich V.* macht er sich über die ganze sonettdichtung lustig — der dauphin von Frankreich macht ein sonett auf sein pferd, das offenbar in der typischen form des sonetts abgefaßt ist, mit der einleitung: *Wonder of nature*.

Die ablehnung der sonettdichtung hängt aber damit zusammen, daß Shakespeare nicht mehr dem schönheitskultus der renaissance huldigt. Schönheit ist ihm nicht mehr das letzte ziel und höchster zweck der kunst. In *As you like it*[1] lesen wir wiederum, daß ihm das schöne jetzt lasterhaft erscheint, denn: „diejenigen, die die natur schön macht, macht sie selten keusch,

[1] Dieses stück ist geradezu ein protest gegen die äußerlichen seiten der renaissancekultur, während *Hamlet* die schärfste ablehnung der inneren renaissancekultur ist.

und denjenigen, die sie keusch macht, gibt sie ein häßliches aussehen".

Noch schärfer ist Shakespeares stellung gegenüber dem klassischen altertum. Er ist nie ein bewunderer dieses zeitalters gewesen, — in seiner jugend benutzt er zwar gern die klassischen autoren für seine dichtungen und stücke, er liebt es, der mode seiner zeitgenossen folgend, mythologische anspielungen, zitate und vergleiche aus der griechisch-römischen literatur, die er meist in übersetzungen benutzte, zu bringen — aber ein engeres, tieferes verhältnis zu ihr hat der englische dichter nie gewonnen, er ist nicht der gefahr unterlegen, in der antike die höchste und letzte form der kunst zu sehen. Jetzt aber wird seine stellung zu ihr geradezu feindlich. In welchem ungünstigen lichte erscheint die größte gestalt des römertums, Julius Cäsar, bei Shakespeare. Alles, was diesen herabsetzt, hat er aus seiner quelle Plutarch beibehalten, ja noch einige wenig vorteilhafte züge hinzugefügt; er liebt die stolze, selbstbewußte stellung dieses mannes nicht, in *As you like it* spricht er von dem thrasonischen geschwätz, das in den worten: *veni, vidi, vici* liege, und im *Julius Cäsar* führt Cäsar selbst eine anmaßende und eitle sprache, die auf jeden feiner empfindenden zuhörer abstoßend wirken muß. Es ist charakteristisch, daß der jugendliche Shakespeare in Brutus einen verräter sieht (*Heinrich VI.*), später aber sich einer innerhalb der renaissancedramatik aufkommenden neigung anschloß, den großen römer Cäsar herabzusetzen.

Noch schärfer legt Shakespeare die sonde an die homerische welt in seinem *Troilus und Cressida* an. Dasselbe thema — den trojanerkrieg — hat Shakespeare einst in seiner jugend in seiner *Lucretia* behandelt, mit einer gewissen sympathie, jetzt legt er die schwäche des griechentums, wie es ihm in der Homerübersetzung von Chapman entgegentrat, mit erbarmungsloser schärfe dar; die politische unfähigkeit des griechentums, die eine bekannte tatsache ist, wird in den mittelpunkt gerückt, die homerische welt vermag trotz ihres glanzes und schönheitssinnes den englischen dichter nicht zu täuschen, er erkennt sie als ethisch minderwertig an. Der kampf um Troja ist für ihn das thema von frauenlist und frauentrug, Achilles ist ein feigling, der den waffenlosen Hektor überrascht und niedersticht. Man hat gemeint, daß Shakespeare durch benutzung seiner mittelalterlichen quellen (Chaucer und Caxton) zu einer solchen auffassung geführt worden wäre, aber mit unrecht. Zwar geben die mittel-

alterlichen quellen kein richtiges bild von dem kampf um Troja, doch standen die mittelalterlichen epiker diesem stoffe als naive bewunderer gegenüber und haben das ganze in ein mittelalterliches milieu gebracht, woraus sich manche änderung auch bei Shakespeare erklärt, aber die scharf realistischen zeichnungen hat Shakespeare nicht aus seinen direkten quellen. Wir müssen beachten, daß nur ein teil der elisabethanischen zeitgenossen in dem altertum etwas herrliches ohnegleichen sah, andere, wie Greene, Harrington, Bacon, sahen das altertum prüfend an und übten kritik. Dieser richtung schloß sich Shakespeare in der jetzigen periode an.

Mit der abkehr und abneigung gegen das klassische altertum hängt noch eine weitere veränderung in der Shakespeareschen anschauung zusammen. Eine der größten schwächen der gesamten renaissance ist eine unterschätzung aller ethischen werte. Ihr ideal sind gestalten wie Marlowes Tamburlaine oder Shakespeares Richard III., menschen, die jenseits von gut und böse keine skrupel in der erringung der politischen macht kennen. Gewissen ist ein wort nur für feige. Wie anders jetzt! In *Troilus und Cressida* beschäftigt sich Shakespeare mit der frage, inwieweit sittliche normen auch in der politik herrschen sollen; durch den mund des Hektor läßt Shakespeare künden, daß die verletzung des moralischen gesetzes in der politik den völkern zum verderben werden müßte, da die moralischen gesetze natürlich seien und jeder frevel gegen die natur sich bitter rächt.

Im *Julius Cäsar* wird nicht mehr der eroberer Julius Cäsar der sympathische held des ganzen, wie ihn die früheren renaissancedramen aufgefaßt hatten, sondern Brutus, der feinfühlende, ethische illusionist, der der renaissance als verräter gegolten hatte.

Der stärkste umschwung aber vollzog sich in der weltanschauung Shakespeares. Es ist nicht ganz leicht, Shakespeares weltanschauung aus seinen dramen zu gewinnen, wir müssen uns hüten, einzelne äußerungen der auftretenden personen mit Shakespeares meinung zu identifizieren; nur, wenn wir das ganze überschauen, ergibt sich ein sicheres bild.

Die philosophie Shakespeares — soweit sie bis zum jahre 1599 uns in seinen dramen entgegentritt, steht natürlich in engstem zusammenhang mit der renaissance. Unverkennbar ist der ein-

fluß Giordano Brunos und der stoa, vor allem in dem organismusgedanken[1].

Die wichtigsten grundzüge sind folgende:

*α*) Ein ausgesprochener monismus tritt klar zutage. Wirklichkeit und sein sind identisch. Die gegebene wirklichkeit umfaßt das gesamte sein, jede transzendenz wird abgelehnt.

*β*) Damit hängt eng zusammen, daß jeder dualismus von natur und geist abgelehnt wird, ebensowenig gibt es einen gegensatz von zweckmäßigen naturgesetzen und sittlichem wollen. Es gibt nur eine *nature,* die gewisse immanente kräfte hat und gewisse immanente gesetze befolgt, die natur selbst ist ein großer organismus, die einzelnen individuen sind nur teile eines ganzen. Das individuum ist also ein mikrokosmus, der ebenso zusammengesetzt ist wie der makrokosmus; ein pantheistischer grundzug ist, wie fast in der ganzen renaissancephilosophie, unverkennbar.

*γ*) Für die ethik und das handeln ergeben sich dann folgende richtlinien. Die natur, als zweckmäßiger organismus, dient sich selbst zur erhaltung — alles geschehen hat sinn und zweck; daraus erfolgt eine optimistische auffassung alles geschehens.

So hat denn der einzelne die aufgabe, sich in harmonie mit der natur zu setzen, er soll den gesetzen der natur rechnung tragen, wodurch dann sein schicksal ein glückliches wird. Jede willkür, jede eigenwillige neigung des individuums, die nicht natürlich ist, rächt sich. Der mensch soll das notwendige tun, und aus der notwendigkeit eine tugend machen. *There is no virtue like necessity* (John of Gaunt in *Richard II.*).

Daß der mensch aber überhaupt fähig ist, das notwendige zu erkennen und zu tun, das macht ihm die vernunft möglich, dieselbe vernunft, die immanent dem ganzen sein zugrunde liegt. Bis zum jahre 1599 gilt für Shakespeare die formel: „Natürlich handeln, heißt vernünftig handeln; vernünftig handeln, heißt natürlich handeln.“

Diese weltanschauung, so glänzend und einheitlich sie auch erscheinen mag, kann nicht alle rätsel des seins unentwegt lösen. Auch bei Shakespeare tritt — fast plötzlich — ein völliger zu-

---

[1] Das verhältnis Shakespeares zu Montaigne ist ein kapitel für sich; ich möchte nur kurz bemerken, daß Shakespeares stellung gegen diesen modephilosophen der renaissance im ganzen eine ablehnende ist, ja die figur des Jaques in *As you like it* scheint geradezu eine verspottung des französischen philosophen zu sein.

sammenbruch dieses gewaltigen und scheinbar so fest in sich fundierten weltgebäudes ein, der riß erfolgt an einer ganz bestimmten stelle. Shakespeare erkannte, daß eine harmonie von mikrokosmus und makrokosmus, von ich und welt nicht zu erreichen und durchzuführen sei; das ich, oft mit den glänzendsten und herrlichsten gaben ausgezeichnet, kann sich oft dem zwecke des seins nicht anpassen, versucht daher seiner eigenen bestimmung zu leben, die nicht mit der bestimmung der natur identisch ist, das individuum kämpft gegen das sein an, muß daher zugrunde gehen.

Es stellt sich also ein dualismus zwischen freiheit und notwendigkeit — zwischen sittlichem wollen und zweckmäßiger natur ein. Mit dieser erkenntnis wird das ganze bisherige system hinfällig — der glaube an eine vernünftige ordnung des seins wird erschüttert, das sein wird für Shakespeare ein chaos, in dem die kräfte sinnlos walten, wie im *König Lear* — an die stelle des optimismus tritt ein tiefer pessimismus.

Aus dieser krisis ist Shakespeares *Hamlet* hervorgegangen. Die bedeutung des stückes liegt eben darin, daß hier der furchtbare kampf zwischen altem und neuem am gewaltigsten zum ausdruck kommt. Shakespeare hatte bis jetzt von der harmonie der welt und dem ich geträumt, und diese harmonie wird ihm, wie Hamlet, auf das grausamste zerstört. In *Hamlet* sehen wir das gewaltige aufbäumen des dichters, seine alte weltanschauung zu retten und zu rechtfertigen, aber es ist die geburtsstunde einer neuen.

Hamlet, das hochbegabte individuum, vermag nicht die aufgabe des seins — d. h. die rache seines vaters — zu erfüllen, und er muß zugrunde gehen. Damit ist der gegensatz von freiheit und notwendigkeit gegeben, und damit fällt auch der glaube an die immanenz des seins. Shakespeare-Hamlet kommt zu der erkenntnis, daß die wirklichkeit nicht mit dem sein identisch sein kann, daß außer der wirklichkeit noch kräfte und mächte vorhanden sind, die diese wirklichkeit beherrschen. Shakespeare tut hier den großen schritt von der immanenz zur transzendenz: „Es gibt mehr dinge im himmel und auf erden, als eure schulweisheit sich träumen läßt.“

Philosophisch betrachtet, bedeutet *Hamlet* ein ringen zwischen immanenz und transzendenz. Die vernunft sucht immer wieder die alte immanenz herzustellen, aber die tatsachen sprechen mehr für transzendenz, und Hamlet kommt zur anerkennung

dieser transzendenz in V, 2, wo er sagt: „Eine gottheit formt unsere zwecke." Immer wieder sehen wir in der geistesgeschichte der menschheit diesen kampf zwischen immanenz und transzendenz. Bei Shakespeare kommt die anerkennung einer transzendenz nicht durch eine äußere autorität (kirchlich-religiös oder wissenschaftlich) zustande, sondern sie ist das produkt seiner eigenen lebenserfahrung. Es sollte uns modernen menschen zu denken geben, daß das größte drama des größten geistes der renaissance aus dem kampfe zwischen immanenz und transzendenz geboren ist.

Auch die übrigen tragödien Shakespeares zeigen uns ein ähnliches bild: der zusammenbruch der alten weltanschauung und das aufkommen einer neuen. Der dichter ringt danach, den dualismus und den pessimismus zu überwinden; aber je tiefer er in die probleme des seins eindringt, desto furchtbarer und rätselhafter wird es ihm. So wird ihm im *Othello* das gesetz der heterogonie der zwecke klar, das im geraden gegensatze zu seiner früheren auffassung des seins als eines zweckmäßigen organismus steht. Jago besitzt genügend energie und schärfe des denkens, daß er die existenz dieses psychologischen entwicklungsprinzips erkennt (er nennt es von seinem standpunkt aus *divinity of hell*), will sich dieses prinzipes zur förderung seiner eigenen ziele bedienen, wird aber schließlich eben durch das wirken dieses prinzips selbst zermalmt. Vor allem sucht Shakespeare die frage nach dem ursprung, zweck und sinn des bösen zu lösen, dessen selbständige existenz er nicht mehr leugnen kann: das sein ist nicht mehr von ordnung und sinn erfüllt, sondern die psychischen kräfte scheinen sinnlos und unvernünftig wie die physischen zu wüten, sich zu bekämpfen und sich zu vernichten. Alle diese fragen sind es, die den grundton seiner tragödien, besonders des *Lear*, abgeben.

Ganz allmählich findet aber der dichter festen boden wieder — die frage nach dem verhältnis von natur und ich, von objekt und subjekt erhält eine ganz andere beantwortung.

In dem letzten bedeutenden stücke, im *Sturm*, gibt uns der dichter eine art lebensbeichte in der gestalt des Prospero. Dieser hat durch eifriges studium, durch eisernen fleiß die herrschaft über die natur gewonnen — sie ist ihm untertänig — Ariel und Caliban gehorchen ihm. Der gegensatz zwischen natur und ich wird also durch unterwerfung der natur unter das ich gelöst. Aber noch größere herrschaft hat er über sich selbst gewonnen,

er ist sein eigener gesetzgeber geworden: das gesetz, das er sich freiwillig stellt, ist die erfüllung der höchsten sittlichkeit. Also nicht mehr diktiert eine äußere *necessity* unser handeln, sondern unser eigener sittlicher wille. Aber nicht engherzig ist Prospero — nicht verächtlich blickt er auf seine mitmenschen herab, die nicht die gleiche stufe der vollkommenheit erreicht haben; er tritt ihnen mit größter sympathie entgegen; seinen feinden, die in seine hände geraten, verzeiht er.

Es ist eine tiefe, wundersame lehre, die wir aus Shakespeares entwicklung entnehmen können. Mag das sein noch so rätselhaft sein, noch so gewaltig auf uns einstürmen, möge die welt, wie es Carlyle einmal in seinem *Friedrich dem Großen* ausspricht, möge die welt allzeit dem gesunden verstand des menschen als ein tollhaus erscheinen — zwei mächte gibt es, die uns ermöglichen, unabhängig von der wirklichkeit zu sein: das eine ist der sittlich autonome wille des einzelnen, und das andere ist die sympathie für die mitmenschen — sittliche freiheit und warme sympathie sind die eckpfeiler jeder persönlichen und allgemeinen kultur.

*Halle a. S.* M. DEUTSCHBEIN.

---

# DIE SCHRIFTLICHE REIFEPRÜFUNG IN DEN NEUEREN SPRACHEN, BESONDERS IM ENGLISCHEN.

An den preußischen gymnasien wird lateinisch in 68 wochenstunden unterrichtet, wovon 21 auf die drei oberklassen fallen; in der reifeprüfung wird eine übersetzung aus dem deutschen in das lateinische verlangt. Griechisch ist mit 36 wochenstunden angesetzt, 18 in den oberklassen; in der reifeprüfung hat der schüler eine übersetzung aus dem griechischen in das deutsche anzufertigen. Für die sprachliche ausbildung des gymnasiasten kommen außer den lateinischen und griechischen stunden noch in betracht 20 stunden im französischen, fakultativer unterricht im englischen oder hebräischen (vielleicht in beiden sprachen) mit 6 stunden, sowie die lektüre fremdsprachlicher texte im religions- und geschichtsunterricht.

Am realgymnasium alten stils sind die zahlen der wochenstunden für lateinisch 49 und 12, für französisch 29 und 12, für englisch 18 und 9; verlangt wird in der reifeprüfung eine über-

setzung aus dem lateinischen in das deutsche und ein französischer aufsatz oder eine übersetzung aus dem deutschen in das französische. Statt der französischen arbeit kann eine englische angefertigt werden, wenn diese sprache, wie die lehrpläne gestatten, in den oberklassen mit mehr stunden bedacht ist als das französische[1].

An der oberrealschule sind die zahlen der wochenstunden im französischen 47 und 12, im englischen 25 und 12; in der reifeprüfung wird in einer der beiden sprachen ein fremdsprachlicher aufsatz, in der andern eine übersetzung aus dem deutschen verlangt. Für den aufsatz kann hier wie am realgymnasium eine drei- bis fünfstündige freie arbeit nach zweimal vorgelesenem deutschen text eintreten. Unter den mancherlei vorzügen dieser arbeit scheint mir vor allem ihre ehrlichkeit hervorhebung zu verdienen.

Zwischen stundenzahlen einerseits und zielforderungen anderseits besteht ein krasses, völlig unberechtigtes mißverhältnis. Am realgymnasium soll der schüler nach 29 wochenstunden einen französischen aufsatz schreiben können oder nach 21 einen englischen, während 49 wochenstunden im lateinischen ihn nur zu einer übersetzung ins deutsche befähigen. Das gymnasium, das am meisten sprachunterricht hat, nämlich 130 wochenstunden, ist in seinen anforderungen am bescheidensten, während umgekehrt die oberrealschule, deren schüler schon durch die zahl der arbeiten schwerer belastet sind, am meisten verlangt, obwohl sie nur 72 stunden fremdsprachlichen unterricht erteilt.

Zur erklärung ist wohl anzuführen, daß die neueren sprachen für leichter gelten als die alten. Das ist teilweise richtig — nämlich für schüler, die wie die gymnasiasten fünf jahre lang jede woche acht stunden lateinisch getrieben haben. Die damit verbundene logisch-sprachliche schulung kommt selbstverständlich jedem folgenden sprachunterricht zugute. Einem schüler, der die unter- und mittelklassen eines gymnasiums durchgemacht hat, muß jede andere sprache leicht erscheinen, noch dazu eine tochtersprache des lateinischen. Schwierigkeiten bieten die klassischen sprachen durch die vielen formen, das griechische zuerst auch durch die fremden buchstaben und die akzente. Aber damit lassen sich im englischen und französischen etwa ver-

---

[1] Dann ist die verteilung: französisch 26 und 9, englisch 21 und 12.

gleichen die greuliche orthographie, die aussprache, die regeln über die wortstellung. Kein kenner wird übrigens leugnen, daß die stilistik des französischen wie des englischen ganz außerordentliche schwierigkeiten macht. Zu berücksichtigen ist auch, daß der englische unterricht in prima sich zwei halbjahre lang mit der lektüre Shakespearescher dramen beschäftigen muß, was für die ausbildung im englischen prosastil eher schädlich als förderlich ist. Ein objektiver maßstab, welche sprachen schwerer sind, läßt sich kaum finden. Jedenfalls ist das verhältnis nicht so, daß im englischen nach sechs jahren mit je vier wochenstunden dasselbe verlangt werden kann wie im lateinischen nach neun jahren mit je acht oder sieben wochenstunden, oder mehr als im griechischen nach sechs jahren mit je sechs stunden.

Daneben beruht diese zielforderung auch auf der auffassung, daß die kenntnis der neueren sprachen in erster linie einem praktischen bedürfnis genügen soll. Die klassischen sprachen sollen der geistigen erziehung und bildung dienen, in erster linie durch die lektüre der fremden schriftsteller[1]. Diese lektüre zu fördern, ist der alleinige zweck aller übungen im gebrauch der fremden sprache. Bei den neueren sprachen ist es nach der anschauung vieler gerade umgekehrt; sie sollen in erster linie ein verständigungsmittel sein; der mündliche oder schriftliche gebrauch der fremdsprache ist hauptsache; ihm dient schließlich auch nur die schriftstellerlektüre. Diese auffassung von der bedeutung des neusprachlichen unterrichts herrscht glücklicherweise nicht mehr überall; sie hat aber zweifellos geherrscht, und ein niederschlag von ihr ist die erwähnte bestimmung der reifeprüfungsordnung, die dieser kurze aufsatz bekämpfen soll.

Im jahre 1882 veröffentlichte prof. Viëtor als Quousque Tandem seine schrift: *Der sprachunterricht muß umkehren.* Hierin verurteilte er auch das tote hinübersetzen als „eine kunst, die die schule nichts angeht“. Gegen die hinübersetzung besonders hat sich dann im jahre 1894 auf dem 6. allgemeinen deutschen neuphilologentage zu Karlsruhe direktor Walter gewandt in seinem vortrage „Über schriftliche arbeiten im fremdsprachlichen unterricht nach der neuern methode“. Damals wurden seine beiden thesen einstimmig angenommen: „1. Freie schreibeübungen

[1] Man lese — neiderfüllt — in den lehrplänen für die höheren mädchenschulen die bestimmungen über den griechischen unterricht. Bitte!



im anschluß an die lektüre sind als ersatz der übersetzungen aus dem deutschen zuzulassen. 2. Es ist zu wünschen, daß in den abschluß- und reifeprüfungen an stelle der bisherigen schriftlichen übersetzungen dem ziele der schule entsprechende freie arbeiten gestattet werden." Beiden außerordentlich bescheidenen forderungen („zuzulassen", „gestattet werden") haben die schulbehörden immer noch nicht entsprochen. Der extemporaleerlaß hat im klassenunterricht die beinahe schon gestürzte übersetzung vielerorts auf den thron gehoben, und in der reifeprüfung der oberrealschule hat sie beständig geherrscht. Es mag zugegeben werden, daß die hinübersetzung eine für den lehrer bequeme form ist, festzustellen, ob grammatische einzelheiten erfaßt und behalten sind, vielleicht auch um sie zu üben. Aber leugnen läßt sich nicht, daß die übersetzung größerer abschnitte aus der muttersprache in die fremdsprache, noch dazu ohne benutzung eines wörterbuches, im praktischen leben nie vorkommt. Ebenso sicher ist, daß sie ein höchst unvollkommenes mittel ist, um die kenntnisse eines schülers in der fremden sprache festzustellen. Sie könnte dazu dienen, wenn ein stück, das einem deutschen schriftsteller entnommen ist, in freierer form wiederzugeben wäre. Aber darum handelt es sich in den seltensten fällen, höchstwahrscheinlich nie; darum kann es sich auch gar nicht handeln, denn die aufgabe ist viel zu schwer. Im allgemeinen wird ein für diesen zweck zurechtgemachtes stück vorgelegt, das wörtlich zu übersetzen ist, unter benutzung gewisser oft vorkommender und öfter geübter grammatischer formen. Dabei ist *der* schüler am besten dran, der diese formen — die doch wirklich die sprache nicht ausmachen — am besten beherrscht, und der die in dem stück gerade vorkommenden vokabeln und ihre schreibung am besten behalten hat. Inhaltlich sind die meisten stücke herzlich unbedeutend; vielfach handelt es sich um die einfache erzählung des ersten aktes eines Shakespeareschen dramas oder um ein kapitel aus der kriegsgeschichte ohne tiefere bedeutung. Auch sprachlich sind sie oft recht einfach. Die allermeisten übersetzungsstücke, die oberrealschulabiturienten vorgelegt werden und die mir im laufe einer längeren reihe von jahren vorgekommen sind, könnte auch eine normale untersekunda übersetzen, die vielleicht eine stunde wöchentlich mehr derartige übungen triebe.

Nun schließlich gewährt diese art arbeit wenigstens dem fachlehrer ein urteil, wie weit der schüler das kann, was im

unterricht des letzten jahres durchgenommen ist. Worüber diese arbeit aber niemandem ein urteil gewährt, das ist die allgemeine geistige reife des schülers. Der altphilologe, der als provinzialschulrat vielleicht an eine oberrealschule zur prüfung kommt, wird den deutschen aufsatz eines schülers genau durchsehen, über dessen allgemeinreife er ein urteil gewinnen will. Er wird die naturwissenschaftliche arbeit, auch die mathematische und den französischen aufsatz ansehen; die englische zählt überhaupt nicht mit.

Ein dritter mangel der hinübersetzung liegt in der schwierigkeit der vorbereitung. Einerseits hat der lehrer den berechtigten wunsch, daß in der arbeit keine wendungen und vokabeln vorkommen, die den schülern unbekannt sein könnten. Anderseits will er bestimmungsgemäß dafür sorgen, daß „die aufgaben nicht so weit im unterricht vorbereitet sind oder einer der bereits bearbeiteten aufgaben so nahe stehen, daß ihre bearbeitung aufhört, den wert einer selbständigen leistung zu haben“, wie er sich auch bemühen wird, „jede vorherige andeutung zu unterlassen“. Daß es nicht immer gelingt, beiden wünschen in gleicher weise gerecht zu werden, ist nicht zu leugnen. Aus leicht begreiflichen gründen läßt sich hierüber wenig sicheres wissen und noch weniger sagen; aber ich fürchte, daß sich hieraus recht schwere bedenken gegen die bisherige form der prüfungsarbeit ergeben.

Ihr hauptmangel scheint mir allerdings darin zu liegen, daß sie mit dem unterrichtsziel wenig übereinstimmt und daher geeignet ist, von diesem selbst im unterricht abzulenken. Als ziel wird in den geltenden lehrplänen (s. 41) angegeben: „Verständnis der wichtigsten schriftwerke seit Shakespeare und übung im mündlichen und schriftlichen gebrauch der sprache.“ In den lehrplänen für die höheren mädchenschulen heißt es (s. 38): „Im (ober)lyzeum sowie in den oberrealschul- und den realgymnasialen klassen der studienanstalt sind die lehrziele: *kenntnis und* verständnis der wichtigsten schriften der letzten drei jahrhunderte, soweit sie der schule zugänglich sind; *einige kenntnis der wichtigsten abschnitte der literatur- und kulturgeschichte der beiden völker im anschluß an die lektüre; eindringendere, soweit angängig, historische erkenntnis der sprachlichen erscheinungen;* übung im mündlichen und schriftlichen gebrauch der beiden sprachen.“ Der schriftliche gebrauch der fremdsprache — das ist noch nicht hinübersetzung —, der auch in dem lehrziel der

oberrealschule erst an letzter stelle genannt ist, tritt hier noch mehr zurück vor andern, jetzt mehr gewürdigten seiten des sprachunterrichts. Es besteht für mich kein zweifel, daß auch in den kommenden lehrplänen[1] für die höheren knabenschulen ähnliche forderungen gestellt werden; wie denn ja auch wohl die meisten lehrer ihnen schon jetzt nachzustreben bemüht sind.

Wie weit dies lehrziel erreicht ist, wird bei dem jetzigen prüfungsverfahren nur sehr mangelhaft festgestellt. Die schriftliche prüfung beschäftigt sich nur mit der zuletzt genannten — und unwesentlichsten — forderung, und auch das nur in unvollkommener form. Die kurze mündliche prüfung kann sich selbstverständlich nicht über alle andern lehrziele erstrecken. Verlangt wird bestimmungsgemäß die „übersetzung eines abschnittes aus solchen schriftstellern, die in prima gelesen werden oder dazu geeignet sein würden". Dadurch *soll* offenbar festgestellt werden, ob der schüler einen text versteht. Das tut meines erachtens aber die übersetzung eines kurzen, aus dem zusammenhang herausgerissenen abschnittes von 8—12 zeilen nicht, noch dazu, da der schüler die möglichkeit hat, sich unbekannte vokabeln und redensarten vom lehrer sagen zu lassen, vielleicht auch von ihm geleitet wird. Noch weniger aber genügt diese prüfungsform, um festzustellen, ob der schüler imstande ist, ein längeres stück seinem gedankeninhalt und zusammenhang nach zu erfassen; und das bleibt doch immer die hauptsache.

Höchst unerfreulich ist die wirkung, die diese form der schriftlichen reifeprüfung auf den unterrichtsbetrieb der oberen klassen ausübt. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn ich annehme, daß ganz allgemein jede woche mindestens eine stunde, vielleicht sogar anderthalb, mündlichen und schriftlichen übersetzungsübungen, ihrer vorbereitung und rückgabe gewidmet werden. Wenn der lateinunterricht auf dem gymnasium von seinen sieben stunden wöchentlich so viel zeit für derartige übungen opfert, so ist das nicht wesentlich; aber bei vier wochenstunden sieht die sache anders aus. Für vorträge, sprechübungen, unterricht in kultur-, literatur- und sprachgeschichte darf man wohl auch eine stunde wöchentlich ansetzen. So bleiben für die lektüre selbst anderthalb, höchstens zwei stunden von je 45 minuten übrig. Dann wird zwar die forderung der lehrpläne,

[1] Vgl. *Deutsches philologenblatt* 1913, s. 164.

daß die lektüre im mittelpunkt des unterrichts *stehen* soll, buchstäblich erfüllt; aber ein tieferes verständnis der wichtigeren schriften der letzten drei jahrhunderte wird auf diese weise nicht angebahnt, von kenntnissen auf diesem gebiet gar nicht zu reden.

Es gilt also, eine andere form der schriftlichen prüfungsarbeit zu finden, eine form, die die geschilderten mängel nicht hat.

An eine freie arbeit in der fremden sprache ist wohl kaum zu denken: es ist nicht wünschenswert, daß beide fremdsprachen in der prüfung und somit auch im unterricht gleich behandelt werden. Größere differenzierung ist erstrebenswert, da sie eine vielseitigere ausbildung des schülers zur folge hat, und da, was in der einen sprache geübt und geleistet wird, auch dem unterricht in der andern zugute kommt.

Eine übersetzung aus der fremden sprache hat zweifellos ihre vorzüge. Aber da der ministerialerlaß vom 9. september 1910 (U II 2894/09) sie verwirft, und da sich tatsächlich allerlei dagegen anführen läßt, so wird man zunächst davon absehen.

Im vorletzten jahrgang der *Hilfe* hat schulrat prof. Alexander Wernicke, direktor der oberrealschule in Braunschweig, eine reihe von artikeln über die aufgabe der auslese und die höheren schulen veröffentlicht. In den letzten artikeln kommt er auch auf die reifeprüfung zu sprechen, die er ganz wesentlich konzentrieren will. Für die fremdsprachen, alte wie neue, empfiehlt er eine originelle form der prüfung. Danach soll dem schüler ein längeres stück eines fremdsprachlichen textes vorgelegt werden. Davon soll er in deutscher sprache den inhalt angeben und ein besonders bezeichnetes stück übersetzen. Auf einzelheiten geht Wernicke, der mathematiker ist, an der stelle nicht ein; daß er dem sprachunterricht aber hohe ziele steckt, zeigen die beiden kurz angegebenen beispiele. „Am gymnasium: Homer bei Platon, in *Republik* X, 3 f., wobei 4 zu übersetzen ist, an der oberrealschule: ‚Ich denke, also bin ich‘ nach Descartes' *Discours,* IV, wobei der eingang zu übersetzen ist.“

Durch einen aufsatz der hier angedeuteten art wird festgestellt, ob der schüler die sprache so beherrscht, daß er einen der stufe entsprechenden schriftsteller wirklich versteht. Es wird etwas von ihm verlangt, was er im späteren leben oft genug wird anwenden müssen, und wozu er die fremde sprache auf der schule in allererster linie treibt. Besser als alle anderen abiturientenarbeiten läßt diese arbeit uns erkennen, wie weit von geistiger reife des schülers die rede sein kann. Einer vor-

bereitung durch den lehrer auf die besonderen gestellten aufgaben bedarf es überhaupt nicht. Alles, was der schüler produziert. ist eigene arbeit. Die aufgabe kann eine erhebliche länge haben, jedenfalls viel umfangreicher sein, und daher auch viel länger dauern als die übersetzung ins englische, die ganz einseitig auf dem gedächtnis beruht. Ist das stück entsprechend ausgewählt, so zeigt die arbeit auch, ob der schüler einige kenntnisse von der literatur, geschichte und kultur des fremden volkes hat. Als einen vorzug sehe ich es auch an, daß diese art arbeit mehr als jede andere der schulaufsichtsbehörde die möglichkeit gewährt, die aufgabe selbst zu bestimmen oder für mehrere oder alle anstalten ihres bereichs dieselben aufgaben zu geben.

Was mir diese art arbeit aber vor allem wertvoll erscheinen läßt, ist die rückwirkung auf den unterricht. Die zeitraubende und doch wertlose hinübersetzung fällt fast ganz fort, wird jedenfalls auf ein bedeutend geringeres maß beschränkt; sie bleibt übung, verliert aber den charakter als prüfungsarbeit und ist nicht mehr selbstzweck. Die herübersetzung bleibt bestehen. Sie wird aber wesentlich ergänzt durch dauernde betrachtung des gedankeninhalts, dispositionsübungen, schriftliche übungen ähnlicher art, wozu es heute oft genug an zeit gebricht. Der fremdsprachliche unterricht, der bisher durch das viele übersetzen nur schädigend auf den deutschen stil des schülers gewirkt hat, vor allem auch die entwicklung eines eigenen stils gehemmt hat, kann jetzt auch hierbei fördernd eingreifen. Die privatlektüre erhält in den augen der lehrer wie schüler eine erhöhte bedeutung; eifriger als bisher werden die primaner eine etwa bestehende neusprachliche schülerbibliothek benutzen und sich dabei auch an gehaltvollere werke wagen. Ein junger mann, der im hinblick auf diese zielforderung auf der schule englisch getrieben hat, wird eher als ein anderer bereit sein, nachher seine englischen kenntnisse nutzbringend zu verwerten und ein englisches buch zu studieren, sei es einen roman oder ein werk seiner fachwissenschaft oder ein allgemein bildendes werk der englischen literatur. Überhaupt wird der englische unterricht eine höhere geistige bedeutung erhalten, die bisher doch oft zu vermissen war.

Einwenden ließe sich vielleicht, daß eine solche arbeit dazu erzieht, über schwierigkeiten hinwegzugleiten und oberflächlich zu werden. Ich glaube, das ist nicht zu befürchten. Mathematik

und physik sind vor allem dazu da, den oberrealschüler zur peinlichen genauigkeit im einzelnen zu erziehen. So hoch ich auch die philologische akribie schätze[1], so glaube ich doch, daß es wichtiger ist, wenn wir unsere schüler befähigen, größere zusammenhänge zu sehen und zu berücksichtigen, und dazu, glaube ich, kann auch die von mir vorgeschlagene prüfungsarbeit mitwirken. Natürlich kommt auch hier viel auf die richtige anleitung an. Wenn der lehrer in den übungsarbeiten immer verlangt, daß die tieferen gedanken herausgeholt werden, auch mal eine arbeit stellt, die auf eine begriffsbestimmung hinausläuft oder sich mit der form des textes beschäftigt, so kann er der oberflächlichkeit wirksam entgegenarbeiten. In diesem zusammenhange kann ich auch auf den zweiten teil der von Wernicke vorgeschlagenen arbeit hinweisen, die übersetzung. Ich möchte aus mancherlei gründen lieber auf sie verzichten, glaube aber doch, daß sie geeignet ist, die oben geäußerten bedenken zu zerstreuen.

Die frage: soll bei der prüfungsarbeit ein wörterbuch benutzt werden? möchte ich ganz energisch bejahen. Es mag ja vorkommen, daß ein schüler sich dann zu sehr mit der präparation von einzelheiten aufhält und infolgedessen das ganze stück nicht früh genug erledigt, also auch seine gedanken nicht erfaßt und nicht wiedergeben kann. Aber wer das tut, der beweist eben, daß er ohne rechten erfolg an dem sprachunterricht teilgenommen hat, und daß auch seine geistige reife noch mangelhaft ist. Wichtig aber scheinen mir zwei punkte. Steht dem schüler ein wörterbuch zur verfügung, so braucht sich der lehrer im unterricht überhaupt nicht auf die vorbereitung einzelner schwierigkeiten der prüfungsarbeiten einzulassen, was geeignet ist, den unterricht erziehlich und moralisch außerordentlich zu heben. Ferner wird der schüler so gezwungen, sich in jahrelanger arbeit vor dem examen mit seinem wörterbuch vertraut zu machen und es bei der häuslichen präparition regelmäßig zu benutzen. Leider geschieht das heutzutage nur recht vereinzelt. Als einen pädagogischen mißgriff muß ich es direkt bezeichnen, wenn die dem programm beigefügte liste der schulbücher und lektüreausgaben auch das spezialwörterbuch mit aufführt, als wenn es offiziell eingeführt wäre. Die sonderwörterbücher, die

[1] Ich bedauere übrigens, sie gerade in neusprachlichen schulgrammatiken zu vermissen.



um kein haar wertvoller sind als die gedruckten übersetzungen, und die mit allen mitteln bekämpft werden müssen, werden jetzt leider von der größeren hälfte der schüler fast allein benutzt. Müßten die schüler sich für das examen mit dem schulwörterbuch vertraut machen, so würden die andern dinger in ihren augen erheblich an wert verlieren. Und wenn mal ein schüler, der sich bisher immer mit eselsbrücken[1] durchgemogelt hat, in der prüfungsarbeit mit dem wörterbuch nichts anzufangen versteht und deswegen durchfällt, so ist das auch kein schade.

Die frage, wie die texte, die für solche prüfungsarbeit nötig sind, beschafft werden sollen, braucht hier wohl nicht erörtert zu werden. Diese rein technische sache läßt sich zweifellos ohne schwierigkeit in verschiedener weise regeln.

Was ich mir denke, wird vielleicht am besten klar, wenn ich einige beispiele von arbeiten, die meines erachtens gestellt werden könnten, angebe.

Shakespeare, *Julius Cæsar* II, 1, 86—228 = 142 zeilen. Die letzte beratung der verschwörer.

Shakespeare, *Julius Cæsar* III, 2, 1—273. Die reden des Brutus und des Antonius und ihre wirkung auf das volk.

Milton, *L'Allegro* und *Il Penseroso*. 152 + 176 = 328 zeilen. Zwei verschiedene temperamente.

Macaulay, *Lord Clive*, ausgabe Velhagen, bd. 52 A, s. 60 mitte bis 67 oben und 74 unten bis 77 oben (8 seiten) Clives verhandlungen mit den indischen verschwörern und ihre beurteilung durch Macaulay. In der Rengerschen ausgabe s. 35, $_{34}$ bis 40, $_{34}$. Der letzte, äußerst wichtige abschnitt, Macaulays beurteilung enthaltend, fehlt leider.

Haldane, *Universities and National Life*, s. 71 mitte bis 81.

Welche lehren zieht Haldane aus der entwickelung Deutschlands im 19. jahrhundert?

Dasselbe s. 114 unten bis 124.

Die bedeutung Luthers, Lessings und Kants für die entwickelung des deutschen geisteslebens.

Seeley, *The Growth of Great Britain*. Ausgabe Weidmann. I, 11, s. 51 bis 59.

Welche lehren zieht Seeley aus der ersten periode der englischen kolonialgeschichte?

---

[1] Dazu rechne ich auch die präparationshefte des verlags Goebel in Hannover, sowie die ausgaben D des verlags Renger.

Weitere geeignete stoffe findet man in einzelnen bändchen der verschiedenen sammlungen von schulausgaben, z. b. in Velhagen und Klasings sammlung, bd. 126, *English Historians*, oder in den bänden 97, 100, 101, *Englische prosaschriftsteller des 17., 18. und 19. jahrhunderts*. Hinzuweisen wäre hier vor allem auch auf die von Förster besorgte neue auflage von Herrigs *British Classical Authors* in beiden ausgaben. Die darin enthaltenen stücke würden zum großen teil auch als übungsaufgaben sehr brauchbar sein.

Manche der genannten aufgaben erscheinen vielleicht etwas schwer; eine wesentliche erleichterung können sie finden, wenn der lehrer vor beginn der bearbeitung die historische oder dramatische situation kurz erläutert oder einzelne ausdrücke von wichtigkeit erklärt. Derartige notizen wären natürlich in die prüfungsverhandlungen mitaufzunehmen. Die länge der genannten textstücke ist sehr verschieden; dementsprechend wären den schülern auch verschieden lange arbeitszeiten zu gewähren; anderseits könnte man bei einem kürzeren stück auch verlangen, daß die arbeit mehr ins einzelne geht als bei einer längeren. Von ausschlaggebender bedeutung für die beurteilung der arbeit ist es aber in jedem fall, daß das ganze stück behandelt ist.

Die notwendige und äußerst nützliche übung solcher art arbeit geschieht zuerst am besten mündlich, dann erst schriftlich. Die stücke sind anfangs sorgfältig auszuwählen, damit schüler wie lehrer die richtige vorstellung davon bekommen, was geleistet werden soll und geleistet werden kann. Der text darf nicht zu schwer sein, damit er inhaltlich ganz bewältigt werden kann, aber auch nicht so kurz, daß der schüler ihn fast ganz übersetzen kann. Von vornherein muß der schüler vor allem lernen, daß er nicht übersetzen soll, sondern daß es seine aufgabe ist, den *inhalt* mit seinen eigenen worten wiederzugeben.

Was ich hier ausgeführt habe, beruht lediglich auf theorie; praktisch erprobt habe ich es natürlich noch nicht. Daß es dazu kommen möge, ist außerordentlich zu wünschen. Zu erreichen ist es vielleicht, wenn die kollegen, die meine ausführungen billigen, sich *rechtzeitig* von ihrer vorgesetzten behörde die erlaubnis erwirken, einmal einen versuch zu machen. Mitteilung theoretischer art oder über praktische erfahrungen, auch über erlangte oder verweigerte erlaubnis, sind mir natürlich angenehm.

*Gummersbach (Rhld.).* E. Riedel.

---

# DAS NEUSPRACHLICHE KÖNNEN UNSERER SCHÜLER.

## II. WIE KANN DIE SPRECHFERTIGKEIT DER SCHÜLER GEHOBEN WERDEN?[1]

Da dieses kapitel schon so oft behandelt wurde, möchte ich zuerst eine frage der *allgemeinen* pädagogik berühren, die ich nirgends *systematisch* besprochen, in sehr viel werken überhaupt nicht erwähnt finde.

Man ist heute sich schon ziemlich klar, daß die frage des *bildungsstoffes* zurücktreten muß gegenüber der frage der *methodik*. Nicht *wieviel*, sondern *wie* die schüler lernen, ist entscheidend, nur beschränkt man sich bei solchen untersuchungen ausschließlich auf die schule. Es ist jedoch einleuchtend, daß durch die starke inanspruchnahme[2] der jungen in der schule auch die häusliche arbeit immer mehr eingeschränkt wird, die häusliche arbeit daher immer praktischer werden muß. Damit erhebt sich die frage: *wie arbeiten die schüler zu hause?* Oft unter unglaublichen äußeren verhältnissen, in der küche, einem lärmenden wohnzimmer, auf dem fensterbrett oder an einer knappen ecke des eßtisches — daran wird die schule nicht viel ändern können[3]. Aber jeder lehrer sollte gelegentlich unter den schülern selbst rundfragen veranstalten, *wie* sie lernen (in den sprechstunden erfährt man von den eltern fast nie etwas brauchbares), nicht nur im interesse des unterrichts, sondern der schüler selbst, weil ich sehe, wie auch willige und eifrige schüler schließlich stumpf werden, wenn sie mit ihrer häuslichen arbeit nichts erreichen. Und besonders der neusprachler hat grund, sich dafür zu interessieren, wie seine schüler zu lernen gewohnt sind — still vor

---

[1] Einen ersten artikel, „Das neusprachliche können des lehrers", haben wir *N. Spr.* XXII, heft 9/10, mitgeteilt. *D. red.*

[2] 30 und mehr wochenstunden, die forderung, daß auch der körper ausgebildet werde, endlich die mode, alles mögliche sonst noch den jungen vorzuführen, was vielfach in das schöne prinzip *multa, non multum* ausläuft.

[3] In ganz wenigen schulprogrammen finden sich hygienische winke für das häusliche leben der schüler. Man baut schulpaläste mit peinlichster berücksichtigung der hygienischen regeln, stellt schulärzte an, versäumt es aber, sich um die häuslichen lebensverhältnisse der schüler zu bekümmern, oder überhaupt an sie zu denken. Das ist eine analogie zum häuslichen lernen.

sich hinbüffelnd gewöhnlich, was für die fremdsprachen recht vorteilhaft ist, von wort zu wort, von zeile zu zeile sich mühsam fortarbeitend, mit möglichst unpraktischer verkehrung des lehrganges der schule und ohne jede übersicht. Hier muß der lehrer nicht nur anweisungen *geben*, sondern sie auch *durchsetzen*, indem er ihre durchführung zu hause auch kontrolliert. Wenn ich einem schüler, der recht elend liest, sage: „das haben Sie ja zu hause nicht einmal laut gelesen, so etwas kann ich nicht brauchen", so wirkt das jedenfalls; gerade der neusprachliche unterricht ist nicht nur auf peinliche aufmerksamkeit *in der schule* angewiesen, sondern auch auf VERSTÄNDNISVOLLE *ergänzung* durch die häusliche arbeit. Es ist seltsam: man verlangt heute vom lehrer in der schultätigkeit methodik, vermeidung alles dessen, was überflüssig ist und den schüler belasten könnte, eine sorgfältig erklügelte leitung und einführung der schüler; um *deren arbeit* jedoch bekümmert man sich kaum, und das zeigt sich in dem augenblicke, wo der stoff so groß wird, daß er tatsächlich nur mit äußerster ökonomie des lernens bewältigt werden kann, in den oberen klassen vor allem, wo die schüler auch noch im wesentlichen mit dem mechanischen gedächtnisse arbeiten, statt mit dem logischen. Was nützt es, gruppen zu bilden, gesetze abzuleiten, übungen aller art anzustellen, wenn die schüler für sich bei ihrem vertrackten lernverfahren bleiben? Ich gestatte den schülern, im buche über die tonsilbe ein zeichen zu machen (den grund siehe bd. XXI, 449), trotzdem kommen akzentfehler vor. Zu solchen winken gehört die erklärung der einrichtung des wörterbuchs[1], bei stücken, die etymologische oder sachliche gruppen enthalten, die zusammenstellung dieser im *vokabelheft* und noch vieles andere, was teils zur vorpräparation, teils direkt zur häuslichen arbeit der schüler gehört. Selbst manche schulbücher fehlen hier noch durch ihre unpraktische einrichtung: bei selteneren worten z. b., die in anmerkungen erklärt sind, sollte *immer* auch die aussprache angegeben sein; der schüler schlägt natürlich zuerst die anmerkungen auf, findet er dort nur

[1] Meine schüler benutzen das taschenwörterbuch von Toussaint-Langenscheidt, das auch ich für die vorbereitung brauche, um festzustellen, was die schüler darin finden, und was nicht. Bei gleichgeschriebenen wörtern muß man die schüler darauf aufmerksam machen, daß sie die *richtige* bedeutung finden, mir sind maturaarbeiten vorgekommen, in denen die schüler dagegen fehlten.

die bedeutung angegeben, so wird er kaum noch das wörterbuch zur hand nehmen, um die aussprache kennen zu lernen. Was für die häusliche vorbereitung gilt, ist auch von der schultätigkeit zu sagen: die „englische atmosphäre" in der klasse kann *nur der lehrer* schaffen, der auch von seinen schülern dabei unterstützt wird. Man hat sich über den oberlehrer lustig gemacht, der vor der Neposlektüre seinen schüler zwölf regeln für das übersetzen aus dem lateinischen ins deutsche diktierte, statt diese regeln im unterrichte langsam sich entwickeln zu lassen. Aber ich meine, im neusprachlichen unterrichte schadet es nichts, wenn man den schülern geradezu sagt, warum diese oder jene anordnung des lehrers vom anfange an streng eingehalten werden muß (vgl. bd. XXI, 583 ff.). Ich hebe diesen letzteren punkt hervor, weil zu den argumenten der antireformer, das auch mir bei meinen ersten lehrversuchen lebendig entgegentrat, auch das eine vorzugsweise gehört, daß *einem would-be* engländer in der klasse 30 oder mehr schüler gegenüberstehen, die aus gewohnheit immer wieder in die muttersprache zurückfallen. Unter solchen verhältnissen arbeiten, heißt eine hochmoderne dynamomaschine mit veralteten werkzeugmaschinen zusammenkoppeln — ich glaube, mancher lehrer bleibt auch mit der reformmethode stecken, weil er sie einseitig auf den stoff, nicht auf die schüler anwendet.

Zur ersten und wichtigsten frage des fremdsprachlichen unterrichts, der aneignung der aussprache, habe ich *N. Spr.* XXI, 7 einiges vorgebracht, und es freut mich, daß, was ich dort (s. 449) als absolutes ideal bezeichnet hatte, durch das englische elementarbuch von Marseille-Schmidt so glücklich verwirklicht wurde. Es bezieht sich nicht auf dieses buch, wenn ich nun im folgenden ein schweres bedenken gegen einzelheiten im unterrichte geltend mache. Es muß als *überreform* und als sünde gegen das gesetz vom steten aufbau bezeichnet werden, wenn nicht nur lehrer, sondern auch lehrbuchverfasser von anfang an, wenn die schüler kaum die einzellaute richtig artikulieren können, alle feinheiten der NACHLÄSSIGEN *individuellen englischen umgangssprache* von ihnen verlangen. Die beste schwimmlehrmethode ist die, ohne viel federlesens den schüler ins wasser zu schubsen — wenn er erst einige maß wasser geschluckt hat, wird er sich bald darauf besinnen, wie er sich über wasser hält, und da diese kunst zu den passiven fertigkeiten zählt und in der natur des menschen vorgebildet liegt, ergibt sich das weitere von selbst. Grund-

falsch aber ist es, das auch auf den sprachunterricht anzuwenden und, von den kurzformen abgesehen, auch bindungen wie [æʒju], [wudʒu] oder gar [dountʃu, kaːntʃu] den *schülern* im elementarunterrichte vorzuführen, reduktionen wie [væljü, windö] (die letztere führt im anfangsunterricht unausbleiblich zur *cockney*-form *winder*, während vorgeschrittene schüler den laut leicht erreichen), auch wirkliche *cockneyisms*, wie [kjɔː, pjɔː] usw. Dabei besteht im engl. selbst in neuerer zeit eher eine *rückläufige* bewegung, eine größere sauberkeit bezüglich der aussprache. Schröers warnung (*Neuenglische elementargrammatik* s. 102), die für *hochschüler* gilt, ist also solchen spielereien zuliebe nicht einmal im *schulunterrichte* beachtet worden. Ich bin auch gegen die kurzformen etwas mißtrauisch geworden, weil sie im anfangsunterrichte *falsch* zerlegt werden und so (man verzeihe diesen standpunkt) grammatische fehler verursachen können [hiː z rʌn] wird aufgelöst *he* IS *run*, [hiː d kʌm] als (im zusammenhange falsch) *he* HAD *come* usw. Wie lento- und allegroformen in der muttersprache nebeneinanderstehen, dürfen letztere auch im unterrichte erst dann sinngemäß eintreten, wenn die geläufigkeit und sicherheit im sprechen groß genug ist. Ich pflege die kurzformen etwa im verlaufe des zweiten halbjahres, wenn die allgemeine sprachkenntnis groß genug ist, zunächst in meiner *vortragssprache* einzuführen, lasse den schülern zeit, sich daran zu gewöhnen, und stelle sie dann einmal bei gelegenheit übersichtlich zusammen, wobei ich zur besseren erklärung das deutsche (eventuell auch historisch: am, im, drit*tel* usw.) heranziehe. Der schüler kann ja diese formen vom ersten tage an nicht gebrauchen, weil sie seinem langsamen sprechtempo nicht entsprechen und unnatürlich wirken würden, auch der lehrer darf sie nicht anwenden, weil er von den schülern nicht verstanden würde und es doch darauf ankommt, das *ohr* langsam an die fremde sprache zu gewöhnen[1]. Wie wäre es denn um die entwicklung der muttersprache bestellt, wenn die kinder, die das rasche sprechen der erwachsenen besonders in den kurz-

[1] Dagegen sollten, um den schüler auch an *andere sprecher* zu gewöhnen, ihm später beim fortschreiten des unterrichts nach möglichkeit fremde artikulationen vorgeführt werden (phonogrammvorführungen, rezitationen, hospitierungen von engländern). Sonst muß man den schülern sagen, daß sie möglicherweise engländer beim ersten konversationsversuche nicht verstehen, weil sie zu ausschließlich an das organ und die sprechweise des lehrers gewöhnt sind.

formen anfangs unvollkommen nachahmen, nie bewußt die lento-formen allmählich durch langsames vorsprechen und dann später auch die allegro-formen richtig gebrauchen lernten? Erst wenn diese allegro-formen mit dem allmählichen übergange vom artikulierenden zum geläufigeren sprechen erlernt werden, können sie sicheres eigentum der schüler werden[1]. Wie manche methodik hier zu weit geht, weil sie fälschlich voraussetzt, daß sich die schüler von der ersten stunde an wie geborene engländer aufspielen müßten, so liegt ein weiterer fehler in der vertrauensseligkeit, mit der manche lehrer von *einmaliger lautphysiologischer oder phonetischer belehrung oder gar von einseitiger verwendung der lautschrift* weiß gott was alles erwarten. Nach dem einleitenden lautierkurse, der ja gewiß unerläßlich ist und heute wohl schon überall als solcher anerkannt wird, muß man auch nachher der aussprache in erster linie beachtung schenken. Daß schon in diesem lautierkurse die fremden laute von den schülern auf grund theoretischer belehrung richtig erfaßt und gebildet werden, ist dabei wesentlich[2], ganz verkehrt, vom stufenweisen fortschreiten der schüler etwas zu erwarten oder sich auf das gute gehör (?) des schülers zu verlassen, das ihn angeblich befähigt, die fremden laute von selber nachzubilden. Ist es denn jenen, die mit solchen gründen *lautphysiologische* schulung ablehnen, nie passiert, daß ihnen ein schüler sagte: „Ich höre ja, daß Sie, herr professor, was anderes sprechen als ich, ich kann es nur nicht so herausbringen"? Wer ein [θ], ein [æ] nach anleitung und vorschrift in einer bestimmten zeit nicht hervorbringen kann, wird es auch durch eigene übung, d. h. auf gut

[1] Wo der sprachunterricht zweckbewußt auf das sprechen der schüler hinarbeitet, wird dieses stadium nach vier bis fünf monaten eintreten. Jetzt kann man oft folgendes lesen hören: [ai . . . mjɔ . . . tiː . . . tʃəwi . . . ʃl . . . spiːk iŋ . . . gliʃ] oder flott dahinlesend, und dabei den teufel mit Beelzebub austreibend, d. h. die artikulation vernachlässigend: [hiwəz̥ ə gud̥ b̥oi] ([z̥, d̥, b̥] als stimmlose *lenes*, [oi] für [ɔi]).

[2] In manchen lehrbüchern ist heute noch dieses gebiet recht kärglich bebaut; eine frage möchte ich bei der gelegenheit an die fachgenossen richten: ist es gerechtfertigt, *nur* die fremden, d. h. vom deutschen wesentlich abweichenden laute zu erklären? Ich glaube zu bemerken, daß diese dann auch beim geläufigeren sprechen immer mit besonderer sorgfalt und einer gewissen ängstlichkeit behandelt werden, wodurch eine gezierte und unnatürliche aussprache entsteht.

deutsch dadurch, daß man ihn seinem schicksale überläßt, nicht erlernen. Und daher halte ich die befürchtung mancher methodiker — auch Clasens — wenigstens für den englischen anfangsunterricht nicht für zutreffend, es könnte das interesse der schüler erlahmen, wenn man den lautierkurs zu lange hinauszieht oder zu einseitig gestaltet. Hier *muß* der unterricht individuell werden, man muß auch die andern schüler mit beschäftigen können (fehlerverbesserung!) und sollte dann erst nach acht bis zehn stunden (= drei wochen in österreich) an die lesestücke gehen, die dann auch lange und gründlich — als ausspracheetüden — geübt werden müssen. Das interesse der schüler schwindet hier nicht leicht, solange ihnen die sache noch neu ist, wohl aber unfehlbar *später*, wenn die schüler einsehen, daß der ganze unterricht bei ihnen auf sand gebaut ist, und daß sie nie ein halbwegs echtes französisch oder englisch zuwege bringen. Hier muß die artikulationsgewohnheit der muttersprache und im englischen anfangsunterrichte, wie mir auffällt, auch des französischen bekämpft werden. Viele schüler sprechen nämlich anfangs französisch gefärbtes englisch, wobei wohl nur zum teile die lexikalischen und syntaktischen parallelen des französischen mitwirken (die stummen plural-*s*!), zum teil gewiß der umstand, daß die schüler in dem bewußtsein, eine fremde sprache abweichend von der muttersprache artikulieren zu müssen, unwillkürlich in die ihnen schon geläufigere französische artikulation hineingeraten. Ich beobachte das an mir selbst beim französischsprechen, wo ich von phonetisch geübten für einen engländer gehalten werde.

Die wichtigkeit dieser grundlegenden arbeit wird auch heute noch nicht von allen lehrern gewürdigt: „das verursacht zuviel anstrengung, das muß allmählich erreicht werden, auf einen streich fällt kein baum, in drei jahren erreicht man es so nicht“ das sind einige argumente; ich habe demgegenüber nur gefunden, daß sich ein über das ganze erste semester hinausgezogener lautierkurs, d. h. ganz einseitige bewertung des schülers nach seiner aussprache, durch die möglichkeit, später rascher und sicherer zu arbeiten, als sehr lohnend erweist; das hängt nämlich, wie schon oben angedeutet, mit der sprechfertigkeit eng zusammen; die schüler merken es doch auch selbst, und gerade, wenn ihnen im unterrichte der reform stets der lehrer ein möglichst lebendiges englisch vorführt, daß *ihr englisch* nur eine jämmerliche kontrafaktur ist, und wenn sie schon in

der schule damit stockend und zögernd konversation treiben, hüten sie sich wohl, dieses englisch außerhalb der schule, etwa gar im verkehre mit wirklichen engländern, zum besten zu geben. Mit welcher freude erzählten mir gelegentlich schüler, daß sie mit wirklichen engländern gesprochen hätten und diese ihre aussprache als gut bezeichneten! Häufig hörte ich dann noch: „Er sprach genau so wie Sie, herr professor, nur etwas schneller, so daß ich ihn zuerst nicht immer verstand" — und die jungen wollen mir damit gewiß kein kompliment machen, sondern nur sagen, daß sie sich einmal praktisch davon überzeugen konnten, daß ihnen in der schule das richtige englisch beigebracht werde.

Aber auch nach dem gründlichsten ausspracheunterricht kann nur stete wiederholung (und erweiterung) der ausspracheregeln, nie ermüdende wachsamkeit des lehrers die aussprache im weiteren unterrichtsgange erhalten und befestigen. Nicht nur, daß die artikulation im momente, wo sie nicht mehr wie im anfangsunterricht bewußt angestrebt wird, eher an sauberkeit und präzision einbüßt und nach kurzer zeit ein englisch mit deutscher artikulation ist, statt daß sie allmählich besser würde, ist besonders ein bedeutenderer übergang im lehrstoff immer mit einer merkbaren verschlechterung der aussprache verbunden. Vielleicht entspringt dieser tatsache die überzeugung manches lehrers, daß methoden, die vor allem auf die sprechfertigkeit abzielen, auf der unterstufe ganz brauchbar sein mögen, daß sie jedoch auf der oberstufe versagen, weil die erste forderung einer von groben fehlern freien aussprache nicht zu verwirklichen ist, und daß es im ganzen ziemlich vergeblich ist, auf die sprechfertigkeit der schüler hinzuarbeiten. Ich wiederhole regelmäßig am anfange des zweiten und dritten jahres die aussprache (phonetisch und orthoepisch) gründlich mit meinen schülern, nach den neunwöchentlichen ferien in Österreich gewiß keine überflüssige vorsicht. Wird unter dem schuljahre die aussprache zu schluderig, läßt die ganze klasse in der sorgfalt der artikulation zu sehr nach, dann wird sie sofort wieder durchgepaukt; ich gebe dann in der schule nur eine aussprachevorpräparation, und die präparation wird über haus aufgegeben, um das vorwärtskommen in der schule nicht aufzuhalten. Das veranlaßt die schüler sofort, sich zusammenzunehmen, und wenn schlechte aussprache, schlechtes lesen unnachsichtlich mitzensiert oder in besonders krassen fällen *allein* zensiert werden, kann das wunder wirken. Ich halte bei solchen leistungen nach

Walters vorschlag[1] dem schüler sein sündenregister vor und komme immer wieder auf die aussprache zurück, weil meines erachtens die halbe mühe dem lehrer erspart bleibt, wenn er seine schüler gleich dazu erzieht, diesen punkt zu beachten.

Wie die reform die frage der aussprache auf gesunden boden stellte, hat sie auch der methodischen permutations- und kombinationslehre ihren platz im lehrsystem angewiesen, nur hat man dabei sich vielfach einseitig auf die im schulunterrichte notwendige unterrichtseinheit, die *lektion*, beschränkt. Jede lektion ist aber, an und für sich genommen, von entsetzlicher öde, namentlich im anfangsunterricht, wo die dinge des alltäglichen lebens behandelt werden; sie ist *langweilig*, das ist nicht nur die häufige klage von lehrern, die sich durch die abgliederung der lektionen einpferchen lassen, sondern die stille überzeugung der schüler, die den vergleich ziehen zwischen dem, was sie im unterrichte mit ihrer konversation erreichen, und der wirklichen, freien sprechfertigkeit, wie sie sie in der muttersprache gewöhnt sind. Jene lehrer, die „konversation“ nur als ein *eigenes fach des neusprachlichen unterrichtes* ansehen, für das einige stunden anzusetzen sind, die etwa gar die sprechübungen auf den späteren praktischen bedarf des schülers zuschneiden wollen, werden damit nicht weit kommen, und für sie gilt wirklich die auffassung Münchs, daß solchen sprechübungen nur ein bescheidener nutzen verbleibt.

Die einzellektion ist jeweils nur ein querschnitt durch die englische sprache. Aufgabe des lehrers ist es nun hier, mit dem lehrbuche oder trotz ihm längsschnitte zu führen, früheres zur ergänzung und wiederholung recht stark heranzuziehen, späteres durch entsprechende behandlung vorzubereiten, kurz die lektion nur als etappenstation aufzufassen auf einer reise, die zum ziele möglichst absoluter sprechfertigkeit führt. Damit wird nicht nur dem gesetze der immanenten wiederholung entsprochen — die fehlergrenze nach obenhin, das „wiederkäuen“, wird dabei nicht so leicht erreicht, auch wenn die wiederholung den schülern bewußt ist. Aber, was wichtiger ist, die schüler werden dadurch ermutigt, wenn man ihnen die lektion geschickt in einen größeren zusammenhang rückt, wenn sie durch die behandlung des stoffes sehen, daß sie an sprachkenntnis und sprechfertigkeit wieder einen schritt vorwärts getan haben, daß sie nun über neue dinge

---

[1] *Englisch nach dem frankfurter reformplan*, s. 36.

zu den alten hinzu sprechen können, daß ihr wissen nicht ein zufälliges durcheinander von einzelnen sprachtrümmern (*meals, season, time*) ist, die sie nacheinander lernen und wieder vergessen, sondern ein planmäßig angelegter aufbau, der ihnen eine relativ große sprechfertigkeit vermittelt. Ich habe für diese anschluß- und erweiterungsübungen kein festes programm, nach der zahl der schüler und anderen umständen fallen sie verschieden aus, oft verlege ich sie in die vorpräparation, um sprachlich und sachlich möglichst viel anknüpfungspunkte zu gewinnen. Ich will damit vermeiden, daß ein gegenstand mit zeremonieller langweiligkeit erledigt und dann für immer *ad acta* gelegt wird. Auch vom schulpolitischen standpunkte ist diese art der stoffverteilung das beste mittel gegen das lektionenlernen; nichts räumt so gründlich mit dieser unsitte auf, zu der so manches in der organisation unserer lernschule die jungen förmlich verleitet, als wenn diese wissen, daß immer *alles* gefragt werden kann. Gerade im sprachunterrichte sollte das noch weit mehr betont werden; hier ist zunächst kein so straffer aufbau des stoffes möglich wie z. b. in der physik, da muß ein solches durchkneten und durcharbeiten des stoffes die einheit herstellen. Und nur wenn man vom schüler ganz selbstverständlich voraussetzt, daß er den einmal gelernten stoff immer zum gebrauche bereithält, wird es diesem klar, daß es sich beim sprachunterrichte um erreichung einer fertigkeit handelt, im gegensatze zu anderen fächern, in denen die übung hinter dem wissen zurücktritt. Wer z. b. die synonyme oder systematisch geordnete wortgruppen *aus einer größeren partie* von den schülern zusammenstellen läßt, oder ihnen die aufgabe stellt, einen englischen text, den sie dabei aufgeschlagen in der hand halten können, mit eigenen worten wiederzugeben, der wird, wenn er es die ersten paar male versucht, noch wenig erreichen; kann er sie daran *gewöhnen*, so wird er ähnliches erleben, was Walter und andere (vgl. *N. Spr.* XXI, 247, 329) von der frankfurter reformmethode berichten und solche erfolge nicht mehr für teufelstrug und hexenspuk ansehen. Solange man an der einen lektion herumbosselt, sich wohl gar notgedrungen auf die im übungsbuche gegebenen fragen beschränkt, wird es dem schüler auf die dauer langweilig, erst die *freie übung* erweckt interesse. Schon das kind legt sein geduldspiel in andere formen als die vorgedruckten, baut mit seinen steinen dinge, die dem formgefühle des erwachsenen nicht adäquat sind. So werden auch im unterrichte

diese sprechübungen der schüler zunächst vielleicht nicht ganz einwandfrei sein, und germanismen und anderes mehr aufweisen. Durch übung wird es damit besser; ich bin, glaub ich, nicht der erste, dem die übersetzungsübungen, an denen die schüler ihre sprachliche kunst zeigen sollen, wie stick- oder häkelmuster vorkommen, ich gehöre aber auch nicht zu jenen, die jede lektion wie eine zitrone methodisch bis auf den letzten rest auspressen wollen und dann in dem süßen wahne leben, ihre schüler wüßten nun das alles und könnten es auch stets gebrauchen. Natürlich muß bei diesen sprechübungen der lehrer vorangehen, die schüler müssen zunächst sehen, daß sie mehr englisch *verstehen* können, als gerade im buche steht; da bei der sprechfertigkeit der zweite wichtige teil gewöhnlich übersehen wird, daß man nämlich unbekannte dinge oder dinge, auf die man nicht vorbereitet ist, beim HÖREN rasch erfaßt, sind diese übungen schon deswegen notwendig und gewöhnen die schüler an die imitative methode. Im anschlusse an das stück *Industrial Towns* (Ellinger-Butler, II) läßt sich folgende konversation führen[1]: *How did these cities* (Manchester, Birmingham) *look some hundred years ago[2]? They were small towns or villages. In what time did they grow[5] so immensely[1]? In the 18th and 19th century[3]. N., will you correct that! In the 18th and 19th centuries[3]*. What caused (cause[2]* sb.*) this sudden[8] growth? The development of the cotton industry. What was the cause of this development? The invention of the steam-engine[4]*. Who invented* (was the inventor* of) the steam-engine? James Watt invented the steam-engine. Did he really[12] invent it? Remember[4] what I told you the other day[10] in a German lesson. No, sir, James Watt did not invent the steam-engine, he only added[7] some new part to the old machinery[4]. What did he do then? He improved** (nach *improvement* in der vorpräparation gegeben) *it. Where were steam-engines used before the time of James Watt? In the coal mines[6]. For what purpose[9]? For raising[2] (pumping[4]) water out of the mines. What other important[3] invention was made about fifty years afterwards?* (Schweigen.) *How are the goods exported* from E.? By ship. By what means are the goods brought to the harbours[2] nowadays[5]? By rail[4]. Who invented the locomotive[6] and*

[1] Mit einer übergesetzten ziffer bezeichne ich, um wie viele lektionen das wort zurückliegt, mit * neue vom lehrer eingeführte wörter, in klammer das wort, das dazu anlaß gibt, und das bereits bekannt ist.

*built*[1] *the first railway in E.? Stephenson. When was the first railway built in England? In Germany?* (Ich schreibe die zahlen an die tafeln und lasse sie von schülern ablesen.) *What other inventions facilitated*[1] *trade and commerce? The telegraph*[4] *and telephone*[4] usw. usw.

Dauer des gespräches in seiner ganzen ausdehnung (die antworten sind hier gekürzt) acht minuten, über vierzig wörter werden wiederholt oder neu gegeben, drei bis vier fragen von den schülern *aus eigenem antriebe* englisch gestellt, in sachlich-sprachlicher beziehung ergibt sich die erweiterung auf ein neues stoffgebiet und nach der ersten derartigen übung, die sich nicht steif und proper ans buch hält, steigt der lehrer in der achtung seiner kritiklustigen schüler. Solche stoffliche erweiterungen und variationen lassen sich fast bei jeder lektion unter ausnützung des den schülern bekannten sprachgutes ungezwungen geben. Beim stücke *The Road to India* knüpfe ich an die *naval stations* Gibraltar, Malta, Aden an und erwähne St. Helena, Mauritius, Singapore, die Falkland-inseln. Auch bei schwierigeren erläuterungen möge der lehrer stets trachten, zuerst das englische, soweit es langt, zur erklärung zu verwerten und zunächst festzustellen, wieviel die schüler selber davon englisch erzählen können. Carlyle wird in einem lesestücke erwähnt, ich frage: *Who was Thomas Carlyle?* und erhalte folgende antworten: *C. was an English writer of the 19th century. He is one of the fifteen English friends who wrote a letter to Goethe's last birthday. He wrote an essay on Lord Clive* (verwechslung, die von einem anderen schüler sofort berichtigt wird). *He has written a philosophical work, but I can't say the title in English, because I read it in a German translation. It is about the heroes of mankind.* Nach der verbesserung und ergänzung dieser antworten mag der lehrer das ganze zusammenfassen.

Manchem werden diese sprechübungen sehr bescheiden und selbstverständlich erscheinen, andere wieder werden meinen, daß sie die leistungsfähigkeit der schüler weit übersteigen, eine dritte gruppe wird ihnen mit der frage „wozu?“ die existenzberechtigung absprechen.

Nur mit den beiden letzten habe ich mich auseinanderzusetzen. Wer Raschkes bekannte auffassung vom minimal- und maximalstoffe im unterricht auf das lehrverfahren in den fremden sprachen anwendet und die gründe, mit denen Wilmsen (XXI, 569) für die zweite fremdsprache bloß eine *reading knowledge* fordert,

als berechtigt anerkennt,. wird geneigt sein, die einzelnen zweige des sprachunterrichtes voneinander zu isolieren und sie verschieden zu bewerten, nach irgendeiner stufenleiter, die am häufigsten die sprechfertigkeit zu höchst stellt. Das führt zu zweierlei fehlern: entweder wird dann der „konversation", die nun doch einmal modern ist, ein eigenes plätzchen im unterrichte eingeräumt, oder man schaltet die sprechfertigkeit von vornherein aus, weil sie nicht zu erreichen ist, bricht den schlußstein aus dem gewölbe und läßt das ganze in trümmer zusammensinken. Von da aus kann dann jede andere forderung eines modernen sprachunterrichtes bekämpft werden, selbstverständlich zuerst die, daß in der englischen stunde kein deutsches wort zu hören sein darf. Mit Clasen bin ich überzeugt, daß die ausschaltung der muttersprache[1] in der reformmethode keinen *psychologischen* zweck hat und der zehn- oder vierzehnjährige die fremde sprache *nicht wie seine muttersprache lernt;* aber Clasen (s. 314) betont einen *ökonomisch-pädagogischen vorteil* zu wenig: man umgeht den deutschen ausdruck nicht deshalb, damit er sich nicht störend zwischen begriff und fremder bezeichnung einschiebt, sondern weil seine vermeidung dort, wo man die muttersprache durch unmittelbare anschauung (*voilà un livre*) ersetzt, zeit erspart und nicht die geschlossene einheit durchbricht; wo man aber das fremde wort erklärend umschreibt (*a scarcely audible sound = a sound that can hardly be heard*), die fremde sprache wiederholt und dadurch befestigt wird.

*Direkte* methode und *natürliche* methode werden übrigens vielfach miteinander verwechselt; mancher junge lehrer arbeitet nur auf die sprechfertigkeit seiner klasse hin, indem er vorspricht und verlangt, daß die klasse nachspreche, wobei er sich dann wundert, daß nicht viel dabei herauskommt. *Disiecta membra* und bestenfalls eine nach relativ kurzer zeit wieder verschwindende parlierfähigkeit sind die einzigen früchte eines solchen konversationsunterrichtes, der wortschatz und grammatik als *quantité negligeable* betrachtet, und dem sich viele lehrer in übertriebener einseitigkeit verschrieben haben[1]. Ich habe nun, aber anders als es gewöhnlich aufgefaßt wird, die sprechfertig-

---

[1] Interessant wären untersuchungen von kindern, die in gemischtsprachiger umgebung aufwachsen, oder von kindern aus gemischtsprachigen ehen. Eine solche untersuchung würde zur besseren erkenntnis dieser methodischen frage vielleicht wesentlich beitragen.



keit der schüler zu ihrer leistungsfähigkeit in beziehung gesetzt, indem ich den wetteifer der klasse anspornte und ausnützte. In der schon erwähnten VI. klasse des vorjahres schien es mir zunächst aussichtslos, konversationsübungen zu veranstalten; ich muß gestehen, daß ich mehr aus gewohnheit wenigstens die besten schüler zu solchen heranzog. Von zeit zu zeit versuchte ich es auch mit den schlechteren, denen im übrigen die „minderen" lernaufgaben vorbehalten blieben, mit dem erfolge, daß auch diese anbissen und sich immer eifriger zum sprechen meldeten — sie wollten einfach nicht mehr bloß lesen, übersetzen, vokabeln hersagen usw., und manche haben mir ausdrücklich gedankt, daß ich sie nicht links liegen ließ. Es brauchte im anfange unendliche geduld, und ich verpatzte mir zuerst viel dadurch, daß ich zu kritisch war, zuviel bessern und nachhelfen wollte, zu oft die aussprache bemängelte; hier kann man nicht zuviel ermutigen, manchem muß seine anstrengung und sein guter wille, nicht sein wirkliches können belohnt werden; die schüler glauben es, scheint mir, zunächst gar nicht, daß sie die fremde sprache auch *sprechen* könnten. und man muß es ihnen mit einem *very well, quite so, that's it* jedesmal ausdrücklich bestätigen, bis diese übungen eingebürgert sind und von den schülern selbst als zum unterrichte gehörig empfunden werden. Alle anderen „fächer" des sprachunterrichtes, aussprache, wortkenntnis, grammatik, lektüre, lassen sich durch die amtlichen verordnungen und die approbierten unterrichtsbehelfe ganz genau festlegen, nur die sprechfertigkeit ist nicht zu bestimmen, daher auch über sie die widersprechendsten auffassungen herrschen. Ich glaube jedoch, daß es selbstverständlich ist, daß der schüler über alles das, was ihm im sprachunterrichte vermittelt wird, *frei* sprechen kann. Leider beschränkt sich die methodik der konversation in unseren methodischen handbüchern meist auf ziemlich allgemeine winke; eine natürliche gliederung ergibt sich, wenn man sprechübungen anschließt 1. *eng* an den behandelten stoff[2]; 2. an das *wort*material der lektion[3]; 3. an die lektion in *freier* übung,

[1] Nach mitteilungen von kollegen scheint es, daß auch an den leitenden stellen diese auffassung herrscht; man verlangt hier und da *nur* konversation; realien, kulturelle belehrung und grammatik haben im neusprachlichen unterrichte keinen platz, das soll den klassischen sprachen reserviert bleiben.

[2] Durch vielseitige zergliederung in fragen.

[3] Ein neu auftretendes wort wird in systematische gruppen

wie oben besprochen. Eine zweite teilung ergibt sich daraus, daß der lehrer in den fällen, wo es sich darum handelt, die konversation zu fördern, selbst fragen kann und es in der hand hat, mehr oder weniger von der antwort in die frage hineinzulegen und die fragen beim fortschreiten des unterrichts immer allgemeiner werden zu lassen. Diese reiche abstufung der schwierigkeitsgrade ermöglicht es nun, eine *gewisse* sprechfertigkeit *bei jedem schüler* durchzusetzen und so, mit rücksicht auf den einzelnen (durch den grad der schwierigkeit) und auf die klasse (durch das ständige englischsprechen) das lehrziel zu erreichen. Mein „lehrvater“ hat mich seinerzeit im probejahr auf manche solche feinheiten aufmerksam gemacht und mir dadurch in meiner eigenen lehrtätigkeit viel erfolgloses, unsicheres experimentieren und quälenden mißmut erspart. Ich betrachte die sprechfertigkeit *nicht als das einzige und nicht als das höchste und letzte, weil schwierigste ziel fremdsprachlichen unterrichts*, von einem gewissen zeitpunkte an ist die *übung der sprechfertigkeit* das *wertvollste mittel*, alle anderen zweige des sprachunterrichtes lebendig zu machen und in steter übung lebendig zu erhalten im wissen unserer schüler. Ich streife damit das moderne dilemma: lern- oder arbeitsschule? Überfülle des stoffes, übergroße schülerzahl, endlich gewisse einrichtungen in den prüfungssystemen[1] lassen die moderne auffassung, daß die schule nicht in erster linie eine lernschule sein dürfe, noch immer nicht ganz zum durchbruche kommen. Allen gegenständen ist diese klage gemeinsam, wie mir bei einer längeren supplierung aus geschichte lebhaft bewußt wurde.

*Bruck a. d. Mur.* FRITZ KARPF.

(Schluß folgt.)

---

durch konversation eingereiht: *attic* kommt vor: *Where is the attic? Under the roof, at the top of a house. Other parts of the house? What leads to the attic?* usw. usw. Dabei werden auch die systematischen gruppen von neuen durchgearbeitet.

[1] Dahin gehören in Österreich z. b. die versetzungsprüfungen, die aus mehreren gegenständen gegeben werden und dem schüler ein hintertürchen aufmachen, durch das er, von wissen ziemlich unbeschwert, in die nächsthöhere klasse einzieht, um dasselbe spiel im nächsten jahre zu treiben.



# VERMISCHTES.

**ZU EDMUND STENGELS 70. GEBURTSTAG**
**(6. april 1915)**
**bringen wir dem hochverehrten neuphilologischen lehrer und führer die herzlichsten wünsche dar.**

## DR. EWALD FLÜGEL †.

In bd. II nr. 8 von *The Fatherland*, welches in Neuyork wöchentlich erscheint und unter der redaktion von G. S. Viereck und Fr. F. Schrader eine sehr entschieden deutschfreundliche haltung einnimmt, finde ich folgenden artikel, der für anglisten auch ein persönliches interesse haben dürfte.

*Hamburg.* G. WENDT.

*

DR. FLÜGEL A MARTYR.

I wish to add a few strokes of the brush to the portrait of Dr. Ewald Flügel (1863—1914). Professor Alden's tribute to his memory in *The Nation* of January 7th spoke of him as a man and a scholar, but, in my opinion, did not touch the mainspring of Dr. Flügel's character, his *Vaterlandsliebe*, his loyalty to the land of his birth. It is known to but very few of his friends that Dr. Flügel gave his life a burnt offering on the altar of his Fatherland. We all recall with reverence his recent brilliant address in San Francisco in defence of Germany, but it is a fact known to but very few outside of his own family that he had to pay with his life for this patriotic defence of the righteous cause of the German people. In a letter to his friend Prof. Dr. Rudolf Hildebrand, a son of the famous Germanist of the University of Leipzig, he wrote that he had delivered this address with a bag of ice on his aching and palpitating heart.

In this letter to his friend he spoke of his *Lebensenttäuschung*, the disappointment of his life. And he had good cause to be disappointed. In his wildest dreams he would never have believed that America would so utterly fail to understand the spirit of Germany. He saw his life to be an utter failure. He who had tried to be the connecting link between these two powerful peoples, to bridge over the gulf that separates the old from the new world, to span the Atlantic and unite the old and the new civilization, could not help but see in the attitude of this country toward Germany in her present holy war that he had failed in his life's mission, and he died heart-broken.

But Dr. Ewald Flügel has not lived in vain. He has handed on his torch to his disciples, and they will carry on his mission and make straight the way for a future approachment of the Teutonic and American civilizations.

MAXIMILIAN J. RUDWIN, Ph. D.,
Purdue University.

## EINE ENGLISCHE VORDRUCK-FELDPOSTKARTE.

Zufällig gelangte eine englische feldpostkarte mit vorgedrucktem text mir in die hände. Sie stammt von einem deutschen artilleristen, der sie im märz 1915 vor Ypern gefunden hat. Ihr inhalt ist für den neusprachler interessant, weshalb ich ihn im folgenden wortgetreu wiedergebe.

Vorderseite.

*A. F. A. 2042*
*114/Gen. No./5258* (steht links oben)

*Field* (kgl. wappen) *Service*
*Post Card*

| | |
|---|---|
| *The address only to be written on this side. If anything else is added, the postcard will be destroyed.* | (Freier raum für die adresse.) |

Rückseite.

NOTHING *is to be written on this side except the date and signature of the sender. Sentences not required may be erased.* IF ANYTHING ELSE IS ADDED THE POST CARD WILL BE DESTROYED.

*I am quite well.*
*I have been admitted into hospital*
{ *sick* } *and am going on well.*
{ *wounded* } *and hope to be discharged soon.*
*I am being sent down to the base.*
*I have received your* { *letter dated* ______
{ *telegram* „ ______
{ *parcel* „ ______
*Letters follows* (so!) *at first opportunity.*
*I have received no letter from you* { *lately.* / *for a long time.*
*Signature only.*
*Date* ______

[*Postage must be prepaid on any letter or post card addressed to the sender of this card.*][1]

(*6464*) *Wt. W 3487—293 1,000 m. 12/14 F. T. & Co., Ltd.*

*Berlin-Tempelhof.* A. HEINRICH.

---

## ZU *N. SPR.* XXII, S. 499.

Von H. Klinghardt werde ich freundlichst daran erinnert, daß *chèrement* zunächst die bedeutung *avec tendresse* (*sollicitude*) hat, z. b. *aimer qn. chèrement, garder chèrement la mémoire de qn.*, und in diesem

[1] In dem englischen feldpostverkehr haben also die angehörigen, die an soldaten schreiben, welche im felde stehen, stets porto zu zahlen, was bekanntlich bei uns für postkarten und leichtere briefe nicht der fall ist.

sinne steht es auch, wie der zusammenhang ergibt, in dem von mir zitierten beispiel. Die tatsache selbst aber, daß *chèrement* in der bedeutung *à haut prix* auch im *wirklichen* sinne gebraucht wird, bleibt darum nicht weniger richtig. Nach Littré, Darmesteter-Hatzfeld u. a. sagt man *payer, acheter, vendre chèrement une marchandise*. Umgekehrt steht neben *chèrement* (*il paya cette joie chèrement*) die form *cher* in *bildlicher* ausdrucksweise: *vendre sa vie bien cher*; *il me payera cher cet outrage*.

*Altona.* H. SCHMIDT.

## NOCHMALS DER OXFORDER FERIENKURSUS.

Soeben kam die novembernummer der *N. Spr.* im lesesaal der *Ohio State University* zur auslage. Klinghardts artikel über den oxforder ferienkursus erstaunte mich.

Vielleicht kann ich eine erklärung geben. Eine genaue widerlegung ist mir nicht möglich. Da ich nur vom 30. juli bis zum 8. august in Oxford war, erstreckt sich meine kenntnis allein auf den anfang des kursus. — Englische gefängniszellen und das *Detention Camp* zu Newbury sind mir vertrauter. —

Man spricht von *the students joining . . .* und *huge preponderance of Germans*.

Frage: Wer ist damit gemeint? Oder besser: Wer ist damit *nicht* gemeint?

Antwort: Die deutschen universitätsstudenten; denn erstens, sie waren schon in Holland (wenn sie glück hatten), oder zweitens „belagerten“ das deutsche konsulat in Bedford Place, oder drittens zählten die steine in der oxforder gefängniszelle (fall Krüger-Offenburg).

Wer war die *huge preponderance of Germans?* Das waren lehrerinnen und sonstige damen, mit einem *gouvernantenenglisch* ausgestattet, das gerade ausreicht, *Misunderstood* und *Little Lord Fauntleroy* zu lesen. Für sie sind nicht die universitäten verantwortlich, sondern lehrerinnenseminare und höhere töchterschulen.

*Columbus (Ohio, U. S.).* HERMANN BARNSTORFF.

*

Der herr einsender dieser vom 15. januar 1915 datierten zuschrift hat übersehen, daß die von Klinghardt erwähnte kritik der englischen aussprache deutscher teilnehmer an den oxforder kursen sich nicht auf 1914, sondern auf 1913 bezieht. Die sache selbst wird hierdurch aber schwerlich berührt. Wenn wirklich nun damen die *huge preponderance of Germans* verursachten, so bleibt auf ihnen der tadel freilich sitzen. Ich kann jedoch nicht umhin, zu bemerken, daß nach meiner langen erfahrung die englische aussprache unserer studentinnen, auch der von lehrerinnenseminaren und höheren mädchenschulen gekommenen, hinter der unserer studenten im allgemeinen durchaus nicht zurücksteht. W. V.

# ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXIII. APRIL 1915. HEFT 1.


1. Louis Hamilton, *Canada.* Frankfurt am Main, Moritz Diesterweg. 1913. II, 160 s. Preis geb. m. 1,60. (*British Empire Readers. Englische realien-lesebücher* für obere klassen höherer lehranstalten, studierende der universitäten, technischen und handelshochschulen sowie den privatgebrauch von Louis Hamilton, band I.)

Der verfasser ist mein kollege, lektor des englischen am *Seminar für orientalische sprachen* in Berlin. Am anfang dieses semesters (wintersemester 1914/15) wurde er mit anderen engländern im gefangenenlager bei Berlin interniert. Somit hatte ich seine schüler zu übernehmen, von denen die meisten seinen kolonialklassen angehörten. Zum teil aus diesem grunde habe ich herrn Hamiltons werk über Kanada in diesem semester in den von mir geleiteten übungen selbst gebraucht. Infolgedessen habe ich gelegenheit gehabt, es in allen einzelheiten sehr genau kennen zu lernen.

Das buch ist, wie billig, vollständig in englischer sprache geschrieben, auch die nützlichen anmerkungen am schlusse (*annotations*, s. 133—160). Es beruht auf guten quellen, die im anhange (*appendix*, s. 129—131) aufgeführt sind, und, wie mir scheint, auf eigenen studien des verfassers und auch auf direkter kenntnis des landes und seiner bewohner, da er selbst, wie ich annehmen zu dürfen glaube, einige zeit lang in Kanada gelebt hat. H. zeigt zuerst, warum sich Kanada, verglichen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, so spät entwickelt hat, und wie und unter welchen umständen es in den letzten jahrzehnten zu einem so hohen stande der kulturellen entwicklung gelangt ist. Darauf folgt in zwei abschnitten eine hübsche, ansprechende darstellung der geographie und der geschichte Kanadas. Interessant ist es, zu beobachten, wie die französischen und katholischen kanadier unter dem englischen system der selbstverwaltung und der religiösen toleranz allmählich, jedoch verhältnismäßig sehr schnell, gelernt haben, sich mit ihren britischen und protestantischen landsleuten eins zu fühlen, ohne ihre muttersprache und ihre religion aufzugeben.

Im buche gibt es ein paar unebenheiten in der sprache, im stile oder im sinne (z. b. s. 3, z. 16 *North America* = *America*; s. 6, z. 4, 5 *chief . . . chiefly*) und an einigen stellen (nicht überall) allzu viele unangenehme druckfehler, die hoffentlich in einer zweiten auflage verschwinden werden. Im übrigen halte ich es für ein vortreffliches werk, das den im allgemeinen titel angegebenen zwecken sehr wohl entspricht.

2. Gustav Hanausek, *Amerikanische skizzen.* Vorträge, gehalten im grazer juristenverein. Wien, Manzsche buchhandlung. 1913. XI, 178 s. Preis nicht angegeben.

Herr dr. Hanausek, professor der rechte an der universität Graz, hat, wie er im vorwort sagt, die Vereinigten Staaten in einem zwei-





maligen aufenthalt „von zusammen wenig mehr als zwei monaten" kennen gelernt. Das ist freilich eine recht kurze zeit für die erforschung eines so ungeheuer ausgedehnten gebietes, wie es Nordamerika ist, das sich in seinen politischen, sozialen und kulturellen verhältnissen von Europa so stark unterscheidet, und das dem fremden beobachter und forscher so viele und mannigfaltige probleme bietet, welche, obwohl sie sich im allgemeinen oder zum teil auch in den kulturländern Europas finden, doch immer, wenn sie hier vorhanden sind, dort in ganz verschiedener form, in ganz verschiedener umgebung, unter ganz verschiedenen umständen und bedingungen erscheinen. Es ist daher augenscheinlich, daß der verfasser in seinen behauptungen, angaben, beobachtungen und sogar eindrücken vielfach von gewährsleuten, von mündlichen und gedruckten berichten anderer, von bücherweisheit abhängen muß, und notwendigerweise oft aus zweiter und dritter hand urteilt.

Trotzdem kann man sagen, daß er gar manches mit eigenen augen, und zwar sehr gut, gesehen hat, und daß er über alle dinge durchaus selbständig urteilt, die er von fachmännischem standpunkt aus als jurist betrachtet und bespricht. Bekanntlich sind die rechtlichen verhältnisse in Nordamerika kompliziert, schwer zu übersehen und nicht leicht zu verstehen, besonders wegen der verschiedenen rechtssphären des bundes und der einzelstaaten, die ineinander übergreifen, und weil die einzelstaaten sich wohl in einigen punkten der Union unterordnen, aber in anderen, in den meisten, unabhängig sind und unabhängig und verschiedenartig verfahren. Es ist klar, daß ein hervorragender jurist wie herr Hanausek diese verhältnisse und alles, was damit in verbindung steht, in wenigen monaten besser zu verstehen, zu erkennen und zu durchschauen imstande ist als ein nichtjurist in ebensoviel jahren.

Darin vor allem besteht der wert des vorliegenden buches. Der verfasser hat, wie er selbst bemerkt, nicht an eine systematische und vollständige darstellung der behandelten probleme gedacht. Aber was er in seinen *skizzen* über das rechtsstudium und die vorbereitung zum richteramt und zum beruf eines rechtsanwalts, über verfassung und verwaltung, über rechtspflege und rechtsgang, über wohlfahrtseinrichtungen, über die interessanten besserungs- und strafanstalten in den Vereinigten Staaten sagt, scheint mir höchst anerkennenswert, zuweilen vorzüglich und immer nützlich für den laien, den nichtjuristen, der sich über solche fragen zu unterrichten wünscht.

3. CHARLES HART HANDSCHIN, *The Teaching of Modern Languages in the United States.* Washington, Government Printing Office. 1913. 154 s. Preis nicht angegeben. (United States Bureau of Education, Bulletin, 1913, No. 3. Whole Number 510.)

Herr Handschin, professor des deutschen an der Miami-universität in Oxford, Ohio, behandelt im ersten teil (s. 9—106) seiner fleißigen arbeit die geschichte, die entwicklung und die art des unterrichts in den lebenden fremden sprachen, hauptsächlich französisch und deutsch, aber auch spanisch und italienisch, in den Vereinigten Staaten. Im zweiten teil (s. 107—149) gibt er uns ein verzeichnis

von schriften über den neusprachlichen unterricht (*list of works on the teaching of modern languages, chronologically arranged*) und ein anderes verzeichnis, das neusprachliche lehrbücher enthält (*list of modern language texts for the teacher*). Dieses letztere verzeichnis oder doch wohl beide bezeichnet er selbst in der einleitung (s. 5) als *a list of helps for the teacher*.

Auf die zusammenstellung und anordnung dieser verzeichnisse hat H. gewiß viel mühe, zeit und sorgfalt verwandt. Aber der absichtliche oder unabsichtliche mangel an geschickter, richtiger auswahl, zuweilen auch an verständigem urteil und an angemessener kritik vermindert ihre brauchbarkeit und macht sie zu einem recht bedenklichen hilfsmittel (!) für junge und der unterstützung und leitung bedürftige lehrer. Leider fehlt der amerikanischen gelehrsamkeit und wissenschaft, die doch schon so viele und bedeutende leistungen aufzuweisen hat, immer noch im allgemeinen eine ruhige, gleichmäßige, rein sachliche, wenn es notwendig ist, scharfe, jedoch stets gerechte kritik. Aber eine solche kritik ist unerläßlich, wenn man endlich die üppigen, immer und immer wieder hervorkommenden blüten des pädagogischen, linguistischen, philologischen und phonetischen humbugs in Amerika ganz beseitigen will.

Daß die listen unvollständig sind, tadle ich nicht. Vollständigkeit ist in einem solchen buche gar nicht notwendig. Im gegenteil hätte eine große anzahl von unbedeutenden, nichts neues und nichts gutes sagenden, unnützen und wertlosen schriften weggelassen werden sollen. Dabei muß man sich schier wundern, daß H. eine stattliche reihe von anderen werken und zeitschriftartikeln, die, um es bescheiden auszudrücken, wahrlich „nicht unnütz und wertlos“ sind, nicht kennt oder nicht anführt. So fehlen mehrere in englischer sprache geschriebene aufsätze, z. b. *Remarks on the Study of Modern Languages* (von den in deutscher sprache geschriebenen aufsätzen will ich hier ganz schweigen) in den ersten bänden der *N. Spr.*, ferner mehrere ebenfalls in englischer sprache abgefaßte artikel über die reformmethode in den *Modern Language Notes*, Baltimore Md., in den heften der neunziger jahre, und das phonetische werk *Chrestomathie française*, deren erste auflage schon im jahre 1897 bei Holt & Co. in New York erschienen, und die ursprünglich speziell für amerikanische *colleges* und universitäten geschrieben worden ist. Freilich würde man sich eigentlich schämen müssen, wenn man die *Chrestomathie* in gesellschaft einer so niederträchtigen pseudophonetischen schrift von A. B. Lyman, die H. s. 109 stolz aufführt, *French in English, or French Phrases Phonetically Formed with Real English Words*, Baltimore, J. Smith, 1888, sehen würde. *Comme cette ville est belle!* wird nach herrn Lyman ausgesprochen wie englisch *Come set veal A bell.* Das genügt. Vgl. *Chrestomathie fr., Introd.*, § 14 s. XIV (3. auflage, 1908, Teubner, Leipzig).

Ich verstehe nicht, warum sich die bekannte schrift von Goldberger, *Das land der unbegrenzten möglichkeiten* . . ., unter den *German Conversation and Composition Books*, s. 136, befindet.

Ich freue mich, daß ich von dem hauptteil, dem ersten teil des buches, und auch von der verständig geschriebenen einleitung

(s. 5—7) besseres, fast nur gutes, berichten kann. Den europäischen leser werden besonders die mitteilungen über die anfänge des deutschen und des französischen unterrichts auf nordamerikanischem boden interessieren. Von dem heutigen betrieb des höheren unterrichts der fremden neueren sprachen in amerikanischen universitäten würde er wahrscheinlich gern etwas mehr als das, was herr professor Handschin mitteilt, zu erfahren wünschen. Am ende jedes kapitels im hauptteil findet man eine kurze, ausgewählte bibliographie, die mir gut und nützlich scheint.

4. WILLIAM H. SLOANE, *Die politische erziehung des jungen amerikaners.* Mit *geleitwort* von B. J. WHEELER. (*Schriften der Wheelergesellschaft* zur erörterung von fragen des deutschen und ausländischen bildungswesens, 1. heft.) Berlin, Weidmann. 1914. 27 s. M. 1,—.

Herr Sloane, professor (der nationalökonomie, wie ich glaube) an der Kolumbia-universität zu New York und inhaber der Roosevelt-professur zu Berlin im jahre 1912, hat seine schrift *Die politische erziehung des jungen amerikaners* in deutscher sprache abgefaßt, indem er sie offenbar für ein größeres deutsches lesepublikum bestimmte. Die kleine abhandlung ist recht interessant. Alles, was S. darin über die politische erziehung in Amerika sagt, scheint mir richtig oder mindestens „nicht unrichtig" zu sein. Ob man jedoch seine darstellung überall verstehen wird, ohne in den Vereinigten Staaten gelebt oder längere zeit mit amerikanern verkehrt zu haben, das bezweifle ich. Das amerikanische leben ist so sehr verschieden!

Sicherlich wird die schwierigkeit des verständnisses für den deutschen durchschnittsleser im inhalt liegen und nicht in der form. Die schreibweise des herrn Sloane ist klar genug. Mir sind nur wenige ausdrücke aufgefallen, die anlaß zu mißverständnis geben könnten: „veranstaltungen" s. 19, 24 (im sinne von „einrichtungen"), — „. . . die öffentliche meinung . . . wurde sehr genau (?) und herrisch", s. 16, — „das sogenannte studium der *civics* (bürgerbenehmens) wird selbst in den realgymnasien (!?), *colleges* und universitäten betrieben", s. 15. In dem letzten beispiel steht das wort „realgymnasien" irrtümlich für „oberschulen" oder *high schools*. Mit demselben recht (oder mit ebensowenig recht) hätte S. das wort *colleges* mit „realgymnasien" übersetzen können. Diese schulgattungen entsprechen sich eben gar nicht oder nur sehr wenig.

Inhalt: Einwandererkind und schule. — Dollardiplomatie (oder geschäftsdiplomatie); persönliches politisches interesse. — Regierte und regierende; die politische idee. — Die politische frau; kind und presse. — Parteiwesen; kirche (und sonntagsschule). — Die parteien; wahlrecht. — Erlebte (d. h. vom heranwachsenden kinde erlebte) politik; der *boss*. — Das konventsystem. — Der „einflußreichste" beamte (der polizist); *stampedo* in den nationalen konventen.

Im ersten absatz findet sich auf s. 9 und 10 eine bedeutsame anekdote von dem gern und schnell erlernten amerikanischen patriotismus, der alle „stände" umfaßt und eint. Es handelt sich um eine klasse von sechzig jungen mädchen im alter von zwölf bis vierzehn jahren in einer öffentlichen schule der ostseite, des hauptviertels der

eingewanderten in New York. Alle mädchen verlangen in gegenwart eines ausländischen besuchers am schluß der stunde als ihr lieblingslied einstimmig: nummer 66, das amerikanische nationallied *America* von Samuel Francis Smith. Alle mädchen singen mit begeisterung:

*My country, 't is of thee,*
*Sweet land of liberty,*
*Of thee I sing;*
*Land where my fathers* (!) *died,*
*Land of the pilgrims' pride,*
*From every mountain-side*
*Let freedom ring.*

Keins dieser sechzig mädchen hat unter seinen ahnherren einen pilgervater (*pilgrim father*) von Plymouth in Massachusetts aufzuweisen. Alle sechzig schülerinnen sind töchter eingewanderter familien; alle sechzig mädchen sind — jüdinnen.

Der verfasser der vorrede in englischer und in deutscher sprache, s. 1—7, die als geleitwort für alle veröffentlichungen der Wheelergesellschaft dienen soll, ist herr B. J. Wheeler, präsident der staatsuniversität von Kalifornien und inhaber der Rooseveltprofessur in Berlin im jahre 1910. Um ihn zu ehren, hat man die von ihm gegründete gesellschaft nach seinem namen benannt.

*Berlin-Wilmersdorf.* A. Rambeau.

---

W. Franz, prof. a. d. univ. Tübingen, *Shakespeare-grammatik.* Zweite auflage, wesentlich vermehrt und verbessert. Heidelberg, C. Winter. 1909. XXVIII, 602 s. gr. 8°. Geh. m. 16,—.

Dieses hervorragende werk will nach dem vorwort der ersten auflage nicht eine erschöpfende grammatische analyse der sprache Sh.s bieten, sondern nur eine übersichtliche zusammenstellung der charakteristischen züge des Sh.schen englisch. Die seitdem abgestorbenen sprachformen sollen gekennzeichnet und andererseits die in Sh.s zeit noch schwach ausgebildeten sprachlichen vorgänge in ihrer bedeutung für die neuzeit eingehend erörtert werden. Die basis der vergleichung ist die gesprochene sprache der gebildeten von heute. Obwohl die mittelenglischen und altenglischen sprachgebilde nur berücksichtigung finden, soweit sie zur klarlegung geschichtlicher zusammenhänge absolut nötig sind, so ist der grundcharakter der arbeit doch ein historischer. Über das in der zweiten auflage hinzugekommene gibt das vorwort derselben auskunft; außerdem nennt ein literaturverzeichnis von 17 seiten die benutzten werke. Neu ist zunächst die sprach- und kulturgeschichtliche einleitung, s. 1—18. Wie politische und kulturvorgänge auf die sprache eingewirkt haben, wird schön gezeigt. Die sprache ist neu, weil die nation selbst neu ist, sagt der verfasser zum 18. jahrhundert. Das schwinden der flexion, die lautlichen veränderungen und solche in satzbau, wortbildung, wortschatz und wortbedeutung erhalten eine

vorläufige beleuchtung. Den schluß bildet ein schon s. 12 vorbereitetes lob des englischen nationalcharakters, welches uns jetzt wie ein märchen aus alten zeiten anmutet.

Die anordnung des stoffes ist nun folgende: 1. Schreibung (abweichungen von der heutigen orthographie). 2. Aussprache: Diese kann, zum teil mit hilfe der metrik, zu sehr geringem teil nach den alten drucken, am besten nach den alten grammatikern und orthoepisten ermittelt werden. Es wird nun die aussprache der vokale und konsonanten sowie die betonung im einzelnen mit vielen beispielen durchgegangen. Überhaupt ist in dem ganzen werke die fülle der zitate aus Sh. und anderen autoren bewundernswert. 3. Wortbildungslehre, prä- und suffixe, besonders das personalsuffix *-er*; in *cedar* (von *cèdre*) und *pandar* (*Pandarus*) ist jedoch ein suffix meines erachtens nicht anzunehmen; ferner *-ess*, *-ard*; diminutivsuffixe, abstraktsuffixe, adjektivsuffixe, verbalsuffixe. Die komposition. Auch die rückbildungen und augenblicksbildungen sind nicht vergessen. 4. Formenlehre nach den wortklassen, zuerst das zeitwort; beim substantiv besonders eingehend der genitiv und das geschlecht. 5. Syntax: Nach § 268 wäre *at the last* (von Mätzner nicht erwähnt) in der gesprochenen sprache jetzt außer gebrauch. Es mag selten sein, doch habe ich es in der engeren bedeutung „in letzter stunde", „im letzten augenblick" einige male gehört, und diese beobachtung wird mir von einem geborenen engländer bestätigt. In diesem sinne sagt Enoch Arden: *Woman, disturb me not now at the last*, und Tennyson wollte hier doch wohl gesprochenes und nicht etwa veraltetes oder literarisches englisch wiedergeben. Dagegen hört man *at last* mit betontem *at* (aber nicht *at the last*) zuweilen als ausruf der erleichterung nach ungeduldigem warten. Beim pronomen möchte ich auf *you* und *thou* § 289 u. folg. besonders aufmerksam machen, auch auf *who* und *what* § 333 f., 342. Zu der in § 444 angegebenen bedeutung von *up* beim verbalbegriff (vollständig durchgeführte handlung) möchte ich noch an die stelle im *Hamlet* (V, 1) *Woo't drink up eisil* erinnern. „Essig trinken" könnte im jetzigen englisch nur *to drink* usw. (ohne *up*) heißen; *to drink up* setzt als objekt ein irgendwie (wenn auch nur durch *this* oder *the*) bestimmtes quantum voraus. Ebenso das von Franz erwähnte *eat up*. Also wie unser *aus*trinken, *auf*essen im unterschied von trinken, essen. Auch die übrigen redeteile sind so eingehend behandelt, was besonders vom zeitwort gilt, daß ich nicht weiter auf einzelnes eingehen kann. Ich wollte nur den lesern der *N. Spr.*, die das buch noch nicht aus eigener ansicht oder aus besprechungen (*Archiv* 1910, *Engl. Stud.* 1912/13) kennen, eine annähernde vorstellung von dem überaus reichen inhalt desselben geben. Soweit ich mir ein urteil erlauben darf, ist es ein werk von dauerndem wert, *aere perennius*, für spezialisten und kommentatoren fortan unentbehrlich. Für den praktischen schulmann wird jedoch auch Abbott weiter von nutzen sein, ebenso für studierende. Wenn bei Abbott einige kapitel vermißt werden, so gibt er dafür den wichtigen abschnitt *Prosody*, in welchem sehr viele verse in metrischer hinsicht erklärt sind, sowie ein genaues verzeichnis der behandelten stellen aus Sh.s dramen. Auch Franz

zollt seinem vorgänger ein nicht über gebühr eingeschränktes lob. An zwei stellen (§ 348 anm. und § 542 anm.) lehnt er Abbotts ansicht etwas unsanft ab; wie denn auch er nicht überall die zustimmung seiner kritiker gefunden hat. *Who shall decide, when Doctors disagree?*

*Kassel.* M. Krummacher.

---

*Warren Hastings*, An Essay by Thomas B. Macaulay, hrsg. von prof. dr. Karl Köhler in Perthes' *Schulausgaben englischer und französischer schriftsteller.*

Das bändchen in dem bekannten Perthesschen umschlag, den ich mir ohne den gegen das deckelgrau abgesetzten dunkelbraunen rücken und mit weniger aufschrift schöner denke, umfaßt 194 seiten und eine karte von Vorderindien. Es besteht aus der einleitung (I—XVIII), deren druck oft ein durstiges gesicht machte, dem eigentlichen text (129 seiten), einem verzeichnis der eigennamen mit angabe der aussprache, 36 seiten anmerkungen und einem register hierzu. Der sachweiser zu den anmerkungen und die aussprachebezeichnung der eigennamen sind löbliche zutaten. Doch kann ich mich mit der verwandten lautschrift nicht einverstanden erklären; sie ist altmodisch und für anstalten, die den anfangsunterricht auf phonetischer grundlage aufbauen, unzulässig. Ein beispiel: *Calcútta* (*u* = ö).

Folgende druckversehen sind mir begegnet: S. IX, 10 hinter „zurückgekehrt“ fehlt das komma; 11, 29 *wich* statt *which*, 25, 3 *wat* für *was*, 16, 20 *chicancry* statt *chicanery*, 52, 32 *fore* für *force*.

Die karte orientiert leicht und ausreichend, Dupleix habe ich vermißt. Die anmerkungen sind recht vollständig und im ganzen kurz und klar. Ein paar winzige kleinigkeiten, die sich auf die genauigkeit des ausdrucks beziehen, sind kaum erwähnenswert; in 5, 9 werden z. b. die sehr zahlreichen mündungsarme des Ganges auf acht festgelegt.

Warren Hastings ist in ethischer, individual- und gesellschaftspsychologischer hinsicht eine so fesselnde, lehrreiche lektüre, zudem so förderlich für die einsicht in kolonialpolitische fragen, daß man sie jedem primaner von herzen wünschen muß. Die rhythmisch-stilistischen kunstmittel, die Macaulay in der sprachlichen darstellung von vorgängen und gedanken verwendet, sind oft auch für den schüler so überraschend schön und verständlich, daß er begeistert einsehen lernt, eine wie hohe kunst die menschliche rede sein kann, und wie unendlich viele feine abschattungen der ausdrucksmöglichkeit sich gerade die englische sprache im laufe ihrer ereignisreichen geschichte geschaffen hat. Wie prachtvoll z. b. rauschen in Macaulays sprache die akkorde — wie im schwellenden gleichmaß zum lande wandernder wogen — in der darstellung der sich sammelnden hohen gemeinde zum gericht über Hastings, in der herrlichen halle von Westminster.

Am eindrucksvollsten wird die lektüre, wenn der schüler sie als



ganzes genießt. Der schüler zunächst will nicht Macaulay, sondern Warren Hastings durch Macaulay kennen lernen. Darum darf die lektüre in seinem interesse noch bedeutend stärker gekürzt werden, als es in dieser ausgabe geschieht.

Auf dem schlichten moralischen untergrund des einfältigen volksgewissens *honesty is the best policy* hebt sich Hastings' wollen und wirken ab zu einer als ganzes und in jedem zug lebendig heraustretenden gestalt, die der schüler in den motiven ihres handelns verstehen lernen soll. Auch wenn alles zum verständnis nötige gegeben ist, bleibt in dieser ausgabe noch manches, das der kürzung oder streichung anheimfallen könnte, so die geschichte von Warrens herkunft und jugend, viel beiläufige angaben über indische fürsten und sonstige verhältnisse, die H. weniger angehen. Die geschichte der anklage bis zum austrag der meinungen kann ganz kurz exponiert werden, wobei aber die darlegung der Burkeschen gedanken über die indischen verhältnisse so ausführlich bleiben muß. Durch diese kürzungen würde sich alles mehr um und in Hastings' person konzentrieren, und die lektüre könnte so zu einem ähnlich wirkungsvollen erlebnis werden wie etwa Shakespeares *Koriolan*.

Und *vor* einer derartigen ausgabe genügte nur ein knapper umriß des lebens und der bedeutung Macaulays, eine klare, alles wichtige recht scharf heraus und nebeneinander stellende einführung in die äußere und, mehr noch, in die innere kolonialgeschichte Indiens, bis sie gewissermaßen Hastings die fäden in die hand legt und zu ihm spricht: Nun handle du!

Natürlich ist eine darstellung der weiterentwicklung der indischen geschichte vor oder hinter dem text höchst willkommen, wenn man sie nicht einfach dem lehrer überlassen mag.

Nach allem jedoch ist die ausgabe so beschaffen, daß der lehrer mit leichter mühe nach seinem standpunkt eine gute wahl treffen kann.

*William of Orange and his Descent on England.* (Aus Macaulay, *The History of England*, Chap. VII, IX.) Hrsg. von dr. Walther Otto in Perthes' *Schulausgaben englischer und französischer schriftsteller.*

Die allgemeine einleitung über Macaulays leben und werke ist wie die des eben besprochenen bändchens ein wiederabdruck aus dr. Karl Köhlers ausgabe von *Lord Clive* in derselben sammlung. Nach dem vorwort hat den herausgeber bei der abfassung dieser ausgabe das bestreben geleitet, „durch eine geschlossene darstellung schüler der oberklassen mit den letzten phasen des gewaltigen kampfes bekannt zu machen, in dem das haus Stuart des englischen thrones für immer verlustig ging“.

Diese geschlossenheit ist erreicht und der umfang der lektüre dadurch auf 83 seiten bemessen.

Für die in dem sonderwörterbuch verwandte aussprachebezeichnung gilt das nämliche wie für die in der Hastingsausgabe.

Folgende druckfehler sind mir aufgefallen: S. 7, 11 *nervest* statt *nerves* mit komma; 43, 26 *befor* statt *before*; das wörterbuch gibt gegen den text *hemorrhage* mit doppel-*m* an; 81, 6 *is* für *it*.

Die anmerkungen, die 19 seiten einnehmen, sind sorgfältig, im ganzen auch die angaben des wörterbuchs, welches die aussprache der eigennamen gleich mitverzeichnet. Nur fehlte bei meinen stichproben zu 63, 27 *halter* im wörterbuch.

Ein paar worte noch über *sonderwörterbücher.*

Für die unterstufe mögen sie aus praktischen gründen hingehen. Wenn sie aber bis prima hinauf den schülern immer wieder in die hand gegeben werden, wirken sie allmählich wie ein beschwichtigendes narkotikum, wenigstens die in der vorliegenden und landläufigen anlage. Sie reichen alles, was er wissen will, dem herrn primaner wie auf einem präsentierteller hin mit dem verbindlichen lächeln: Bitte, bedienen Sie sich! Langsam, aber sicher töten sie den drang des geistes, sich selbst zu regen.

Wollen die sonderwörterbücher neben dem immer unentbehrlicher werdenden handwörterbuch ihre daseinsberechtigung aufrecht erhalten, so müssen sie das wortmaterial mehr nach art einer wortkunde behandeln. Sie könnten sich eine reihe hochachtbarer ziele stecken: den schüler anregen, sich seinen wortschatz nach interessanten gesichtspunkten zu gruppieren, die arten der wortbildung zu erkennen. Auch zusammenstellungen von redensarten, allerlei stilistischer ausdrucksformen der fremden sprache können zu einer außerordentlich reizvollen und fördernden denktätigkeit des schülers führen. In allererster linie aber müßten solche sonderwörterbücher den trieb wecken zum selbständigen erarbeiten der bedeutung eines wortes oder einer wendung aus den bestandteilen und dem textlichen zusammenhang. So könnte die beigabe den lernenden auch geistig zum herrn des durch gebrauch erworbenen wortschatzes erheben und dem lehrer eine menge zeit freimachen für die inhaltliche vertiefung des gelesenen.

*Lübeck.* W. SCHWABE.

---

OTTO WENDT, *Enzyklopädie des englischen unterrichts.* 2. auflage. 1912. Hannover und Berlin, C. Meyer (G. Prior). 374 s. Geb. m. 5,60.

Die zweite auflage von Otto Wendts *Enzyklopädie des englischen unterrichts* erscheint fast zwei jahrzehnte nach der ersten. Die von zitaten und eigenen bemerkungen des verfassers begleitete aufzählung von lehrmitteln für den englischen unterricht, woraus das buch in der hauptsache besteht, ist bis zur gegenwart fortgeführt.

Im übrigen ist das buch, wie es war: unklar in der anlage; ungeschickt und nicht selten unlogisch, naiv und schülerhaft im ausdruck; unzuverlässig in den angaben; prätentiös und vielfach falsch im urteil; veraltet in den anschauungen, die an die scholastik des mittelalters erinnern.

Ich gebe — wörtlich — einige wenige proben, die für sich sprechen: S. 3: „2. Auch zur förderung der gefühls- und gemütsbildung kann der fremdsprachliche unterricht dienen. Wer wollte leugnen, daß schon die strengere struktur und kongruenz der formen — ich erinnere an die beziehungen zwischen substantiv und adjektiv

oder partizip im französischen oder an die vielseitige kunstvolle anwendung des letzteren im englischen — unbewußt einen wohltätigen reiz und einfluß auf das gefühl ausübt?“ — S. 7: „Ebenso wünschenswert ist es, daß der strebsame bürger nicht ganz unbekannt mit der fremden sprache sei.“ — S. 10: „Und fürwahr, wenn ein deutscher, wie die schüler in den norddeutschen handelsstädten, den reformgymnasien und anderen anstalten, die englische als erste und einzige fremde sprache erlernte, so wäre er doch in der wünschenswerten lage, ihr bildende momente genug abzugewinnen.“ — Im zeitalter der pfadfinder wird man ferner folgende stelle auf s. 11 mit aufrichtigem vergnügen lesen: „Einen vorteil gewährt die jetzige orthographie trotz ihrer ungeheuerlichkeit: sie zwingt den schüler zu beständiger aufmerksamkeit und gewährt eine nicht zu unterschätzende schulung des auges, sie verlangt beharrliche ausdauer und erzieht zur gewissenhaftigkeit.“ — S. 12: „Forschen wir darum nach den urkeimen und dem ursprunge, sowie nach den einzelnen urquellen des später zu einem breiten, leicht hingleitenden strome gewordenen englischen sprachganzen.“

Ich überlasse nunmehr den verfasser diesen seinen „forschungen“ und komme zum schluß: Das buch hat weder von wissenschaftlichem noch von englischem geiste einen hauch verspürt, und für die praxis, mit rücksicht auf deren anforderungen es laut titelblatt bearbeitet ist, hat es nicht den geringsten wert. Man tut ihm fast zu viel ehre an, wenn man es überhaupt bespricht; aber auch wenn etwas nur auf die rumpelkammer gebracht werden soll, muß man sich ja irgendwie damit befassen.

F. PEJSCHA, regierungsrat, *Praktische methodik des unterrichts in der französischen sprache.* Wien 1913. 105 s. Geb. m. 2,40.

Pejschas *Praktische methodik* soll nach dem vorwort einen weg zeigen, wie der österreichische lehrplan für den französischen unterricht vom jahre 1909 durchgeführt werden kann. Sie ist auf österreichische verhältnisse zugeschnitten und vertritt (s. 8) die „vermittelnde analytisch-direkte methode“, auf der „die neuesten lehrpläne fußen“. Der verfasser beherrscht die einschlägige fachliteratur und schöpft aus reichen eigenen erfahrungen.

Man kann, wie man auch zur vermittelnden methode steht, dem buche in dem kreise, für den es bestimmt ist, nur weiteste verbreitung wünschen; denn einmal bestehende lehrpläne müssen ja auch durchgeführt werden, und dafür ist Pejschas *Praktische methodik* zweifellos ein vortrefflicher ratgeber.

*Zehlendorf.* KARL EHRKE.

---

Dr. ANDREAS ROSENBAUER, k. gymnasialprofessor, *Leconte de Lisles weltanschauung.* Eine vorstudie zur ästhetik der *école parnassienne.* Programm z. jahresbericht über das königl. alte gymn. in Regensburg. I. 1911/12, II. 1912/13. Druck von J. & K. Mayr in Stadtamhof. 44 und 65 s.

Eine *einleitung* von 8—9 seiten über die „hauptströmungen in der französischen literatur des 19. jahrhunderts“ geht der abhandlung vorher. Verfasser ist der gefahr, hier allzu allgemeines und deshalb zum teil unzutreffendes zusammenzutragen, nicht entgangen. Die entwicklung des begriffes romantik ist zu unbestimmt. Die rein künstlerische seite der romantik, also was phantasie, sehen und gestaltung der dinge betrifft, fehlt. Allgemeinheiten wie: „überall wurden die herkömmlichen schranken für abgeschafft erklärt“, oder: „auf dem wege der gesundung, die sich auf nationaler grundlage vollzieht“, sind wir überdrüssig. Summarisch wird Augier mit Scribe und Sandeau zusammengeworfen; von Augiers „seichten bühnenwerken“ zu reden ist jedenfalls in dieser kurzen form ungerecht. (Und seine klare, echt französische prosa!) S. 9 wird auch das schwierige problem des *vers libre* leichthin gelöst, indem R. sagt: es würde „den ersatz des verses durch rhythmische prosa“ bedeuten; so auch das der *décadence*, ein falscher und irreführender name, der in keiner weise der lyrik von Baudelaire bis gegen 1900 gerecht wird. Speziell was den abschnitt „die dichtung“ angeht, scheint mir verfasser gar nicht auf die wirklichen quellen zurückgegangen zu sein, was philologisch gesprochen ein schwerer vorwurf ist. Ebenso ungerecht und voreilig ist es, wenn man vom heutigen französischen roman sagt: „Der bei den jüngeren romanschriftstellern erkennbare optimismus geht entweder auf französische tradition zurück wie bei Pierre Loti [welche tradition?], hat seine quellen in der ausländischen literatur oder wurzelt in der unverdorbenen luft der engeren heimat (René Bazin), in der ein bodenständiges schrifttum erblühen will (*Les Régionalistes*).“ Das könnte in den *Annales pol. et litt.* stehen. Eingeweihte wissen jedoch, was in diesen kreisen leider als ausdruck der gegenwärtigen tendenzen der französischen literatur dargestellt wird. Überhaupt stellt verfasser sich beinahe immer auf den moralisierenden standpunkt, was zwar seine pädagogische berechtigung haben mag, aber mit kunstliteratur nur äußerst wenig gemein hat.

Die abhandlung selbst zerfällt in sieben kapitel und ein schlußwort. Im biographischen teil vermisse ich die wärme und lebendigkeit der schilderung. Etwas engherzigkeit ist in der behandlung von L. de Lisles stellung zur religion unverkennbar. Eine große persönlichkeit, wie die dieses sohnes der tropen, der zugleich heide, sinnenmensch und verzweifelter gottsucher war, soll man nicht an dem maßstabe gutbürgerlicher gefühle messen. Auf L. de Lisle den begriff dekadenz anwenden, ist befremdend: sein pessimismus und seine weltverneinung haben eine kraft, die an die der alten tragiker oder an die eines Lukrez erinnert. Die arbeit hätte an wert gewonnen, wenn sie sich damit begnügt hätte, L. de Lisle, wie verfasser sagt, aus seinen werken zu verstehen und verständlich zu machen. Die hauptkapitel über „wesen und inhalt seiner weltverachtung“, „pantheismus und naturgefühl“, „der mystiker in L. de Lisle“, sind die besten und geben einen vollständigen einblick in seine gedankenwelt. Aber weshalb bemerkungen einstreuen wie: „Solche mannigfachen zeugnisse berechtigen uns, auch für Leconte de Lisle schonung und nachsicht zu verlangen ...“? Leconte de Lisle

bedarf keiner schonung und keiner nachsicht. Alles in allem eine fleißige, aber vorsichtig zu benutzende arbeit.

*Luxemburg.* M. ESCH.

---

GABRIEL PUY-FOURCAT, *Le Français courant.* Handelshochschulbibliothek, herausgegeben von professor dr. MAX APT in Berlin. Band 6. Leipzig, G. A. Gloeckner. 1909. Geb. m. 3,20.

Der verfasser bietet mit dem vorliegenden lehrbuch eine sammlung französischen sprachstoffs, der in die folgenden hauptteile zerfällt: *Un Voyage à Paris.* — *Une Journée d'affaires à Paris.* — *La Famille.* — *Les Temps. Les Communications. Les Fêtes.* — *Du Bâtiment.* — *Instantanés parisiens.* Jeder dieser teile besteht aus einer reihe von unterabteilungen, so daß das ganze buch 50 verschiedene lesestücke umfaßt. An jedes lesestück schließt sich ein in französischer sprache behandeltes kapitel der grammatik.

Der inhalt erstreckt sich nicht nur auf gebiete, die den kaufmann angehen, sondern gibt dem leser ein vortreffliches und äußerst vielseitiges bild von dem leben und treiben in Paris und dessen umgebung, von den kunststätten, den verkehrsmitteln der hauptstadt, von den ereignissen im leben der familie usw. Alles ist in einem flotten, modernen französisch geschrieben, das gelegentlich ausdrücke aus der volkssprache nicht verschmäht und den humor zu worte kommen läßt. Das buch kann als ein unterrichtsmittel empfohlen werden, das wegen seines interessanten lesestoffs den wunsch des verfassers, *de faire de l'étude du français un plaisir au lieu d'une corvée,* rechtfertigen dürfte. Ein störender druckfehler findet sich s. 30, wo *aux Français* (= *au Théâtre-Français*) statt *au Français* zu lesen ist.

OTTO EBERHARD, *Je parle français.* Conversations et Lectures françaises à l'usage des écoles. Zürich, Orell Füsslis verlag. (Ohne jahr.) Geb. fr. 1,20, 1,40 und 2,60 für die drei teile (*Cours élémentaire, Cours moyen, Cours supérieur*).

Diese lehrbücher sollen dazu dienen, die französische sprache und vor allem das gesprochene französisch nach den grundsätzen der direkten methode zu lehren. Die übungsstücke sind inhaltlich dem anschauungskreise und dem begriffsvermögen der schüler angepaßt, und ihr wortschatz ist so mannigfaltig und reichhaltig, daß er den lernenden mit den notwendigsten wörtern und wendungen der sprache des täglichen lebens bekannt macht. Die ausdrücke der konversation finden durch eine größere zahl von gesprächen besondere berücksichtigung. In einer ausführlichen einleitung wird eine genaue anweisung für die methodische verarbeitung des stoffs gegeben. Dem erfahrenen lehrer werden diese darlegungen kaum etwas neues bieten; der anfänger wird ihnen manchen nützlichen wink entnehmen können. Vielfach aber geht der verfasser in seiner begeisterung dafür, daß die anschauung im unterricht durch die handlung lebendiger gestaltet werde, nach meinem geschmack zu weit. Der ratschlag, die schüler bei der gelegentlichen veranstaltung

gemeinsamer spaziergänge *auf ehrenwort* zu verpflichten, nur französisch zu sprechen, wird hoffentlich von keinem lehrer befolgt werden.

Andreas Baumgartner, *Lese- und übungsbuch für die mittelstufe des französischen unterrichts.* Ausgabe A. Sechste verbesserte auflage. Mit 18 illustrationen. Zürich, Orell Füsslis verlag. (Ohne jahr.) Geb. m. 1,60.

Baumgartners lese- und übungsbuch, das die elementarkenntnisse in der französischen sprache voraussetzt, ist für schweizer sekundar- oder realschulen bestimmt. Französische lesestücke bilden die grundlage des buches; daneben dienen deutsche stücke zum übersetzen ins französische, um die in der grammatik erworbenen kenntnisse zu wiederholen, zu befestigen und zu erweitern. Regeln sind absichtlich nicht gegeben. Es sind nur mustersätze aufgeführt, in denen jedesmal eine regel verkörpert liegt, die die klasse selbst auffinden und formulieren soll.

Mit der auswahl der lesestücke kann man sich einverstanden erklären, ebenso mit den an sie angeschlossenen übungen in der fremden sprache. Dagegen sehe ich einen nachteil darin, daß die vokabeln sich am fuße der einzelnen übungsstücke befinden. Auch halte ich es nicht für angebracht, in jeder lektion deutsche texte zum übersetzen zusammenzustellen, zumal wenn sie wie hier nur in losem oder gar keinem zusammenhang mit dem vorhergehenden französischen lesestoff stehen, oft nur zusammenhangslose einzelsätze oder einzelne wortgruppen enthalten und wörter und wendungen bringen, für die der schüler den französischen ausdruck noch gar nicht kennt. Wer diese übersetzungsübungen beiseite läßt und sich auf vielseitige verarbeitung der französischen lesestücke beschränkt, wird erkennen, daß ein solches verfahren besser und schneller zur freien mündlichen und schriftlichen handhabung der fremden sprache führt. Durch das übersetzen wird der schüler zu dem falschen glauben verleitet, daß er nicht bloß die eigens zurechtgestutzten sätze des lehrbuchs übersetzen kann, sondern daß er überhaupt nur zu übersetzen braucht, um seine gedanken grammatisch und idiomatisch korrekt in der fremden sprache auszudrücken. Ihn vor einem solchen irrtum zu bewahren, muß von anfang an das bestreben des lehrers sein.

*Altona.* H. Schmidt.

---

M. Maurer, *A Bâtons rompus.* Livre d'anecdotes destinées aux premières leçons de français. Librairie Payot et Cie., Lausanne-Paris. 1913. 284 s. 2 fr. 25 c.

Maurers anekdotenbuch soll und kann dazu dienen, sich in angenehmer weise ins französische hineinzulesen. Unter den 250 geschichtchen findet sich natürlich manch lieber alter bekannter aus unseren französischen schulbüchern, zum teil in einer form, die von der geläufigen wohl absichtlich etwas abweicht, aber jeder wird auch eine große zahl ergötzlicher entdeckungen machen. Uns lehrern

des französischen kann solch ein buch mit kurzen unterhaltsamen und nicht zu schwierigen stücken als diktatquelle und vor allem bei kleinen übungen im auffassen und nacherzählen gute dienste leisten.

CYPRIEN FRANCILLON, *Französisches lesebuch mit wörterverzeichnis.* Sammlung Göschen, nr. 643. Berlin und Leipzig. 1913. 130 s. M. 0,90.

Derselbe, *Französisch-deutsches gesprächsbuch.* Sammlung Göschen, nr. 596. Berlin und Leipzig. 1912. 120 s. M. 0,90.

Derselbe, *Un mois en France.* Deuxième édition revue et augmentée. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior), Hannover-List und Berlin. 1913. 230 s. Brosch. m. 2,40, kart. m. 2,60.

Für wen das erste dieser drei werke des französischen lektors am orientalischen seminar und an der handelshochschule in Berlin, für wen das französische lesebuch bestimmt ist, wird leider durch keinen untertitel, kein vorwort gesagt. Es bringt auf 90 seiten text eine art einführung ins heutige Frankreich: Paris und die provinz, französisches wesen im allgemeinen und in besonderer ausprägung kommen im ersten, prosaischen teil zum wort, in dem zweiten, poetischen teil allerlei gemütvolles, humoristisches, volksliedmäßiges. F. bringt nicht allbekannte lesebuchstücke, sondern eine selbständige auswahl aus neuem und altem, neben mittelgut auch manches recht wertvolle: so Daudets köstlichen *Sous-Préfet aux Champs*, eine hübsche probe aus R. Bazins warmem vaterländischen katechismus *La Douce France*, die treffende gegenüberstellung *Le Parisien et le Provincial* von Hanotaux: in aller beschränktheit und dadurch bedingten lückenhaftigkeit ein reiches bild. Daß der verfasser versucht hat, sein vaterland in so günstigem lichte zu zeigen wie möglich, ist verständlich, ebenso, daß er in diesem für deutschen geschmack nicht ungeschickt zugeschnittenen buch mit vorliebe versöhnliche töne anschlägt. Aber wie gesagt: wer soll dies lesebuch lesen? Für anfänger ist es mit seiner fülle von seltenen worten und schwierigen wendungen viel zu schwer. Solche, die französisch können, greifen aber in der regel nicht zu einem Göschenbändchen. Am ersten kommen vielleicht erwachsene in betracht, die das auf der schule erlernte auffrischen wollen, ohne lust zu seichten oder umfangreichen büchern zu haben.

Was dieses lesebuch nicht gibt, die redensarten des täglichen lebens, bietet das französisch-deutsche gesprächsbuch desselben verfassers. Wie bei den andern gesprächsbüchern der sammlung ist die deutsche übersetzung beigefügt. Ein stichwortregister erleichtert das aufsuchen der wendungen. Im übrigen scheint sich mir dies büchlein weder im guten noch im schlechten vor seinesgleichen besonders auszuzeichnen.

Viel eigenartiger ist wieder das dritte der Francillonschen bücher, *Un mois en France,* gewissermaßen ein in fortlaufende handlung umgesetztes gesprächsbuch. Es schildert die erlebnisse eines berliner primaners während seines ferienaufenthalts in Grenoble, und diese schilderung wird benutzt, um alle möglichen gebiete des französischen lebens und damit des französischen wortschatzes in aus-

giebiger weise durchzugehen. Daß diese erzählung kein kunstwerk ist und keins sein will, ist klar. Schon die kursiv gedruckten redensarten geben ihm etwas zu absichtliches, die häufung der gallizismen ist zuweilen recht weit getrieben. Dem zweck zulieb wird natürlich allerlei nebensächliches mit großer ausführlichkeit beschrieben, wird vor allem Erich, der deutsche schüler, mit einem ganz unwahrscheinlichen maß von wißbegier ausgestattet. Aber wer mit der guten absicht, zu lernen, an das buch herantritt, wird derartiges nicht zu störend empfinden, und es ist sicher viel anregender, sich durch dieses werk hindurchzuarbeiten, als durch eine beliebige zusammenstellung von worten und wendungen. Man erhält ein anschauliches, reichhaltiges und, soweit ich beurteilen kann, zutreffendes bild des täglichen lebens einer gutbürgerlichen familie, das dadurch nur gewinnt, daß der verfasser Deutschland gut kennt und weiß, mit welchen augen wir deutschen manches französische ansehen (z. b. die sauberkeit s. 68). Eine ziemlich ausführliche präparation zu jedem kapitel hilft über die vielen seltenen und familiären ausdrücke hinweg. Wegen der fülle dieses weniger wichtigen kann ich mir nur sehr fortgeschrittene schüler als leser dieses werkes denken (privatlektüre), eher vielleicht noch junge studenten, die sich zum ersten aufenthalt in Frankreich rüsten.

*Frankfurt a. M.* A. Perdisch.

---

J. Commarmond et L. Meister, *Otto, der wilde bube*. Ein buch für sextaner. Paris, Hachette. 1910. XVII und 267 s. 2 fr. 50.

Dies buch für französische sextaner ist nach der direkten methode gearbeitet; kein französisches wort kommt im texte vor; die bücher sollen, nach der vorrede, außer für eine kurze betrachtung der zu besprechenden bilder und für die lektüre am stundenschluß, stets geschlossen sein. Das ziemlich umfangreiche buch ist ein wahres muster an sorgfalt. Die zugrunde gelegte geschichte, leben und taten des sextaners Otto, bietet ungezwungen eine fülle von stoff: verwandtschaftsverhältnisse, schule, kleidung, wohnung, krankheit, ferien, reise, stadt und land, briefe, feste, jahreszeiten, körper (dessen teile, um nicht zu ermüden, nicht auf einmal behandelt werden!), uhr, vier spezies; Siegfrieds geschichte, die geschichte des onkels aus Amerika, die hochzeit der schwester u. a. Dieser reiche stoff ist vorzüglich verteilt. Die 142 lektionen bringen immer nur ein kurzes stück und verarbeiten es, indem sie mit dem verb beginnen und allmählich über die kasus- und satzlehre zu den präpositionen vordringen. Daran schließen sich in jeder lektion grammatische vertiefungen: pluralbildung, starke verben, 2. partizip, übungen in betonung (äußerst sorgsam behandelt!) und, in den lektionen 1—37, auch in aussprache, sowie vielseitige sprech- und schreibübungen, immer in engster beziehung zu dem vorliegenden stoff. Zusammenfassende Gouinsche reihen und mehrere lieder sind an passender stelle eingefügt. 110 (!) hübsche und belehrende holzschnitte und vier jahreszeitenbilder sind ein weiterer wertvoller bestandteil des

mit großem geschick angelegten buches. (Warum fehlen übrigens die bilder zu lektion 1—26?)

Nur wenige versehen haben sich in das auch technisch sehr sorgfältig gearbeitete buch eingeschlichen. Undeutsch ist s. 47: nähe mir den Knopf an die Jacke wieder; die Mutter liebt eben so sehr die drei Kinder (besser: d. d. K. ohne Unterschied), s. 48: Was für Wände stehen im Schulzimmer; verkehrt: s. 62 Gras(e), s. 147 Schluß(e), s. 153 Preis(e), s. 233 beschloßen; verdruckt: s. 9 Hauf, s. 151 In Gedanken, s. 225 Kreuzbauer; falsch betont: s. 94 vorzüglich.

Dr. A. KELLER, *Deutsche taschengrammatik.* Freiburg, A. Bielefeld. 1910. 48 s. M. 1,—.

Obwohl der verfasser einleitend sagt, daß der deutsche von einer deutschen grammatik etwas ganz anderes erwartet als der ausländer, hofft er doch, daß vielleicht beide in seinem werkchen das wesentliche finden, was sie suchen, und wendet sich also an deutsche und ausländer. Ich gebe beiden den rat, ihm den rücken zu wenden. Meine begründung? Jemand, der die regeln der verbalzusammensetzung nicht beherrscht (s. 24: „Die truppen setzen über den fluß“ soll ein beispiel für trennbare komposition sein!); der die unterschiede zwischen demonstrativ, artikel und relativ *der* so völlig unklar läßt (s. 13, 14); der so viel ahnung von wortgeschichte hat, daß er (s. 19) behauptet, die adv. *häufig, früh, spät, recht, gewiß* seien nicht von adjektiven abgeleitet; der den sprachgebrauch nicht kennt, wie sich s. 41 bei der besprechung des kj. prät. zeigt; der in der phonetik so beschlagen ist, daß er s. 44 schreiben kann: „Jeder (deutsche) laut hat sein eigenes zeichen“; der das falsche und papierne deutsch andrer tadelt, sich selbst aber, mit der absicht, knapp zu sein, alle augenblicke unklarheiten und ungenauigkeiten erlaubt: — der hat wohl seine untauglichkeit als führer durch die schwierigkeiten der deutschen grammatik erwiesen.

HUGO SOUVAGEOL, *Petrarka in der deutschen lyrik des 17. jahrhunderts.* (Leipziger dissertation.) 85 s. Ansbach 1911.

Das ergebnis dieser mit vielen beispielen belegten abhängigkeitsuntersuchung ist: Von Theobald Höck bis Andreas Gryphius übernehmen die deutschen petrarkisten vorwiegend das *beiwerk* von P.s *Canzoniere* und beschränken sich auf ganz bestimmte typische vorbilder. Selbst die begabtesten unter ihnen, Weckherlin, Flemming und Gryphius, weisen gegenüber der nach inhalt und form vielseitigen kunst Petrarkas eine auffallende armut im nachschaffen aufrichtiger empfindungen und fruchtbarer motive auf. Ihre einseitige nachahmung wird noch durch anlehnung an den fremden petrarkismus (Du Bellay, Ronsard) getrübt. Außer bei Gryphius fehlt der persönliche stempel. Das prachtgewand ist zerschnitten, und seine glänzenden flicken sollen gefühlskahlen versen ansehen verleihen. Erst *nach* der zeit sklavischer Petrarkanachahmung, erst ende des 17. jahrhunderts, äußert sich das verständnis für den ewigkeitsgehalt seiner dichtung in guten und charakteristisch-gewählten übersetzungen.

*Flensburg.* OTTO WEIDENMÜLLER.

---

Druck von C. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

# DIE NEUEREN SPRACHEN.

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXIII. MAI 1915. HEFT 2.

## JAKOB SCHIPPER †.

Der tod hält eine reiche ernte. Er mäht jetzt die männer in der blüte ihrer jahre dahin, aber auch die älteren werden darüber nicht vergessen. Die greise folgen ohnehin fast von selbst. So ist auch Jakob Schipper am 20. jänner plötzlich dahingegangen. Nicht ganz unerwartet kam sein scheiden, und doch greift es uns schmerzvoll ans herz, daß wir ihn nun für immer missen sollen. Seine gestalt ragte unter vielen hervor, und wer sich seines näheren umgangs erfreuen durfte, lernte in dem bedeutenden gelehrten auch einen trefflichen menschen schätzen. Ganz so selbstverständlich ist diese verbindung ja nicht. Was die natur den menschen auf der einen seite mehr gegeben zu haben scheint, nimmt sie auf der andern oft doppelt weg. Wenn aber wissenschaft das suchen nach wahrheit ist, so war Schippers charakter einheitlich; er hat ihr auch im bürgerlichen leben nachgestrebt.

Er stammte aus Friesland (geboren am 19. juli 1842 im kirchspiel Middoge, Oldenburg) und verleugnete die germanische herkunft nicht. Seine schulbildung holte er auf dem gymnasium zu Jever und wandte sich dann dem studium der theologie zu, das er aber nach einigen semestern mit dem der neueren philologie vertauschte. In Bonn waren Diez und Delius seine lehrer. Als sekretär eines reichen mannes kam er bald nach der promotion weit in der welt herum, bis er an eine gesicherte zukunft zu denken begann. Der berufung nach Königsberg folgte 1877 schnell die ernennung an stelle Zupitzas in Wien. Schipper war damals erst 35 jahre alt und hatte dann diese wichtige anglistische lehrkanzel 35 jahre lang inne. Als er ende des sommersemesters 1912 mit der erreichten altersgrenze von siebzig jahren der langjährigen und außerordentlich erfolgreichen lehr-

tätigkeit entsagen sollte, kam es wie unmut über ihn: er glaubte die kraft zu haben, die schwere bürde noch länger zu tragen, und hielt noch während des folgenden „ehrenjahres" seine vorlesungen und übungen. Aber bald zeigte es sich, wie er seine gesundheit überschätzt hatte. Die ersten, zu wenig beachteten anzeichen der arterienverkalkung machten sich schon pfingsten 1912 auf der fahrt zum frankfurter neuphilologentage fühlbar. Bald darauf, bei einem ihm gegebenen abschiedsfest, brach er plötzlich zusammen. Seither ging es rasch und unaufhaltsam abwärts. Am 20. jänner d. j. erwachte er nicht mehr aus dem in den tag hinein verlängerten schlafe. Schipper hat beim abschied vom lehramt seine „lebenserinnerungen" im feuilleton eines wiener blattes geistreich und humorvoll selbst erzählt. Dieser biographie ein schlußkapitel beizufügen, das er selbst nie geschrieben hätte, weil er bei allem wertbewußtsein bescheiden und zurückhaltend war, sollen die folgenden zeilen versuchen.

Sein bild, wie es auch der griffel des künstlers am ende von Schippers akademischer laufbahn auf wunsch seiner freunde und schüler festgehalten, haftet fest in der erinnerung aller, die ihn gekannt. In der männlichen kraft seiner früheren jahre, wo die krankheit ihn noch nicht gebeugt, hochgewachsen, mit offenen zügen und freiem blick erscheint er vor uns, ein aufrechter mann, der als rektor der wiener universität in den stürmen des niederösterreichischen landtags, aber auch sonst, wo es nötig war, seiner freiheitlichen, deutschen gesinnung ausdruck gab und eine ihm deshalb zugefügte persönliche kränkung vornehm abwies. So hatte auch die sommeruniversität in Salzburg, an deren dauer und zukünftigen ausbau er immer noch glaubte, als die kräfte sich zu zersplittern oder zu erlahmen schienen, von anfang an seine ganze sympathie. Dort in der alten bischofstadt an der Salzach hielt er stand wie ein steuermann auf gefährdetem schiffe, und er versagte sich jahrelang die ferienerholung auf dem lande, um der schöpfung freien deutschen forschergeistes immer nahe zu sein. Den geistigen und persönlichen zusammenhang mit den gelehrten aus dem „reiche" hielt er für etwas so wichtiges, daß er des verfalles seiner gesundheit nicht achtete und immer wieder blieb, anstatt ein- oder das andere mal tiefer im gebirge, in den bädern des Gasteinertals, die dringender werdende erfrischung zu suchen. Auch auf auswärtigen kongressen war er in den ferien ein oft

und gern gesehener gast, und wenn er dort das wort ergriff, Österreichs grüße überbrachte und anregungen vielseitigster art gab und für dieses land wieder übernahm, so hatte jeder von ihm den eindruck einer gehaltvollen und geschlossenen persönlichkeit. Langsam, wohl überlegt, nie zur geschwätzigkeit herabsinkend, floß seine rede von den lippen, und man hörte gern auf seine reiche erfahrung als akademischer lehrer und langjähriger vorsitzender der wissenschaftlichen prüfungskommission für das lehramt an gymnasien und realschulen. Viele dieser so gewonnenen anregungen sind dann daheim im verlaufe der zeit für hoch- und mittelschulen fruchtbar gemacht worden, für deren zusammenwirken einzutreten er nie müde ward. Die festschrift zu seinem sechzigsten geburtstage ist von selbst eine frucht solch gemeinsamer arbeit geworden.

Von Oldenburg und Königsberg nach Wien ist ein weiter weg. So verschieden die österreichische art anfangs scheinen mochte, sie ward ihm bald lieb. Vielleicht hat ihn seine künstlerisch veranlagte natur gleich und ohne sträuben zu dem südlich angehauchten wesen der alten kaiserstadt an der Donau hingezogen und dort festgehalten. Als er seßhaft geworden und einen hausstand gegründet, mag wohl der gedanke an eine rückwanderung näher zu der alten heimat langsam geschwunden sein. Er fühlte sich wohl in der heimat seiner vier kinder und nahm am nationalen leben der deutschen in Österreich regsten anteil. Besonders auf den ferienkommersen der deutschen burschenschaften zu Salzburg war er häufig zu sehen, und er ragte reckenhaft über die menge jungen volks empor, wenn er gelegentlich das wort nahm, um die ideale der freiheitlichen studentenschaft zu preisen. Eigene erinnerungen an Altheidelberg lebten da wieder auf, und er zeigte sich sogar den anforderungen des bierkomments gewachsen, wenn sie nicht allzu hoch gesteigert wurden. Auch in Wien war er ein freund anspruchsloser geselligkeit, wenn nach vollbrachtem tagewerk — er war ein unermüdlicher arbeiter — gleichgesinnte oder fachgenossen sich manchmal zusammenfanden. Manches scherzwort ist ihm da gelungen, und sein trockener, echt niederdeutscher humor konnte stürmische heiterkeit hervorrufen, indessen er nur fein lächelte. Im „Wiener neuphilologischen verein“, den er 1892 gegründet und zur blüte gebracht hatte, war ein gemeinsamer boden gewonnen worden, auf dem hoch- und mittelschulprofessoren wissenschaftliche, pädagogische und standesfragen

erörtern konnten, wobei ein gemütlicher abschluß bei einem glase bier nie fehlte. Dieser verkehr unter den lehrern der hohen und mittleren schulen ist ja sonst, auch in Deutschland, leider nicht in der wünschenswerten weise entwickelt. Die österreichischen mittelschulen haben sich dafür bei Schippers rücktritt dankbar erwiesen. So hat er fast alle neuphilologentage in begleitung jüngerer lehrer aus seiner schule besucht und hier oft, nicht selten auch mahnend, das wort ergriffen. Manche wohltätige neuerung in Österreich, so die verminderung der wöchentlichen pflichtstundenzahl auf 14 bis 17 und der vielen korrekturen, die abschaffung des ewigen prüfens der schüler und notengebens, was einer lehramtlichen buchhaltung glich, und manches andere ist damals in Wien durch unsere gemeinsamen bestrebungen mit den zunächstbeteiligten erreicht worden. Es ist nicht zufällig geschehen, wenn während seiner wirksamkeit auch die übrigen österreichischen universitäten dem fache der englischen philologie bald eigene lehrstühle erwirkten, und zwar schon zu einer zeit, wo dies in Deutschland noch lange nicht die regel war. Schipper selbst war ja in Königsberg zugleich professor der romanischen und der englischen philologie gewesen und hatte das sinnlose und rein äußerliche dieser verbindung am eigenen holze spüren können. Daß die anglistik an der wiener universität zuletzt zwei ordentliche lehrkanzeln hatte, war auch seiner tatkraft zu erreichen gelungen. So hatte er am ende seiner laufbahn daheim zustände verwirklicht gesehen, die auf deutschen neuphilologenversammlungen noch immer als bloße zukunftshoffnungen und fromme wünsche erscheinen. Die lange jahrzehnte übliche zwangsweise verbindung der englischen mit der französischen sprache in der lehramtsprüfung hat sich endlich auch als irrtum erwiesen, von dem man in Österreich aber bereits zurückzukommen trachtet.

Wie die unbedingte ehrenhaftigkeit das kennzeichen seiner sittlichen natur war, so hielt er es auch mit der wissenschaft: lauter gewissenhafte, solide arbeit, die in stattlichen büchern aufgespeichert liegt. Über diese sachlich zu urteilen, steht mir nicht zu. Die in Wien entstandenen arbeiten seiner schüler hat Schipper in den *Beiträgen zur englischen philologie* in vielen heften gesammelt herausgegeben. Daß er sich lange und gründlich mit englischer metrik beschäftigte, was gewöhnlich als wenig anziehende tätigkeit gilt, hat wohl seinen eigenen grund. Es gab in seinem wesen eine künstlerische seite, die sein ältester sohn

Emil, der bekannte opernsänger, fortsetzt. Diese begabung für die rhythmische erkenntnis der poesie hat ihn von anfang an zu solchen untersuchungen geführt, und seine ästhetische anlage fand daneben in literarischen studien raum und betätigung. Seine eigenen gedichte sind wohl auf einen intimen kreis beschränkt geblieben bis auf den poetischen gruß zum VIII. allgemeinen deutschen neuphilologentag in Wien (1898), wo dem verfasser und veranstalter des festes — denn ein solches bleibt es in der erinnerung der teilnehmer — verdienter beifall zuteil wurde. Seit der studentenzeit verband ihn eine enge freundschaft mit dem genialen Ariostübersetzer Alfons Kißner, und sie haben beide manche poetische epistel gewechselt. Seit die bürde des amts von ihm genommen, besuchte er oft das theater und holte so manchen genuß nach, den ihm das arbeitsreiche leben bis dahin selten verstattet hatte.

Der krieg griff natürlich auch in dieses stiller gewordene gelehrtenleben ein. Alle die vielen, seit jahren gegründeten und sorgsam gepflegten beziehungen zu England, wo fünf universitäten ihm das ehrendoktorat verliehen hatten, wurden plötzlich durchschnitten, und das geliebte arbeitsfeld erschien verwüstet und für eine lange zukunft zur unfruchtbarkeit verurteilt. Doch sein deutscher sinn übersah daneben die größe der gegenwart nicht; die festigung des mit gemeinsam vergossenem blute gekitteten bundes mit Österreich und die stärkung des österreichischen deutschtums erschien ihm nicht als die kleinste frucht eines hart errungenen sieges. So sah er doch ruhig der zukunft entgegen und ging mit beharrlicher energie, die vielleicht sein wichtigster charakterzug war, an die ausführung weiterer wissenschaftlicher pläne. Da fiel der tod ihn an, heimtückisch, als scheute er den kampf noch mit dem gealterten recken aus dem friesenlande. So blieb diesem ein langes siechtum erspart. Wehmütige trauer erfaßt uns, die wir ihn näher kannten. Ein stück erfreulichen lebensinhalts ist uns mit ihm entschwunden.[1]

*Frankfurt a. M.* M. FRIEDWAGNER.

[1] Ein bild Schippers wird nach eingetroffener erlaubnis einem späteren hefte beigegeben werden. *D. red.*

# BEITRÄGE ZUR FRANZÖSISCHEN SYNTAX.

---

*Schulgrammatik und sprachgebrauch.*

## I. ZUM GEBRAUCH DES ARTIKELS.

1. Bei Plattner, *Ausführliche grammatik der französischen sprache* (§ 282, anm. 3), heißt es: Durchaus veraltet ist es, vor die namen von künstlerinnen *la* zu setzen: *la Champmeslé, la Malibran, la Grisi.* Und in den *Ergänzungen* (III. teil, erstes heft, s. 144) liest man: Der gebrauch, vor den namen von schauspielerinnen den artikel zu setzen, ist nahezu aufgegeben; wohl findet man noch *la Duse, la Loïe Fuller* und dergleichen, empfindet aber solche bezeichnungen immer als geringschätzend.

Diese behauptungen können keine allgemeine gültigkeit beanspruchen. Einige namen wie *la Duse, la Malibran* haben stets *la* vor sich, während andere wie *Rachel, Sarah Bernhardt* immer ohne artikel gebraucht werden. Im folgenden stelle ich mit *la* verbundene namen verschiedener künstlerinnen älterer und neuerer zeit zusammen. In keinem falle bezeichnet *la* geringschätzung.

La *Bellincioni* (Turin), darstellerin der Salome in der oper *Salome* von Richard Strauß. *L'Illustration* 11. mai 1907, s. 315. La *Cervito,* italienische bühnenkünstlerin. *Annales pol. et litt.* 2. dez. 1906, s. 357. La *Champmeslé* (1641—1698), berühmte tragödin zur zeit Racines. *Revue de Paris* IX 11, 528. La *Colbran,* italienische sängerin (altistin), Rossinis gattin. *Annales pol. et litt.* 12. april 1908, s. 349. La *Duchesnois* (1777—1835), hervorragende darstellerin der frauencharaktere Racines. *Revue de Paris* IX 3, 592; ebd. XI 8, 854 und 855. La *Duse,* die bekannte tragödin. Ebd. IV 11, 520 und IX 9, 89; *R. d. d. M.* 15. nov. 1906, s. 278. La *Grassini,* italienische opernsängerin unter dem ersten kaiserreich. *Annales pol. et litt.* 12. april 1908, s. 348. La *Grisi* (1811—1869), italienische opernsängerin, nichte der vorigen. Ebd. s. 349. La *Guimard* (1773—1816), tänzerin der pariser oper. *L'Illustration* 18. januar 1908, s. 49; *Annales pol. et litt.* 23. mai 1909, s. 481. La *Krauss* (1842—1906), die berühmte wiener bühnensängerin. *L'Illustration* 13. januar 1906, s. 19. La *Kruscেniski* (Mailand), darstellerin der Salome in der gleichnamigen oper von Strauß. Ebd. 11. mai 1907, s. 315. La *Loïe Fuller,* die bekannte serpentintänzerin, mit artikel auf den programmen

der pariser *cafés-concerts*. La *Malibran* (1808—1836), pariser opernsängerin. *Revue de Paris* II 11, 464; *Annales pol. et litt.* 28. januar 1906, s. 55 und 2. sept. 1906, s. 157. La *Mogador* (neben *Mogador*), tänzerin, gestorben 1909. *Annales pol. et litt.* 28. februar 1909, s. 203. La *Patti*, die bekannte opernsängerin. Ebd. 16. dez. 1906, s. 389. La *Reggiana*, schauspielerin zur zeit Friedrichs des Großen. *R. d. d. M.* 1. märz 1910, s. 217. La *Ristori* (Adélaïde Ristori), italienische schauspielerin, rivalin der Rachel, geb. 1822, gest. 1906. *Annales pol. et litt.* 21. oktober 1906, s. 259 (6 mal); ebd. 25. nov. 1906, s. 337; *L'Illustration* 13. oktober 1906, s. 244. La *Rosalba* (Carriera), berühmte italienische malerin (1675—1757). *Revue de Paris* XII 6, 350 und öfter in demselben artikel. La *Rosati*, italienische bühnenkünstlerin. *Annales pol. et litt.* 2. dez. 1906, s. 357. La *Schreider*, wiener opernsängerin. *Revue de Paris* III 19, 495. La *Taglioni*, italienische schauspielerin, geb. 1833 in Berlin, gest. 1891 in Österreich. Ebd. XI 1, 206; *Annales pol. et litt.* 2. dez. 1906, s. 357.

Man sieht also, daß der franzose vielfach die namen von künstlerinnen mit dem bestimmten artikel gebraucht, wie es ja auch im deutschen in familiärer rede üblich ist.

Andrerseits kann der artikel geringschätzung bezeichnen, und zwar vor männlichen und weiblichen personennamen. Ein mir bekannter französischer gymnasiallehrer wurde in einer literarischen polemik in der pariser zeitung *L'Autorité* nicht, wie es sonst gebrauch ist, *M. P...* genannt, sondern bloß *P...* und noch verächtlicher *le P...* — La *Dubarry*, die 1793 guillotinierte gräfin Dubarry (Du Barry), die geliebte Ludwigs XV. *L'Illustration* 6. april 1907, s. 219. La *Tarnowska*, die im jahre 1910 in Venedig wegen anstiftung zum mord verurteilte gräfin Tarnowska. Ebd. 12. märz 1910, s. 256. La *Merelli*, mitangeklagte in der bankdiebstahlsaffäre Gallay. Ebd. 3. märz 1906, s. 135. Dieser letztere gebrauch des artikels vor dem namen berühmter verbrecherinnen und mätressen wird auch von Plattner (III 1, 146) erwähnt, aber, wie die beispiele zeigen, mit unrecht auf die *ältere zeit* beschränkt. Auch wo statt des namens die im französischen üblichen buchstaben *X.*, *Y.* eintreten, findet man diese mit dem artikel verbunden: la *X...*, la *Y...* (es sind schauspielerinnen gemeint). *Revue de Paris* IX 12, 856.

Zum schluß mögen einige beispiele, die modernen romanen entnommen sind, zeigen, daß der artikel vor personennamen auch angewandt wird, wo es sich nicht um künstlerinnen usw.

handelt: La *Phelletin* (sonst *madame de Phelletin* genannt). *Revue de Paris* XI 1, 39; zwei seiten weiter la *Bouvillon-Phelletin*, nachdem ihr verhalten an *madame Bouvillon* in Scarrons *Roman comique* erinnert hat. La *Raumont* (sonst *marquise de Raumont* und *madame de Raumont* genannt). Ebd. XII, 1, 32. La *Dalanzières* (sonst *madame Dalanzières* genannt). Ebd. VIII 23, 488.

Besonders häufig ist der artikel bekanntlich in der volkssprache vor ruf- und familiennamen, vor *mère* usw., vor allem im vokativ. Auch hierfür seien noch ein paar belege aus der neueren literatur angeführt: *Mets ta robe neuve,* la *Céline* (vorname). *Revue de Paris* XII 3, 474. *Il y avait dans le jardin la grosse commode de* la *Marivon* (familienname). Ebd. 497. *Laisse donc ça,* la *mère, dit Sylvain.* Ebd. 492. *Eh bien,* la *petite, te voilà revenue.* Ebd. *Elle est revenue,* la *Blanchette* (name einer ziege). Ebd. 493. Zur bezeichnung der frau erhält der name gern die femininendung *-e* und wird so mit und ohne artikel und in verbindung mit *mère* gebraucht: *C'est toi qui es Sylvain? — Mais oui! Sylvain Gilbert, le fils de* la Gilberte. *Revue de Paris* XII 3, 486. *On écoutait l'histoire de* Gilberte *avec attention.* Ebd. 492. *On ne m'a pas renvoyée,* mère Gilberte. Ebd. Die frau eines gewissen Picard in Dieupentale (Tarn-et-Garonne) wurde stets *la Picardo* genannt (*-o* ist die weibliche patoisendung).

2. Die namen der schiffe und luftschiffe haben den artikel: le *Nelson,* le *Zeppelin;* fehlen kann er bei vorantretendem appellativ: *le cuirassé* (le) *Nelson* und bei aufzählungen: *Les six cuirassés qui entreront prochainement en service* (République, Démocratie, Patrie, Liberté, Justice, Vérité) *auront un rayon de 8390 milles. R. d. d. M.* 15. juli 1906, s. 316. Auch bei unterschriften unter abbildungen kann er wegfallen; vgl. z. b. *L'Illustration* 28. sept. 1907.

Die regel, daß schiffs- und ballonnamen mit dem *weiblichen* artikel gebraucht werden, wenn ein titel weiblichen geschlechts oder *ville* vor die nach einer person oder nach städten benannten schiffe tritt, trifft nicht immer zu: le *Kaiserin Augusta Victoria* (Hamburg-Amerika-linie). *R. d. d. M.* 15. märz 1907, s. 339. Le *Ville-de-Paris* (luftschiff). *Annales pol. et litt.* 8. dezember 1907; *L'Illustration* 28. dezember 1907 und 24. april 1909. Überhaupt ist der männliche artikel vor weiblichen substantiven, die schiffe bezeichnen, häufig: le *Liberté,* le *Démocratie,* le *Vérité* (aus einer broschüre einer französischen friedensgesellschaft); le *Caronia,* le *Carmania,* le *Mauretania,* le *Lusitania* (Cunard-linie). *R. d. d. M.* 15. märz 1907, s. 339. Luftschiffe: le *Patrie,* le *République,* le

*Liberté. Annales pol. et litt.* 22. sept. 1907 und 8. dez. 1907; *L'Illustration* 24. april 1909. Eine im dezember 1907 vom pariser *Matin* veranstaltete *enquête* darüber, ob man vor weiblichen namen von luftschiffen *le* oder *la* gebrauchen solle, ergab ein widersprechendes resultat. Unter denen, die sich für *la* erklärten, war unter anderen Michel Bréal.

3. Über den gebrauch des artikels bei *geographischen* namen bedürfen die angaben der schulgrammatik in mehrfacher hinsicht einer ergänzung. Der artikel fehlt, wie auch bei anderen substantiven, in einer aufzählung: *A l'extérieur, le parti d'action demandait la guerre pour l'affranchissement des nationalités opprimées:* Belgique, Italie, Pologne. *Revue de Paris* I 2, 59. Dniéper, Don et Volga, *trois routes historiques qui, toujours, eurent une influence décisise sur les destins de la Russie.* Ebd. XII 5, 210. Auch wenn die namen nicht unmittelbar hintereinander stehen, kann der artikel wegfallen: Grèce *au sud,* Angleterre *et* Écosse *au nord sont les deux pôles de notre Europe occidentale.* Ebd. XI, 10, 410. *Entre ces deux solutions radicales, les autres puissances oscillaient,* Autriche *dans le sillage allemand,* Italie *dans le sillage anglais,* Russie *dans l'incertitude et l'ignorance ordinaires,* France *enfin dans les dispositions où nous l'avons vue.* Ebd. X 22, 427. Dasselbe bei völkernamen: *Les amiraux s'étaient partagé le reste de l'île:* Français *à l'est, à Sitia et Spinalonga;* Italiens *au sud, à Hiérapétra;* Anglais *et* Russes *au centre, à Candie et Rhétimno;* Autrichiens *à l'ouest, à Kissamo et Sélino.* Ebd. X 22, 431.

Aber nicht nur bei längeren aufzählungen, sondern auch bei zwei namen, die durch *et* oder *ou* verbunden sind und *verschiedene* geographische begriffe bezeichnen können, wird der artikel in überschriften, buchtiteln, sowie innerhalb des textes sehr häufig ausgelassen: Bulgarie et Macédoine. *Revue de Paris* IX 21. France et Siam. Ebd. IX 22. Allemagne et Vénézuéla. Ebd. X 2. Angleterre et Russie. Ebd. XI 16. Prusse et Hanovre. *L'Illustration* 15. februar 1913. France et Allemagne. *La Paix par le Droit* 10. nov. 1912. — Forêt Noire et Alsace, *par* Masson-Forestier. — France et Russie *avaient subi des froissements simultanés;* France et Russie, *depuis le Congrès de Berlin, étaient presque également isolées. Revue de Paris* I 19, 17. Allemagne ou Angleterre, *des deux bailleurs de fonds entre lesquels demain elle aura à choisir, la Russie n'hésiterait pas, si le choix lui était vraiment donné.* Ebd. XI 18, 444. *Quand* Allemagne et France *parlent de leurs désirs de paix, ce n'est pas mots de théâtre ou de convention*

*pour la duperie du public.* Ebd. XII 10, 446. *Cette route des pèlerinages devint une piste d'armées, où, durant trois siècles,* Espagne et France *s'affrontèrent.* Ebd. XII 11, 657. *En 1887, le gouvernement de M. Goblet voulait amalgamer* Nouvelles Hébrides et Egypte *et trouver quelque combinaison honorable.* Ebd. XII 13, 213. *Autour de Port-Arthur,* Mandchourie et Corée *devenaient la «folie» lointaine, où Pétersbourg gaspillerait son argent et son énergie.* Ebd. XII 13, 220. Ländername in verbindung mit einem nicht geographischen namen: Tsar et Finlande, *des deux parts on était satisfait.* Ebd. XII 8, 889. Ein hinzutretendes attribut hindert die auslassung des artikels nicht: *Les statistiques nous disent bien que* Russie d'Europe et Russie d'Asie *forment un enclos de vingt-deux à vingt-trois millions de kilomètres carrés.* Ebd. XII 5, 203.

Besonders häufig fehlt der artikel nach der präposition *entre,* seltener nach *à travers, sans* und *contre: Un incident politique de suzeraineté mal définie, simple épisode de la lutte séculaire* entre Japon et Chine . . . *Revue de Paris* III 13, 128. *Le dualisme était bien moins profond qu'il ne l'est aujourd'hui* entre Asie et Europe. Ebd. 130. *On dénonce bien haut les prétendus arrangements conclus* entre Chine et Russie. Ebd. XI 5, 219. Entre Japon et Russie, *la conclusion de ce corps-à-corps héroïque devrait être une cordiale réconciliation.* Ebd. XII 13, 224. Ebenso: entre Autriche et Prusse. Ebd. V 20, 767. Entre Russie et Angleterrre. Ebd. XII 13, 222. Entre France et Hollande. Ebd. XII 14, 442. — *Les steppes et pâturages* entre mer d'Asov et mer Caspienne *fournissaient à Rostov une laine fort appréciée.* Ebd. XI 18, 431. *Il faut que nos convois et caravanes circulent aisément* entre Tchad et Niger. Ebd. XI 13, 192. Entre Niger et Tchad. Ebd. 193. Daneben *entre le Niger et le Tchad.* Ebd. 191. *On traverse maintenant de grands plateaux, les champs* entre Meuse et Moselle. Ebd. III 18, 226. Dasselbe bei völkernamen: *De toute son influence lord Curzon pousse à la guerre* entre Russes et Japonais. Ebd. XI 5, 221. *Mais au début du XVII<sup>e</sup> siècle, il n'était pas encore question de rivalités* entre Hollandais et Belges. Ebd. XII 14, 440. — *C'est Théophile Gautier promenant* à travers Espagne ou Russie *son indifférence admirative.* *R. d. d. M.* 15. juli 1907, s. 452. — *On n'imagine point d'Europe* sans Autriche. *Revue de Paris* VIII 13, 222. Sans Autriche, *c'est la Russie envahissant les Balkans et absorbant des nationalités qui veulent être indépendantes.* Ebd. *L'Europe* sans Autriche (überschrift). *R. d. d. M.* 15. nov. 1899. — *Espagne* contre Maroc (überschrift). *L'Illlustration* 17. juli 1909.

— In dem an der deutsch-französischen grenze spielenden stück *Les Oberlé* von Edmond Haraucourt heißt es in einer bühnenanweisung (V 1): Du côté France, *un brigadier des douanes françaises, et un douanier, en armes.*

Nach einer regel der grammatik soll die präposition *de* vor ländernamen, die mit einem adjektiv zusammengesetzt sind, immer den artikel haben (*la reine de la Grande-Bretagne, le royaume de la Grande-Bretagne*). Im gegensatz zu dieser regel ist das artikellose *de* sehr häufig: *le prince de Galles, roi actuel* de Grande-Bretagne *et d'Irlande. L'Illustration* 23. dez. 1905, s. 426. Ferner *le roi* de Grande-Bretagne. Ebd. 26. mai 1906, s. 323. Dasselbe wiederholt in dem artikel *Le Roman d'une Princesse. R. d. d. M.* 15. januar 1909. *Le souverain* de Grande-Bretagne, *l'ambassadeur* de Grande-Bretagne. *Le Matin* 22. august 1907. *La reine* de Grande-Bretagne. *L'Illustration* 20. juli 1912, s. 51. *Le royaume* de Grande-Bretagne. *R. d. d. M.* 1. oktober 1906, s. 525.

*L'impératrice de la Chine,* das in einigen grammatiken verlangt wird, darf als veraltet gelten; man sagt *l'impératrice* de Chine. *Annales pol. et litt.* 12. mai 1907; *L'Illustration* 20. juni 1908 usw.

Bei namen *entlegener* länder soll der artikel zu *de* hinzutreten (*le sultan du Bornou, le roi du Cambodge*). Vgl. dazu *le roi* de Siam. *L'Illustration* 24. august 1907, s. 132. Umgekehrt ist bei *europäischen* ländern der artikel hinzugefügt: *Les rois d'Italie, des Bulgares et* du Monténégro. Ebd. 3. sept. 1910, s. 160. *L'ambassadeur* du Portugal. *Le Monde illustré* 16. nov. 1907.

*Venir de France,* aber *venir du Portugal* lehrt die grammatik. Die regel, daß auf die frage *woher* die *weiblichen* ländernamen ohne artikel stehen, ist aber durchaus nicht allgemein gültig: *Revenir* de la Chine. *Revue de Paris* I 20, 234. *Faire venir* de la Russie, de l'Australie. Ebd. III 6, 321. *Faire venir* de l'Espagne. Ebd. 324. *Partir* de l'Algérie, de la Tunisie. Ebd. III 9, 93. *Venir* de l'Amérique, de l'Angleterre, de l'Allemagne, de la Belgique, de la France. Ebd. IX 5, 124. *Venir* de la Perse. Ebd. XII 8, 746. Setzung und auslassung des artikels findet sich bei demselben schriftsteller: *Apporter* de Chine und *venir* de la Chine. Ebd. III 14, 446 u. 447. *Venir* de la France, de l'Allemagne, de la Scandinavie neben *venir* de France, d'Allemagne, d'Angleterre, de Suède. *L'Illustration* 27. nov. 1897, s. 435. *Venir* de l'Allemagne neben *venir* d'Italie. *Annales pol. et litt.* 8. jan. 1899, s. 22. Dagegen fehlt bei *männlichen* ländernamen zuweilen der artikel:

*D'Angleterre, d'Allemagne, des États-Unis, d'Autriche, de Norvège, de Suède, de Russie, de Hollande, de Belgique,* de Portugal *et même de Turquie sont partis, pour explorer les mers, des navires . . .* R. d. d. M. 1. märz 1900, s. 202. *De Norderney sur la mer du Nord, des bords du Rhin, de Gastein, de Carlsbad, des environs de Vienne, de Hongrie,* de Danemark *et de Suède, de Russie, de Hollande . . . il adresse à ses proches, à sa femme, à sa sœur, des lettres qui sont toute une galerie de paysages.* Ebd. 1. mai 1900, s. 102.

Nach *côte, port, fleuve, plaine* usw., bei der bezeichnung des ursprungs eines gegenstandes schwankt der gebrauch in bezug auf die präposition *de* mit und ohne artikel, wie aus den folgenden beispielen hervorgeht: *Les côtes* de France. *Revue de Paris* XI 11, 503. *Les côtes* de la France. Cortambert, *Géographie de la France. Les côtes* de Bretagne; *les côtes* de la Bretagne. Cortambert a. a. o. — *Les ports* de la Chine, *de l'Indo-Chine, du Japon,* d'Europe *même. Revue de Paris* XII 5, 94. — *Les fleuves* de l'Allemagne; *les fleuves et les canaux* de France. Ebd. X 3, 509. — *Il a pris froid dans les plaines* de la Westphalie *comme François-Joseph dans celles* de Carinthie. *Annales pol. et litt.* 17. nov. 1907, s. 472. — *Les montagnes* de l'Auvergne; *les montagnes* d'Auvergne. Cortambert a. a. o. — *Le plateau* de l'Auvergne; *le plateau* d'Auvergne. Ebd. — *Les vents* d'Atlantique. *Revue de Paris* XI 18, 358. *Les vents* de l'Atlantique. Cortambert a. a. o. — *La question* de Grèce (bei Plattner); *la question* de la Macédoine. *Annales pol. et litt.* 15. märz 1903. — *Les temples* de la Grèce; *les sanctuaires* de Palestine. *R. d. d. M.* 15. juli 1907, s. 452. — Neben *soie* de Chine auch *soie* de la Chine, *vases* de la Chine. *Revue de Paris* VIII 23, 495; XI 18, 341. — *A l'importation on relève 72764 tonnes de phosphates naturels* de l'Algérie, de la Tunésie *ou* de la Floride, *21737 tonnes de pyrites* d'Espagne *ou* de Portugal, *5293 tonnes de nitrates de soude du Chili.* Ebd. XII 17, 146. — *Les beurres* de la Bretagne, *les beurres* de Bretagne; *les beurres* de la Normandie, *les beurres* de Normandie. Cortambert a. a. o. — A. Rambaud, *Histoire* de la Russie; Henri Pirenne, *Histoire* de Belgique. — *L'armée de l'Italie* bedeutet in der regel das heer Italiens, *l'armée d'Italie* das heer eines fremden staates, das in Italien kämpft. Das folgende beispiel beweist aber, daß *armée de* mit folgendem ländernamen *ohne* artikel nicht notwendig ein fremdes heer zu bezeichnen braucht, das in dem genannten lande operiert: *Si l'on voulait obliger l'Allemagne à réduire son armée de cent mille hommes, de combien faudrait-il donc diminuer*

*les armées* de France, de Russie, d'Autriche *et* d'Italie? *Annales pol. et litt.* 9. april 1911, s. 369. Vgl. auch Plattner III 1, 152.

4. Die *apposition* hat den artikel viel häufiger, als es die schulgrammatik vermuten läßt. Da sie dazu dient, dem beziehungswort einen unterscheidenden oder das verständnis erleichternden zusatz zu geben, so würde ja auch die auslassung des artikels, wie Plattner mit recht bemerkt, in solchen appositionen, die allgemein bekanntes enthalten, geradezu lächerlich wirken (*Homère, le chantre de la guerre de Troie, a été aveugle*). Die setzung des artikels ist aber durchaus nicht auf die fälle beschränkt, wo „die bekanntschaft mit der tatsache in dem leserkreis als vorhanden vorausgesetzt werden muß“: *Le 10 avril est le jour mémorable de mon entrée à Kouka,* la *capitale du Bornou. Revue de Paris* II 5, 117. *Elle envoya un corps de troupes indiennes à Muong-Sing,* la *capitale d'une petite principauté à cheval sur le haut Mékong.* Ebd. IV 16, 789. *Et si l'action se passe à Chang Sha,* la *capitale du Hou Nan, c'est que je connais parfaitement cette ville.* Ebd. X 16, 673. *L'empereur Ménélik vient d'autoriser la prolongation du chemin de fer du Harrar jusqu'à Addis-Ababa,* la *capitale abyssine. L'Illustration* 2. april 1904, s. 211. Diese beispiele ließen sich leicht um viele vermehren. Seltener und auffälliger steht der *unbestimmte* artikel: *Bounar-Bachi,* un *plateau ombreux, où l'herbe pousse très fine . . . Revue de Paris* I 12, 238. *Cette description a été très bien faite par M. Henry Houssaye,* un *historien et* un *artiste.* Ebd. I 18, 776. *Ses ennemis avaient bien répandu le bruit qu'il publiait simplement sous son nom les travaux de Marcel Verdier,* un *ancien élève de l'École normale, attaché à son laboratoire depuis quelques années.* Ebd. III 1, 57. *Trois semaines après notre départ, nous avons aperçu le feu de Porto-Santo,* une *petite île voisine de Madère.* Ebd. VIII 13, 48. *L'Angleterre se souvient encore de l'émotion soulevée, en 1807, par l'élection fameuse de Sir Francis Burdett:* un *candidat qui avait l'audace de n'être ni Whig ni Tory.* Ebd. X 9, 197. *Il était né le 6 août 1809, à Somersby,* un *petit village du Lincolnshire. Annales pol. et litt.* 15. august 1909, s. 152. *Le ministre à Paris est Soun Pao Chi,* un *mandarin qui auparavant n'avait pas fait parler de lui. L'Illustration* 26. juli 1902, s. 74. *Polignac,* un *nom qui évoque un attachement passionné et funeste à la monarchie de droit divin.* Ebd. 18. juni 1910, s. 556. *Bientôt après, ils repartaient avec Guillaume II en automobile, pour aller à Heringsdorf,* une *plage voisine, prendre le thé chez . . ,* Ebd. 5. august 1911, s. 112. *Geneviève est à la veille d'épouser Varèze,*

un *jeune parlementaire du bois dont on fait les ministres.* *R. d. d. M.* 1. dez. 1907, s. 707. — Umgekehrt fehlt zuweilen der artikel entgegen der vorschrift der grammatik, wenn ein titel in der apposition vor einem eigennamen steht: *Le vice-président,* général Gomez, *s'est lui-même promu en grade et s'est proclamé président.* *R. d. d. M.* 1. jan. 1909, s. 240. *L'attaché militaire allemand,* major von Winterfeld, *a été sérieusement atteint . . .* *Journal des Débats* 17. sept. 1913. *A sa gauche se tenait l'ambassadeur d'Allemagne,* prince de Ratibor. *L'Illustration* 21. märz 1914, s. 233. *Une de ses sœurs a épousé le comte Harrach, qui vit à Florence, et de qui le père,* comte Harrach, *est le peintre connu.* Georges Bourdon, *L'Énigme allemande,* s. 118. Vier weitere beispiele bei Plattner, III 1, 186. — Auch das verbot, die präposition des bestimmungsworts zu wiederholen, findet nicht immer beachtung, auch dann nicht, wenn keiner der von Plattner (I, s. 333) als ausnahmen gegebenen fälle vorliegt: *Ce nom de Bénarès,* de la *Ville Sainte des brahmanes, pouvait bien venir à la pensée d'un clergyman.* *Revue de Paris* II 17, 131. *C'est bien là la barrière qui interdit l'entrée du Thibet,* du *grand pays du froid, des mystères et des priants.* Ebd. III 10, 244. — Daß auch der sogenannte teilungsartikel in der apposition stehen kann, fand ich in keiner grammatik erwähnt: *350 jolis millions s'en sont allés en fumée vers les régions lointaines du Transvaal,* des *régions dont on ne revient pas.* *L'Illustration* 14. januar 1899, s. 22.

5. Nach der grammatik sagt man *comprendre, savoir le francais,* aber *parler français.* Plattner (IV 89 f.) läßt den artikel bei *parler* zu, wenn adverbien hinzutreten (*il parle admirablement le français*), bei vergleichungen (*il parle l'anglais aussi facilement que l'allemand*), und wenn *parler* mit einem den artikel erfordernden verb verbunden ist (*il comprend et parle le français*). Es gibt aber fälle, in denen der artikel erforderlich wird, weil ein pronomen sich nicht auf ein artikelloses wort beziehen darf: *J'avais entendu dire qu'il refusait de* parler le français *sous le prétexte de* l'*avoir complètement oublié.* *Revue de Paris* XI 4, 735. *On* parlera *encore longtemps* le français *au Canada, quand* il *ne sera plus qu'un souvenir en Louisiane.* Ebd. XI 23, 577. *Zélateur convaincu de la force, j'évite de* parler l'anglais, que *je ne sais pas d'ailleurs, depuis que les Boers ont remporté leur première victoire.* *L'Illustration* 27. januar 1900, s. 50. Endlich findet sich auch der artikel, ohne daß eine der hier erwähnten vier ausnahmen ihn rechtfertigt: *Sur cent trois juges de paix, trois seulement jouissent de la prime*

*accordée à ceux qui* parlent l'arabe. *Revue de Paris* II 20, 759. *Je ne* parle *pas* le belge, *répondit gravement Dick.* Ebd. III 9, 156. *Depuis qu'il était en Italie, Jean avait appris à* parler l'italien. Ebd. XII 1, 62. *Il* [*Sven Hedin*] parle, *sans compter sa langue maternelle et les idiomes de l'Asie Centrale,* le français, l'anglais, l'allemand *et* le russe. *L'Illustration* 7. febr. 1903, s. 96. *Il s'y trouve des rues où l'on ne* parle *que* le grec, l'hébreu, le lithuanien *ou* le chinois, Ebd. 9. sept. 1912, s. 362.

6. Bei *wochentagen* ist nach Plattner (III 1, 167) die auslassung des artikels unzulässig, wenn das datum folgt (*le mardi 16 août*). Vereinzelt fehlt der artikel: Dimanche *matin, 25 février, le pape a procédé au sacre de treize des nouveaux évêques français. L'Illustration* 3. märz 1906, s. 137. Mercredi *30 mars.* Ebd. 2. april 1904, s. 212. Dimanche *27 mars.* Ebd. 222.

7. Die auslassung des unbestimmten artikels nach *jamais* (*jamais ordre ne fut plus promptement exécuté*) ist nicht obligatorisch: *Jamais* un *voleur ne manque à sa promesse. Revue de Paris* II 20, 739. *Jamais* une *femme ne m'a plu comme vous me plaisez.* Ebd. IX 9, 115. *Jamais* une *femme ne croira qu'on peut penser à elle rue Vaugirard.* Ebd. XI 3, 452. *Jamais* une *guerre n'a été menée dans de telles conditions par des nations civilisées.* Ebd. XII 21, 224. *Jamais* un *gouvernement parlementaire n'osera toucher aux marchands de vin. L'Illustration* 5. mai 1900, s. 278. — Der unbestimmte artikel kann auch beim *objekt* wegfallen, ebenso *des* vor subjekt und objekt im plural: *Je n'ai jamais vu* scène *plus comique* (statt *une* oder *de scène*). *L'Illustration* 19. juli 1902, s. 42. *Je n'ai jamais vu* plus lamentable *et* plus extravagante guenille. *Revue de Paris* XII 1, 128. *Si jamais* écrivains *méritent que nous leur appliquions la phrase de Pascal, ce sont ces deux-là* . . . *Annales pol. et litt.* 23. sept. 1906, s. 198. *Vîtes-vous jamais* privilégiés *immoler avec enthousiasme leurs privilèges?* Ebd. 1. märz 1908, s. 198. Fehlen des artikels bei *nachstehendem jamais: la plus étrange débandade gouvernementale que* parlement *ait jamais vu. R. d. d. M.* 1. nov. 1899, s. 239. — Die auslassung des artikels findet sich nicht nur nach *jamais,* sondern auch nach *rarement, depuis longtemps* und *oncques: Rarement* population *a éprouvé désillusion plus amère que la population anglaise dans son entreprise contre les républiques hollandaises. Revue de Paris* IX 11, 661. *Rarement* mobilisation *a été mieux faite, rarement* bataille *a été mieux réglée. R. d. d. M.* 15. aug. 1906, s. 871. *Rarement* spectacle *plus réconfortant a été offert à une nation.* Ebd. 15. okt. 1906, s. 833.

*Rarement* esprit *a été plus exempt de préjugés.* Ebd. 15. aug. 1898, s. 951. *Depuis longtemps* candidature *d'homme d'épée à cette assemblée de gens de plume n'avait rencontré une aussi prompte, une aussi éclatante faveur. L'Illustration* 2. nov. 1912, s. 318. *Oncques n'ai-je vu* homme *aussi déconfit que le malheureux consul. R. d. d. M.* 1. nov. 1899, s. 191.

8. Der sogenannte *teilungsartikel* findet sich auch vielfach vor *voranstehendem* adjektiv, bei weitem am häufigsten vor *petit.* Plattner (III 1, 196 ff.) gibt beispiele für die adjektive, die außer *petit* hauptsächlich in betracht kommen (*des anciennes chansons, de la belle farine, des bonnes places* usw.). Die folgenden adjektive mögen die zahl der von ihm gegebenen erweitern[1]: des *aimables choses. Revue de Paris* III 7, 658. (Gleich darauf *d'aimables choses.*) Des *braves gens.* Ebd. II 10, 315. Des *doubles portes.* Ebd. II 20, 861. Des *élégantes toilettes.* Ebd. I 18, 817. Des *fausses notes.* Ebd. II 19, 670. Des *faux maladifs.* Ebd. III 5, 67. Des *honnêtes gens.* Ebd. II 5, 223 u. II 16, 792. Des *longs bâtons.* Ebd. I 6, 130. Du *menu bois.* Ebd. III 24, 860. Des *puissantes alliances.* Ebd. V 18, 434. Des *rapides passants.* Ebd. II 1, 159. Vor englischem adjektiv: Des *short stories. R. d. d. M.* 1. nov. 1906, s. 206.

9. Zu den *verbalen ausdrücken ohne artikel,* die Plattner (III 1, 178 ff.) in großer zahl zusammenstellt, füge ich die im folgenden enthaltenen hinzu: *Peu d'armées d'Europe* ont meilleure apparence. *Revue de Paris* XI 6, 246. *Chacun d'eux avait son rôle: tel d'entre eux devint le héros du drame; tel autre,* ayant barbe *au menton, Ruy Gomez.* Ebd. XI 17, 116. *Loin de mettre son amour propre à* avoir nombreuse chambrée, *elle n'y conviait qu'une intimité restreinte.* Ebd. XI 6, 366. Avoir bon estomac. Ebd. XI 13, 47. *Monique déclara que le Château-Margaux* avait goût de bouchon. Ebd. X 8, 841. *Monique huma son champagne et dit qu'il* avait goût de fleurs. Ebd. Avoir vent de qch. (kunde von etwas bekommen). Ebd. XI 7, 615. *Le bruit se répandait que le royal touriste n'était pas venu simplement visiter un pays très intéressant ..., mais* chercher femme *sur les bords de la mer du Nord. Le Temps* 3. okt. 1900. *Nos fonds d'État cotés à Paris? J'espère bien que nous ne verrons jamais cela! Le résultat le plus clair serait, pour nous, de vous* donner barre *sur notre fortune publique.* Georges Bourdon, *L'Énigme*

[1] Sie sind mit ausnahme des letzten meiner schrift *Schulgrammatik und schriftsteller* (Dresden, Koch) entnommen, aus der auch einige andere beispiele in dieser abhandlung zitiert wurden.

*allemande,* s. 309. *Ce fut un petit succès qui me* donna grande satisfaction. *R. d. d. M.* 1. nov. 1899, s. 189. *Aussi se seraient-elles peu vues si André n'eût pas* fait trait-d'union. *Revue de Paris* XI 6, 354. *Il allait de soi qu'*exception fût faite *en faveur de* ... Ebd. *Les escadres mongoles parcoururent les mers et* imposèrent tribut *à Formose.* Ebd. XII 8, 749. Daneben *imposer le tribut.* Ebd. 757. *Mon chef m'a envoyé pour que* connaissance fût liée *et que bonne amitié en résultât.* Ebd. II 5, 121. *Je me hâtai d'*offrir *aux princes* place *dans mon compartiment. R. d. d. M.* 1. nov. 1899, s. 195. *Elle voulait* ouvrir boutique *après la noce. Revue de Paris* XI 20, 731. Prenez modèle *là-dessus.* Ebd. XI 20, 699. *Heureusement qu'ils ne viennent pas ici! Ils* prendraient bien fâcheuse opinion *de nos femmes.* Ebd. XI 6, 359. *Sa brochure* produisit grand effet. Ebd. XI 14, 300. *Le pin et le bambou, arbres toujours verts,* symbolisent longue vie. Ebd. XII 18, 240. *Il en* tire occasion *pour exercer son éloquence.* Ebd. XI 17, 84. *Si Théophile Gautier lui-même, qui aimait tous les luxes, venait à* toucher mot *du «turf» ou des «chevaux anglais», c'était avec une gravité outrée.* Ebd. XI 18, 416 (*toucher un mot de qn., de qch. = recommander une personne, une affaire*). *Certains piégeurs* trouvent avantage *à se servir d'appâts. L'Illustration* 3. februar 1900, s. 75. Neben dem üblichen *trouver moyen* oder *le moyen de faire qch.* findet sich auch *trouver un moyen de (pour) faire qch.: J'aurais certainement* trouvé un moyen *de lui raconter mon duel. Revue de Paris* I 1, 125. *Le président Castro avait espéré que le gouvernement français* trouverait un moyen *pour continuer les pourparlers* ... *R. d. d. M.* 15. märz 1906, s. 441. Vgl. noch *avoir une pitié pour qch.: Coupant par la pelouse pour arriver plus vite, il ne s'aperçut même pas qu'il foulait aux pieds la bordure de violettes, il* n'eut pas une pitié pour *les douces petites fleurs qui ne demandaient qu'à embaumer, à sourire.* Champol, *Cas de Conscience,* s. 203.

10. Die *wiederholung des artikels* unterbleibt nach der schulgrammatik nur ausnahmsweise bei eng zusammengehörigen wörtern (*les arts et métiers, les poids et mesures*). In wirklichkeit ist die nichtwiederholung (auch in verbindung mit *de* und *à*) viel häufiger. Etwa 50 durch *et* verbundene begriffsverwandte substantive, bei denen der artikel nur einmal gesetzt ist, gibt Plattner (III 1, 189). Die aufzählung einer anzahl von dort nicht aufgeführten verbindungen wird noch deutlicher zeigen, daß die heutige sprache in dieser hinsicht ziemlich frei schaltet: *Le soir, on ramassait des ivrognes . . . et l'on ne comptait plus les rixes,*

débauches et larcins. *Revue de Paris* XI 1, 34. *Les canons doivent être munis d'un certain nombre d'accessoires pour empêcher les accidents et* fausses manœuvres. Ebd. XII 1, 148. *Pie X s'installa au Vatican et dut en apprendre les traditions et* protocoles. Ebd. XII 4, 872. *Les neveux et* nièces. *Annales pol. et litt.* 24. märz 1907, s. 184. *Les mets et* entremets. Ebd. 21. april 1907, s. 246. *Le plus grand nombre des rédacteurs et* commis-secrétaires. *Revue de Paris* XII 4, 875. *On y trouvera des mentions et* renseignements *un peu spéciaux.* Ebd. XI 9, 195. *Ces navires pourront être considérés comme modernes, si nous avons su leur donner des appareils évaporatoires et* moteurs convenables. Ebd. XI 11, 499. Die folgenden beispiele stammen sämtlich aus den von Victor Bérard in der *Revue de Paris* (XI und XII) veröffentlichten aufsätzen. Dieser schriftsteller hat also offenbar eine besondere neigung, den artikel bei zusammenfassenden verbindungen nur einmal zu setzen: *Les forêts et* toundras *du nord et les déserts et* pâturages *du sud; les manières et* méthodes, *les idées et* ambitions, *les conquêtes et* aspirations *de . . .; les capitaux,* machines, ingénieurs *et* contremaîtres *belges*; *les torrents et* rivières; *les arbres et* vergers; *les œuvres et* conceptions *des premiers Grecs*; *les sièges et* incendies; *les armes et* ressources *de notre civilisation*; *les ressources et* réserves; *les noms et* signalements *des contrebandiers*; *les exils,* déportations, pendaisons *et* noyades; *les chefs et* membres *du clergé*; *les biens et* revenus; *les Slovaques et* Slovènes *de Moravie*; *les filatures et* tissages; *les séminaires et* couvents; *les usines,* chantiers *et* magasins; *les revanches et* reprises *des victimes*; *les foires et* marchés; *les malédictions et* souhaits *de vengeance; le renverseur,* fouetteur *et* brûleur *d'idoles*; *les fermes et* hameaux; *les coups et* rebuffades; *les rapports et* dénonciations; *les caisses et* gabelles *de Louis XV*; *les jacqueries et* révoltes; *les écrivains et* journalistes; *les charges et* souffrances *de la nation; les troubles et* révolutions; *les besoins et* usages *de l'industrie*; *les armes et* méthodes *dont ses vainqueurs pouvaient user contre lui*; *les libéraux et* constitutionnels *de tous les pays*; *les villes et* régions *industrielles de la Pologne* usw. — *Les quarante-sept millions d'hectares des montagnes et* vallées *caucasiennes*; *séparé des rivages et* frontières; *la restauration des usages et* privilèges *locaux*; *la foule des bateliers et* boutiquiers *grecs*; *la masse des paysans et* gens *de la forêt*; *l'administration des villes et* provinces usw. — *Toucher aux rivages et* frontières *de leur empire*; *relier aux cultes et* communautés *de notre Occident*; *vendre aux Anglais et* Danois *les produits de la ferme et de la forêt.*

Die zusammenfassung von zwei substantiven im singular durch den artikel im plural ist nicht auf so enge verbindungen wie *les père et mère* (eltern) beschränkt: *Les expérimentateurs connaissaient exactement* les distance et situation *respectives du canon et du but. Revue de Paris* XII 1, 136. *Nul peuple au monde n'a été placé par* les situation et disposition *de son habitat en une nécessité plus urgente de concilier à toute heure ces deux conditions de vie et de durée.* Ebd. XII 6, 437. Es kann in dieser weise auch ein substantiv im plural mit einem zweiten im singular zusammengefaßt werden: (*Ils*) *avaient pour eux la grande majorité de la nation,* les traditions et langue *des aïeux, l'appui du clergé* . . . Ebd. XII 8, 888.

*Altona.* H. Schmidt.

---

# DAS NEUSPRACHLICHE KÖNNEN UNSERER SCHÜLER.

(Zweiter artikel. Schluß.)

Übung und *praktische* anwendung des gelernten wird von den schülern in jedem fache, nicht nur in den lebenden sprachen, sehr schwer erlernt und manchmal nur mit einem gewissen widerstreben ausgenützt, und der lehrer kann das, je nachdem, fördern oder bekämpfen. Wenn aber in gottes namen schon von einem *formal* bildenden werte der neueren sprachen geredet werden muß, liegt der für mich nicht in all den schönen dingen, die sonst gewöhnlich unter dieser rubrik aufgezählt werden, sondern in der übung der sprechfertigkeit, durch die das wissen zum können emporgehoben wird, durch die zum mindesten das wissen sich aus einem flüchtigen, haltlosen wissen in *futuram oblivionem* in ein sicheres, wohlfundiertes wissen wandelt und größere leistungen auch auf anderen gebieten, z. b. in lektüre oder grammatik, erst ermöglicht. Wer da meint, die übung der sprechfertigkeit sei zu schwer oder für den unterricht unnötig, der möge einmal die beziehungen zwischen der *copia verborum* und der sprechfertigkeit ins auge fassen. Ich mache mich dabei nur *scheinbar* einer *petitio principii* schuldig, wenn ich das englische heranziehe, das als zweite sprache getrieben wird und am deutschen und französischen so viele assoziationen hat. Die verarbeitung und wirkliche aneignung des wortschatzes gibt gerade im englischen eine genügende grund-

lage für sehr weitgehende sprechübungen. Im ersten teile unseres übungsbuches (Ellinger-Butler, 1. jahr)[1] erscheinen 2300 vokabeln, von diesen können 2000 durch systematische gruppierung und etymologische verankerung zum *eisernen bestande* des vokabelschatzes werden. Sie kommen in den folgenden teilen des lehrbuches noch öfter, meist acht- bis zehnmal, vor, und nach weiteren zwei jahren ist die gesamtzahl der wörter etwa 7000, *nonce-words* und doubletten abgerechnet. In diesem wortschatze haben die einzelnen wörter verschiedenen assoziationswert, etymologische beziehungen zum deutschen und französischen spielen hinein, und dadurch, daß ein teil des wortschatzes immer wiederkehrt, werden untersuchungen über den tatsächlichen, *bleibenden* wortschatz der schüler von vornherein mit gewissen fehlerquellen behaftet. Noch etwas anderes kommt hinzu; ein franzose hat, glaube ich, zuerst versucht, den wortschatz einer sprache nach der häufigkeit zu ordnen und zu bewerten (*maison, père 1; occasion 3; planton 10*) und *ausschließlich* nach diesem gesichtspunkte ein sprachlehrsystem aufzubauen; dies gehört auch zu den grundsätzen eines modernen sprachunterrichtes, wird aber vielfach noch nicht genügend berücksichtigt (vgl. den vortrag B. Herlets, *N. Spr.* XXI, 257, 400; die ausführungen bei Ackermann, *Das pädagogisch-didaktische seminar für neuphilologen*, s. 40 und Walters bekannte schrift). Beim englischen ist dabei noch in betracht zu ziehen, wie viele bedeutungen ein und dasselbe wort hat, d. h., wie leicht es aus einem gegebenen zusammenhange erraten und verstanden werden kann, wenn es überhaupt schon bekannt war (die vorübung siehe bei Walter, *Englisch nach dem frankfurter reformplan*), ferner, in eine wie große etymologische gruppe[2] es hineinfällt. Da unsere lehrbücher doch schon vielfach den wortschatz nach solchen gesichtspunkten auswählen (von unserem oben erwähnten lehrbuche gilt das z. b. in ausgezeichneter weise), andrerseits ein wort, *im zusammenhange* gehört, leicht in vier bis fünf bedeutungen verstanden wird und in einer gruppe von vielleicht sechs verwandten wörtern eine stütze findet, so ist die oben gegebene zahl für

[1] Viëtor-Dörr gibt für die ersten zwei jahre 5600 vokabeln (alle stücke!), Aschauer für das erste jahr etwa 2200, Marseille-Schmidt ungefähr 1600. Der durchschnitt liegt also, wie ich nach einer anzahl weiterer lehrbücher feststellte, bei 2000.

[2] Ich denke hier nur an *innere* etymologie, z. b. (in) *dependen|t, -ce, dependency, depend.*

die beurteilung zunächst der passiven sprachkenntnis nicht maßgebend, sondern weit höher anzusetzen. Und der lehrer wird gut tun, durch anwendung der imitativen methode solche passive sprachkenntnis gelegentlich bei den schülern in aktive zu verwandeln. In einer besprechung von H. Spies, *Das moderne England*, glaubte ich den ausführungen über den aufenthalt in England zweierlei hinzufügen zu müssen; die zeitungslektüre ist von besonderer bedeutung, weil sie gesprächsstoff liefert, d. h. passiven wortschatz unmittelbar in aktiven umsetzt; und dann ist es — was manchem neuphilologen entgeht — in England notwendig, nach der imitativen methode zu lernen, d. h. nachzusprechen, was man von engländern hört, und darauf zu achten, daß einen der engländer selten *direkt*, meist bewußt (aus höflichkeit) oder unbewußt *indirekt* korrigiert. Soweit sich nun das im rahmen des unterrichts feststellen läßt, besitzen nach meinen versuchen die schüler am ende des dritten halbjahres bei 4000, am ende des fünften halbjahres bei 6000 vokabeln im aktiven wortschatze[1]. Vorausgesetzt ist dabei strenge einhaltung der grundsätze der reformer, also nicht nur daß das wortmaterial an und für sich durch ausnützung aller assoziationen gründlich durchgearbeitet, sondern auch daß es durch sprechübungen *für die dauer* eingeübt wird. Zweifellos wird sich also im verlaufe des unterrichts eine ganz bedeutende sprechfertigkeit erzielen lassen, nicht als einziges ziel, wohl aber als ergebnis jener übung, die das gelernte sprachmaterial am sichersten vor dem verfalle bewahrt.

Natürlich wird diese sprechfertigkeit schwanken, und bei ihrem eigentümlichen, oben gekennzeichneten charakter, der sie einer absoluten, greifbaren bestimmung und festsetzung quantitativ und qualitativ entzieht und zum spielball im streit der meinungen werden läßt, muß ich das hervorheben. Zugleich möchte ich gegen jene „erfahrung“ entschieden protestieren, die eine forderung für unberechtigt und unerfüllbar hält, weil ihr ein- oder zweimal eine minderbegabte klasse nicht befriedigend entsprechen konnte, die vielleicht noch dazu von einem metho-

[1] Das ist eine approximative schätzung, zum teil durch einfaches abfragen, zum teil durch abfragen in systematischen und etymologischen gruppen, zum teil durch abfragen in form von sprechübungen (*parts of a house, course of a river from source to mouth* usw.) festgestellt. Der passive wortschatz ist um etwa ein viertel größer.



disch wenig gewandten lehrer unterrichtet wurde, der diese anfängererfahrung zur richtschnur für seine *ganze* lehrtätigkeit nimmt. „Gute aussprache", sagt der reformer, und flugs kommt der „erfahrene" daher und setzt hinter die elementarforderung ein großes fragezeichen; konversation geht nicht, schwerere prosa geht nicht, gedichte kann man schon gar nicht behandeln, von Shakespeare-stücken ist keine rede. Ja, das letzte mag, als erfahrung in drei bis vier klassen nacheinander gewonnen, auch für alle folgenden gelten, aber bei dingen, die nicht in den unterricht eingefügt werden, sondern organisch aus ihm hervorgehen sollen und können, muß ich mich dagegen verwahren — da wird es einmal besser, einmal schlechter, in ganz exzeptionellen fällen einmal gar nicht gehen — aber gehen wirds im durchschnitt immer. Solche vorurteile wie das gegen die sprechfertigkeit[1] sind nicht auszurotten, und was das schlimmste ist, sie leben nicht so sehr in büchern, die manchmal dem durchschnittsstande der dinge weit vorauseilen, sondern am kräftigsten in der tradition z. b. von älteren kollegen auf jüngere; auch mir (vgl. XXI, 212) sind fälle erzählt worden, in denen direktoren den gebrauch der fremdsprache als überflüssig bezeichneten, und jene rechenkünstler sterben nicht ab, die herausmultiplizieren, wie oft ein schüler in den 270 oder (nach deutschen verhältnissen) 750 stunden des gesamten englischen unterrichts zum *sprechen* drankommt, und darauf ihre unerschütterliche überzeugung gründen, daß mit den sprechübungen doch nicht viel zu holen sei. Auch väter, die vor jahren nach der „guten, alten methode", d. h. um die zeit in der schule totzuschlagen, französisch und englisch getrieben haben, finden es ungerechtfertigt, daß ihre söhne nun auf einmal wirklich englisch *sprechen* können sollen. Zwei klassenbilder von heuer mögen beweisen, wie sehr sich der unterschied in den einzelnen jahren geltend macht:

| klasse | schülerzahl | im englischen | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | sehr gut | gut — genügend | genügend | gen. — nicht gen. |
| VI. | 16 | — | 4 (25 %) | 6 (37½ %) | 6 (37½ %) |
| VII. | 25 | 3 (12 %) | 7 (28 %) | 10 (40 %) | 5 (20 %). |

[1] Selbst wenn es nachgewiesen werden könnte, was ich sehr bezweifle, daß *konsequente durchführung* der prinzipien der reform die schüler in bezug auf aussprache und sprechfertigkeit nicht weiter bringt als andere methoden, würde in der *pädagogischen* bewertung gerade die vielfach als unpädagogisch verketzerte reform zu oberst stehen, weil sie die eigene tätigkeit des schülers am meisten fördert.

In der konversation ist das verhältnis 8 (50 %) : 18 (72 %), d. h. in der VII. klasse kann ich weit mehr schülern zutrauen, daß sie frei konversation treiben können. Diese statistik bezieht sich nur aufs englische; vergleicht man die gesamtleistungen (auf nicht genügend in einem gegenstande stehen 50 % in der VI. gegen 20 % in der VII.), so wird der unterschied auch fürs englische noch krasser; denn einige ganz geschickte schüler der VI. müssen im englischen, wie sie mir selbst erklärten, „mitschwimmen“, weil sie nur so in den anderen fächern zurechtkommen. In der einen klasse durchschnittsbegabungen, die auch auf die übrige klasse wenig wirken, in der anderen 40 % gute schüler, welche die anderen mit sich fortreißen, in den ergebnissen derselbe unterschied, obwohl ich mich mit der VI. klasse weit mehr plagte. Beide klassen gehören denselben sozialen schichten an, in größeren städten werden sich solche unterschiede noch viel schärfer ausprägen. Hier ist ein feld zur individualisierung des unterrichts, und was ich früher als berufliche erleichterung für den lehrer bezeichnete, daß er in der darbietung seines stoffes unter solchen umständen lebendig bleibt, das wird dann zur erleichterung für die schüler, von denen es doch schließlich auch gilt: *ultra posse nemo tenetur*. Daß aber die anforderungen an die sprechfertigkeit ziemlich hoch gestellt werden dürfen, daß durch konsequente verwirklichung dieser forderung der schüler wenigstens die fähigkeit erlangt, alltagskonversation zu treiben (und zwar nicht als eigenes fach, sondern im zusammenhang des unterrichts), zeigt eine untersuchung des wortschatzes der „konversationsbücher“. H. M. Carrs *English Dialogues* enthalten etwa 2400 vokabeln, ungefähr 1800 sind den schülern aus dem lehrbuche des ersten jahres bekannt, die übrigen werden ihnen im zweiten jahre geläufig, bei Clay-Thiergens *Across the Channel* ist das verhältnis 4800 zu 4000, welche den schülern im vierten halbjahre bekannt sind; gegen ende des zweiten unterrichtsjahres läßt sich also eine konversation treiben, die dem weiten umfang dieser bücher schon ziemlich entspricht. Nun beträgt aber der ganze wortschatz unseres unterrichtswerkes 7000 wörter, schon daraus ergibt sich, daß die sprechfertigkeit sich auch auf weitere gebiete erstrecken kann, daß das unterrichtsziel der reformmethode nicht in bloßem „parlieren“ oder der vielberufenen oberkellnerei besteht[1]. Wenn

[1] Diese zahlen und die aus ihnen gezogenen, durch die erfahrung erprobten schlüsse entsprechen österreichischen verhältnissen, in

ein universitätsprofessor mir einmal sagte, das zur konversation nötige (= oberkellnerei) lerne man in England in vierzehn tagen, so setzte er wohl schon einige kenntnis des englischen voraus, denn im hinblick auf die gegebenen zahlen dürfte es anders nicht möglich sein, und wenn es jemand zustande brächte, so läge darin nur eine mißverständliche auffassung des wesens der reformmethode, wenn man sie deswegen verurteilen wollte.

Aber auch in Deutschland scheint man sich, wie mich auseinandersetzungen in der methodischen literatur, besonders die kämpfe zwischen „realisten" und „kulturellen" glauben lassen, über die fortführung, beziehungsweise die berechtigung der reformmethode auf der *oberstufe* nicht recht klar zu sein, und ich habe mit vielen kollegen die erfahrung gemacht, daß wirklich der übergang zu größeren stücken mehr kulturellen inhalts oder zusammenhängender lektüre mit erheblichen methodischen schwierigkeiten verknüpft ist; diese tatsache, daß die reformmethode nur im elementarunterricht leicht durchzuführen und daher brauchbar ist, scheint viele lehrer von einer gründlichen durchführung des modernen unterrichts auf der oberstufe abzuschrecken, und sie führen so irgendeinen mittelweg ein, nicht zum vorteil des unterrichts, wie sich gleich zeigen wird.

„Lieber junger freund," höre ich nämlich jetzt den erfahrenen sagen, der meiner methodischen gipfelstürmerei schon lange mit großer besorgnis um meine gesunden glieder zusieht, „glauben Sie denn wirklich, daß Ihre oben gegebenen zahlen beweiskräftig sind? Verlangen Sie denn von Ihren armen schülern auch ein eisernes gedächtnis? Wissen Sie nicht, wieviel im laufe des unterrichts wieder vergessen wird? Ist es da nicht besser, mit den schülern gemüts- und charakterbildende lektüre zu treiben, ihren geist an den schönheiten englischer grammatik zu schulen?"

Ich habe, da meine aufmerksamkeit durch derartige gegenargumente auf die frage des gedächtnisses der schüler gelenkt wurde, untersuchungen über den tatsächlichen wortschatz der schüler angestellt, wie ich schon oben bemerkte. Dabei nahm ich zur grundlage die *aneignung der vokabeln* und unterschied vier klassen: erstens vokabeln, die durch mechanischen drill eingelernt wurden; zweitens vokabeln, die in der festen ver-

---

Deutschland wird sich noch viel mehr erreichen lassen, wird auch wohl erreicht, wie ich aus Walters buch ersehe.

knüpfung sachlicher oder etymologischer gruppen dem gedächtnis überliefert wurden; drittens vokabeln, die nur durch sprechübungen erworben wurden, und viertens vokabeln, die durch alle assoziationen, außerdem noch durch enger anschließende und freie sprechübungen geläufig wurden. Die folgende tabelle zeigt, wie diese gruppen im gedächtnis der schüler erhalten blieben:

| | I | II | III | IV |
|---|---|---|---|---|
| Nach 3 monaten | 80 % | 80 % | 80 % | 80 % |
| „ 10 „ | 30 % | 70 % | 70 % | 80 % |
| „ 18 „ | 20 % | 60 % | 60—70 % | 70 % |

Das bezieht sich auf den *aktiven* wortschatz, beim *passiven* ist das verhältnis zwischen I und IV wie 20 % zu 100 %.

Da aber auch jene, die eine übung der sprechfertigkeit ablehnen, mit mir darin einig sein werden, daß ein nicht zu kleiner aktiver wortschatz zur erfolg- und genußreichen lektüre notwendig ist, ein aktiver wortschatz insofern, als doch das verständnis für den englischen stil dadurch erzeugt wird, so möchte ich sie auffordern, einmal diesen beziehungen nachzugehen und nicht immer wieder einen künstlichen gegensatz zwischen „parlierfähigkeit“ und „kulturellen werten“ des neusprachlichen unterrichts zu konstruieren, der dann (vgl. Klinghardts betrübliche erfahrungen), wenn er schablonenmäßig in das unterrichtsverfahren eingeführt wird, eine ideale und reale *einheit* mit überpädagogischer weisheit zerstört.

Wer daher die gründliche erwerbung eines ausreichenden wortschatzes, der am dauerndsten durch sprechübungen vermittelt wird, zugunsten vermeintlich „höherer ziele“ zurückschieben will, sägt den ast ab, auf dem er sitzt — oder nein, er hat überhaupt keinen ast, auf dem er sitzen könnte; und er steuert damit mehr oder weniger verschämt auf ein lehrverfahren zurück, das entweder die schüler überbürdet und ihnen den sprachunterricht verhaßt macht, oder ihnen alles vorgekaut in den mund streicht und sie mit einem dünnen, leicht abspringenden bildungslack ins leben hinaus entläßt.

Diese bisher wenig beachtete tatsache verschiebt nun meines erachtens den streit zwischen jenen parteien ganz wesentlich, deren eine nur kulturelle, d. h. hauptsächlich literarische werte im sprachunterricht geben will, während die andere mehr praktische werte, wie sprechfertigkeit und realien, berücksichtigt. Für Österreich ist die frage durch die lehrpläne für realschulen

und realgymnasien[1] klar und deutlich geregelt, im lehrplan für realgymnasien auch der forderung rechnung getragen, daß neben der lektüre in den oberklassen auch die sprechfertigkeit berücksichtigt werden muß. Es hängt nicht die sprechfertigkeit, wohl aber die vermittlung kultureller werte mit der zeit zusammen, die dem sprachunterricht überhaupt gewidmet ist; je früher aber die schüler durch *sprechübungen* lebendig die sprache erfassen, desto eher wird es möglich sein, sie in das *geistesleben* des fremden volkes einzuführen. Ich kann nicht beurteilen, ob meine schüler mit ihren französischen kenntnissen das neueste bändchen in Ruskas sammlung (Turgot, *Formation et distribution des richesses*) lesen könnten; das ähnliche, nationalökonomisch gerichtete bändchen von Ransome, *India and England's Colonies*, hat ihnen nach 14 monaten englischen unterrichts keine schwierigkeiten gemacht. Wo aber die zeit im englischen nicht ausreicht, *alle* diese geistigen werte zu vermitteln, müssen eben die andern fächer einspringen, für die sogenannten realien (geographie, geschichte usw.) der geographisch-geschichtliche unterricht[2]; in das geistesleben der fremden nationen (Shakespeare, Scott, Byron, Rousseau, Zola, Maupassant usw.) muß aber auch der deutsche unterricht einführen, und diese einheitliche darstellung der geistigen entwicklung der drei kulturnationen kann als notbehelf auch einiges von dem leisten, was man von der behandlung der kultur im fremdsprachlichen unterricht erwartet. Jedenfalls ist sie einer mühsam *mit unzulänglichen kenntnissen betriebenen lektüre* fremder „meisterwerke" vorzuziehen.

Man hat bei beurteilung der frage, ob eine tiefere einführung in die kultur und literatur Frankreichs und Englands dem fremdsprachlichen unterricht überhaupt möglich sei, gerne den deutschen unterricht als analogie angeführt. Da steht aber die sache

---

[1] Vgl. J. Ellingers ausführungen in der *Zeitschrift für das realschulwesen* 1912, s. 449 ff. („Der lehrplan für das englische an realgymnasien verglichen mit dem an realschulen") und die durchführung dieser grundsätze in den unterrichtswerken für realgymnasien und realschulen.

[2] Vgl. für den unterricht über die kolonien und die behandlung der englischen geschichte vom 16.—18. jahrhundert den aufsatz von G. A. Lukas im 40. programm der k. k. I. staatsrealschule in Graz, „Koloniale fragen im österreichischen geographie- und geschichtsunterricht", der auch für reichsdeutsche kollegen von interesse sein dürfte.

doch ganz anders. Gewiß wird der siebzehnjährige, dem *Faust* und *Wallenstein* nicht durch „methodische" behandlung auf ewige zeiten verekelt worden sind, von diesen werken nur eine vage vorstellung mit ins leben hinausnehmen, seiner inneren künstlerischen erlebnisfähigkeit entsprechend, die auch der kühnste reformer unserer schullektüre nicht gereifter machen kann; bei Goethe markiert sich das in der scharfen linie zwischen *Prometheus, Götz, Egmont,* die — sturm- und drang- und jugendmäßig – von den schülern ganz erfaßt werden, während *Faust* in dem alter doch in erster linie als liebestragödie innerlich erfaßt wird. Fühlt man aber später im leben das bedürfnis, diese schulerinnerungen aufzufrischen und zu erweitern, will man in verwandten geistesgebieten — als techniker z. b. in der volkswirtschaftslehre[1], als mediziner in biologie und anthropologie sich umsehen, so bleibt man auf vertrautem boden; hemmungen durch die fremde *sprache* gibt es da nicht. Ganz anders, wenn der schüler im unterricht ins fremde geistesleben eingeführt worden ist; wie ich gezeigt habe, ist das nur dann möglich, wenn er darauf gut vorbereitet wurde, und im späteren leben kann er sich nur dann weiterbilden, wenn ihm das durch gründliche, ausgebreitete sprachkenntnisse erleichtert wird, sonst hat er eben an der schule einiges vom fremden volkstum kennen gelernt, um es später wieder schleunig zu vergessen. Das resultat eines solchen unterrichts ist gleich null.

Clasen beklagt aber nun, ohne auf diese frage einzugehen, wieviel von der kulturellen einführung bleibt, das geringe *sprachliche können* bei leuten, die schon längst die schule verlassen haben. Dafür nun, daß diese sprechfertigkeit dauernd bleibt, kann die schule nicht mehr sorgen, das muß der weiterbildung oder wiederholenden bemühung des einzelnen überlassen bleiben, wenn er einmal im leben draußen steht. Obwohl sich also die schule damit begnügen muß, einen soliden grund für später durch eine möglichst lebendige, möglichst aktive sprachkenntnis zu legen, muß darüber doch noch einiges gesagt werden. Ich höre gelegentlich von bekannten, wie es ihnen drüben in England mit dem sprechen gegangen ist; immer stellen sie einen zusammenhang her zwischen der art, wie sie seinerzeit das englische

---

[1] Ich nenne absichtlich diese wissenschaften; zu oft wird der ausdruck geistesleben ganz einseitig auf schöngeistige literatur bezogen.



an der schule gelernt haben, und ihren praktischen erfahrungen, sagen, ob ihnen ihr schulenglisch genützt hat oder nicht, und wenn man die einbuße, die das brachliegenlassen einer fertigkeit an dieser hervorruft, noch so hoch anschlägt, wo diese fertigkeit *einmal* geübt und entwickelt worden ist, wird sie nie mehr ganz absterben, sie wird stark zurücktreten, aber sie wird vielleicht aus einem andern grunde erhalten werden. Wer mit einer ziemlich ausgebildeten sprachkenntnis ins leben hinauskommt, an der schule einen lebendigen, modernen, vielfach anregenden sprachunterricht gehabt hat, dem wird es leid sein, seine sprachlichen kenntnisse ganz verfallen zu lassen, er wird jede gelegenheit, sie auszunützen, ergreifen — solche gelegenheiten bieten sich heute nicht mehr so selten wie vor fünfzig jahren — und er wird nicht mehr engländern oder franzosen gegenüber den schüchtern zurückhaltenden spielen, besonders wenn ihm in seiner lehrzeit durch schülerreisen die fremden verhältnisse aus eigener anschauung bekannt geworden sind.

Trotzdem möchte ich, was ich mit vielen kollegen im deutschunterricht zu tun pflege, auch fürs englische vorschlagen, nämlich den schülern für ihr späteres leben einige winke zu geben, die ihnen für ihre weiterbildung nützlich sind. Mir sind techniker begegnet, die sich vergeblich abmühten, mit einem handwörterbuch englische fachzeitschriften zu lesen, und nicht wußten, daß es dazu andere, bequemere hilfsmittel gibt. Das gilt auch von andern gebieten; der gute wille wird bei unkenntnis der behelfe durch die ergebnislosigkeit eigener bemühungen abgeschreckt; die fortbildung durch lesen, die einen gründlich eingeübten sprachvorrat lange zeit auch aktiv lebendig zu erhalten vermag, wird aufgegeben, und wenn man dann nach jahren einen solchen „engländer“ trifft, ist er gerade „außer übung“, hat sich höchstens einmal und nie wieder versucht gefühlt, seine schulkenntnisse durch lesen aufzufrischen oder zu erweitern. Irgendwann findet sich doch zeit, den jungen eine solche zusammenstellung[1] vorzuführen, sie werden sich später

[1] Ich gebe auch den hörern meiner lektoratsübungen, da ich eine spezifisch technische lektüre nicht treiben kann, eine ausführliche liste der für ihr *fachstudium* in betracht kommenden hilfsmittel: a) englische grammatiken und konversationsbücher, b) wörterbücher, c) technische wörterbücher, d) englische zeitungen (und wie man sie lesen soll); e) fachzeitschriften in englischer sprache (*The Mining Engineer*, *The Iron Age* usw.).

einmal vielleicht nicht mehr genau an titel und verfasser erinnern, aber sie wissen wenigstens, daß es dieses oder jenes werk gibt, das weitere besorgt dann jeder halbwegs findige buchhändler. Besonders die zeitungslektüre bewahrt die einmal erworbenen sprachkenntnisse recht gut, schon deswegen ist es daher von großem nutzen, den schülern einiges über das englische zeitungswesen mitzuteilen, zumal sie oft sich englische zeitungen zu halten wünschen; ich wäre mit rücksicht auf diesen letzten punkt kollegen für mitteilungen über englische zeitungen und besonders jugendzeitschriften sehr dankbar. Auch im unterricht ist es gut, wenn die schüler eine englische zeitung gründlich kennen lernen, es ist eine ausgezeichnete freie übung der sprachkenntnis; zur einführung sucht man natürlich nachrichten aus, die den schülern sprachlich erreichbar und sachlich schon bekannt sind, um dann auf die anzeigen und längeren aufsätze einzugehen. Solche hilfsbücher, dann schulausgaben, von denen die neue sammlung von Lederer und Eigl, die die bedeutung (leider nicht die *aussprache*) der selteneren wörter am seitenfuße angibt, wegen ihrer billigkeit außerordentlich zu empfehlen ist, endlich wegen der oft beklagten ästhetischen mängel unserer schulausgaben[1] auch hübsche englische und französische originalausgaben sollten in der schülerbibliothek den jungen reichlich zur verfügung stehen, solche anregungen werden oft nicht nur von den begabtesten schülern freudig aufgenommen. Daß auch die *internationale schülerkorrespondenz* sich im späteren leben oft fortsetzt, ist bekannt, und ich kann damit meine ausführungen über diese frage beschließen. Je weniger schulmäßig im üblen sinne der betrieb der fremdsprachen ist, je weniger sich der lehrer im unterricht wirkliche blößen gibt (etwa mit [nouledʒ], [ʃoun] für [ʃɔn], *won't* = *would not* usw.), je weniger er einen doktrinären und autorativen ton anschlägt, desto williger werden sich die schüler seiner führung unterordnen, die gerade im neusprachlichen unterricht recht straff sein muß. Auch die paradoxie *usus tyrannus* und *usus est multiplex* wird dann nicht mehr die aufgabe des lehrers erschweren; was übrigens Clasen darüber (und über die stellung der etymologie im unterricht) sagt,

[1] Vgl. *N. Spr.* XVI, 31; die dort geäußerten befürchtungen wegen des sittlichen wertes der lektüre treffen fürs englische nicht zu; freilich, Shaw oder Meredith würde ich den schülern — auch den fortgeschrittensten — nicht in die hand geben.



dem abzuhelfen ist vor allem sache des deutschen unterrichts; werden dort den schülern grammatische richtigkeit und sprachliche richtigkeit, d. h. übereinstimmung mit dem sprachgebrauch[1], geläufig, dann hat auch der fremdsprachliche unterricht (z. b. in der synonymik, die durch die etymologie im deutschen vorbereitet werden kann) leichtes spiel.

Der zweck meiner ausführungen wäre erreicht, wenn es mir gelungen wäre, nicht nur einiges zur frage der sprechfertigkeit vorzubringen, das, wenn schon nicht überall neu, doch überall erprobt ist, sondern auch, strittige methodische fragen zu klären und von neuen gesichtspunkten zu beleuchten. Ich sage nicht, was sich vielleicht manche neusprachler sagen: die reformmethode ist sehr schön, nur braucht man dazu auch reform*schüler* — nicht ohne bedenken habe ich die hälfte meines aufsatzes der persönlichkeit des *lehrers* gewidmet und es doch getan, weil mir nicht so sehr die ausziselierung der methode von bedeutung erscheint, sondern die frage, ob wir genügend lehrer haben, die diese methode durchführen können. Oder soll die reformmethode nur als privatvergnügen einiger lehrer gelten, wie man in neuerer zeit zu glauben scheint? Dann ist es doch nicht ganz ungerechtfertigt, wenn zu den bestgehaßten männern in Deutschland auch die modernen philologen zählen.

*Bruck a. d. Mur.* FRITZ KARPF.

---

# DIE BEDEUTUNG DER SPRECHMASCHINE FÜR DIE SPRACHWISSENSCHAFT, DIE SPRACHERLERNUNG UND DEN SPRACHUNTERRICHT[2].

Daß überhaupt die sprechmaschine bedeutung für die wissenschaft, spracherlernung, und auch für die schule hat, wird wohl kaum heute noch jemand leugnen. Nicht bloß haben wissenschaftliche zeitschriften — wie die *Neueren Sprachen* — in vielen ihrer nummern der sache besondere abschnitte gewidmet, sondern

[1] Warum ist ein genetiv wie „habes und gutes“ auffällig? Warum kann man nicht sagen „es läuft von statten“? Warum ist die umgangssprachliche phrase „das gehört mein“ falsch? Wie ist sie zu erklären? Solche denkübungen im unterricht der muttersprache wirken auch auf andere fächer.

[2] Vortrag, gehalten auf der Bugra am 23. juli 1914.

es existieren schon zeitschriften, die nur dieses thema „sprechmaschine und sprachen“ behandeln; ich erinnere vor allem an die verdienstvollen heftchen *Unterricht und sprechmaschine* (verlag von Wilhelm Violet, Stuttgart), die der sache schon viele freunde gewonnen haben.

Einen weiteren beweis können wir darin sehen, daß wissenschaftliche akademien anfangen, sich energisch der sprechmaschinensache anzunehmen. Während auf musikkünstlerischem gebiet Paris vorangegangen ist, folgen jetzt auf sprachwissenschaftlichem gebiete München und vor allem Wien. Die kaiserliche akademie der wissenschaften hat nicht bloß eine anzahl von untersuchungen und berichten über phonographische und grammophonische aufnahmen veröffentlicht, sondern auch selbst zahlreiche aufnahmen veranlaßt, so der eskimosprache, der irischen, bretonischen, welschen, gälischen, schwedischen, madjarischen, indischen, chinesischen, japanischen sprache.

Die bedeutung solcher grammophonischen aufnahmen erhellt ohne weiteres, besonders wenn man bedenkt, daß z. b. gewisse reste der keltischen sprache in absehbarer zeit dem untergange geweiht sind, oder daß z. b. im chinesischen viele wörter je nach ihrer tonhöhe verschiedene bedeutung gewinnen.

Aber auch für das studium der modernen kultursprachen, denen heute unsere betrachtungen gelten sollen, wird weder der philologe noch der laie künftig ohne die sprechmaschine kaum noch auskommen können.

Zunächst der philologe. Nehmen wir an, er will die natur der verse, z. b. der verse eines Racineschen dramas oder einer La Fontaineschen fabel studieren. Wir philologen saßen wohl in Paris im *Théâtre-Français,* den text in der hand, auf den ästhetischen genuß verzichtend, um an gewissen wichtigen oder zweifelhaften stellen unsre notizen oder zeichen zu machen; — aber hatten wir auch wirklich richtig gehört? Und wenn schon, hatte dann nicht eine zufälligkeit, eine ganz individuelle aussprache, betonung, empfindung des schauspielers vorgelegen, die wir jetzt gefahr laufen, als allgemein, als gesetz zu proklamieren? Eine grammophonplatte dagegen gibt uns sicherheit, weil sie eine gründliche, beliebig oft wiederholte nachprüfung möglich macht. Sie ist für die sprache, was die photographie für das vergängliche weltbild ist. Die natur ist in ewigem flusse, beständigem werden und vergehen, der mensch ist heute nicht mehr, was er gestern war, die photographie hält — oft mit grausamer treue — fest, was war, wie es war, für die

erinnerung der menschen, für das studium der gelehrten, für das späterer geschlechter. So vergeht die sprache, das eben gesprochene wort verhallt, versinkt in dem unendlichen meer der vergangenheit, – die sprechmaschinenplatte oder phonographische walze aber bewahrt es uns, und in den spätesten zeiten noch vermag es wie einst an das ohr unserer nachfahren zu klingen.

Dieser umstand und der gedanke, daß die sprachaufnahme ein gegenstand des studiums sein kann und wird, verpflichtet aber, und daher möchte ich eine forderung aufstellen, deren erfüllung von großer wichtigkeit für die verwendbarkeit der platten zu den zwecken der wissenschaft ist. Es erscheint mir notwendig, daß wichtigen sprachaufnahmen eine charakteristik beigegeben wird, in der eine zuständige kommission sich darüber ausspricht, ob die aussprache, die betonung im einzelnen, der rhythmus des ganzen, die sprachmelodie fehler haben oder eigenarten, die von dem allgemein gültigen abweichen, und auf welcher höhe der ästhetische wert steht. Ein solches urteil darf natürlich nur von nationalen abgegeben werden, bei dialektaufnahmen von zuständigen angehörigen des betreffenden landesteils. Eine jetzt sehr berühmt gewordene deutsche platte z. b., die mit dem letzten teil des *Faust*-monologs, von Moissi gesprochen, verdankt ihre beliebtheit wohl mehr dem trefflich gelungenen glockengeläute als dem vortrag des schauspielers selbst, der in bezug auf die betonung und die sprachmelodie zu theatralisch ist, sodaß die platte wohl nicht als musterplatte bezeichnet werden würde[1].

Musterplatten aber braucht das wissenschaftliche forschen. Es ist bekannt, welche mühe sich manche gelehrte um die fixierung der sprachmelodie gegeben haben. So hat Saran in seiner *Deutschen verslehre* eine stelle aus Rankes weltgeschichte, seine *eigene* aussprache beobachtend, mit noten versehen, um seine eigene sprechmelodie zu veranschaulichen. Er hat sich eines – sagen wir halbierten — notensystems bedient, da jede linie und jeder zwischenraum einen achtelton bedeutet; er hat gleittöne durch notengruppen ihrer allgemeinen bewegung nach angedeutet, hat durch stellung des notenhalses bezeichnet, ob

[1] Folgende platten sind im laufe des vortrags zur vorführung gekommen: der *Faust*-monolog, *Les Animaux malades de la peste, La Cigale et la Fourmi, La Signora Nardini* (meth. Schliemann), *Our home is the ocean, My heart's in the Highlands, Le Printemps*



es sich um einen fallenden, einen steigenden oder einen fallend-steigenden gleitton handelt usw. Jedenfalls hat Saran mit einem selten feinen gehör gearbeitet — aber doch *seine* aussprache, *seine* melodisierung des textes notiert, eine notierung, deren richtigkeit wir nicht zu kontrollieren vermögen, und die daher eigentlich der reinen wissenschaftlichkeit entbehrt. Erst sprechmaschinenplatten stellen jene untersuchungen auf eine wissenschaftliche grundlage, da das individuelle empfinden nicht mehr maßgebend ist und jedermann die möglichkeit der nachprüfung hat.

Und darauf kommt es hier vor allem an, auf die möglichkeit der nachprüfung. Außerordentlich feine beobachtungen sind durch die münchener familie Rutz über den regelmäßigen zusammenhang gewisser spannungen im gebiet der rumpfmuskulatur mit gewissen besonderheiten der stimmgebung gemacht worden, welche der vortrag der verschiedenen menschlichen klangwerke in rede und gesang erfordert. Sievers hat diese beobachtungen vertieft und erweitert und die außerordentliche wichtigkeit des rhythmus für die gebundene und ungebundene rede in ganz neues licht gerückt. Wie ganz andern wert würden all diese feinsinnigen untersuchungen gewinnen, wenn sie durch sprechmaschinenplatten gestützt würden, und dadurch aufhörten, das besitztum einiger weniger auserwählten zu sein!

Unsere philologen bemühen sich mit recht, korrekte texte herzustellen, das ist eine ihrer wichtigsten aufgaben. Aber das gedruckte bild der sprache ist doch eigentlich nur ihr halbes bild; die dichter, ein Homer, ein Sophokles, dichteten doch nicht, um gelesen zu werden, damit ihre werke in bibliotheken aufgespeichert würden, sondern sie wollten mit dem lebendigen wort wirken! Das will auch der moderne dichter! Wir sind viel zu papiern geworden und wissen den wunderbaren reiz des in idealem wohlklang und fortreißendem rhythmus dahinflutenden kunstwerkes gar nicht mehr recht zu würdigen. Wie korrekte drucktexte geschaffen werden, sollte man auch korrekte klangtexte herstellen. Wir besitzen seit ostern 1913 eine reihe ganz vortrefflicher platten, die wir dem oberlehrer dr. Driesen und der berliner grammophongesellschaft verdanken, die nach einem weitangelegten plane das gesamte unterrichtswesen vom kindergarten bis zur universität mit mustergültigem plattenmaterial versehen wollen. So technisch vollkommen die mir bisher bekannt gewordenen auch sein mögen, bei näherer prüfung ist vollendung nicht immer erreicht. So bei der sonst

vortrefflichen platte mit den *Animaux malades de la peste* von La Fontaine, bei der die *vers libres* nicht zu ihrer vollen geltung kommen. Wie gleichmäßige wogen — *cum grano salis* — sollen die einzelnen verse an unser ohr dringen; die kurzen verse sollen dieselbe dauer haben wie die langen, die alexandriner, sollen also langsamer, gewichtiger gesprochen werden. Recht deutlich wird das an der stelle:

*Même il m'est arrivé quelquefois de manger*
*Le berger.*

Wie köstlich wirkt dieser kürzeste vers, der mit einer pause vorher und nachher langsam gesprochen werden muß. Nur mit zögern, unter größter selbstüberwindung legt der könig der tiere dies geständnis ab, dabei drohend im kreise umherblickend, als wolle er von vornherein warnen, ihm daraus einen strick zu drehen. Diese feinheit ist auf jener platte nicht zum ausdruck gekommen. Von ähnlichen stellen, deren zahl sich beliebig vermehren ließe, sei nur noch auf zwei hingewiesen. Wie wirksam ist in den versen aus *Le Chêne et le Roseau:*

*Cependant que mon front au Caucase pareil,*
*Non content d'arrêter les rayons du soleil,*
*Brave l'effort de la tempête*

die letzte zeile. Wie eilt die stimme, mit majestätischem tone anfangend (man beachte die nasalen *o*-laute), über die 2×12 kurzen oder halblangen silben hinweg zu dem worte *soleil*, um dann in dem kurzen, daher langsamer vorzutragenden achtsilbigen verse das ganze selbstbewußtsein der eiche zu veranschaulichen. — Oder die zweite zeile in der fabel *La Cigale et la Fourmi*:

*La cigale ayant chanté*
*Tout l'été,*

läßt, langsam gesprochen, den ganzen leichtsinn der *Cigale* recht hervortreten! Übrigens zeigt das kleine gedichtchen noch eine andere große sprachkunst des meisters der fabel, die nur angedeutet sei. Wie die vokale *e* und *i* heiteren charakter, einen ernsten aber *o*, *ou* und *u* tragen, so muß man sich diese ersten beiden zeilen mit heiterem gesicht, die nächsten, in denen die *o* und *ou* und *u* sich häufen, mit ernstem ausdruck vorgetragen denken, der dann finster wird bei dem *o* und *ou* der verse:

*C'est là son moindre défAUT.*
*Que faisiez-VOUS AU temps chAUd?*

Es ist überraschend, wie oft La Fontaine die stimmung in solcher weise zu malen versteht, und, wenn man auch bei einer platte nur hört, *heraus*hören müßte man doch das alles bei einer wohlgelungenen musterplatte.

Aber auch prosamusterplatten müssen für die wissenschaftliche arbeit geschaffen werden. Wie es außerordentlich lehrreich war, als der *Maître phonétique* die parabel von dem nordwind und der sonne in allen möglichen dialekten und sprachen brachte, — auf grammophonplatten zugleich fixiert würden diese sprach- und dialektproben sehr an wert gewinnen, weil wir dann auch die sprachmelodie beobachten könnten, ganz abgesehen von all den imponderabilien, denen eine umschrift schließlich doch nicht voll gerecht zu werden vermag.

Denken wir ferner an die verschiedenen ansichten, die von Passy, von Storm, von vielen anderen über die französische wortbetonung geäußert sind, über die nebenakzente, die neigung zu starker oxytonierung, die wandlungen, die in den letzten jahrzehnten darin beobachtet wurden, das zurückgehen der mouillierung z. b., das vorschreiten der konsonantisierung des vorvokalischen *i*, denken wir vor allem daran, daß uns eine grammophonplatte den stand der aussprache zu einer bestimmten zeit bietet und späteren geschlechtern es ermöglichen wird, wichtige vergleiche anzustellen, so wird uns der wert der sprechmaschine für die wissenschaft nicht zweifelhaft sein können.

Noch offenkundiger ist er natürlich für den selbstunterricht. Daher haben sich auch alle die methoden, die es unternehmen, die kenntnis einer sprache ohne lehrer zu vermitteln, dieses hilfsmittel nicht entgehen lassen. Sie sind meist auf einem zusammenhängenden werk der literatur der betreffenden sprache oder einer eigens zu lehrzwecken verfaßten novelle aufgebaut. Teile des textes dieses die grundlage des ganzen bildenden werkes sind dann von nationalen auf platten gesprochen worden, ebenso gewisse übungsstücke, die zur erweiterung oder befestigung des jeweilig erworbenen wissens dienen sollen. Der lernende findet so die wertvollste unterstützung bei der aneignung der aussprache, der sprachmelodie und des sprachrhythmus. Schon eine einzige platte leistet da große dienste. Kann uns doch schon *ein* satz, *eine* frage eines bayern, eines sachsen, eines ostpreußen eine klare vorstellung davon geben, mit welcher aussprache, welchen besonderheiten und welchem tonfall er auch anderes sprechen würde! Das schätzenswerteste an der grammophonplatte

ist auch hier, daß der lernende ihren text das erste-, das zehnte-, wie das hundertstemal genau ebenso vortragen hört mit denselben pausen, denselben tonstärken gewisser stellen, derselben klarheit und eindringlichkeit.

Hat sich hier die sprechmaschine ohne weiteres durchgesetzt, so liegt die sache durchaus nicht so günstig auf dem gebiet der schule. Manche erwarten alles heil von der sprechmaschine, möchten sie in den mittelpunkt des unterrichts stellen und alles lernen, alle übung auf sie gründen. In ihrer begeisterung für die sache gehen sie so weit, diejenigen, die sich ablehnend verhalten, der interesselosigkeit, ja der geistigen trägheit und bequemlichkeit zu zeihen. Es ist wirklich an der zeit, solche vorwürfe energisch zurückzuweisen, die unser oberlehrerstand wirklich nicht verdient, und die nur das gegenteil von dem erreichen, was sie beabsichtigten. Versuchen wir doch lieber, einiges verständnis den gründen für die ablehnung entgegenzubringen. Es hat doch schließlich auch seine berechtigung, wenn jemand bedenken trägt, aus besorgnis, mit seinem pensum nicht zu ende zu kommen, auch einen kleinen bruchteil einiger stunden der von den lehrplänen geforderten arbeit zu entziehen, oder wenn ein anderer die jungen geister, die doch konzentration nötiger hätten als das tägliche brot in unserer an den nerven schon genugsam zerrenden zeit, durch nichts von der stillen und ruhigen arbeit ablenken lassen will, oder wenn ein dritter es abwarten möchte, daß sich die methodischen ansichten noch klären, und daß vielleicht den amtlichen lehrplänen anweisungen beigegeben werden, — womit es ja freilich noch seine zeit haben wird.

Der richtige standpunkt wird auch hier in der mitte liegen. Die sprechmaschine kann in der tat in der schule sehr nützlich sein und zur erreichung ihrer ziele helfen. Nur wird es sich empfehlen, nicht von ihr auszugehen, sondern sie nur gelegentlich zu verwenden, wenn die schüler schon den sprachstoff beherrschen, oder das gedicht, das zu lernen das klassenpensum vorschreibt, schon auswendig können. Dann kann sie ein wertvolles mittel zur belebung des unterrichts nicht bloß, sondern vor allem zur förderung und entwicklung der geistigen fähigkeiten der schüler sein. Sie hilft zur förderung einerseits der beobachtungsgabe und andererseits zur entwicklung der geistigen schlagfertigkeit.

Unsere schüler sollen so tüchtig wie möglich für den kampf ums dasein gemacht werden. Daher bemüht man sich in allen

fächern, den verstand auszubilden. Aber die sinne dürfen nicht zu kurz kommen. Der naturwissenschaftliche unterricht ist heutzutage weniger lern- als beobachtungsunterricht; im biologischen unterricht, in chemie und in physik legt man immer mehr wert auf die eigene arbeit und beobachtung der schüler und richtet praktische arbeitsstunden im laboratorium ein. Aber alles geht doch nur auf die ausbildung des auges. Der ausbildung des ohres hat der moderne sprachunterricht mit dienen wollen. Er kann dieser aufgabe aber erst ordentlich gerecht werden mit hilfe der sprechmaschine. Durch sie wird dem sprachunterricht ein neuer wert verliehen, er hat in den platten fast naturwissenschaftliche beobachtungsobjekte, und die beobachtungen, die die schüler machen, können einen absoluten wissenschaftlichen wert haben, gerade wie die biologischen, chemischen oder physikalischen beobachtungsresultate.

Die schüler können z. b. außer den naheliegenden prüfungen der offenen und geschlossenen laute, der gleitlaute im englischen, übungen in der feststellung des rhythmus, der haupt- und nebenakzente (mit aufdeckung der gründe dafür), vor allem aber auch der melodie machen. Sie können die melodie durch striche oder noch besser durch ein fünfzeilensystem angeben, wie ich es schon einmal vorgeschlagen habe. Die mittlere zeile bezeichnet die höhe des mitteltones, der dem sprecher eigen ist; die silben werden in das system hineingeschrieben, so daß ihre stellung auf den zwei oberen oder unteren linien ihre höhere oder tiefere aussprache andeutet. Natürlich ist das nur ein notbehelf, aber der charakter der sprechmelodie wird den schülern dadurch nahegebracht, was besonders da angebracht ist, wo man mit dialektischer, eingewurzelter sprechmelodie zu kämpfen hat, die sich die schüler nicht abgewöhnen können oder wollen.

Man kann dem interessanten kapitel der fragesätze dabei nähertreten. Schulgemäß sollen fragesätze mit fragendem tone gesprochen werden, die stimme soll am ende der frage steigen. Diese den schülern besonders auf der unterstufe gegebene schulvorschrift stimmt aber nur für die fragen, die in aussageform gestellt werden, sie ist vielleicht im französischen oft zutreffend für die mit *est-ce que* eingeleiteten fragen, bei denen die dann folgende aussage*form* des den gegenstand der frage bildenden satzes zum fragenden tone verleitet. Steht aber ein fragewort am anfang, dann ist der fragende ton entbehrlich und nicht vorzuschreiben. Die fragen würden unerträglich singend klingen.

Ferner können die schüler feststellen, welche stummen *e* in einem französischen gedicht gesprochen werden, sie werden den gründen nachgehen und finden, daß einige *e* gesprochen werden müssen, um die häufung von konsonanten zu vermeiden, einige aber aus metrischen gründen hörbar werden, — meist um dem betreffenden verse die nötige dauer zu geben (s. o.).

Ich komme nun zum letzten punkte meiner ausführungen, der frage, wie bei den schülern die geistige schlagfertigkeit durch die benutzung der sprechmaschine gefördert werden kann. Für sehr geeignet dazu halte ich die beschreibung der Hölzelschen jahreszeitenbilder in französischer und englischer sprache auf vier platten, die bei Wilhelm Violet in Stuttgart erschienen sind. Erst wenn die kinder den text eines bildes einigermaßen beherrschen, erst dann bekommen sie die platte zu hören. Bald kann man zu der trefflichen übung schreiten, daß man ihnen aufgibt, mit dem zeigestock auf das zu weisen, was von der sprechmaschine besprochen wird. Ein aufklopfen läßt den einen schüler — die reihenfolge wird vorher bestimmt — an die stelle des andern treten, so daß alle daran teilnehmen. Dieses schnelle, durch das ohne pause fortschreitende sprechen der maschine nötige, sofortige reagieren mit dem zeigestock ist eine treffliche übung. Oder auch, man setzt die nadel an den verschiedensten stellen der platte auf und läßt wie vorher zeigen. Der apparat hat dann also nur einen satz oder einen satzteil gesprochen. Das so von ihm gesprochene kann man auch sofort wiederholen lassen, bis möglichst genaue nachahmung der fremdsprachlichen worte erzielt ist. Es versteht sich von selbst, daß diese gute übung mit jeder platte vorgenommen werden sollte.

Natürlich können solche übungen, kann überhaupt die sprechmaschine nicht jede woche vorgenommen werden. Die kürze unserer lehrstunden, die durch den extemporaleerlaß vorgeschriebenen kleinen übungen, die in fast allen stunden geschrieben und besprochen werden sollen, die größe der lehrpensen, die notwendigkeit der wiederholungen verbieten das von vornherein. Aber in jedem vierteljahr lassen sich wohl einige stunden erübrigen, in denen mit der sprechmaschine in der angegebenen weise an der richtigen aussprache, an dem formschönen vortrag von gedichten gearbeitet wird; das ist nicht eine veroberflächlichung, sondern eine vertiefung der arbeit. Und wenn manche sich an den kleinen mängeln vielleicht stoßen,

die der sprechmaschine notwendig anhaften, an dem nebengeräusch, an dem kleinen übelstand, daß die stimmlosen konsonanten nicht oder unvollkommen wiedergegeben werden, so wollen wir doch lieber der vollkommenheiten uns freuen, die diese wunderbare erfindung hat, und sie unsrer arbeit dienstbar machen zum nutzen und heil unsrer jugend.

*Halle a. S.* Carl Weber.

---

# BERICHTE.

## IN ENGLAND BIS ZUM AUSBRUCH DES WELTKRIEGES 1914.

*Erlebnisse und eindrücke.*

Kurz vor weihnachten 1913 erhielt ich von dem herrn minister der geistlichen und unterrichtsangelegenheiten die nachricht, daß mir ein reisestipendium zum zwecke eines studienaufenthalts in England für die zeit vom 1. april bis ende september 1914 verliehen worden war.

Meine freude war natürlich groß; denn fast zehn jahre waren seit meinem ersten studienaufenthalt in England vergangen, und wenn man erst in amt und würden ist, sind manche schwierigkeiten zu überwinden, ehe einem ein solcher längerer urlaub zu studienzwecken ermöglicht wird.

*To a professor of modern languages foreign countries are what laboratories are to the student of science,* sagt der bekannte Cambridger germanist Karl Breul mit recht in seinem buche *Teaching of Modern Foreign Languages and the Training of Teachers.*

### I. In London.

Am 1. april, dem *All Fools' Day*, kam ich in London auf dem Holborn-Viaduct-bahnhofe an, nachdem ich über Vlissingen und Queenborough gefahren war. Die zollrevision in Queenborough war sehr eingehend, so daß ich beinahe den zug nach London verpaßt hätte. Ich hatte aber nichts zu verzollen. Von dem schmutzigen und engen Londoner bahnhof begab ich mich mit meinem gepäck nach einem mir empfohlenen *boarding house* in der nähe des British Museum (Woburn Place, Russell Square, W. C.). Dort wohnte ich etwa drei wochen, die ich dazu benutzte, London ein wenig kennen zu lernen. Bereits 1905 hatte ich mir diese riesenstadt flüchtig angesehen.

Ich besuchte natürlich die großen öffentlichen kunstsammlungen wie das British Museum, die National Gallery, die National Portrait Gallery, die Tate Gallery, die Wallace Collections, das Victoria and Albert Museum, den Tower und — *last not least* — die Corporation Art Gallery in der Guildhall und das National History Museum. Aber unglücklicherweise waren die meisten museen und sammlungen nur

zum teil für das publikum geöffnet, und die säle, die uns zugänglich waren, wurden von dutzenden von schutzleuten und dienern mit argusaugen bewacht, um weitere ausschreitungen der wütenden „wahlweiber“ zu verhüten, der *militant suffragists* oder *suffragettes*, wie sie genannt werden[1]. Denn kurze zeit vor meiner abreise nach England, am 11. März 1914, war die berühmte *Rokeby Venus* in der nationalgalerie von einer verblendeten suffragette beschädigt worden. Dieses bild, das *Venus and Cupid* darstellt, ist das einzige vorhandene beispiel eines weiblichen aktes von Velasquez. Im jahre 1906 bezahlte der *National Art Collections Fund* die summe von £ 45000 dafür (!).

An den eingangstüren der meisten museen wurden den besucherinnen handtaschen und muffen abgenommen. Einmal hörte ich, wie ein schutzmann bei der untersuchung einer handtasche die besitzerin lächelnd fragte: *Nothing dangerous in it?*

Von den zahllosen interessanten dingen im britischen museum möchte ich als eine der neueren erwerbungen die tagebücher des kapitäns Scott erwähnen (*the Autograph Journals of Captain R. F. Scott*), die dieser während seiner südpolarexpedition 1910—12 geführt hat (*the Antarctic or South Pole Expedition of 1910—12*). Unter anderem schreibt Scott da: *Had we lived I should have had a tale to tell of the hardihood, endurance and courage of my companions which would have stirred the heart of every Englishman.* Und an einer anderen stelle: *For my own sake I do not regret this journey which has shown that Englishmen can endure hardships, help one another, and meet death with as great a fortitude as ever in the past.* Später fand ich diese sätze geschmackvoll gedruckt und eingerahmt in dem arbeitszimmer einer schülerpension in Cambridge.

Wer die geschichte der malerei studieren will, der gehe vor allem in die nationalgalerie. Dort findet er u. a. die meister der *British School*: Gainsborough, *the father of English landscape painting*, Reynolds, Turner, D. W. Wilkie, George Romney, John Constable, John E. Millais, William Hogarth (*Marriage à la mode*, die berühmten sechs bilder aus der mitte des 18. jahrhunderts); von der *Dutch School*: Rembrandt, Ruysdael und Franz Hals; von der *Flemish School*: Van Dyck und Rubens; von franzosen: Greuze und Claude Lorrain; von unseren deutschen malern vor allem Holbein: von italienern Correggio, Michelangelo, Raphael, Leonardo da Vinci, Titian und Tintoretto (von letzterem z. b. *The Origin of the Milky Way*); von spaniern endlich Murillo und Velasquez.

Wer die neuere und neueste britische malerei sich ansehen will, verfehle nicht, die Tate Gallery zu besuchen. Dort erfreuten uns wieder bilder von lord Leighton, John S. Sargent, sir John E. Millais, Dante Gabriel Rossetti, J. MacWhirter, John Phillip, G. F. Watts,

[1] Zwei englische weiberregimenter, die überwiegend aus suffragetten bestehen, wirken zurzeit an dem telephon-, verpflegungs- und munitionsdienst des englischen heeres auf dem festlande mit (!). Das erste regiment hat sich im februar 1915 unter dem befehl der gräfin Castlereagh in London gebildet.

W. F. Yeames, John Linnell, W. J. Müller (!), sir W. Q. Orchardson, Ford Madox Brown, Frank Bramley (z. b. *A Hopeless Dawn*), Colin Hunter, H. W. B. Davis, John M. Swan, J. M. W. Turner, C. R. Leslie (z. b. *Uncle Toby and Widow Wadman in the Sentry Box*)[1], sir Edwin Landseer (*War*), D. Maclise (*The Play-scene from Hamlet*), A. L. Egg (*Beatrix knighting Esmond*)[2], P. H. Calderon (*Renunciation*), sir Luke Fildes — um nur einige maler und bilder herauszugreifen, die mir besonders gut gefallen haben.

Andere hervorragende bilder findet man noch in der National Portrait Gallery, in den Wallace Collections, im Victoria and Albert Museum und besonders auch in der gemäldesammlung der stadt London, der sogenannten Corporation Art Gallery, die eine kleine, aber wertvolle sammlung darstellt.

Genuß- und lehrreich war weiter der besuch des naturgeschichtlichen museums in Süd-Kensington — gerade ein neusprachler sollte zur erweiterung seines gesichtskreises nicht versäumen, jene reichhaltige und in prächtigen räumen untergebrachte sammlung von tieren, pflanzen, steinen usw. sich gründlich anzusehen.

Selbstverständlich besuchte ich aufs neue den Tower (*which is historically perhaps the most interesting spot in England*) und die Westminsterabtei.

Jenes ehemalige staatsgefängnis sah im jahre 1553 den erzbischof Cranmer in seinen mauern, an den mich später in Cambridge der Cranmer Road erinnerte. (Vgl. auch das bild von F. Goodhall, R. A., *Cranmer at the Traitor's Gate.*)

Im Wakefield Tower sehe man sich bei den kronjuwelen (*Crown Jewels or Regalia*) den größten diamanten der welt an, den sogenannten *larger of the Stars of Africa.* In der rüstkammer interessieren uns deutsche besonders einige harnische *of German make.* Dort fiel mir auch die kanone auf, die die sterblichen überreste Eduards VII. getragen hat. Sie hat folgende inschrift: *This Gun Carriage bore the mortal remains of his most Excellent Majesty Edward the Seventh, King of Great Britain and Ireland and of the British Dominions Beyond the Seas, Defender of the Faith, Emperor of India, in the Funeral Procession from Westminster Hall to Paddington Station, London, on Friday the 20th of May 1910, when it was horsed by the Royal Horse Artillery.*

Am *Good Friday* war ich zum *Morning Service* in der Westminsterabtei. Die predigt hielt der *Canon of Westminster*, Rev. E. H. Pearce, M. A. Noch ein paarmal besuchte ich jene große kirche, die zu den größten der welt gehört: wieder sah ich mir den *Poets' Corner* an, wieder die berühmten *Chapels* mit ihren reichen geschichtlichen erinnerungen, besonders *Henry VII.'s Chapel*, die man ihrer fächermaßwerkdecke wegen *The Wonder of the World* genannt hat. Eine andere herrliche decke dieser art sah ich später wiederholt in der

---

[1] *I protest, madam, said my Uncle Toby, I can see nothing whatever in your eye. It is not in the white, said Mrs. Wadman. My Uncle Toby looked with might and main into the pupil. — Tristram Shandy.*

[2] Vgl. Thackerays *Esmond* II, 15.



*King's College Chapel* in Cambridge, die Wordsworth in seinem sonett besungen hat: *Tax not the royal saint with vain expense* (anfang).

Der berühmte *historic Coronation Chair* in der Westminsterabtei wurde einige wochen später durch eine suffragettenbombe beschädigt.

An die andere berühmte londoner kirche, die *St. Paul's Cathedral*, sir Christopher Wrens meisterwerk, wurde ich ebenfalls in Cambridge wieder erinnert: derselbe Wren baute die neue kleine kirche des Pembroke College, die deswegen *Wren's Chapel* genannt wird.

Als ich durch die gewaltige St.-Pauls-kathedrale ging, war leider Nelsons grabmal ausbesserungsarbeiten wegen durch einen verschlag den blicken der besucher entzogen. Man versäume nicht, zu der *Library* und der *Whispering Gallery* hinaufzuklettern. Von der *Stone Gallery*, die um den fuß des *outer dome* herumläuft, hatte ich an einem klaren aprilmorgen einen reizvollen blick auf Londons häusermeer. Als ich dort oben stand, fielen mir Wordsworths worte ein:

*This City now doth, like a garment, wear*
*The beauty of the morning; silent, bare*
*Ships, towers, domes, theatres, and temples lie*
*Open unto the fields, and to the sky;*
*All bright and glittering in the smokeless air.*

Auch die *Houses of Parliament* waren in der ferne sichtbar.

Diese besichtigte ich nicht nur auf dem für die scharen von besuchern vorgeschriebenen wege (*Victoria Tower*, *King's Robing Room*, *Royal Gallery* mit Maclise' bild *Meeting of Wellington and Blucher after the Battle of Waterloo, 18th June 1815; Prince's Chamber*, *House of Lords*, *Peers' Lobby*, *Central Hall*, *Commons' Lobby*, *House of Commons*) — sondern ich erwirkte mir auch die erlaubnis, einer sitzung des englischen unterhauses beizuwohnen. Durch vermittlung unserer botschaft wurde ich zu den *Commons* am 15. april 1914 zugelassen. Die einlaßkarte hatte folgenden wortlaut:

*German Embassy.*
*Please admit*
— —
*to the House of Commons*
*on Wednesday the 15th of April 1914.*
*Signature of Bearer.* *The German Ambassador.*
*L. S.*
(Kaiserlich deutsche botschaft London)

Nachdem meine karte von mehreren schutzleuten und beamten geprüft worden war, mußte ich namen und adresse in verschiedene mehr oder minder dicke bücher eintragen; dann durfte ich mich auf die *Strangers' Gallery* begeben, die dem *Chair of the Speaker or President* gegenüberliegt.

Der präsident und die parlamentsbeamten in ihren schwarzen talaren und weißen perücken, die *golden mace* auf *the Clerks' Table* machen einen mittelalterlich-theatralischen eindruck. Das englische volk liebt überhaupt talar und zopf.

Als ich den sitzungssaal betrat, war die erörterung schon in vollem gange. Der *Secretary of State for the Home Department* emp-

fahl in zweiter lesung die sogenannte *Criminal Justice Administration Bill*, einen gesetzesvorschlag, der sich mit der bestrafung von jugendlichen befaßte. Unter anderem führte herr McKenna, der klar und deutlich sprach, aus, daß er den tag kommen sähe, an dem kein verbrecher unter 21 jahren in einem gewöhnlichen gefängnis gefunden werden würde. *The Bill was welcomed on both sides of the House.* Mit einem exemplar der *Order of the Day*, das ich von einem *usher* bekommen hatte, verließ ich das unterhaus, *the great monument of England's free constitution.*

Beinahe vier stunden hatte ich auf der fremdengalerie in drangvoll fürchterlicher enge gesessen; da hatte ich das bedürfnis nach einem ordentlichen „bummel". An den *Royal Horse Guards* kam ich vorbei, die Whitehall gegenüber hoch zu roß wache halten. Sie sind gar „possierlich" anzuschauen mit ihren hohen schwarzen stiefeln, ihren weißen lederhosen, scharlachroten röcken und leuchtenden helmen mit rotem federbusch. Außer ihnen sieht man noch einige infanteriewachtposten mit ihren roten röcken und den *huge black busbies* vor dem Buckingham Palace und in dessen nähe — im allgemeinen trifft man in London und in England viel weniger soldaten als in dem „militaristischen" Berlin und Deutschland. Aber zahlreiche *bluejackets* mit ihren gar zu weiten hosen bemerkte ich in den straßen der metropole; die *tars* waren auf osterurlaub.

*Every nice girl loves a sailor,*
*Every nice girl loves a tar* —

trällerte mir später ein junger engländer in Eastbourne vor.

Am Trafalgar Square mit seiner stolzen *Nelson Column* ist der verkehr besonders stark — stärker als etwa auf dem Potsdamer platz in Berlin. Aber einer der schutzleute hebt mit eiserner ruhe und dem englischen phlegma nur ein wenig seine hand und — *stops the sea of carriages of all kinds and sorts.* Dann führt er eine alte dame ritterlich über den straßendamm.

Der *policeman* ist des lobes würdig. An seiner schlichten, dunkelblauen uniform und seinem tuchhelm von derselben farbe ist er leicht zu erkennen. Er hat keinen säbel, soll aber einen hartgummiknüppel bei sich führen. So sah ich einmal in einem theaterstück, das im *East End* spielte, wie die *bobbies* mit ihren *India rubber batons* kräftig dreinschlugen. Der *policeman* gibt — von wenigen ausnahmen abgesehen — besonders dem ausländer bereitwillig und geduldig auskunft und rat.

Von anderen londoner typen möchte ich das *flower girl* erwähnen. Unermüdlich schreit sie, obwohl ihre stimme schon ganz heiser ist: *Primrouses, Sir, primrouses, penny a bunch, Sir!* Neben ihr leert gerade ein briefträger eine der leuchtend roten *pillar-boxes.* In einer ruhigeren querstraße stehen der *hot chestnut man* und der *ice cream stall man*; beide sind von schmutzigen und zerlumpten burschen umlagert, die gierig für ihre mehr oder minder ehrlich erworbenen pennies kastanien oder eis mit waffeln verzehren. Wer schmutzige und abgerissene bengel sehen will, der gehe nach London — als ob das klima der riesenstadt, das die häuser schwarz färbt, auch die menschen mit einer schmutzkruste überziehe.

Neben dem pfahl einer bogenlampe putzt ein diensteifriger *shoe black* die feinen schleifenschuhe eines blasiert gähnenden stutzers — eines *nut*, *knut* oder gar *k-knut*, wie es jetzt drüben heißt.

Inzwischen sind wir auf unserem *ramble* am Russell Square angelangt. Dem hotel Russell gegenüber zeichnet ein *pavement artist* mit bunter kreide ein bild auf die staubigen fliesen. In ein paar kreidezeilen nebenbei bittet er seine mildtätigen mitmenschen um einige pfennige, da er unverschuldet in not geraten sei und eine frau mit fünf kindern zu ernähren habe. Er erinnert mich an das bild eines seiner kollegen, den ich einst in der nähe des Aldwych-theaters an einen bauzaun gelehnt fand: der arme kerl, der anscheinend bessere tage gesehen hatte, lag zusammengekauert und in einen alten sack gewickelt da, während ein echt londoner regen auf seine mühsam gemalten seestücke und stilleben herniederprasselte. Der „bürgersteig-künstler“ ist besonders bezeichnend für londoner leben und elend.

Während wir noch hierüber nachsinnen, rennt uns beinahe ein zeitungsjunge um, der ein bündel *Evening News* unter dem arm trägt. Auch er scheint mit seife selten bekanntschaft zu machen. *Piper, Sir, piper!* brüllt er ununterbrochen. *The 6.30 Evening News! The latest Cricket Results! Sussex* v. *Somerset! Latest Score! Suffragette Outrage! All the Winners!* schwirrt es an unser ohr.

Einmal erteilte ich einem seiner „sauberen“ genossen, der mich um einen halfpenny betrügen wollte, eine lektion. Ich drohte ihm in meinem energischsten englisch mit dem schutzmann, worauf er mir zögernd herausgab. Dann schenkte ich ihm die kleine münze mit den worten: *Be modest and polite to a foreigner!* Mit einem verdutzten gesicht und einem flüchtigen *Thank you, Sir!* eilte er von dannen.

Nach einem solchen an ereignissen und eindrücken überreichen tage ging ich jedesmal *dead tired* nach meinem gasthaus.

Herrlich war dann stets ein morgenspaziergang durch den Hydepark am Serpentine-see mit seinen enten und ruderbooten vorbei. Es fiel mir auf, daß fast jeder junge engländer auf einem rollsitz zu rudern und auch das „streichen“ versteht, und daß die englischen vergnügungsboote leichter und sportsmäßiger sind (d. h. mit rollsitz und auslegern). Es ist sehr zu wünschen, daß sich der gesunde rudersport bei uns noch immer mehr ausbreite. Am sogenannten *Round Pond* in den Kensington-gärten sah ich wiederholt scharen von jungen und mädchen mit ihren kunstvollen segelbooten spielen und regatten veranstalten: wie die alten sungen, so zwitschern die jungen — das *racen* liegt den engländern nun einmal im blut.

Nicht weit von diesem künstlichen runden teich ist das *Albert Memorial*, das im april von dem frischen grün der erwachenden natur eingerahmt war.

Eine freude ist's für einen deutschen, frei über den sattgrünen englischen rasen zu wandern. Und augen- und herzerquickend sind die unzähligen blumenbeete in dem wohlgepflegten Hydepark. Von den übrigen londoner parkanlagen besuchte ich besonders gern den blumenreichen *Regent's Park*, der im herrlichsten frühlingsschmuck

prangte. Wiederholt sah ich auch dort in der nähe des zoo eine friedlich grasende schafherde, was einen eigenartigen eindruck macht, wenn man bedenkt, daß der weltstädtische verkehr wenige minuten davon vorüberbraust.

An den sonntagmorgen fuhr ich mit der *tube* nach dem Hyde Park Corner und sah mir die kirchenparade an, die im zeichen der *hobble-skirts* stand, und die *swells* beiderlei geschlechts, die auf der Rotten Row auf rassigen pferden einhertrabten.

Übrigens ist die londoner untergrundbahn (*the London Tube or Underground Electric Railway*, wie sie amtlich heißt) mit ihren fahrstühlen, die einen viele meter tief in den bauch der riesenstadt hinabführen, mit ihren *moving stairways*, vor denen man wohl zuerst einen schrecken bekommt, an die man sich aber bald gewöhnt; mit ihren sicheren und — besonders für londoner verhältnisse — sauberen wagen und ihren nicht zu hohen fahrpreisen wohl wert erwähnt zu werden. Während meines aufenthalts in London benutzte ich die *Underground* sehr oft, die einen schnell nach dem andern ende der riesenstadt befördert.

Auch die „sanft" fahrenden londoner *motor-buses* mit ihren *India rubber tyres* sind zu empfehlen. Sie sind nicht so schwerfällig und lärmend wie unsere berliner autobusse. Ein dickes paket von fahrscheinen, das ich mir zur erinnerung aufhebe, zeugt davon, wie oft und gern ich den *bus* benutzt habe.

Im Hydepark nahm ich an verschiedenen *open-air meetings* teil, in denen politische, medizinische und religiöse fragen ungestört erörtert wurden, z. b. in der nähe des Marble Arch. Der diensttuende schutzmann hörte sich seelenruhig alles mit an, was irgendein fanatiker in die mehr oder weniger aufmerksame menge hineinschmetterte.

Um das londoner leben zu studieren, fuhr ich auch eines tages *on the top of a bus* von Southampton Row nach dem berüchtigten *East End*, und zwar bis Plaistow. Unter anderem ging die fahrt durch Shoreditch, das verrufene Whitechapel und an den West und East India Docks vorbei. Die schornsteine von riesigen ozeandampfern winkten zu uns herüber. Tausende von arbeitern verließen am spätnachmittag ihre werkstätten und stürmten förmlich straßenbahnen und omnibusse, um nach des tages last so schnell wie möglich zu den ihren zu gelangen. Viel elend, laster, zerlumptheit, schmutz und armut sah ich schon auf dieser flüchtigen fahrt durch den londoner osten.

An einem sonntagnachmittag fuhr ich mit der überfüllten straßenbahn von der Westminster-brücke nach Greenwich und sah mir dort die uhr an, die vierundzwanzig stunden zeigt, und das weltbekannte *Observatory*. Da das wetter klar war, hatte man von dem hügel, auf dem die sternwarte sich befindet, einen interessanten blick auf die Themse mit ihrem mastenwald und auf die Isle of Dogs. Hunderte von ärmeren leuten ruhten sich in Greenwich Park für die arbeit der neuen woche aus. Von Greenwich ging's in längerer autobusfahrt nach Sydenham, dessen berühmter Crystal Palace leider geschlossen war.

Viele andere ausflüge unternahm ich von London. Herrlich sind die gärten von Kew mit ihren treibhäusern, ihren ausländischen wasservögeln, ihren seltenen pflanzen und bäumen. Und wenn man in den ausgedehnten parkanlagen tüchtig herumgelaufen ist, schmeckt der *shilling tea* im freien oder unter einem zelt doppelt gut. Gar mannigfach ist die fahrgelegenheit nach Kew: autobus, untergrundbahn und Themsedampfer beförderten an den schönen frühlingstagen tausende von lufthungrigen großstädtern dorthin. Ich probierte alles aus: am besten gefiel mir aber die dampferfahrt von der Waterloobrücke-anlegestelle (in der nähe von *Cleopatra's Needle* und dem hotel Cecil) aus. Wenn man langsam die Themse hinauffährt und die vielen fabriken, schuppen, barken, kähne, kräne und bagger sieht (bei ebbe liegen die barken auf dem kies oder stecken fest in dem modder), bekommt man einen begriff, daß London eine gewaltige industriestadt ist.

Am karfreitag machte ich eine lange omnibusfahrt durch London N und NO nach dem Epping Forest, wo ich die *High Beech* und *the King's Oak* besuchte. Der Eppinger wald war gleichsam mit londonern überschwemmt, die gekommen waren

„Aus niedriger häuser dumpfen gemächern,
Aus handwerks- und gewerbesbanden,
Aus dem druck von giebeln und dächern,
Aus der straßen quetschender enge,"

um sich an der erwachenden natur zu freuen. Die landschaft ist dort hügelig und lieblich.

Am *Easter Sunday* machte ich bei herrlichem wetter einen ausflug vom strand aus nach Richmond über Putney, wo einige zeit vorher in der *'Varsity Boat Race* Cambridge glänzend über Oxford gesiegt hatte. Der park von Richmond mit seinem prächtigen baumbestand, seinen zahmen hirschen (die sich ruhig photographieren ließen) und seinem blick auf die tief unten zwischen grünenden büschen und bäumen dahinflutende Themse war des besuches wohl wert.

Von dem interessanten Themsestädtchen brachte mich eine *steamlaunch* nach Hampton Court. Der flut wegen war die Themse sehr breit; boote aller art trug ihr behäbiger rücken, von denen mir die *houseboats*, die flachen *punts* und die kurzen und breiten *dinghies* besonders auffielen. Leider ließ mir der dampferfahrplan keine zeit, den seiner kunstschätze wegen berühmten palast in Hampton Court zu besuchen.

Am *Easter Monday* fuhr ich mit einem *excursion train* vom Victoriabahnhof nach Brighton, dem *London by the Sea.* Der strand von Brighton besteht fast nur aus steinen, aber die *promenade* und die *piers* sind ganz nett. Der badeort war geradezu überschwemmt von londonern — und nicht von *intellectuals.* Als ich gegen acht uhr heimfahren wollte, entwickelte sich auf dem bahnsteig eine regelrechte schlacht um die abteile. Nach mehr als einstündigem warten und gestoßenwerden gelang es mir, in den siebenten zug einzusteigen — oder vielmehr hineingepreßt zu werden. *Once and never again!*

Weiter machte ich einen tagesausflug von London nach Windsor und Oxford. Das stolz über der Themse emporragende mittelalterliche königsschloß Windsor mit seinen starken mauern und türmen durfte leider nicht besichtigt werden. Überall standen wachtposten zur absperrung; die wachtparade zog gerade auf, und ich sah mir „englische griffe“ an. Von der schloßterrasse aus hatte ich einen herrlichen blick auf die zwischen grünenden wiesen sich hinschlängelnde Themse und auf Eton mit seiner „berühmten“ *public school*. Es ist bezeichnend, daß mir ein fräulein in einem *tea-room* auf meine frage, ob die *gentlemen of Eton* noch ferien hätten, antwortete: „Gewiß! *Die* überarbeiten sich nicht und fangen den *Summer term* erst im mai an.“ Windsor selber ist ein kleines, nicht übermäßig sauberes landstädtchen, das von der hofluft und vom fremdenverkehr lebt. Ich wurde z. b. mindestens von einem dutzend droschkenkutscher belästigt.

In Oxford sah ich mir die colleges und die übrigen interessanten bauwerke an, wie die *Radcliffe Camera*, die *Bodleian Library*, *St. Mary the Virgin* usf. Ein stück mittelalter hat sich in jener ehrwürdigen universitätsstadt erhalten. Bei dem gange durch die *alma mater* fielen mir auch besonders die zahlreichen wohlgepflegten *playing fields* auf, die den einzelnen colleges gehören.

*Berlin-Tempelhof.* A. HEINRICH.

(Fortsetzung folgt.)

---

# VERMISCHTES.

## EINE AMERIKANISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND.

Der freundlichkeit des herausgebers verdanke ich die bekanntschaft mit einer kleinen amerikanischen vierteljahrsschrift, auf die ich die aufmerksamkeit der kollegen hinlenken möchte, zumal die in England erscheinenden zeitschriften gegenwärtig für deutsche leser kaum in betracht kommen. Sie führt den titel *American Notes in Munich, Published Quarterly*, und wird herausgegeben von dr. Leslie Dayton Bissell, München, Salvatorplatz 1, für 1915 im namen des *Executive Committee of the American Relief Association of Munich* (jährlicher preis, vier nummern in 4°, 50 cents, durch die post 60 cents; also ohne porto m. 2).

Die jetzt im sechsten jahr erscheinenden *American Notes* sind das organ der münchener amerikanischen kolonie. Die zeitschrift wurde zu dem zweck begründet, amerikanern auskunft über München zu geben und für die bibliothek und das lesezimmer der amerikanischen kirche in München zu wirken; während des krieges hofft sie zugleich dem von dieser kirche unterhaltenen roten-kreuz-hospital und deren „kinderhilfe“ weitere freunde zu gewinnen.

Was für uns die zeitschrift besonders dankenswert macht, ist ihr bestreben, in Amerika eine gerechtere beurteilung und be-

handlung Deutschlands herbeiführen zu helfen. In einem zu anfang april mit den nummern vom januar und april versandten rundschreiben sagt der herausgeber: „Bei kriegsausbruch sammelte sich in München eine große anzahl von amerikanischen staatsbürgern an — ungefähr 3000 personen —, deren rückkehr wegen der mobilmachung schwierigkeiten fand. Die meisten derselben sprachen gar nicht oder nur sehr wenig deutsch, waren völlig landfremd und mit deutschen verhältnissen nicht vertraut. Sofort wandelten wir die *American Notes* mit unterstützung durch die ganze hiesige kolonie in eine tageszeitung um und versorgten die hier weilenden amerikaner so lange auf diesem wege mit wahrheitsgemäßen nachrichten über die vorgeschichte und den fortgang des krieges, bis auch die letzten fremden dank dem entgegenkommen der regierung mit den internationalen zügen abreisen konnten. Die folgenden vierteljahrsnummern setzten sich den zweck, den vielen falschen nachrichten über Deutschland in Amerika entgegenzutreten und unseren landsleuten das wahre gesicht des weltkrieges zu zeigen. Deshalb versandten wir von jeder nummer fünftausend exemplare nach Amerika, und zwar an den präsidenten der Vereinigten Staaten, an die staatssekretäre, an alle senatoren, an alle mitglieder des kongresses, an die gouverneure der einzelstaaten, an die universitätsprofessoren, an angesehene persönlichkeiten jeder art und an alle größeren zeitungen. Allmählich sehen wir auch ein gutes echo in den zeitungen und in briefen. Nach kräften wirken wir darauf hin, daß unser vaterland sich endlich zu einer *gerechten* neutralität wende. So hoffen wir die dankesschuld abtragen zu können, welche die gastfreundschaft in Bayerns hauptstadt uns auferlegt, und die uns — die wir Deutschland alle gut kennen — zu aufrichtigen freunden der deutschen sache gemacht hat."

Unter den aufsätzen — deren abdruck bei angabe der quelle und einsendung eines belegs gestattet ist — finden sich in den beiden nummern u. a. die folgenden: *The Significance of German Militarism*, von G. S. Fullerton (Professor of Philosophy, Columbia University); *Be Fair to Germany — A Plea for Open-Mindedness*, von W. Rauschenbusch (Professor, Rochester Theological Seminary); *American Neutrality* und *The Conception of Neutrality*, vom herausgeber; *Nietzsche, Treitschke and Bernhardi* (man weiß, wie dieser in Amerika gegen uns ausgespielt worden ist!), von W. G. Crosby; *American Activities in Berlin*, von E. Spanhoofd (St. Paul's School, Concord, N. H.).

Von der bedeutung der amerikanischen institutionen in München erhält man einen eindruck auch durch die mitteilung, daß die bibliothek und das lesezimmer etwa 5000 bände und alle wichtigen amerikanischen zeitschriften, viele wochenblätter und mehrere tageszeitungen aufweisen und für 1914 eine über 40000 hinausgehende besuchsziffer zu verzeichnen hatten. W. V.

# ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXIII. MAI 1915. HEFT 2.

*Schulausgaben französischer schriftsteller.*

I. Velhagen und Klasings sammlung französischer und englischer schulausgaben. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing.

1. *Prosateurs français.* 192. lieferung. Ausgabe B. Mit anmerkungen in einem anhang. *Voyageurs et inventeurs des temps modernes.* Ausgewählt und mit anmerkungen zum schulgebrauch herausgegeben von prof. dr. August Sturmfels. Mit 6 abbildungen und 4 karten. 1913. VIII und 147 s. Anmerkungen 35 s. M. 1,30.
2. *Pros. franç.* 194. lieferung. Ausgabe B. *Historiens modernes.* Ausgewählte abschnitte aus werken neuerer französischer geschichtsschreiber. Mit anmerkungen zum schulgebrauch herausgegeben von prof. dr. K. Bock. Mit 6 abbildungen, 1 karte und 1 plan von Paris. 1913. XII u. 141 s. Anmerkungen 68 s. M. 1,30.
3. *Pros. franç.* 196. lieferung. Ausgabe B. *Le roman moderne.* Ausgewählte abschnitte aus werken von Pierre Loti, Guy de Maupassant, François Coppée, Paul et Victor Margueritte, M. Barrès, Emile Pouvillon, René Bazin. Mit anmerkungen zum schulgebrauch herausgegeben von dr. P. Fischmann. Mit 9 abbildungen und 1 karte. 1914. XVII u. 146 s. Anmerkungen 52 s. M. 1,40.
4. *Pros. franç.* 198. lieferung. Ausgabe B. *L'attaque du moulin. L'inondation.* Zwei erzählungen von Emile Zola. Mit anmerkungen zum schulgebrauch herausgegeben von dr. Otto Hachtmann. Mit einem porträt. Berechtigte ausgabe. 1914. VIII u. 82 s. Anmerkungen 12 s. M. 0,80.
5. *Pros. franç.* 199. lieferung. Ausgabe B. Paul-Louis Courier, *Pamphlets politiques et littéraires.* Ausgewählt und herausgegeben von dr. Felix Rosenberg. 1914.. XVI u. 76 s. Anmerkungen 28 s. M. 0,80.
6. Reformausgaben nr. 27. Edmond et Jules de Goncourt, *Histoire de Marie-Antoinette.* Edition à l'usage des classes par Mme A. Meyer et Gaston Dansac. Ouvrage orné de 5 gravures. 1913. IX u. 128 s. Anmerkungen 50 s. M. 1,20.
7. Reformausgaben nr. 28. *Contes* par François Coppée. Extraits accompagnés d'une introduction et de notes à l'usage des classes par Ernst Jahnke. Avec un portrait du poète et un plan de Paris. Traduction et revision par René Plessis. 1913. X u. 113 s. Anmerkungen 49 s. M. 1,40.
8. Reformausgaben nr. 31. *Une famille pendant la guerre 1870—1871* par Mme B. Boissonas. Ouvrage couronné par l'Académie (33e édition). Extraits et remarques à l'usage des classes édités par dr. Wilhelm Schäfer et Gaston Dansac. Avec 3 cartes. 1914. VII u. 140 s. Anmerkungen 49 s. M. 1,30.

II. Französische und englische schulbibliothek, herausgegeben von dr. Otto E. A. Dickmann. 1913. Leipzig, Rengersche buchhandlung.

9. Reihe A. Band 167. *1815* von HENRY HOUSSAYE. Für den schulgebrauch ausgewählt und erklärt von RICHARD ARNDT. Mit 8 abb. Alleinberechtigte ausgabe. XII u. 166 s. M. 1,50.

10. Reihe A. Band 169. *Le siège de Metz* aus: *Mes souvenirs* von M. le général DU BARAIL. Für den schulgebrauch erklärt von FRANZ RUDOLPH. Mit 2 karten. Berechtigte ausgabe. VI u. 89 s. M. 0,90.

11. Reihe A. Band 172. *La Terre qui meurt* par RENÉ BAZIN. Für den schulgebrauch ausgewählt und erklärt von dr. J. HELLWIG. Mit 3 abbildungen und 1 karte. 1914. VIII u. 134 s. M. 1,60.

III. Freytags sammlung französischer und englischer schriftsteller. Wien-Leipzig, F. Tempsky — G. Freytag. 1913.

12. *Sous les drapeaux de Napoléon Ier.* Morceaux choisis à l'usage des classes, recueillis et annotés par RUDOLPH NEUMEISTER. Avec 3 cartes. 96 s. M. 1.

13. PAUL et VICTOR MARGUERITTE, *Zette* (*Histoire d'une petite fille*). Für den schulgebrauch herausgegeben von E. MÜLLER. 79 s. M. 0,60.

IV. Gerhards französische schulausgaben. Leipzig, verlag von Raimund Gerhard.

14. Nr. 25. PAUL MARIÉTON, *La Terre provençale.* Journal de route. Für das ganze deutsche sprachgebiet allein berechtigte schulausgabe von dr. HANS WEISKE. 1910. I. teil: Notices biographiques et littéraires. Text. Anmerkungen. VIII u. 144 s. In leinwand gebunden M. 1,70. Der II. teil enthält das wörterbuch. M. 0,50.

15. Nr. 28. *Au pays des souvenirs* par le Dr. AUGUSTE CHÂTELAIN. Mit der alleinigen berechtigung für das deutsche sprachgebiet zum schulgebrauch herausgegeben und erklärt von prof. dr. A. MÜHLAN. I. teil: einleitung, text und anmerkungen. 110 s. In elegantem karton m. 1,25, in leinwand gebunden m. 1,50. Der II. teil enthält das wörterbuch. Preis 40 pf. ohne kaufzwang.

V. *Auteurs français.* Herausgegeben von prof. dr. F. J. Wershoven. 1913. Trier, verlagsbuchhandlung von Jacob Lintz.

16. Band 24. *En Bretagne.* Description — vie — contes et légendes. Par MICHELET, SOUVESTRE, FLAUBERT, COPPÉE, LOTI, FRANCE, BRIZEUX. Herausgegeben und erklärt von prof. dr. F. J. WERSHOVEN. 102 s. M. 1,10.

17. Band 25. *Chateaubriand.* Pages choisies. Ausgew. u. erkl. von prof. dr. F. J. WERSHOVEN. VII u. 120 s. M. 1,30.

VI. Siepmann's *Elementary French Series.* General editors Otto Siepmann, Eugène Pellissier. 1913. St. Martin's Street, London, Macmillan and Co., Lim.

18. *Mémoires d'un Collégien* par ANDRÉ LAURIE. Adapted and edited by W. J. FORTUNE, M. A. (Aberd.). X u. 193 s. 2 s.

19. *De la Terre à la Lune* par JULES VERNE. Adapted and edited by EUGÈNE PELLISSIER. X u. 207 s. 2 s.

VII. Ferdinand Schöninghs französische und englische schulbibliothek. Paderborn, druck und verlag von Ferdinand Schöningh.

20. I. Serie. 17. band. *Histoire admirable de Jeanne d'Arc.* Par HENRI DEBOUT. Im auszug. Mit anmerkungen zum schulgebrauch versehen von F. MERSMANN. 137 s. Anmerkungen 25 s. Ohne jahreszahl. M. 1,20, mit wörterb. m. 1,40.

VIII. Neusprachliche klassiker mit fortlaufenden präparationen herausgegeben von Christoph Beck und Heinrich Middendorff. 1913. Bamberg, C. C. Buchners verlag.

21. 1. bändchen. *Le Misanthrope* par MOLIÈRE. Commentaire philologique et littéraire par AUGUST GEIST. Avec 3 illustrations. Text 98 s. Geb. m. 0,90. Annotations 40 s. m. 0,40. Zusammen m. 1,20.

IX. Außerhalb dieser sammlungen:

22. *Französische gedichte* von den ältesten zeiten bis zur gegenwart nebst 3 kapiteln über verslehre, poesie, figuren und tropen (in französischer sprache) sowie einer stoffverteilung auf 9 klassen und 4 gedichtekanons für alle höheren knaben- u. mädchenschulen herausgegeben von dr. CHRISTOPH BECK. XXVIII u. 213 s. Nürnberg, verlag der Friedrich Kornschen buchhandlung. 1912. M. 2,20.

Unter den vorliegenden schulausgaben ist vielerlei bekanntes. So bringt z. b. nr. 6 eine reformausgabe der früher hier (bd. XIX, s. 442) von mir bereits besprochenen feinfühligen *Histoire de Marie-Antoinette* der gebrüder Goncourt. Nr. 8 war der schule bisher in einer ausgabe der Bahlsen und Hengesbachschen sammlung zugänglich gewesen. Die Velhagen-Klasingschen herausgeber haben zu dem buch noch eine flotte einleitung und recht gute anmerkungen geschrieben, im text selbst zum teil auch andere briefe aufgenommen als die erwähnte ältere ausgabe. André Lauries vielumstrittene *Mémoires d'un Collégien* (nr. 18) sind ebenfalls nichts neues. Die ausgabe der Siepmannschen sammlung erhebt sich freilich in keiner weise über die bei uns seither im gebrauch befindlichen. Von den beiden Zolaschen erzählungen (nr. 4) hat die erste durch die *Collection Teubner* wie durch die „reformbibliothek" im Roßbergschen verlag bereits in die schule eingang gefunden. Die Hachtmannsche ausgabe bringt sowohl in der einleitung wie auch in den anmerkungen manches originelle. Schade, daß man von den beständigen übersetzungshilfen immer noch nicht abkommen will. Zur schon bekannten schulliteratur rechne ich auch noch nr. 3, da die originalwerke, aus denen hier bruchstücke aufgenommen sind, zum teil doch wohl schon längst im unterricht verwendung gefunden haben, wenn sie auch als eigentliche schulausgaben bisher nicht vorgelegen hatten. Zu den übrigen nummern hätte ich noch folgendes zu bemerken:

Zu 1. Ein interessantes, berühmten helden auf dem gebiete der entdeckungen und erfindungen gewidmetes bändchen, das seinen stoff bekannten französischen schriftstellern wie Figuier, Dhombres et Monod, G. Demoulin, C. Flammarion, Jules Gros, P. Loti entlehnt.

Den quantitativ bedeutendsten platz hat der herausgeber Lotis *Au Maroc* zugewiesen. In den sachlich recht tüchtigen deutschen anmerkungen nehmen sich vereinzelt auftretende grammatische bemerkungen und übersetzungshilfen etwas veraltet aus. Im text ist s. 1 z. 25 das wort *bibliothèque* falsch als *bib-liothèque* statt als *bi-bliothèque* abgeteilt.

Zu 2. Der herausgeber hat den historikern A. Sorel, A. Vandal, E. Daudet, P. Thureau-Dangin, Ch. Seignobos, P. Matter, P. de la Gorce und G. Hanotaux bestimmte abschnitte entnommen, deren wahl er im vorwort begründet. Ob damit seine absicht, „die leicht ermüdend wirkende einförmigkeit des stoffes zu vermeiden", völlig erreicht ist, scheint mir nicht absolut sicher. Zweifellos erweist sich jedoch die aufnahme von Hanotaux' *Le Procès du Maréchal Bazaine* als ein besonders glücklicher griff. Die anmerkungen sind recht gut.

Zu 5. Der pamphletist Courier wird hier meines wissens das erstemal in einer schulausgabe vorgeführt. Diese satire, die mehr durch die künstlerisch-verfeinerte rhetorik als durch das stoffliche selbst wirkt, wird freilich nur bei reifen schülern annäherndem verständnis begegnen. Dies hindert nicht, daß die herausgabe dieser pamphlete zu schulzwecken mit freude zu begrüßen ist. Die anmerkungen, ohne vollständig zu sein, helfen doch — ebenso wie die recht gute einleitung — das verständnis des textes erschließen. Bei einer neuauflage könnte hier ja freilich noch manches vervollkommnet werden.

Zu 7. Die fünf hübschen erzählungen — fast alle mit Paris als hintergrund — geben ein völlig ausreichendes bild von dem erzähler Coppée. Die anmerkungen lassen in sachlicher hinsicht kaum etwas zu wünschen übrig.

Zu 9. Aus Henry Houssayes werk *1815* bringt das vorliegende bändchen die episode der rückkehr Napoleons von Elba. Houssaye darf anspruch darauf erheben, von unsern deutschen schülern gekannt und gelesen zu werden. Der herausgeber hat seiner ausgabe eine biographische und eine geschichtliche einleitung, ferner einen biographischen anhang, eine stammtafel der familie Bonaparte, eine zeittafel, sowie sachliche anmerkungen beigegeben. Letztere reichen, ohne alles zu erklären, immerhin aus.

Zu 10. Das bändchen enthält eine aus den *Souvenirs* des generals Du Barail entnommene episode, die man in ihrer literarisch ebenso meisterhaften wie sachlich packenden schilderung sozusagen mit atemloser spannung liest. In der darstellung nimmt — bei aller begreiflichen wehmut über den für Frankreich unglücklichen ausgang — die streng objektive note ein, mit der Du Barail die schwächen seiner vaterländischen heerführer rückhaltlos an den pranger stellt.

Alles in allem — eine der sympathischsten darstellungen des krieges vom jahre 1870 aus französischer feder. Die anmerkungen beschränken sich auf die notwendigsten sacherklärungen.

Zu 11. Daß nun auch René Bazins meisterhafter roman *La Terre qui meurt*, der ebenso durch die schönheit der form wie die bedeutsamkeit des in ihm aufgeworfenen sozialen problems gefangen nimmt,

in einer besonderen ausgabe seinen weg zur schule sucht, kann gar nicht freudig genug begrüßt werden, wenn man auch eine gewisse enttäuschung darüber nicht verbergen kann, daß der herausgeber in der einleitung und den anmerkungen zu wortkarg gewesen ist. Ein gewisser ausgleich wird ja freilich dadurch geschaffen, daß hier, wie kaum in einem zweiten buche, der text schließlich für sich selbst und durch sich selbst spricht. Er hat allerdings gar manche kürzung erfahren, mit der man sich ebenfalls wiederum nicht ohne weiteres einverstanden erklären kann. Da sind einige prachtvolle, für die schilderung der umwelt wie für die psyche der personen wichtige stellen gefallen, denen man lieber andere geopfert hätte. Doch mag zugegeben werden, daß die wahl hier nicht leicht ist. Und — ich wiederhole es — auch in seiner jetzigen verfassung wird das buch recht gute dienste tun.

Zu 12. Dem verlag kann man zu dieser wohlinspirierten ausgabe nur glück wünschen. Sie gleicht in der anlage sehr stark dem vor einiger zeit an dieser stelle (bd. XXII, s. 58) von mir besprochenen memoirenbändchen derselben sammlung, dem damals uneingeschränktes lob zu spenden war. Auch diesmal stehen text und anmerkungen auf bemerkenswerter höhe. Ersterer bringt auszüge aus den memoiren von Ségur, Marbot, Bourgogne und Coignet, unter denen besonders Bourgognes ergreifende schilderung einer episode aus dem rückzug von Moskau das interesse des lesers erweckt. Vorwort, anmerkungen und die den einzelnen fragmenten vorangeschickten geschichtlichen einführungen sind in französischer sprache geschrieben. Auch ihnen kann man nur anerkennung zollen.

Zu 13. Diese geistreiche, psychologisch feine analyse des seelenlebens eines zum mädchen heranreifenden kindes kann natürlich nur als kursorische lektüre für die oberklassen weiblicher lehranstalten in betracht kommen. Aus den anmerkungen hätte sich wohl noch etwas mehr machen lassen.

Zu 14. Bilder aus der provenzalischen kultur bringt dieses bändchen. Bei aller schönheit und allem interesse wirken diese schilderungen manchmal etwas eintönig, trotzdem die ausgabe nur etwa ein drittel des originals wiedergibt. Die in deutscher sprache geschriebenen anmerkungen enthalten fast nur sacherklärungen. Von den etlichen bemerkungen über die „aussprache des neuprovenzalischen“ kann man nicht gerade behaupten, daß sie auf phonetischen ton gestimmt wären.

Zu 15. Die vier in das bändchen aufgenommenen, stilistisch einfachen erzählungen verfehlen ihren eindruck auf den leser nicht. Ihr verfasser, der schweizer Châtelain, scheint ein äußerst feinsinniges wesen zu sein, das sich freilich hin und wieder — so besonders in der ersten erzählung *Le Médecin assistant* — von sentimentalität nicht ganz frei hält, wenngleich andererseits anerkannt werden muß, daß sich Ch. im grunde doch nur lebenswahre seelische regungen zum dichterischen vorwurf nimmt. Für mädchenschulen besonders geeignet. Die anmerkungen enthalten mehr *multa* als *multum*.

Zu 16. Die textzusammenstellung dieses bändchens verdient volle anerkennung. Zwanzig verschiedenen autoren hat der heraus-

geber mit geschick bruchstücke entnommen, die von der Bretagne ein lebensvolles bild geben. In den anmerkungen, die sachlich im großen und ganzen befriedigen, stört — wie so häufig bei Wershoven — eine gewisse stillosigkeit, insofern als mitten unter den in französischer sprache gegebenen erklärungen zwei stellen (s. 94 und 95) mit deutschem kommentar versehen worden sind. Die beigabe einer karte wäre notwendig gewesen.

Zu 17. Man kann nicht behaupten, daß die hier aus *Le dernier Abencérage*, *Atala*, *Le Génie du christianisme*, *Itinéraire de Paris à Jérusalem*, *Les Martyrs* und *Mémoires d'outre-tombe* entnommenen abschnitte nach literarischen gesichtspunkten angeordnet wären, und das war doch gerade bei Chateaubriand ebenso leicht als notwendig. Literarisch orientiert lediglich die aus der feder G. Pellissiers stammende allgemeine einleitung und — in den anmerkungen — eine kurze notiz über *Atala*, sowie ein zitat aus Pellissier über das sechste buch der *Martyrs*. Von druckfehlern ist die ausgabe nicht frei.

Zu 19. Der phantasiereiche, witzige, mit den naturwissenschaften akrobatik treibende Jules Verne hat durch die *Siepmann's Series* eingang unter die schulschriftsteller gefunden. Die in englischer sprache geschriebenen anmerkungen tragen das bei dieser sammlung übliche gepräge.

Zu 20. Sprachlich-stilistisch für schulzwecke vorzüglich geeignete, interessante, dabei auf historische quellen sich stützende fassung der „wunderbaren geschichte“ der „Jungfrau von Orleans“, die sich freilich meines erachtens mit der visionär-poetischen gestaltung Michelets kaum messen darf. Die anmerkungen der ausgabe sind recht unbedeutend, da sie sich fast nur auf übersetzungshilfen beschränken. Im text fällt ein sich öfters wiederholender abteilungsfehler (z. b. s. 14 z. 22 *éloig-nait*, oder s. 42 z. 21 *feig-nit*) auf.

Zu 21. Als ich vor einiger zeit[1] die von Beck und Middendorff besorgte neue sammlung der „neusprachlichen klassiker mit fortlaufenden präparationen“ besprach, befand sich dieses erste bändchen noch nicht in meinen händen. Und es ist vielleicht gut so, da sonst mein urteil über die damals rezensierten fünf übrigen zu deren gunsten wohl mehr als wünschenswert beeinflußt worden wäre. Geists ausgabe des *Misanthrope* ragt nämlich über die andern bändchen um haupteslänge hinaus. Ich wüßte eigentlich nicht, was ich — selbst bei anlegung eines sehr strengen kritischen maßstabes — daran aussetzen sollte. Alles ist hier in ordnung, alles anscheinend das resultat reifer überlegung. Sprachlicher wie literarischer kommentar bieten nicht nur in den einzelheiten sachlich durchaus einwandfreies, sondern bringen auch alles zum verständnis des stückes überhaupt notwendige, aber doch so, daß vollständigkeit mit weiser zurückhaltung gepaart ist. Die literarischen vorbemerkungen z. b. bekunden in der art, in der sie die probleme mehr andeutungsweise aufwerfen, feinen methodischen takt, denn es muß doch auch dem unterricht nach der inhaltlichen seite noch etwas zu erarbeiten bleiben. Wenn die angekündigten übrigen bändchen in demselben geiste

[1] Vgl. bd. XXII, s. 550.

gehalten würden, könnte die neue sammlung mit einem schlage in die vorderste reihe unserer schulausgaben rücken. Die letzthin besprochenen nummern waren allerdings weniger dazu angetan, solch kühne hoffnungen zu wecken. Nun straft sie Geists arbeit lügen. Wer wird recht behalten? — Eine einzige — im grunde ja nebensächliche — ausstellung: hätte nicht auf dem titelblatt das dem französischen sprachgefühl so sehr zuwiderlaufende *Commentaire philologique et littéraire par Stud.-Rat August Geist* vermieden werden können?

Zu 22. Reichhaltigkeit kann dieser sammlung gewiß nachgerühmt werden; ob sie deswegen an vollständigkeit, um die es dem verfasser doch in erster linie zu tun ist, ältere sammlungen (z. b. die Engwersche) übertrifft, ja auch nur erreicht, scheint mir freilich sehr fraglich. Mehr bietet das buch ja vielleicht insofern, als es sich nicht auf lyrische poesie im engeren sinne beschränkt, sondern daneben noch die satirische, vor allem aber auch die dramatische zu worte kommen läßt. Aber das plus auf dieser seite läßt sich eben nur mit einem minus bei der eigentlichen lyrik erkaufen. Immerhin hat der verfasser auch auf diesem gebiete einer stattlichen anzahl von dichtern aufnahme gewährt. Ob dabei die liste nicht vielleicht gar zu lang ausgefallen ist? Ob die quantität hier nicht zuweilen die qualität überwiegt? Mir persönlich will es scheinen, als ob man der literarischen bildung des schülers mehr diene, wenn man ihm von den koryphäen einen klaren, für das ganze leben nachhaltenden eindruck vermittelt, als wenn er ohne unterscheidendes verständnis für relative bedeutung durch die ganze flut der erscheinungen, auch solcher zweiten und dritten grades, sich durchzuwinden hat. Und von letzteren findet sich recht viel in der sammlung. Nur das *bleibende* hat anrecht auf verarbeitung in der schule; das übrige mag wohl historisch interessant sein, die schüler verlieren nichts, wenn sie es nicht kennen. Abgesehen von diesen prinzipiellen ausstellungen kann dem buche nur gutes nachgerühmt werden. Es hat sogar vorwiegend literarische allüren, denn sehr häufig — leider nicht immer — ist den betreffenden textproben eine die literarische eigenart des dichters kennzeichnende bemerkung vorausgeschickt, die in den meisten fällen den nagel auf den kopf trifft. Des verfassers großzügiges vorwort, in dem er dem fremden wesen mit so liebevollem verständnis entgegenzukommen und die bahn zu ebnen sucht, hätte man noch vor wenigen monaten mit sympathie und dank begrüßt, heute erinnert es schmerzvoll daran, welche ideale wir deutschen neuphilologen mit diesem kriege zu grabe tragen.

*Dresden.* Ludwig Geyer.

---

Prof. dr. Edmund Aschauer, *Neuer lehrgang der englischen sprache für mittelschulen und verwandte lehranstalten.* I. teil: Elementarbuch, 144 s. Mit einer marken- und einer münztafel. Geb. m. 2,—. II. teil: Lesebuch für die VI. klasse der realschulen, 200 s. Mit 21 abb., einem plan von London und einer karte der brit. inseln. Geb. m. 2,40. A. Pichlers witwe und sohn, Wien 1912, 1913.

Dieses neue unterrichtswerk stellt in seinem sprachlichen und grammatischen aufbau, in der heranziehung verwandter sprachlicher erscheinungen des deutschen, mittelhochdeutschen und französischen, in manchen glücklichen methodischen einzelzügen, in den sorgfältigen und ausführlichen aussprachereregeln und in der recht geschickten zusammenstellung des zweiten teils eine sehr beachtenswerte und hervorragende leistung dar. Die bedenken, welche ich dagegen vorbringen muß, richten sich hauptsächlich gegen dinge, die ich unter dem schlagwort „falsch verstandene reform“ oder „überreform“ zusammenfassen möchte. Die *bezeichnung der aussprache* ist unpraktisch, und bei einer neuauflage verspricht der verfasser (im begleitwort zum zweiten teil), eine andere (hoffentlich die der *A. Ph. I.*) zu wählen; es dürfte sich außerdem empfehlen, dann eine lauttafel beizugeben, auf der ALLE laute verzeichnet sind. Bedenklich vom methodischen standpunkt ist die aussprachebezeichnung [windo] für [windou]; das letztere hat Jones im *Phonetic Dictionary* gegenüber [ærorut]! Im *anfange des unterrichts* erreichen die schüler diesen laut [o] nicht, kommen eher zur vulgären form *winder, feller*. Wenn englische phonetiker, auch die konservative Miss Soames, ZWEI reduktionsvokale ansetzen, ist es wohl nicht nötig, drei einzuführen, besonders mit rücksicht auf die schüler, und zumal dieser unterschied zwischen [ĕ] in *breakfAst, syllAble, About* und [ə] in *numbEr, doctor, measUre* mir auch phonetisch nicht faßlich ist. Dagegen fehlt ein hinweis auf *intermediate vowels* (Jones, *Pron.* 46). [hw] für [w, ʍ] ist nicht südenglisch, englische freunde haben mir wiederholt dieses „kerzenausblasende“ [hw] (besser [xw]) als erkennungszeichen von deutschen angegeben. S. 138 ff. werden die ersten acht lektionen in umschrift gegeben; daß dabei schon alle kurzformen erscheinen, halte ich aus pädagogischen gründen für keinen vorzug. In den folgenden lektionen finden sich sogar formen wie [wudʒu, dountʃu, kaːntʃu, jeʃumei], grobe nachlässigkeiten der aussprache, die entschieden zu verwerfen sind. A. lehrt doch auch nicht *pork* für *park*, *piper* für *paper*, *boy* für *by*. Die eindringliche warnung Schröers (*Neuenglische elementargrammatik* s. 102) und das verfahren im neuen *Englischen elementarbuch* von Marseille-Schmidt mögen dem verfasser den goldenen mittelweg zeigen. Im *verlaufe des unterrichts* stellen sich die kurzformen von selbst ein, im *anfange* sind sie schädlich, da bei einhaltung des ihnen entsprechenden tempos nur präzision und sauberkeit der aussprache leiden. Neu ist in diesem werke der *induktive aufbau der grammatik*. Ich halte es aber nicht für zweckmäßig, das, was die schüler in der stunde unter methodischer führung des lehrers durch eigene arbeit selbst finden sollen, ihnen vorgedruckt hinzulegen; ich meine, der verfasser hat sich hier in anerkennenswertester weise vergebliche mühe gegeben, denn die einzelnen stücke folgen einander in sehr glücklichem aufbau der grammatik, und doch werden schon nach der sechsten lektion *Extensions* notwendig, so daß das prinzip der rein induktiven grammatik jedem lehrer vom buche selbst aufgezwungen und dabei doch wieder durchbrochen wird. Es mutet auch seltsam an, infolge dieser anordnung der grammatik auf manchen seiten des buches viel mehr deutsch als englisch zu finden;

des verfassers absicht, daß in den späteren lektionen fast ausschließlich englisch gesprochen werden soll, wird schwer zu erreichen sein, da er mit der allmählichen einführung der englischen grammatischen terminologie in eine methodische halbheit gerät. Statt dieser langen grammatischen zusammenstellungen wäre eine reichere ausgestaltung der *Questions* und *Exercises* zu wünschen, besonders vermisse ich *Exercises* in knapper, *englischer* fassung, welche die schüler zu wirklich induktivem betriebe der grammatik anleiten. Recht nützlich sind jedoch die verwandlungsübungen, in denen der behandelte stoff nach einiger zeit wiederholt und grammatisch nach neuen gesichtspunkten durchgearbeitet wird.

Als weiteren methodischen mangel empfinde ich es, daß der erste teil im lesestoff (und zum teil auch im wortschatz) so wenig bringt, was die schüler mit englischen verhältnissen bekannt macht. Stücke wie *The Sailor and the Monkeys*, *Fred and the Dog*, *The Heroic Daughter*, *Androcles and his Lion* (!) sollten durch andere ersetzt werden; es ist aus sachlichen und psychologischen gründen nicht gleichgültig, ob solche neutrale oder typisch englische stoffe mit den schülern behandelt werden; überdies zeichnen sich diese stücke durch eine gewisse süßliche moralität aus, die in *The Stone that Rebounded* und *The Good Widow* besonders aufdringlich wird und die weder dem englischen *common sense* noch dem geschmack unserer nicht mehr so kindlichen englischen anfänger entspricht. Ältere werke, die nach dem begleitwort des verfassers „im großen und ganzen über eine gewisse stufe der modernisierung nicht hinausgekommen sind“, bieten in dieser beziehung weit mehr. Der zweite teil ist viel besser ausgefallen, die verteilung des stoffes mit rücksicht auf die verwandten fächer erfolgt, so daß das hauptgewicht auf die *formale übung* verlegt werden kann, während zu dem in den grundzügen schon bekannten genug neues hinzutritt, um auch das stoffliche interesse lebendig zu erhalten. Ein großer vorzug des werkes liegt darin, daß derselbe stoff oft in poesie und prosa behandelt wird, die vom lehrplan vorgeschriebenen erzählenden stücke sehr sorgfältig ausgewählt und gut gruppiert sind, und daß sehr viele *erzählende gedichte* sich finden, die im unterricht sehr gut behandelt und sehr anregend und fruchtbar gemacht werden können. Ein abschnitt *Don't* über die englischen gesellschaftsregeln (im sommer 1913 wurden in einem englischen ferienkurse solche vorträge gehalten), proben von geschäftsbriefen und gewöhnlichen briefen (letztere allerdings mit etwas gezwungenem inhalt) und ein beispiel der internationalen schülerkorrespondenz erhöhen den praktischen wert der sehr geschickten stofflichen anordnung. Freilich ist der lesestoff bei durchschnittlich 90 stunden mit 170 seiten sehr reichlich bemessen, und die *Notes* sind recht dürftig, so daß der häuslichen arbeit und dem privatfleiß nicht gar viel von der vorbereitung überlassen werden kann. Im einzelnen ist folgendes zu bemerken: Teil I s. 1 werden die vollformen [ei] und [ænu] den kurzformen gegenüber gestellt, was verwirrend wirkt. In der aussprachetafel fehlt *series* bei [i:] und [z]. S. 2: Die befehlsform hat keine endung und nimmt *kein fürwort* zu sich (*Speak* YOU *English!* ist ein häufiger

schülerfehler). Das beiwort hat, *im gegensatz zum französischen*, keine endung. S. 3: Der bestimmte artikel heißt vor mitlauten [də], nicht [dĕ]. S. 5: *î = i — i* ist ohne genauere erklärung bedenklich und einseitig (*û = u — u*?). S. 8: *sent*ENCE mit [ə], nicht [i], ebenso *parents* 11, 105, *silent* 105, *difference* 110 u. a. m., auch in der aussprachetabelle s. 131. S. 8 und 23: Die regel über *ng* ist schärfer und richtiger zu fassen (wenn *g* in *ceiling* verstummt, erhält man nicht [siːliŋ], sondern die *cockney*-form *ceilin'*); regel 9 für die aussprache des *c* ist umzukehren (*s* vor *e*, *i*!). S. 9: „Das verstummte *r* wird vor selbstlautern schwach hörbar" ist ungenau; es wird ebenso hörbar wie ein anderes *r* zwischen vokalen. S. 16: „Benenne die buchstaben immer englisch" sollte von allem anfang an gelten. S. 30 ist die bemerkung zu regel 4 über die aussprache von *Harry*, *narrow* überflüssig. S. 32: Regel 25 ist nicht ganz korrekt. S. 35: *poor* mit [ɔə] ist nicht zu empfehlen, noch weniger *sure*, *cure*, *endure* s. 117. Bei *new*, *flew* ebenda ist auf s. 30 zu verweisen. Die lange auseinandersetzung s. 35/6 kann durch kürzungen übersichtlicher gemacht werden. S. 38: In *compound*, *pronoun* haben wir nicht eigentlich schwebende betonung, eher in *headmaster* (s. 47, nach Jones *héadmáster*), wo der verfasser von tonloser silbe spricht. S. 44: In *I lay down to rest* ist *to rest* kein verkürzter satz. S. 45, 46, 52 ist wieder sehr breit. S. 53: Setze [pluːpəːfikt] statt [pluːpəfekt]. S. 54: *to begin to read* ist neben *to begin reading* nicht nur auch häufig, sondern in der umgangssprache sogar gewöhnlicher. S. 55: Die undeutsche fügung der englischen gerundivkonstruktion zur erleichterung des verständnisses nachzuahmen, möchte ich nicht empfehlen, man erreicht damit ebensowenig wie mit dem schönen satze „ich habe unternommen einen langen spaziergang, welcher hat erfrischt mich sehr viel" für das verständnis der ohne zweifel schwierigeren englischen wortstellung. S. 56: *auxiliary* mit [ks] UND [gz]; letzteres ist gebräuchlicher und das wort stellt sich dann zu *examine* s. 30. S. 62: „kein" beim *prädikat* heißt *not a*; daher *not a literal translation*. S. 66: Religion als unterrichtsgegenstand meist *religious instruction*, *knowledge*, *teaching*. S. 69: „zur ausdrückung (?) des besitzes" lies „um den besitzer auszudrücken". Statt „in feststehenden ausdrücken" setze ein „in bezeichnungen von *raum* und *zeit*". S. 74: *Calling names* (22 B, letzter absatz) und die *little collection of names* (*blockhead*, *ass*, *goose*) würde ich streichen. S. 77: *I'll* als futurum ist zu meiden, ebenso ist *will you spak* als *reines* futurum äußerst selten; ich würde diese unbestimmtheiten ausscheiden und lieber die erklärung von *shall you speak* (vorausnahme der antwort *yes, I shall*) geben. *'d* ist keine abkürzung von *should*. S. 84 könnte regel 1 schon englisch ausgedrückt werden. S. 86 (119, 125): *sovereign* mit [ɔ]! S. 102 (125): *tournament* mit [ɔː] oder [uə]. S. 99 und öfter wird den schülern durch reichliche übersetzungshilfen die arbeit viel zu bequem gemacht; besonders das wörterbuch s. 103 ff. wimmelt von solchen behelfen, die gänzlich überflüssig sind, wenn bei der vorbereitung in der schule der von dr. E. Nader und anderen mit recht empfohlene weg eingeschlagen wird. Was Kerschensteiner am sprachunterricht so hoch einschätzt, die nötigung, eine (bildlich gesprochen) gleichung mit mehreren

unbekannten sprachlicher art befriedigend aufzulösen, was er in seiner schrift *Wesen und wert des naturwissenschaftlichen unterrichts* neben induktion und deduktion als drittes stellt, die INTUITION, geht völlig verloren, wenn die schüler unter ersparung *jeder* denkarbeit das fertig vorgerichtete wissen im buche finden; und daß ein dermaßen alle schwierigkeiten wegräumendes lehrbuch das interesse an der sache weit mehr schädigt als ein unsystematisches oder fehlerhaftes buch, ist sicher. Wird doch dadurch in den schülern nur zu leicht die vorstellung erweckt, als bestünde das wesen der häuslichen vorbereitung nur darin, diese säuberlich von lektion zu lektion vorgedruckte präparation abzuschreiben. Wenn aber der verfasser besonders die übersetzungshilfen im zweiten teil damit rechtfertigt, daß dadurch der LEHRER auf ein neu zu besprechendes kapitel der grammatik aufmerksam gemacht werden soll, so muß ich mich dagegen entschieden verwahren. Wenn es solche lehrer gibt, die erst immer einen methodischen rippenstoß brauchen, um das nächstliegende zu sehen, dann wird ihnen auch Aschauers buch nicht helfen können; für solche lehrer kann man kein lehrbuch schreiben; und die lebendige aufmerksamkeit der schüler schwindet, wenn ihnen die einzelnen fälle, die zum ausgangspunkt grammatischer übung dienen sollen (durch die schwierigkeit der lösung werden solche fälle ja meist im sinne der induktiven methode länger im gedächtnisse behalten), schon fertig präpariert hingelegt werden. S. 103, 104, 110: In *answer in English*, *there is*, *there are* ist das *r* zu binden (richtig s. 111, 116). S. 108: [jiə] und [jəː] kommen vor, niemals [jɛə]. S. 120: *palace* mit [i]. S. 121 lies [oupeik, eiiəriəl], s. 124 [fiziʃən, ′ekstəːpeit], s. 125 [sjuːpiəriə]. S. 135: *must* als *past* ist nur in nebensätzen gebräuchlich.

Teil II, *Notes*: Die übersetzungshilfen (s. o.) sind recht zahlreich, die sachlichen erklärungen ziemlich dürftig, die angegebenen übersetzungen nicht immer prägnant. S. 174: Bei *the little maid would have her will* kann *would* auch in prosa nicht durch *wanted* oder *wished* ersetzt werden, da es stark betont ist. S. 177: Daß *as* in *as thee* (*Rule Britannia*) wie ein vorwort gebraucht wird, ist unrichtig und erklärt die stelle nicht (reimzwang!). S. 179: [mesjəz, mesəz], nicht [meʃəz]. S. 180: *a row with* heißt nicht „schelte von“, sondern „krawall mit“. S. 181: *channel* mit [ə]. S. 182: Torkeln wird meist nur von betrunkenen gesagt. *Kissing under the mistletoe* ein englischer weihnachtsbrauch, ergänze „in früherer zeit“. S. 183: Warum gilt *Christmas* als *masculine* (*father Chr.*)? S. 184: *Bank holidays* sind NUR die angeführten vier tage. *Tower Hill* (außerhalb) und *Tower Green* (innerhalb des Tower) sind nicht identisch. S. 185: *Beauclerc* = [bouklɛə]. S. 187: *outlaw* ist nicht bandit. S. 191: *porch* vorhalle, nicht vorhof. S. 192: *to face* = schauen in ist viel zu matt. S. 193: *bethought him* (für *himself*) kommt nicht bloß in dichterischer sprache vor. S. 194: *to make out* heißt nicht verstehen, sondern herausbringen, *to nestle* nicht liegen, sondern sich einbetten. S. 196: In *Dust thou art, to dust returnest was not spoken* OF *the soul* kann *of* nicht durch *by* ersetzt werden (vgl. *Genesis* 3, 19).

Meine gewichtigsten bedenken richten sich bei diesem werke gegen dinge, die durch die *methodik des lehrers* aufgehoben werden

können, und die anderen bemerkungen gegen kleine verstöße, wie sie einem ersten entwurf unvermeidlich anhaften. Und so bin ich der überzeugung, daß mit diesem neuen lehrgang ein sehr ersprießlicher, besonders im zweiten jahre lebendig anregender unterricht möglich, ja, soweit das lehrbuch darauf einfluß hat, notwendig bedingt ist. Freilich — wenn ein lehrer einen öden, formalistisch-pedantischen unterricht geben will, wird ihn Aschauers buch daran nicht hindern, so gut wie andererseits der verfasser in dem so mühevollen streben, ein möglichst ideales buch zu geben, meines erachtens die oben gekennzeichneten methodischen irrwege betreten hat. Die meinungsverschiedenheit in diesen dingen führt aber letzten endes auf die frage: soll es das lehrbuch dem *schüler* recht leicht machen oder nicht? — eine frage, die in der pädagogik unserer zeit viel diskutiert wird, jedoch kaum befriedigend gelöst werden kann. Wo diese frage aber mit methodisch-didaktischen interessen zu sehr in widerspruch gerät, wird man sie ohne zweifel verneinen dürfen, auch bei Aschauers werk, das in den bisher erschienenen teilen nicht jene mehrleistung fordert, welche eine solche erleichterung für die schüler allenfalls — auch das ist fraglich — rechtfertigen könnte. Doch das führt auf ein zu weites feld; ich will nur noch bemerken, daß der verlag die bücher auch äußerlich würdig ausgestattet hat; die im druck etwas einförmigen grammatischen partien des ersten teils würden durch anwendung verschiedenen satzes wohl übersichtlicher.

*Bruck a. d. Mur (Österreich).* FRITZ KARPF.

---

*Literaturgeschichte und chrestomathien.*

1. *The Cambridge History of English Literature* edited by A. W. WARD and A. R. WALLER. Volume IX, *from Steele and Addison to Pope and Swift.* Cambridge, University Press. 1912. 609 s. lex. 8°. Geb. in lwd. (einzeln) 9 s.
2. *Twelve Chapters from Standard Authors* 1850—1900. Selected and Edited by Dr. ERNST DICK. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1912. 203 s. gr. 8°. Geb. m. 2,20.
3. *Architects of English Literature* by R. FARQUHARSON SHARP. Selected. Edited, and Annotated for Use in Schools by Dr. O. HALLBAUER. Annotations translated by L. HAMILTON. With 6 Portraits. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1913. 108 u. 48 s. Geb. m. 1,20.
4. *Nineteenth Century Essays.* Edited with Introduction and Notes by GEORGE SAMPSON. Cambridge, University Press. 1912. 227 s. geb. 2 s.
5. *Byroniana und anderes* aus dem englischen seminar in Erlangen. Zur begrüßung der VII. hauptversammlung des bayerischen neuphilologenverbandes. Erlangen, Max Mencke. 1912. 87 s. gr. 8°. Geh. m. 1,60.
6. *Dante Gabriel Rossetti and German Literature.* A Public Lecture, &c, by L. A. WILLOUGHBY. Oxford, University Press (H. Frowde). 1912. 32 s. gr. 8°. Geh. 1 s.

7. *Streifzüge durch die neueste englische literatur.* Von dr. Bernhard Fehr, dozent an der universität Zürich usw. Mit einem bibliographischen anhang. Straßburg, Karl J. Trübner. 1912. 185 s. Geh. m. 3,50.

1. Der neunte band dieses groß angelegten werkes umfaßt ungefähr die zeit von 1660 bis 1760. Die anordnung ist nicht ausschließlich chronologisch, da die autoren nach dem inhalt ihrer werke gruppiert sind. So behandelt z. b. dieser band von Bolingbroke die historischen und politischen schriften, während die philosophischen dem folgenden bande vorbehalten sind. Ich gebe eine übersicht der 15 kapitel: I. *Defoe — the Newspaper and the Novel.* II. *Steele and Addison.* III. *Pope.* Beachtenswert der abschnitt *P.s Genius and Influence.* Die verfasser stellen P. höher, als seit Wordsworth (gegen die stimmen von Byron und Thackeray) üblich ist. IV. *Swift* (leben, schriften, charakter). Über seine religiöse stellung siehe s. 100f.: *though we need not doubt S.'s orthodoxy, we cannot but feel that a scoffer would read the book* (*Tale of a Tub*) *with greater relish than a believer.* Vgl. Thackeray, *English Humourists.* V. *Arbuthnot and Lesser Prose Writers — History of John Bull. Scriblerus, William King, Dennis,* etc. VI. *Lesser Verse Writers: Prior, Gay, Garth* und viele andere. VII. *Historical and Political Writers.* VIII. Fortsetzung von VII. *Bolingbroke.* IX. *Memoir-Writers.* X. *Writers of Burlesque and Translations.* XI. *Berkeley and Contemporary Philosophy.* XII. *William Law and the Mystics* (einfluß Jacob Böhmes). XIII. *Scholars and Antiquaries.* XIV. *Scottish Popular Poetry before Burns.* XV. *Education.*

Aus vorstehendem läßt sich die reichhaltigkeit des werkes einigermaßen erkennen. Es folgt noch eine äußerst vollständige bibliographie, für jedes kapitel gesondert, 160 eng gedruckte seiten, z. b. über Defoe 15, Pope 9, Swift 16, *Education* 5. Für jede größere bibliothek ist die erwerbung des werkes sehr zu empfehlen.

2. Diese sammlung enthält prosastücke von L. Carroll, Rudyard Kipling, G. Eliot, Bret Harte, Dickens, Th. Hardy, Thackeray, N. Hawthorne, Ruskin, Owen Wister, R. L. Stevenson und G. Meredith, und Gedichte von Tennyson, R. Browning, E. B. Browning, R. L. Stevenson, Swinburne, Kipling, Longfellow und J. R. Lowell. Die prosastücke sind gut gewählt und sämtlich (meines wissens) noch nicht in sammelwerke aufgenommen. Ich erwähne besonders den seesturm aus *Copperfield,* das gespräch mit Addison und Steele aus *Esmond,* das *Pastoral* von Stevenson; auch für *North and South* von Wister müssen wir dankbar sein. *Pig and Pepper* aus *Alice in Wonderland* ist ein „nachdenkliches" kindermärchen mit tieferem sinn. Die abbildung der *Duchess* scheint als karikatur der *British Matron* gedacht zu sein. *Pepper* sind wohl die sarkasmen dieser dame. *Rikki-Tikki* (bei Kipling) ist eine art iltis, ein schlangentöter und menschenfreund, sozusagen ein moralischer Reineke; diese *Jungle*-geschichte ist ansprechender als *Mowgli.* In dem abschnitt aus *Harry Richmond* läßt Meredith nicht erkennen, daß er von Neuwied angenehme erinnerungen an Deutschland mitgebracht hat. Eine rauhe, unverständliche sprache, die männer plumpe kolosse, die weiber dürr, die kinder *dumpy,* zuviel tabakrauch, besonders im postwagen; schwarzes brot, saure

milch, faules stroh! Selbst die sonne sieht *foreign* aus. Nur ein kleines fräulein, welches kein *th* sprechen kann, aber sonst für alles englische schwärmt, findet anerkennung. Vereinzelt steht unter den erzählungen das tiefsinnig-didaktische kapitel von Ruskin *How to read rightly*. Von den gedichten sind die von R. Browning in unseren schulbüchern selten; *Evelyn Hope* ist ein juwel. Von Swinburne ist die wundervolle elegie *A Forsaken Garden* aufgenommen; von Longfellow zwei gute gedichte (weder *Blacksmith* noch *Excelsior*); auch Lowell ist durch eine gute probe vertreten. Ein anhang enthält in deutscher sprache angaben über die verfasser und ergänzungen, die zum verständnis der bruchstücke dienlich sind. Diese deutschen abschnitte sind auch zum übersetzen ins englische eingerichtet und brauchbar. S. 195 lesen wir: „Vom süden (der Vereinigten Staaten) weiß keiner was. Das ist gerade so ungerecht, wie wenn man . . . das Deutsche Reich mit Preußen identifizierte." Letzteres wäre nur ein zeichen von unwissenheit; ungerecht aber wäre es, zu verkennen, daß es ohne Preußen kein Deutsches Reich geben würde. — Alles in allem ein recht empfehlenswertes lesebuch.

3. Von den 24 biographien des originals hat der herausgeber sechs ausgewählt: Shakespeare, Milton, Goldsmith, Scott, Byron, Dickens. Er denkt auf diese weise einer forderung des preußischen lehrplans von 1901 zu entsprechen, wonach die schule mit den hauptvertretern (*leading types*) der englischen literatur bekannt machen soll. Wie weit der forderung genügt ist, mögen der praxis näherstehende beurteilen. Jedenfalls sind diese biographien zwar kurzgefaßt, aber recht anziehend geschrieben. Inhaltsangabe und beurteilung der werke lag nicht im plan des verfassers. Auch bedauert der herausgeber selbst, daß der ihm vorgeschriebene umfang des buches die aufnahme von Macaulay, Carlyle und Tennyson nicht gestattete.

Zu den anmerkungen: *London Bridge* kann zu Shakespeares zeit nicht von holz gewesen sein (zu 4, 5), denn an stelle einer älteren hölzernen brücke wurde um 1200 eine steinerne gebaut, welche bis 1831 stand (Knight, *London*, I 73f.). Blackfriars (12, 14) liegt am *linken* Themseufer! *Milton causes the comrade of Lycidas the shepherd to lament his death in distichs* (22, 32). Wo ist dieser auftrag zu finden, und wo die distichen? Erst in neuerer zeit wurden die *fellowships* auf sieben jahre beschränkt (20, 11). *High Church* für *established church* (26, 21; 40, 10) verrät die übersetzung aus dem deutschen; s. Escott, *England*. Ebenso *higher nobility* 60, 21; richtig einfach *nobility* zu 73, 7. Auch *town for itself* (25, 22), eine „stadt für sich", klingt deutsch. Und *literary-historian* (35, 10)? *the family Hardcastle* (39, 28) für *the H. family*? Die erklärung der puritaner als *the radical wing of the Presbyterians* (31, 5) ist ganz unhaltbar; s. Green, *Short History*. Die getadelte konstruktion *so far from Goldsmith* (statt *Goldsmith's*) *having chosen literature* etc. (35, 14) ist im heutigen englisch ganz gewöhnlich. Beispiele bei Kruisinga, *English Accidence and Syntax* § 242, 248; Conrad, *Syntax* § 542. Thackeray läßt sogar eine schulvorsteherin sagen: *I insist upon Miss Sharp appearing*. *Oratorium* (31, 23): man sagt *Oratorio*. *Agonistes* heißt nicht *warrior*, sondern wettkämpfer, also

etwa *champion.* *To prime* (36, 26) heißt eigentlich mit zündpulver versehen, und *train* (44, 9) ist hier nicht allgemein = *succession*, sondern bedeutet das „leitfeuer“, das nach einer mine führt, daher *set fire to.* Den *Literary Club* (47, 17) gründete eigentlich nicht Johnson, sondern der maler Reynolds gab die anregung dazu (Forster, *Life of Goldsmith*). *Burns, poet of nature* (61, 20), in welchem sinne? Thomson wird so genannt in der überschrift eines ihn feiernden gedichtes im Richmond-Park, weil er die natur liebte und besang. Bei Burns, der doch nur selten (*Field mouse, Daisy*) naturgegenstände besingt, soll das prädikat wohl bedeuten: der ungelehrte (wie „natursänger“ für „ungeschulter s.“?). Aber kann *p. of n.* das bedeuten? Zwischen Southey und Tennyson (68, 10) ist Wordsworth als *poeta laureatus* vergessen. Der titel *Ph. D.* (68, 16) wird meines wissens von englischen universitäten nicht verliehen, jedenfalls geschah es um 1820 nicht. Die bezeichnung *sea-dog* stammt schon aus dem 16. jahrhundert und galt besonders für wagemutige freibeuter wie Drake; für das 18. jahrhundert paßt sie weniger. *Calf-love* (76, 4): Die erklärung von *calf* bei Webster (*stupid, dolt*) paßt hier nicht. Es soll nur die unreife des verliebten jünglings belächelt werden; vgl. Heines „jugendeselei“. Das britische museum (93, 32) und Hanover Square (107, 6) liegen weit außerhalb der city, auch ersteres mehr westlich als nördlich. Es müßte daher statt *in the north, in the west*: *to the west* usw. stehen, wie zu 94, 30 *to the east*, oder einfach *west of* usw. *A varied contents* (98, 16f.)? *Addison . . . died a Secretary of State* (98, 17): *He resigned in March* 1718; *died* 1719 (*June*). H. Morley. *Hackney-coach supplanted by a double-seated cabriolet* (*cab*) *in* 1840 (101, 2): Die vierrädrige droschke ist noch immer, besonders für reisende mit gepäck, in gebrauch. Sie wird amtlich (polizeilich) noch *hackney-coach* genannt, vom publikum meist (unrichtig, aber bequem) *cab*; dagegen das eigentliche (zweisitzige und zweirädrige) *cab* meist *hansom-cab* oder *hansom* (nach dem erfinder). Der kutscher beider fuhrwerke nur *cabman* (*cabby*).

4. Enthält folgende essays: 1. Carlyle, *On History.* 2. Macaulay, *Ranke's History of the Popes.* 3. Bagehot, *Shakespeare, the Man.* 4. Newman, *Literature.* 5. Ruskin, *Sir Joshua and Holbein.* 6. Arnold, *Marcus Aurelius.* 7. Stevenson, *A Penny Plain and Twopence Coloured.* Der herausgeber hat mit absicht essays von verschiedenen typen zusammengestellt. Der letzte bezieht sich auf ein kindertheater mit papiernen figuren. Das buch ist für ältere englische schüler bestimmt, kann aber auch unsern primanern nützen; freilich wird es bei der geringen stundenzahl nur zum teil zu erledigen sein. Für studierende ist es sehr zu empfehlen, auch für das englische seminar. Auf die nummern 1, 3 und 4 möchte ich besonders hinweisen. Die anmerkungen bringen das zum verständnis nötige, besonders über die häufigen anspielungen und zitate. Prinz Hohenlohe (20, 38) gehörte nicht dem ungarischen adel, sondern dem deutschen reichsfürstenstande an. Er war geistlicher in München und Bamberg (hier die wunderkuren); dann auch in Ungarn: daher der irrtum. *Ogygian seclusion* (130, 4) wird unter hinweis auf einen mythischen könig Ogyges mit fabelhaft, prähistorisch erklärt. Es liegt näher, an Ogygia,

die insel der Kalypso, zu denken, wo Odysseus jahrelang zurückgehalten wurde. Zu s. 90 sollte angemerkt sein, daß in dem zitat aus Lukretius die worte *miris* und *modis* ihre stellen vertauscht haben.

5. Diese gelegenheitsschrift enthält acht beiträge von verschiedenen verfassern: I. Zur textkritik des *Manfred*, von professor Varnhagen. II. Über einige fortsetzungen des *Don Juan*. III. Dichterische urteile von zeitgenossen aus Schweden, Rußland und Griechenland. IV. Drei unveröffentlichte briefe Byrons, mit einem faksimile. V. Über vier weitere unveröffentlichte briefe Byrons, von Varnhagen. VI. Zur *Parvulorum Institutio* (alte lateinische grammatik). VII. Über das versmaß in Bales *Temptation of our Lord*. VIII. Katalog der Byronabteilung des englischen seminars. (Diese ist hiernach ungemein reichhaltig.) S. 21 unten steht *Broad Grims* wohl für *B. Grins*.

6. Rossetti las in übersetzungen *Faust*, zwei balladen von Schiller, *Peter Schlemihl*, E. T. A. Hoffmann, *Die bernsteinhexe* u. a. in der sammlung von M. G. Lewis; lernte dann deutsch von dr. Heimann aus Posen, professor am *University College*, und übersetzte Bürgers *Lenore*, das *Nibelungenlied* (zum teil) und den *Armen Heinrich*; vergaß später sein deutsch, behielt aber den *Faust* (wenigstens dem inhalt nach) im gedächtnis. Dies etwa berichtet der vortrag, mit ausführlicher besprechung der ersten und dritten übersetzung. Zum schluß noch einiges über R.s beziehungen zur deutschen malerei.

7. Professor Fehrs buch ist aus sechs bei verschiedenen gelegenheiten gehaltenen vorträgen hervorgegangen. Streifzüge nennt er sein werk, weil er nicht das „ganze ungeheure reich der neuesten englischen literatur“ durchforschen wollte. Worauf es ihm ankommt, das sind „die zusammenhänge, der werdegang der ideen“. So gibt er denn in der einleitung: Entwicklungslinien in der englischen literatur- und geistesgeschichte von 1830 bis 1880; im ersten teil: Übergänge, die moderne weltanschauung bei George Meredith; im zweiten teil: Die neueste englische literatur von 1880 bis 1911. Kapitel I: Hauptmerkmale der zeit. Wissenschaft. Sozialismus. Utopien. Hauptformen der literatur. Kapitel II: Der weltanschauungsroman: Galsworthy, Mrs. H. Ward, T. Hardy. Kapitel III: Der impressionismus und individualismus (W. Pater, Sam. Butler, R. Kipling); kreuzungen (dekadenz) (O. Wilde, G. Moore, G. Gissing); scheinbarer widerspruch zwischen individualismus und sozialismus (B. Shaw, H. G. Wells). — J. Masefield. Kapitel IV: Die romantik: R. L. Stevenson, R. Haggard u. a. — Ein ausführlicher anhang enthält quellen und literaturnachweise, biographie und bibliographie (u. a. nachweis billiger ausgaben der *Nelson Library*).

Professor Fehr beweist eine umfassende und gründliche kenntnis des gegenstandes. Seine darstellung ist eine geistvolle und philosophische. Wer künftig das „interessante neuland“ betreten und bereisen will, wird diesen pfadfinder und führer kaum entbehren können. Zwei kleinigkeiten: S. 79: der pfarrer, der mit seinem schreiber usw. Schreiber wahrscheinlich *clerk*, dann wohl mit küster zu übersetzen. S. 100: weil er *der* genüsse entsagt, lies *den* genüssen.

*Kassel.* M. KRUMMACHER.

---

Druck von C. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN.

ZEITSCHRIFT

FÜR DEN

NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXIII. JUNI 1915. HEFT 3.

## DIE AUSBILDUNG DER LEHRER DER NEUEREN SPRACHEN[1].

Mit ernsten bedenken bin ich an die ausarbeitung dieses vortrages gegangen, weil ich weiß, wie schwer und wie langsam sich auch richtige und gute ideen in der erziehung durchsetzen und verwirklichen lassen; das habe ich ganz besonders vor zwei jahren erfahren, als ich auf der versammlung des bundes für schulreform in München meine gedanken über das wesen der erziehung und die daraus hervorgehenden forderungen für das höhere schulwesen ausgesprochen habe. Dasselbe ist aber beiden herren, die ebendort mit mir über dasselbe thema sprachen, widerfahren: professor Cauer und stadtschulrat Kerschensteiner in München. So wird denn auch auf dieser tagung manches richtige und gute ausgesprochen werden; aber in unserer zeit der vielschreiberei und vielrederei kann sich naturgemäß nur wenig neues, auch wenn dieses neue gut und richtig ist, durchsetzen. Bei diesem thema aber lockte mich der gedanke ganz besonders, mir selbst rechenschaft abzulegen über das, was ich selbst seit einem jahrzehnt im praktischen dienst der schule an der ausbildung der lehrer der neueren sprachen getan habe. So kann ich, wenn ich meine gedanken und persönlichen erfahrungen öffentlich ausspreche, durch die kritik der anderen gefördert werden, wenn man auch, wie das nun einmal so ist, durch den widerspruch anderer leute oft um so mehr geneigt sein wird, auf seiner eigenen ansicht zu bestehen.

Die wichtigste quelle der fortbildung des lehrers der neueren sprachen, wie jedes lehrers überhaupt, bleibt das eigene studium,

[1] Vortrag, gehalten auf dem 16. allgemeinen deutschen neuphilologentag in Bremen am 3. juni 1914.

die eigene beobachtung, die einsame arbeit. Dafür gibt es unzählige wege; es gibt im grunde so viel, als es verschiedene menschen gibt. Und es ist gut, daß es so ist; denn nur solche menschen, die eigene bildungswege gegangen sind, können auch wiederum selber eigene selbständige menschen bilden. Doch will ich gern anerkennen, was der staat, was die städte und andere korporationen an einrichtungen geschaffen haben, um das studium der neueren sprachen zu fördern: die seminare an den universitäten und an den höheren schulen, die bibliotheken, die austauschprofessoren, die lektoren, die austauschlehrer, stipendien und urlaub für reisen ins ausland und anderes. Allerdings scheint es, als ob manche glauben, daß die ganze bildung der lehrer der neueren sprachen nur das ziel der beherrschung der fremden sprachen und der fertigkeiten in ihnen hätte; das wäre ein sehr verhängnisvoller irrtum, der eine sehr äußerliche auffassung dieses unterrichts zur folge hätte, der doch als philologischer unterricht allgemeine menschenbildung erstreben muß. Für sehr notwendig halte ich es, wenn älteren, erfahrenen schulmännern gelegenheit gegeben wird, an universitäten über den unterricht der neueren sprachen und über wichtige gebiete aus diesem fach vorlesungen zu halten, sei es, daß diese lehrer für solche vorlesungen beurlaubt werden, oder daß sie zur universität übergehen und nun ganz der wissenschaft leben können. Das müßte viel öfter geschehen als heute; dadurch würde das studium der neueren sprachen ganz besonders gefördert werden, weil solche männer doch am besten wissen, was dem zukünftigen lehrer der neueren sprachen nottut. Die vorlesungen, die männer wie Cauer an den universitäten halten, tragen sicherlich dazu bei, daß die studierenden die großen aufgaben und ziele ihres künftigen berufes als lehrer und erzieher auch während ihrer studienzeit nicht aus den augen verlieren; ausgeschlossen jedoch muß es sein, daß die studierenden während der universitätsjahre zu praktischen lehrversuchen und zum unterricht an übungsschulen herangezogen werden, da sie auf diese weise wie durch nichts anderes von ihrem wissenschaftlichen studium abgelenkt werden. Dies ist ein sehr wichtiger grund, der dagegen spricht, daß man schon auf den universitäten pädagogische seminare einrichtet; denn solche seminare werden immer das bedürfnis haben, sich eine übungsschule anzugliedern. — Von sehr großem vorteil für das studium der philologie überhaupt würde es sein, wenn die universitäts-

professoren öfter als bisher vorlesungen hielten über die bedeutung der philologie als bildende und erziehende wissenschaft und deren stellung in dem organismus der höheren schulen, gleichviel, ob sie die klassischen oder die modernen sprachen vertreten; so würde die philologie mehr in einem einheitlichen sinne aufgefaßt und als einheitliche wissenschaft studiert werden, während sie sich jetzt allzusehr in einzelne spezial- und fachwissenschaften auflöst, wodurch sie natürlich an allgemeiner bedeutung verliert.

Die universitätsjahre des künftigen lehrers der neueren sprachen sollen also ganz dem wissenschaftlichen studium gewidmet sein wie bisher. *Der plan, besondere oberlehrerfakultäten zu errichten, in welchen die künftigen lehrer der höheren schulen gebildet werden, ist durchaus zu verwerfen.* Unsere jungen studenten sollen nicht „oberlehrer“ studieren, sondern „philologie“ oder besser noch „philosophie“. Die universitäten sollen dem studenten das wissenschaftliche denken und forschen so einpflanzen, daß er später gar nicht mehr davon lassen kann. So wird er am besten davor bewahrt, später seine tätigkeit handwerksmäßig auszuüben. Daher darf auch die zeit der wissenschaftlichen bildung auf der universität nicht unterbrochen werden, weder durch einen längeren aufenthalt im auslande, noch durch allerlei praktische übungen für seinen späteren beruf, wie es Münch in seinen zehn geboten für den neuphilologen wünscht. Die wissenschaft verlangt nun einmal den ganzen menschen, den ganzen mann; und wer jemals an wissenschaftlichen forschungen tätigen anteil genommen hat, der weiß, wie ihn diese tätigkeit so sehr ergriffen hat, daß alles andere für ihn zurücktrat; der hat aber auch für sein ganzes leben eine gewisse weihe empfangen; er ist dazu befähigt, andere wiederum durch wissenschaft zu erziehen. Allerdings besteht wohl in keiner wissenschaft, welche in der jugendbildung eine so bedeutende rolle spielt wie das studium der neueren sprachen, ein so scharfer gegensatz zwischen den wissenschaftlichen studien und den forderungen der schule wie bei den neuphilologen. Diese kluft muß überbrückt werden dadurch, daß die lehrer der höheren schulen wieder mehr tätigen anteil an den wissenschaftlichen studien nehmen, und daß die professoren der universitäten mehr das wissen und können der schule in den kreis ihrer vorlesungen hineinziehen; es geht nicht an, diese seite des studiums einfach lektoren, ausländern oder jüngeren dozenten im nebenamt zu

überlassen; denn dadurch werden diese studien von den studenten nicht als wichtig genug betrachtet. Ich erinnere mich noch mit großer freude, wie Studemund in Straßburg jedesmal zu beginn einer vorlesung das, was er in der vorigen vorlesung aus der klassischen philologie vorgetragen hatte, zusammenhängend in lateinischer sprache wiederholte; dadurch wurden wir alle angespornt, selber auch lateinisch zu sprechen. Das war aber auch latein, die sprache der gelehrten; nicht französisch oder englisch, die verachteten sprachen der kellner, köche und kaufleute.

*Für die bedeutung des sprachlichen studiums an unseren höheren schulen ist es ferner notwendig, daß der neuphilologe das studium des französischen, des englischen und des deutschen als eine wissenschaftliche einheit betrachtet.* Welche von den sprachen er als spezielles studium erwählt, das ist seine eigene sache. Wenn einmal, was sehr erwünscht ist, die professoren der universitäten sich noch mehr um die studien an den höheren schulen bekümmern werden als heutzutage, so werden sie sicherlich diese wünsche unterstützen. Es ist gut, wenn die hochschullehrer die falsche vornehmheit beiseite schieben, und wenn sie nicht glauben, daß sie nur künftige forscher ausbilden sollen, sondern ganz besonders die bildung der künftigen lehrer der höheren schulen ins auge fassen. Das ist auch schon von manchen universitätsprofessoren geschehen; ihnen schulden wir dank, denn sie sind in diesen dingen für uns die gegebenen führer; sie sind es, welche die ausgestaltung des studiums der neueren sprachen für die bildung und erziehung unserer jugend im auge halten müssen; sie sollen die lehrer heranziehen, welche die künftigen interpreten der ideen und geistigen güter sein sollen, welche die modernen völker hervorgebracht haben. Das aber ist eine aufgabe, an der alle neuphilologen mitarbeiten müssen.

*Vom standpunkt der schule aus ist zuzugeben, daß die moderne lehrplanpädagogik mit ihren ganz genau vorgeschriebenen lehraufgaben und lehrzielen für jede einzelne stufe und für jede einzelne schule, und zwar womöglich für ein ganzes land, durchaus nicht dazu angetan ist, den wissenschaftlichen trieb, die wissenschaftliche arbeit der lehrer zu fördern.* Die höheren schulen haben nun lange genug unter der herrschaft solcher lehrpläne gestanden; diese herrschaft dauert nun länger als ein menschenalter. Die lehrer sind dabei nicht mehr in der lage, sich ernstlich wissenschaftlichen studien hinzugeben und tätigen anteil daran zu nehmen, wie dies

früher der fall war. Der vorschriften und bestimmungen sind zu viele, so daß selbst wissenschaftlich produktiv angelegte lehrer, die gern noch in ihrer wissenschaft produktiv arbeiten möchten, jetzt nicht mehr dazu kommen[1]. Daher fordern wir mehr wissenschaftliche freiheit für die lehrer auch für ihren unterricht, dergestalt, daß sie wenigstens auf den oberen klassen die schüler an ihren wissenschaftlichen studien teilnehmen lassen können. Eine der wenig angenehmen und erfreulichen folgen der ganzen lehrplanpädagogik ist, wie auf allen gebieten so auch auf dem gebiete der neueren sprachen, eine außerordentlich starke produktion von sehr öden und geistlosen schulbüchern, wie auch die veröffentlichung von einer menge französischer und englischer schriften, die man vom erziehlichen stande nur als schundliteratur bezeichnen muß. Darauf will ich hier nicht näher eingehen; nur eine frage und bitte möchte ich hier vorbringen: Wer endlich befreit uns wenigstens in den oberen klassen von den öden und trockenen grammatischen lehrbüchern und gibt uns endlich wieder bücher, die persönlich und wissenschaftlich verfaßt sind, so daß die schüler auch durch diese bücher zum studium der fremden sprachen angeregt und nicht wie heute davon abgeschreckt werden? Es ist eine folge der lehrplanpädagogik, wenn man glaubt, daß ein lehrbuch recht trocken, nüchtern, dürr systematisch und so kurz wie möglich ohne jede subjektive, persönliche darbietung des verfassers abgefaßt sein müßte. Ich glaube sogar, daß, wenn unsere schüler einmal wieder sprachliche lehrbücher haben, die in ähnlichem wissenschaftlichen geist abgefaßt sind wie die lehrbücher der naturwissenschaft, so werden sie sicherlich aus sich selber freiwillig diese bücher zur hand nehmen und darin studieren und so das studium der sprachen wieder liebgewinnen, während sie jetzt davon abgeschreckt werden. Daher hat es mich ganz besonders gefreut, daß in diesem jahre für verschiedene direktorenversammlungen das thema gestellt worden ist, wie sich die ergebnisse der sprachwissenschaft in dem fremdsprachlichen unterricht verwerten lassen. Das ist eine frage, die jetzt für uns philologen in der luft liegt und die uns alle ganz besonders

[1] Vor kurzer zeit rief im *Philologenblatt* noch ein amtsgenosse aus: Was schert mich euer zentralinstitut? Was scheren mich kurse und fortbildungsreisen, wenn meine ganze kraft in der alltäglichen berufsarbeit aufgebraucht wird?

bewegen muß; durch deren lösung wird der fremdsprachliche unterricht mehr darauf hingewiesen, sich wieder der geistbildenden kräfte, die in der wissenschaftlichen betrachtung einer fremden sprache liegen, zu besinnen und sie sich deutlich vor augen zu halten. Unsere lehrpläne enthalten zu wenig hinweise auf die verwertung und heranziehung der wissenschaftlichen studien und zuviel forderungen von fertigem wissen und können. Aber gerade durch dieses streben nach fertigem und bestimmtem wissen und können, wie es in den lehrplänen sich zeigt, ist auch der unterricht und damit die ganze arbeit der lehrer stark beeinflußt worden. Die lehrer sind so zu sehr erziehungsbeamte geworden und fühlen sich zu wenig als gelehrte. Man braucht wahrhaftig kein Gurlitt zu sein, um doch es unangenehm zu empfinden, wie stark das streben nach korrektheit die ganze arbeit in unseren schulen beeinflußt. Und so ist auch die äußerung eines geistvollen publizisten zu verstehen, der da gesagt hat: Wenn ich mir den typus des deutschen unserer zeit durch einen bestimmten stand vorstellen will, so denke ich mir einen oberlehrer, der zugleich reserveoffizier ist. Ob das nun mehr geistreich als wahr sein mag, so liegt doch darin, daß nach außen hin viele von uns den eindruck des sehr gemessenen und korrekten machen. Ich persönlich fasse den ausspruch als einen sehr anerkennenden für uns auf; das leise ironische, was darin liegt, empfinde ich auch nicht unangenehm. Nur das aber möchte ich hier sagen und bitte es im freundlichen sinne aufzufassen: mögen wir etwas weniger reserveoffizier und etwas mehr oberlehrer in unserer tätigkeit sein; und zwar auch wir direktoren. Wenn ich aber wünsche, daß wir wieder mehr oberlehrer sein möchten, dann denke ich besonders an den fast ausgestorbenen typus des deutschen gymnasialprofessors, der ganz in seinen gelehrten ideen und in seinem berufe aufging, und dem nichts weniger in der ganzen welt im sinne lag als die hebung seines standes. Wo sind sie hin, die wunderlichen männer, von denen wir uns abends so gerne im fröhlichen kreise erzählen, die so weltfremd durch das leben gingen, und die als seltene originale nicht nur galten, sondern es auch waren. Aber war es nicht gerade diese ihre weltfremdheit, dieses insichleben und insichruhen, durch das sie so tiefen einfluß auf ihre schüler ausgeübt haben, wenn ihr unterricht auch durchaus nicht korrekt war und ihre schüler oft recht wenig fertiges wissen bei ihnen lernten? Sind sie es denn nicht gewesen, die das ge-

schlecht der männer herangebildet, welche in den kriegen für ihr vaterland gekämpft und geblutet haben, das geschlecht, das das neue Deutsche Reich hat mit gründen helfen? Und das waren doch wahrhaftig männer, auf die wir stolz sein können. Haben jene älteren lehrer vielleicht nicht mehr auf ihre schüler gewirkt durch das, was sie waren, als durch das, was sie lehrten, und taten, was ihnen amtlich vorgeschrieben war? Gewiß wäre es töricht zu glauben, daß dieses nachlassen der originalität im besten sinne des wortes nur eine folge der lehrpädagogik wäre; diese erscheinung liegt in unserer zeit, die vor allem sozial gerichtet ist und schon dadurch alles individuelle zurückdrängt. Das zeigt sich auf allen gebieten, und auf vielen sieht man dieser erscheinung ins auge und drängt auf abhilfe. Das müssen wir auf dem gebiete der erziehung auch tun. Und daher mein vorschlag, die lehrplanpädagogik mit ihren vielen einzelbestimmungen doch etwas einzuschränken zugunsten einer natürlichen wissenschaftlichen bewegungsfreiheit des einzelnen lehrers. Jede höhere schule sollte für die oberen klassen das recht und die pflicht haben, sich einen lehrplan auszuarbeiten, der aus den wissenschaftlichen neigungen und arbeiten ihrer lehrer hervorginge; hier darf der leidige schülerwechsel, der eine folge des verkehrs unserer zeit ist, nicht so bestimmend sein, daß nun alle schulen denselben lehrstoff und dieselben lehrziele haben müssen; hier möge doch jede schule ihr eigenes leben führen dürfen zum heil der bildung der schüler, die sie besuchen. Dann können die schüler an den wissenschaftlichen studien ihrer lehrer ernsteren und persönlicheren anteil nehmen als heutzutage. Und kein reicheres gebiet mag es hierfür geben als die neueren sprachen als solche und der inhalt des geisteslebens, wie er sich in ihrer literatur zeigt; die philologie der neueren sprachen hat hier edle schätze vor sich liegen, die nur der männer harren, die sie der jugend darbieten.

*In unserer zeit ist es notwendig, zu zeigen, daß die philologie noch immer für wahre geistesbildung notwendig ist, namentlich gegenüber der überschätzung der exakten wissenschaften für die bildung der jugend*, die so groß ist, daß man heutzutage nicht mit unrecht *von einer mathematischen gefahr* im bildungswesen unserer höheren schulen, besonders der realen stils, sprechen darf; die geisteswissenschaften werden in unserer zeit immer mehr zurückgedrängt, und vielleicht tragen sie die schuld selber, weil sie zu einseitig fachwissenschaften geworden sind und das rein

menschliche, das ewig wahre und das ewig gute und schöne, was in ihnen liegt, zu sehr außer acht lassen. *Gewiß ist zu unterscheiden zwischen der philologie als wissenschaft schlechthin und der philologie als wissenschaft, die im dienste der jugendbildung steht.* Das ist aber bei jeder wissenschaft der fall, welche für die bildung und erziehung der jugend herangezogen wird. Vielleicht ist gerade die romanische und germanische philologie zu sehr rein sprachlich-kritische wissenschaft geworden und hat so die ethischen und ästhetischen werte, welche die völker hervorgebracht haben, zu wenig ins auge gefaßt und die studierenden zu wenig auf diese erziehlichen werte hingewiesen. Es ist ein ganz einseitig sprachlich-kritischer standpunkt, von dem aus die äußerung eines hervorragenden gelehrten zu betrachten ist, daß Shakespeare so lange für ihn nur ein rein sprachliches interesse habe, solange nicht völlig festgestellt sei, was von ihm selbst herrühre, und was von anderen. Schärfer läßt sich der bloß sprachlich-kritisch-formale standpunkt nicht kennzeichnen. Von einem solchen standpunkt aus wird man es auch verstehen, wenn ich sage, daß die neuphilologische wissenschaft zu sehr fachwissenschaft geworden ist; so ist es auch zu erklären, daß diese wissenschaft seit längerer zeit kein großes werk von allgemeiner bedeutung mehr hervorgebracht hat. Die allgemeine folge aber für die lehrer ist, daß ihre ausbildung auf der universität, so streng wissenschaftlich sie auch sein mag, doch oft eine einseitige ist. Der grundzug einer philosophischen und allgemein-philologischen denkweise muß in unserer wissenschaft wieder mehr zu ehren und zur allgemeinen geltung kommen, sonst verwirkt sie den anspruch, in der geistigen bildung der jugend einen hervorragenden platz einzunehmen.

*Der junge lehrer der neueren sprachen, der von der universität kommt, ist noch in keiner weise fertig, weder mit seinem wissenschaftlichen studium noch mit seinen kenntnissen für das, was auf den höheren schulen gelehrt wird;* aber er soll auch nicht fertig sein; denn: wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen, ein werdender wird immer dankbar sein. Daher darf man an den jungen lehrer nicht die ansprüche stellen, die man füglich nur an denjenigen stellen darf, der schon lange in der praxis steht und so durch lange arbeit das wissen und können und die fertigkeiten, welche die schule verlangt, beherrscht. Man muß überhaupt bei uns endlich den maßstab des idealschulmeisters fallen lassen, den es tatsächlich nicht gibt und nie gegeben hat,

einen maßstab, der aber immer wieder an die jungen lehrer angelegt wird und ihnen beim eintritt in ihren beruf so oft die freude an der arbeit benimmt. Anzuerkennen ist, daß die jungen lehrer, welche jetzt von der universität kommen und in die tätigkeit der höheren schule eintreten, besser vorbereitet sind als früher. Wenn die jungen lehrer in die seminare der höheren schulen eintreten, so ist es wünschenswert, daß in dem seminar, dem sie zugewiesen werden, mehrere neusprachler, die von den verschiedensten universitäten kommen, sind, da auf diese weise jeder den anderen in seinem wissenschaftlichen und pädagogischen denken und arbeiten anregt. Ja, es ist von vorteil, wenn in einem solchen seminar zuweilen nur neusprachler sind, damit eben auf diese weise die ganze arbeit eine geistig einheitliche sein kann. So ist es in meinem seminar mehrere jahre gewesen. Auch habe ich recht gute erfahrungen damit gemacht, wenn ich ausländische austauschlehrer zu den übungen des seminars heranzog. Auf diese weise war es am ehesten möglich, den jungen leuten die scheu vor dem freien sprechen der fremden sprache, welche sie fast alle haben, durch häufige übungen zu benehmen. *Der seminarkandidat werde sich vor allem bewußt, daß der unterricht in den neueren sprachen eine ganz eigene methode verlangt, daß er ganz eigene lehrziele hat.* Das muß er sich sehr deutlich vorhalten. Denn bei den meisten kandidaten besteht die neigung, den unterricht in den neueren sprachen so zu erteilen, wie sie selbst meist in sexta im lateinischen unterrichtet worden sind, und so die alte grammatisch-konstruktive methode anzuwenden. Er will es eben genau so machen, wie es bei ihm selber der fall war, als er in die höhere schule eintrat: wiederum ein beweis für die kraft und eindringlichkeit der ersten erziehlichen jugendeindrücke, die ja bei uns allen nachwirken, und die es erklären, daß fast alle menschen in sachen der erziehung und bildung so zähe am alten hängen. Das gilt für die jungen lehrer und mehr noch für die professoren der universitäten. Den meisten jungen lehrern widerstrebt es, vom frei gesprochenen wort, vom frei gesprochenen satz auszugehen; sie kleben zu sehr am buch und verstehen es nicht, die schüler anzuleiten, die fremde sprache erst durch das ohr aufzufassen. Auch sind sie oft recht gleichgültig gegen den inhalt der lektüre und haben nur sinn für grammatische konstruktionen und stecken im alten extemporalebetrieb mit seinen einzelnen sätzen. Einen jungen, sehr eifrigen lehrer hatte ich, der im schweiße seines angesichts

im englischen anfangsunterricht formen paukte und drillte und immer wieder drillte, ganze stunden lang, und dann seine extemporalien musterhaft korrigierte. Aber ich merkte doch, daß es ihm und den schülern gar keine innere befriedigung gewährte; es fehlte ihnen die freude am erfolg, ohne die nun einmal keine arbeit auf die dauer vorwärts geht, und das herz der schüler blieb leer und kalt, was doch in keinem philologischen unterricht sein dürfte. Da sagte ich ihm: Nun, führen Sie unsere jugend doch einmal im lebendigen gespräch in die gedanken der englischen jugend ein, in ihre heimat, in wald und feld und wiese, in ihre spiele und beschäftigungen und vor allem in die schönen englischen jugendgedichte. Das verstand er zuerst nicht; dann aber ergriff und begriff er es, und er hatte recht viele freude an seiner arbeit.

Es ist zuzugeben, daß der junge lehrer, der ein feines ohr hat, der musikalisch veranlagt ist, der ein modulationsfähiges sprachorgan und so eine klare, deutliche aussprache der fremden wie der muttersprache hat, den anderen lehrern gegenüber, welchen die natur diese vorzüge versagt hat, ganz außerordentlich im vorteil ist, zumal wenn er noch persönlich freude am freien sprechen der fremden sprache hat und darin sich eine gewisse fertigkeit erworben hat. Aber die ansicht ist doch nun endlich abzutun, daß jeder neusprachliche lehrer diese gabe haben muß, wie es so oft von den stürmern und drängern verlangt worden ist. Das muß deutlich in aller schärfe hier gesagt werden: Wenn ein lehrer der neueren sprachen die fähigkeit hat, seine schüler in eine ernste logisch-grammatische schulung zu nehmen, so ist das doch auch von ganz besonderer bedeutung. Ist das denn nichts, wenn der lehrer es versteht, durch eine hinreißende interpretation die großen werke jener völker im geiste der jugend wieder aufleben zu lassen? Ist das denn nichts, wenn er sie in die gedankenwelt eines gehaltvollen schriftstellers einführt, sie diese gedanken sich aneignen läßt und so den trieb zu hochherzigen entschlüssen in ihr herz legt? Wird hier nicht auch großes und edles erreicht, das vielleicht der andere lehrer, der sich mehr einem äußeren virtuosentum nähert, und bei dessen unterricht das herz der schüler kalt und leer bleibt, nie erreicht, und der davon selbst vielleicht gar keine ahnung hat? In diesem zusammenhange fordere ich, daß der junge lehrer der neueren sprachen, der von der universität kommt, sich in die geschichtliche entwicklung der beiden völker,

in deren kultur und in die philosophische denkweise dieser völker hineinlebt und hineinarbeitet, weil er meist diese kenntnis von der universität noch nicht hat, wenn auch, gott sei dank, bei den jetzigen studenten der trieb, sich mit philosophie zu beschäftigen, stärker geworden ist. Mit vollem bewußtsein muß der junge lehrer, der von der universität kommt, bei sich den übergang vom fachgelehrten zum gelehrten tun, der seine kenntnisse in den dienst der erziehung und bildung der jugend stellt. Das aber geht nicht ohne philosophisches denken und philosophische überlegung. Und das ist auch eine wahrheit: *Wer die philosophie eines volkes nicht kennt, der kennt nicht die eigentliche, ausgeprägte eigenart des geistes dieses volkes.* Nirgendwo zeigt sich der zug des deutschen geistes, der in die tiefe hineingeht, so sehr wie in der deutschen philosophie, nirgendwo der nüchterne, praktische geist der engländer, der sich an die gegebenen tatsachen hält, weil er gar nicht anders kann, nirgendwo die wunderbare klarheit des französischen denkens, dem die schönheit der form über alles geht, wie in den werken der philosophen dieser völker. In diesem sinne sagt Kant einmal, und mit seinen worten bezeichnet er ganz treffend das wesen der völker: Das denken der engländer geht wie das wachstum bei einem baume in die frucht, das denken der franzosen in die krone und in die blüte, das denken der deutschen aber in die wurzel. Ein lehrer der neueren sprachen, der diesen philosophischen geist, der sich auch in der poesie der völker zeigt, nicht kennt, wird niemals imstande sein, die rolle des geistigen vermittlers zwischen den völkern auszuüben, was aber gerade in unserer zeit, in der sich die kulturvölker so hart und feindlich gegenüberstehen, von besonderer bedeutung ist. Die philosophie ist die natürliche vermittlerin zwischen der wissenschaftlichen erkenntnis und der pädagogischen arbeit. Nur durch sie erhebt sich der lehrer über den stoff; nur durch sie wird ein wirklich erziehlicher geist in unserer arbeit hervorgerufen; nur durch sie werden auch die großen kulturvölker sich einander wieder innerlich verstehen. Fast scheint es, als wenn der gewaltige äußere verkehr, der in unserer zeit zwischen den völkern stattfindet, der aber hauptsächlich auf dem gebiete der materiellen güter sich vollzieht, nur dazu beigetragen hätte, die völker sich innerlich mehr zu entfremden. Der austausch von geistigen ideen, wie wir ihn noch zur zeit Friedrichs des Großen und Goethes hatten und der damals

zwischen den verschiedenen völkern bestand, existiert heute nicht mehr, wenigstens nicht für das allgemeine denken der völker; oder aber er besteht doch nur bei wenigen.

*Deutlich und klar möchte ich hier aussprechen, daß es ganz töricht ist, von einem rückgang oder gar niedergang der leistungen unserer höheren schulen im allgemeinen zu sprechen; und ebenso gilt das von den neueren sprachen.* Im gegenteil, der unterricht der neueren sprachen ist sicher ein viel erfolgreicherer geworden als früher; aber er ist ein anderer geworden. Die erfolge in bezug auf wissenschaftliche kenntnisse und fertigkeiten haben sich geändert. Und sie sind auch nicht mehr so leicht nach zoll und elle zu messen wie früher, wo es doch auf vielen schulen nur darauf ankam, daß der schüler ein fehlerfreies extemporale schreiben konnte. Wenn die grammatische sicherheit in den formen der sprache auch nachgelassen hat, so ist dagegen die fähigkeit der aussprache, des freien sprechens und schreibens, das verständnis der schriftsteller und der ganzen kultur der fremden völker ganz außerordentlich gestiegen. Es ist daher verkehrt, von einem rückgang der leistungen in dem unterricht der neueren sprachen zu sprechen; sie sind eben im laufe der zeit durch die anderen lehrziele und durch die andere methode andere geworden. Dann ist vom allgemein pädagogischen standpunkt auch zu bedenken, daß nicht diejenige schule die beste ist, welche die besten leistungen in mündlichen und schriftlichen arbeiten, die jeder revisor nach kurzer zeit beurteilen kann, hat, sondern diejenige schule, welche jünglinge entläßt, die im leben die tüchtigsten männer werden. Es ist ganz verkehrt, in der blütezeit der jugend schon früchte von dem jungen stamme zu verlangen, die er erst zeitigen kann, wenn er reif geworden ist. Diese klagen über den rückgang der leistungen der schulen sind schon sehr alt. Man hat sie schon vor mehreren menschenaltern gehört, und sie scheinen sich in regelmäßigen zwischenräumen zu wiederholen. Auch wir neuphilologen wollen wahrhaftig keine leichte schule, die tatsächlich ein nationales unglück wäre; auch wir neuphilologen wollen für unseren unterricht nicht den leichtesten weg, nicht die leichteste methode finden, sondern diejenige, durch welche die jugend innerlich am tiefsten und nachhaltigsten gebildet wird. Jeder lehrer der neueren sprachen, der ständig in dieser methode für seinen eigenen unterricht arbeitet, wird sich eben durch diese arbeit am besten fortbilden. Diese fortbildung gehört zu seinen gewissenspflichten; es ist

nicht angebracht, darüber eine diskussion zu führen. Verkehrt aber ist es, zu glauben, daß die fortbildung des neuphilologischen lehrers nur auf dem gebiete der äußeren beherrschung der fremden sprache läge. Je mehr er in der wissenschaft fortschreitet, um so besser für seine tätigkeit in unterricht und erziehung, wenn auch die einzelnen stunden keine musterstunden sind, und wenn sein unterricht kein vorbildlicher unterricht nach den rezepten der methodenkünstler ist; je mehr er in der wissenschaft fortschreitet, um so mehr wird er in der lage sein, an wahrer menschenbildung durch seine wissenschaft, durch sein können zu arbeiten, die wie keine andere dazu geeignet ist, unsere jugend im edelsten sinne des wortes national zu erziehen, indem sie erkennt, wie die eigene sprache, das eigene denken, die eigene bildung sich von der der anderen kulturvölker unterscheidet und nach großen, gottgewollten gesetzen sich unterscheiden muß.

*Bochum.* K. WEHRMANN.

---

## ALFRED TENNYSON.[1]

Sehr häufig steht die nationale bedeutung eines dichters in gar keinem verhältnis zu der geringen wirkung, die seine dichtungen außerhalb der grenzen seines heimatlandes gehabt haben. Der nationale gehalt seiner werke kann von solchem gewicht sein, daß fernstehenden, denen die einsicht in die eigentümlichkeiten seines heimatlandes fehlt, oder die seine nationalen empfindungen nicht teilen, das volle verständnis, die gerechte würdigung verschlossen bleibt. Selten nur überwindet die kunstfertigkeit des dichters die wucht der erdenschwere so rein, daß der innere poetische gehalt über alle hemmungen hinweg unwiderstehlich wirkt und die form bei der übersetzung von einer sprache in die andere nicht zerbricht. Von allen englischen dichtern ist Shakespeare, Byron und Walter Scott dieses glück im höchsten grade zuteil geworden. Zu ihnen gesellt sich aus neuerer zeit Alfred Tennyson, der weit mehr als die eben genannten von dem nationalen geiste seiner zeit erfüllt war. In seinen werken hat der große aufschwung Englands den stärksten widerhall gefunden. Darum spendeten seine gedichte vielen

[1] Im september 1913 geschrieben.

engländern, die das schicksal über das weltmeer geführt hatte, trost und erhebung in der einsamkeit des amerikanischen urwaldes und des australischen busches. Seine werke wurden das band, das die ausgewanderten an die alte heimat fesselte; sie wurden ein kaum hoch genug zu wertender faktor für die ausbildung des stammesgefühls, das heute die über den erdball zerstreuten engländer mit dem stammlande verbindet. Erfreulicherweise erhebt sich die künstlerische größe seiner werke bedeutend über die gewissermaßen zufällige, rein nationale wirkung; sie stellt ihn mehr noch als andere nationale dichter, mehr als z. b. Victor Hugo, in die reihe der großen dichter der weltliteratur.

Tennysons werke sind von einer eigentümlichen großen macht erfüllt, weil sich darin das volle leben einer kräftigen, ernsten, reinen persönlichkeit ausspricht, weil sich in ihnen offenbar die empfindungen eines mannes niedergeschlagen haben, der sich bemühte, in sich alles aufzunehmen, durchzudenken und klarzumachen, was menschen ersinnen, erfahren, leiden und genießen können, und dem es zur felsenfesten pflicht geworden war, nur das auszusprechen, von dessen wahrheit er nicht bloß überzeugt, sondern tief ergriffen war.

Diese weite wirkung beruht auf den natürlichen eigenschaften seines charakters. Er besaß ungewöhnliche körper- und geisteskräfte. Die sorgfältige erziehung, die er im ländlichen pfarrhaus seines vaters genoß, entwickelte früh seine reichen anlagen, indem sie mit umsicht über eine gleichmäßige ausbildung von körper und geist wachte. Jeder anstrengung war er gewachsen, nie wich er einer arbeit aus. Sein hoher wuchs, seine geistvollen gesichtszüge, seine wohllautende stimme, seine klaren, dunklen augen fesselten sein lebelang diejenigen, die ihn sahen und sprachen. Selten wurde er von krankheit befallen, daher beugte das hohe alter, das er auf 83 jahre brachte, weder die kräftige gestalt, noch bleichte es das dunkelbraune haar gänzlich. Eine streng geregelte lebensweise wahrte ihm, unterstützt von den besten äußeren verhältnissen, bis in die letzten lebenstage geistige frische und rege arbeitskraft. Seine tätigkeit floß zum großen teil aus einem ungewöhnlich guten gedächtnis; eine bewegliche phantasie verwertete die seltene fülle seiner geistesschätze leicht und gewandt. Schnelle auffassungskraft ließ ihn klar und sicher den kern der dinge und begriffe erkennen, die an ihn herantraten, und die so gewonnenen kenntnisse in fruchtbarer weise mit seinen eigenen

gedanken verbinden. Ein feines gehör für den rhythmus der sprache, das schon früh hervortrat, half ihm, diese gedanken in wohllautende verse zu bringen. Seine sprachgewalt befähigte ihn gleichfalls auffallend früh, sich klar und anschaulich auszudrücken, und führte ihn auf der höhe seiner schaffenskraft dazu, neue wörter zu prägen, sobald er in der doch so unglaublich reichen englischen sprache keinen die innere vorstellung genügend bezeichnenden ausdruck fand. Obwohl er geselligkeit liebte, zog er sich in die einsamkeit zurück, um sich ungestört den stimmungen hinzugeben, die er zum dichten brauchte. Weil Tennyson von jugend auf, man möchte sagen von kindheit an, mehr auf die innere stimme lauschte, als nach äußerem wirken strebte, schien er für keinen praktischen beruf geboren zu sein. Ohne zweifel reichten seine anlagen für viele höhere stellungen aus. Aber er wandte all sein sinnen und wissen nur auf das dichten. Nichts sah und lernte er, wofür er nicht früher oder später poetischen ausdruck fand. Daher hat er zeitig den zweig gefunden, auf dem er sein nest bauen, sein lied singen konnte. Schon als siebzehnjähriger veröffentlichte er mit seinem ein jahr älteren bruder einen band gedichte. Seine universitätsstudien schloß er nicht mit einem examen ab, machte auch sonst keinen versuch, in einen beruf einzutreten, obwohl ihn die äußere lage dazu drängte, ebensowenig verwertete er später seine reichen kenntnisse zu unmittelbar praktischen zwecken. Dies mag auch damit zusammenhängen, daß ihn die verschiedensten gebiete geistiger tätigkeit in gleichem maße anzogen. Die häusliche erziehung und das vorbild seines vaters hatten ihn tief religiös gemacht und ihn mit neigung zu theologischen studien erfüllt, die durch zahlreiche freundschaftliche beziehungen zu bedeutenden theologen seit den universitätsjahren stets neue nahrung empfing. Aus der kindheit erhielt sich ihm die liebe zur natur, die ihn durch seinen rastlosen wissenstrieb zu naturwissenschaftlichen studien führte. Als er sich mit dem gewinn, den seine werke erzielten, ein großes schloß und landgut auf der insel Wight erworben hatte, wandte er viel mühe darauf, den park mit seltenen pflanzen zu schmücken, die er mit der liebe des gärtners pflegte und mit dem auge des naturforschers beobachtete. Im giebel seines hauses richtete er eine sternwarte ein, in der er oft die bewegung der sterne nach anleitung astronomischer bücher beobachtete. Gerne sah er dem fluge der vögel, dem flattern der schmetterlinge, dem kriechen der schnecken zu,

stundenlang beobachtete er das spiel der meereswellen, sorgsam zeichnete er seine beobachtungen auf. Wenn er wie ein englischer landedelmann mit großartiger gastfreundschaft zahllose besucher empfing, lenkte er wie Goethe das gespräch unmerklich auf gegenstände, die sie gründlich beherrschten, um auf angenehme weise seine kenntnisse zu vermehren. So war er in jedem augenblick bereit, neues aufzunehmen, weil er sich bewußt war, alles, sei es auch das entlegenste, für seine dichtungen heranziehen zu müssen, um den ganzen sittlichen gehalt seiner zeit darin zu entfalten. Dem gleichen zwecke machte er die vielen reisen dienstbar, auf denen er besonders den westen Europas gut kennen lernte. Stets führte er notizbücher bei sich, in denen er bemerkenswerte eindrücke aufzeichnete, wobei sich die niederschrift häufig gleich zu versen fügte. Sie bildeten schatzhäuser, aus denen er in notzeiten den bilderschmuck seiner gedichte zog. Unter berufung auf diese gewohnheit wies Tennyson wiederholt den vorwurf zurück, diesen oder jenen vergleich aus älteren dichtern entlehnt zu haben. Kein wunder, daß eine so ernst geübte, bedeutsam nur auf ein ziel gerichtete tätigkeit, die mehr als 65 jahre währte und sich auf die ausgezeichnetsten anlagen gründete, eine ungewöhnlich reiche ernte zeitigte.

Das nach innen gerichtete wesen des dichters, der das treiben der welt gerne beschaulich beobachtete, ohne sich daran tätig zu beteiligen, erklärt es, daß sein äußeres leben in seinen werken einen schwachen widerhall findet. Allerdings verdanken viele seiner lyrischen gedichte ihren ursprung persönlichen erlebnissen und erfahrungen. Eben diese aber verschmolz er mit so vielen elementen anderer herkunft, daß ihre kenntnis zum genuß und verständnis seiner dichtungen unnötig ist. Tennyson genügte offenbar die begeisterung allein nicht, er dichtete weniger aus unmittelbarer empfindung, von dem drange nach innerer befreiung getrieben, als nach reiflicher überlegung. Darum ist ein großer teil seiner dichtungen reflexionspoesie, darum paart sich in ihnen natürliches empfinden mit philosophischem tiefsinn, rührende herzlichkeit mit kühler betrachtung, anschauliche schilderung von landschaften mit symbolischer andeutung psychologischer vorgänge. Der mann, der gewohnheitsmäßig alles gesehene und empfundene in der schmiede seines geistes umschmilzt und mit edlerem mischt, ehe er die hauptarbeit, die gestaltung des kunstwerks, in angriff nimmt, ist zum großen lyriker und epiker berufen, aber ihm fehlen die

eigenschaften, die den dramatiker befähigen, eine begebenheit so in handlung aufzulösen, daß jede einzelne daran beteiligte person ihr interesse ihrem charakter gemäß verficht und aus dem gegenspiel der gegeneinander wirkenden kräfte die begebenheit wieder entsteht. Wie der junge Schiller als geborener dramatiker sogar dramatisiert, wenn er philosophische gedanken logisch entwickeln will, so bleibt Tennyson im grunde genommen auch da lyriker, wo er sich zu objektiver dichtung erhebt.

Tennyson hat sich in seiner besten zeit immer gegen den damals geltenden grundsatz *l'art pour l'art* ausgesprochen. Er verlangte, daß der dichter den inhalt seines gedichtes ebenso sehr beachte wie die form und sich nicht der ästhetischen schönheit zuliebe von der wirklichkeit zurückziehe. Das war nicht der standpunkt des jugendlichen Tennyson, der sich an Keats' wohllautenden, schönheitatmenden versen schulte. Ihm sagte Byrons leidenschaftlichkeit weniger zu als Wordsworths beschauliche ruhe und Burns' volkstümliche frische. Eine große zahl der jugendgedichte, die er in seinem 21. jahre veröffentlicht und später in seine gedichtsammlungen aufgenommen hat, zeugt von seinem streben, äußeres, seien es landschaften oder persönlichkeiten, anschaulich-greifbar darzustellen. Wie mit feinem silberstift oder durchsichtig-matten wasserfarben sind die bilder ausgeführt: mädchenköpfe zug um zug, landschaften, durch die sich bäche schlängeln, weiher, in denen schwäne ihre kreise ziehen. In ihnen ist alles idealisiert, stilvoll zu schönen gemälden gruppiert. Freie strophen mit wechselnder reimstellung voll rhythmischen wohlklangs erhöhen den stimmungsgehalt. Denn diesen fühlbar werden zu lassen, war offenbar die hauptabsicht des dichters. Aber die leidenschaft durfte nicht zünden, der schmerz nicht erschüttern, die trauer nicht verstimmen, deshalb drückte er jedes gefühl auf ein niedriges maß hinab, damit es die harmonische wirkung plastischer schönheit nicht störe. Infolgedessen erscheinen diese gedichte weich und schwächlich, mehr tändelnd und spielend als ernst und überzeugend. Man bewundert den sprachkünstler, indem man bedauert, daß er sich in künsteleien gefällt, daß er der äußeren form die innere wahrheit opfert; man empfindet, der künstler sei unaufrichtig, habe sich in alle diese stimmungen zwangsweise versetzt, seinen dichtungen zuliebe. Dieser vorwurf ist nicht unbegründet. Denn die weitere entwicklung des dichters lehrt, daß er diese gedichte, so formvollendet manche von ihnen auch sind, unter dem einfluß

der romantiker verfaßte, denen er die kunstmittel der allegorie und der symbolik entlieh. Nur die sprachgewalt und die einbildungskraft, die sich schon in ihnen zeigen, sind ungewöhnlich und erheben einige dieser jugendarbeiten über den durchschnitt der zeitgenössischen dichtung.

Trotzdem war der erfolg dieser ersten gedichte nicht derartig, daß Tennyson sich in den strahlen des ruhmes sonnen konnte. Dunkles gewölk zog dagegen am horizont auf und beugte ihn nieder. Wenige nur verstanden ihn. Derjenige unter diesen wenigen, dessen wort ihm gebot, dessen beifall ihm lohn war, der dreimal lohnet, sein freund Arthur Hallam, starb plötzlich auf einer reise in Wien. Der verlust des vertrautesten, des bräutigams seiner schwester, war von unermeßlicher wirkung auf ihn. Die freude an dem kling-klang, an dem bloß selbstgefälligen in seinen dichtungen schwand. Dazu kam die einsicht, daß er die gekünstelte form seiner gedichte nicht überbieten konnte; er empfand die abwesenheit tieferer gedanken unangenehm, er bemerkte eine allzu große spannung zwischen der wirklichheit und den gebilden seiner poesie. Drückender schmerz, unergründliche trauer, beängstigende einsamkeit entfernten ihn von der romantik. Jetzt beherrschten ihn wirklich gefühle und gedanken, die zu poetischer aussprache und gestaltung drängten. Jetzt sah er die welt in der farbe eines einzigen gefühls. Wie konnte er sich von dem drucke dieser last, dieses leids befreien? Durch wissenschaftliche studien, gewiß. Untätige aufnahme allein befriedigte ihn nicht, sein lebhaftes wesen sehnte sich nach aussprache und betätigung. Da er sich einem praktischen berufe, selbst wissenschaftlicher art, nicht gewachsen glaubte, blieb ihm allein die dichtkunst. Er verstummte zwar gerade jetzt; das war indessen ein schweigen der kräftesammlung, der winterruhe der gewächse vergleichbar, die die blüten vorbereitet. Er erkannte, daß nur der dichter auf seine zeitgenossen am kräftigsten wirkt, der ihre bestrebungen vertritt, ihre ansichten teilt oder wenigstens berücksichtigt.

So entfaltete sich jetzt sein talent nach zwei richtungen. Sein streben nach tieferem gehalt führte ihn zur gedankenpoesie, seine bemühungen, die poesie mit dem leben zu verbinden, brachten ihn zur idylle. Da die künstlichkeit der form mit der logischen entwicklung des gedankens und dem durchsichtigen bau der erzählung schwer zu vereinen ist, so mußte Tennyson auch aus diesem grunde zur einfachheit kommen. Nur gelegentlich

bediente er sich von jetzt an freier rhythmen und gekünstelter strophen. Er verzichtet zwar nicht auf technische kunstmittel, wie die lautmalerei, aber er verwendet sie nur, wenn der inhalt darauf führt, wie in *The Charge of the Light Brigade* oder in der ode auf Wellingtons tod. In zukunft bevorzugt er den schmucklosesten aller verse, den *blankvers,* dem Lessing, wenn er ihn auch nicht zuerst im deutschen drama verwandt, doch das bürgerrecht in unserem drama verliehen hat. Unter Tennysons behandlung wurde er jedem ausdruck dienstbar, schmiegte er sich jeder wendung des vortrags aufs innigste an, erhielt er durch beständige verlegung der rhythmischen und der syntaktischen pause, die von vers zu vers an anderer stelle erscheinen, eine so große beweglichkeit, daß der reim nicht entbehrt wird.

*The Artist is known by his self-limitation* war ein lieblingswort des dichters, was um so bemerkenswerter ist, als zu seinen besonderen eigentümlichkeiten die unversiegliche fruchtbarkeit gehörte. Nur wenigen dichtern sind die verse leichter, häufiger, vollendeter aus der feder geflossen, manchen gedanken goß er, um die wirkung zu prüfen, in verschiedene formen, unter denen die wahl der entscheidung schwer war. Immer litt er unter dem reichtum zuströmender worte und bilder; daher wurde es ihm nie leicht, einen schnellen abschluß zu finden. Häufiger leitete ihn sein zweiter grundsatz, den er am treffendsten bei übersendung des gedichtes *The Palace of Arts* an einen freund ausgedrückt hat:

*Beauty, Good and Knowledge are three sisters*
*That doat upon each other, friends to man,*
*Living together under the same roof,*
*And never can be sunder'd without tears,*
*And he that shuts Love out, in turn, shall be*
*Shut out from Love, and on her threshold lie*
*Howling in darkness.*

Indem er diesen vier sternen nachging, sah er, wie selten sich ideale verwirklichen lassen. Das gefühl der enttäuschung beschlich ihn. Er suchte erkenntnis in den wissenschaften, aber er fand, daß sie, an der oberfläche haftend, das geheimnis vom wesen der letzten dinge nicht enthüllen können. Doch sollte er die beschäftigung mit den naturwissenschaften und der philosophie aufgeben, weil ihre ergebnisse seine erwartungen nicht erfüllten? Gewähren sie nicht aufklärung über sehr vieles, wenn

sie auch den schleier von dem anfang und dem ende allen lebens nicht ziehen können! Aus solchem schwanken entstand sein schönes gedicht *The Two Voices*, in dem die leise stimme des schamhaften gewissens mit der dröhnenden stimme des hoffärtigen verstandes hadert, der alles meistern möchte; über seine unfähigkeit, diese meisterschaft zu erreichen, verzweifelnd, möchte der mensch das leben aufgeben, trotzdem ihm andrerseits die aussicht auf tiefergehende ergebnisse der forschung zum weiterleben lockt. In dem 40 jahre später entstandenen gedicht: *Despair*, das in einem dramatischen monolog die selbstmordgedanken eines ehepaares darlegt, das den glauben an gott und die unsterblichkeit der seele verloren hat, kehren diese gedanken wieder, der beste beweis dafür, daß sie ihre quelle in der persönlichen überzeugung des dichters haben. Nur in andere formen prägt sie Tennyson in den gedichten *The Vision of Sin* und in *Simon Stylites*, in dem er von dem sonderbaren säulenheiligen spricht, der seine säule höher und höher baute, um der menschheit zu entfliehen und sich gott zu nähern, aber in seiner eitelkeit mit gott grollt, weil er ihn, sein streben nicht würdigend, am leben erhält, ihn also verstößt. Ganz sicher enthüllen diese und andere gedichte die eigenen seelenkämpfe des dichters. Deutlicher spricht die gleiche pessimistische weltanschauung, mit der sich ein linder trübsinn mischt, aus der seinem freunde Hallam gewidmeten totenklage *In Memoriam*, einem zyklus von 130 gedichten verschiedenen umfangs, die in strophen abgefaßt sind, die sich an die form des sonetts anlehnen. Hallams tod hat seine ganze sittliche weltanschauung erschüttert; fassungslos ringt er nach neuer, festerer grundlage. Zweifel über den wert des lebens, die güte gottes, die ewigkeit der welt peinigt ihn. Wie kann das beste ohne grund vernichtet werden, wenn es einen gütigen gott gibt? Wie kann der an gerechtigkeit glauben, den dieser verlust trifft? Das sind wenig tiefgehende, kaum richtig gestellte fragen. Tennyson war nie ein strenger logiker, das gefühl überwiegt, der scharfsinn tritt zurück. So begnügt er sich auch hier mit einer halbwegs gerechtfertigten entscheidung eigentümlicher art. Den tod, der scheinbar gesiegt hat, will er überwältigen, indem er sich ganz in das wesen des verstorbenen versenken, jeden entschluß nach dessen art fassen und immer in dessen seele lesen will. Da nun Hallam über bedeutende geistesgaben verfügte und als gegenpart Tennysons ein klarer, kühler denker war, wohlbewandert auf allen gebieten

der modernen theoretischen wissenschaft, so treten auf diese weise die schweren und wichtigen fragen der menschheit an den dichter heran, für die er antwort in der religion und der naturwissenschaft sucht. Die betrübte seele wünscht trost von beiden zu erhalten. Was die eine ihm spendet, raubt ihm die andere, so voll widerspruch ist nach Tennysons ansicht die heutige welt. Aber Tennyson findet einen merkwürdigen ausweg aus dem anscheinend unentwirrbaren gegensatz. Er steht ganz und gar im banne der naturwissenschaft; der entwicklungsgedanke ist für ihn unbedingt wahr, gilt ihm als die gesicherte grundlage, von der sich kein die zeit verstehender denker abwenden kann. Die ergebnisse der naturforschung, die er jetzt und später in seinen dichtungen verwendet, sucht er mit den lehren der überlieferten religion in einklang zu bringen. Die brücke über die kluft, die das überlieferte von dem erforschten trennt, schlägt er in echt englischer weise, indem er behauptet, die religion sei nicht weniger wandelbar und unbeständig als die wissenschaft; beide beanspruchten gleicherweise glauben. Jene tröste, beruhige; diese beunruhige, zerstöre; die gebiete und aufgaben beider müsse man klar voneinander scheiden; man verlange nicht von der wissenschaft, was allein die religion gewähren könne, die er dem frommen glauben gleichsetzt. Mit dieser scheidung beider gebiete hat des dichters suchendes gemüt das gleichgewicht wieder bekommen. Nicht wie Petrarka Laura feiert, woran man bei erwähnung einer totenklage zunächst denken wird, sondern wie Dante, Beatrice suchend, die rätsel des jenseits zu enthüllen strebte, so hat Tennyson durch die aussprache in dem gedichtszyklus *In Memoriam* einen sicheren standpunkt für die betrachtung von wissenschaft und leben gewonnen, der sich im ganzen kaum von dem anderer gebildeter engländer unterscheidet, die vor jeder schnellen oder starken änderung in den überkommenen einrichtungen des staates und der kirche zurückschrecken. Für die tiefe seiner persönlichen überzeugung spricht sein zähes festhalten daran. Noch jahrzehnte später hat er diese gedanken weiter poetisch gemünzt, wie in *Tiresias* und besonders eingehend in dem gedichte *The Old Sage*, in dem er darstellt, wie ein alter, an der grenze zweier weltanschauungen lebender weiser die naturphilosophischen einwürfe gegen das dasein gottes und die unsterblichkeit der seele triumphierend widerlegt. Das war eben die grundlage seiner eigenen gedankenwelt, die er niemals aufgab, die er nicht an-

tasten ließ, die ihn aber auch nicht hinderten, naturwissenschaftlich freisinnig zu denken.

Eng verbunden mit diesem religiösen standpunkt ist sein verhältnis zu den sozialpolitischen problemen und den gesellschaftlichen fragen seiner zeit. In der ersten hälfte des 19. jahr hunderts reiften für England die früchte einer langen arbeitszeit, die zahl der einwohner wuchs schnell, gewerbe und verkehr entfalteten sich zu hoher blüte, neue bedürfnisse weckend, reiche gelegenheit zu lohnender arbeit schaffend. Zugleich erweiterte sich das feld englischer tätigkeit und macht, indem die kolonien durch die neue dampfschiffahrt enger mit dem stammlande verbunden wurden. Mit dem wachsenden reichtum wuchs selbstverständlich auch das streben nach genuß. Die jagd nach reichtum führte zur ausbeutung der wirtschaftlich schwachen. Tennysons herz gehörte immer den bedrängten. In seiner jugend hat er einst zum verdruß des pfarrers um mitternacht mit den kirchenglocken im jubelgeläut dem lande die nachricht von der aufhebung des getreidezolls verkündet, der den preis des getreides zugunsten weniger reicher gutsherren und zum schaden des ganzen volkes künstlich hochhielt. Im reifen alter sah er mit unbehagen, wie unsozial sich minenbesitzer und fabrikanten ihren arbeitern gegenüber verhielten, wie in der chartistenbewegung und anderen sozialen streitfragen und wirtschaftlichen kämpfen die materiellen anschauungen siegten, die idealen bestrebungen Ruskins, Carlyles und anderer aus seinem freundeskreise unterlagen. Er fand es unerhört, daß die einzelne gediegene person, deren rechte Carlyle mit glühender rede verfocht, an sich nicht viel galt, daß herkunft und vermögen über talent und arbeitskraft gesetzt wurden. Wie er in dem sonettenkranz *In Memoriam* den weg der nach wahrheit dürstenden seele vom zweifel zum glauben verfolgt hatte, so stellt er nun freisinniger und moderner in dem gedichte *Maud*, das er selbst als ein gegenstück zu dem religiös gestimmten *In Memoriam* bezeichnet hat, den verzweifelten kampf, die unverschuldete vernichtung der persönlichkeit dar, die sich vergeblich gegen das soziale unrecht aufbäumt, die es nicht fassen kann, daß das unrecht triumphiert, indem es den bund zweier von kindheit an füreinander bestimmter wesen zerreißt. Er hat ein beispiel von vielen aus dem unblutigen bürgerkriege herausgenommen, in dem schrankenloser wettstreit zu list und betrug, zu einem verderblichen kampf aller gegen alle führte, der nach Tennysons

meinung schlimmer auf dem volke lastete als ein blutiger krieg mit auswärtigen feinden. Darum preist er am schlusse des gedichts den beginn des Krimkrieges als ein ereignis, das auch dem leichtsinnigen, dem gedankenlosen zeigen wird, daß die gefahr des vaterlandes alle anderen fragen zum verstummen bringen muß und nur die vereinigung aller kräfte zu gemeinsamer arbeit das land schützen, das volk fördern und glücklich machen kann, daß von dem gedeihen der gesamtheit das wohl des einzelnen sichtlich abhängt. Der gedanke, daß von dem rechte, das mit uns geboren ist, leider nie die rede sei, hat Tennyson schwere sorgen bereitet. Immer wieder spricht er davon. In *Locksley Hall*, in *Aylmer's Field*, in *Dora* und in vielen anderen gedichten beklagt er, daß der kampf um die unbedingte anerkennung der gediegenen persönlichkeit unter den damaligen englischen verhältnissen vergeblich sei. Wie Carlyle, mit dem er in vielen punkten zu vergleichen ist, erhebt er seine stimme gegen die ungesunden sozialen zustände Englands, aber er verleiht seinem protest künstlerische form, gestaltet poetisch, was Carlyle in flammenworten und rätselhaften bildern predigt. Er zeigt dagegen klar und faßlich in abgerundeten erzählungen von ergreifendem inhalt und schlichtem ausdruck, daß adelsstolz und bauernhochmut, klassendünkel und kastensinn, eitelkeit und geldprotzentum wieder wie in alten tagen im widerspruch mit dem alles bestrahlenden sonnenschein des modernen lebens dunkle, unheilvolle mächte sind, an denen junges glück wie glas zersplittert. Auf ihrem grunde wächst der unverstand, der jeden fortschritt lähmt und hemmt, weil er die bedürfnisse eines neuen zielen entgegenstrebenden volkes nicht erkennen will. Wer diese mächte nicht überwindet, unterliegt dem schicksal, mag er sie angreifen oder sich vor ihnen verteidigen. Wird dagegen das recht des nächsten geachtet, begünstigt oder gar ohne rücksicht auf das eigene lebensglück durchgesetzt, dann streben alle vereinzelten kräfte harmonisch nach einem ziel und bereiten blüte und frucht. Tennysons gemütsart war zu weich, um sich gerne mit den nachtseiten des menschenlebens zu beschäftigen. Er gewann ihm lieber heitere seiten, freundlichere bilder ab. Er wandte sich im gegensatze zu Carlyle mit besonderer vorliebe der darstellung positiver ideale zu, indem er den düsteren gemälden von dem verderblichen einfluß und wirken selbstsüchtiger personen erhebendere bilder des glücks entgegenstellte, das diejenigen um sich verbreiten,

die ihr dasein dem seelenfrieden und dem lebensgenuß der freunde und angehörigen opfern. Hier liegt im wesentlichen Tennysons größe. Nirgends ist er eigenartiger, nirgends dringt er tiefer, nirgends wirkt er überzeugender, hinreißender als in der darstellung der schlichten heldengröße, die es nicht weiß, wie ungewöhnlich ihre tat ist, weil ihre handlungen eine natürliche folge ihres wesens sind. So entwickelt sich in diesen dichtungen die begebenheit aus sich selbst, von innen heraus, wie die blüte aus der quellenden knospe bricht, wie sich die frucht aus den welkenden blütenblättern schält. Es ist bezeichnend für Tennysons talent, daß er hier nicht nur aus der volkstümlichen überlieferung schöpfte, sondern auch den ton rührender herzlichkeit so rein und voll erklingen ließ, daß sich eben diese dichtungen in das herz des englischen volkes geschrieben und durch vielerlei übersetzungen den weg zu uns, ja durch die ganze gesittete welt gefunden haben. Keine aber drang weiter als der sang von *Enoch Arden*, ein idyll, ein seelengemälde, eine perle der weltliteratur, unvergeßlich und unvergleichlich, obschon der edelmut des helden fast unnatürlich erscheint. Das liegt im stoff, den Tennyson einer alten schiffersage entlieh, die in Wales und der Bretagne heimisch ist, also an gestaden, die der dichter gern aufsuchte, um sich in den kräftigen wogen zu erquicken, und die des dichters phantasie aus der ferne mit den gestalten keltischer sagen belebte. Meisterhaft, wie Tennyson in der behandlung des gegenstandes jeden auch noch so schwachen hauch von rührseligkeit vermieden, bewundernswert, wie er das glück der zufriedenheit in den mittelpunkt der handlung gestellt hat, aus dem die ganze begebenheit quillt. Dabei lenkt das grenzenlose meer den blick, die gedanken auf die weite welt, während doch der eigentliche schauplatz der geschichte das enge haus, der beschränkte kreis einer dürftigen familie ist. Aber äußere armut zerstört hier nicht inneren reichtum; das glück des begünstigten freiers weckt nicht den neid des abgewiesenen; die mutter lebt nur den kindern; ihr gatte verläßt das traute heim nur, um für die seinen zu sorgen. Der freund spendet gern das wenige, was er erspart. Als das unglück mit der gewaltigsten wucht ohne seine schuld über Enoch Arden hereinbricht, fügt er sich dem unvermeidlichen und versucht nicht, das unwiederbringliche zurückzugewinnen, sondern erkennt vielmehr unerkannt das nach vielen entbehrungen und herben Leiden erworbene recht seiner familie und seines gleich

ihm selbstlosen freundes auf lebensfreude an. Statt diese zu stören, opfert er sein recht, sein glück, ohne im leiden zaghaft und neidisch zu werden. Goethes spruch:

„Von der gewalt, die alle wesen bindet,
Befreit der mensch sich, der sich überwindet“

gilt nicht nur von Enoch Ardens bescheiden-stolzer tat, sondern erklärt auch die handlungsweise anderer helden Tennysons. Am gediegensten hat er ihn in jener ballade ausgeprägt, in der er darstellt, wie Godiva den tiefsten zug ihres wesens, ihr schamgefühl, in selbsterniedrigung ablegt, um den harten sinn ihres gemahls zum heile der bedrängten und bedrohten armen zu brechen, und wie sie eben dadurch siegerin über alle schlechten triebe der bürger ihrer stadt wird.

Der wille, das streben nach selbstbeherrschung ist im großen ganzen der tiefere sinn, das einigende band der *Königsidyllen* (*The Idylls of the King*), jener erzählungen im blankverse aus der Arthursage, die Tennyson, wie Goethe der *Faust*, von der frischen jugend bis ins greise alter beschäftigt haben. Es ist kaum möglich, den faden zu finden, der so sicher durch das labyrinth dieser erzählungen führt, daß man die innere einheit voll und klar und restlos erkennt. Fest steht durch Tennysons eigenes geständnis, daß er den traum eines mannes darstellen wollte, der ein reich von idealer größe, reinheit und selbstlosigkeit gründet, das durch *eine* sünde vernichtet wird. Genügend klar, hinreichend sicher erkennt man in könig Arthur den sündenreinen mann, der das beste will, der jeden einzelnen in seinem machtbereiche fördert, der sein land nach altruistischen grundsätzen verwaltet, der aber vorzeitig feindlichen gewalten unterliegt, weil er in seiner wahrheitsliebe und in seinem menschenvertrauen nicht einsichtig genug ist, böse einflüsse rechtzeitig abzuwenden, und zu schwach, zerstörenden übeltätern kräftig entgegenzutreten. Allerdings zeigt sich auch in diesen epen Tennysons neigung, der opfermutigen bescheidenheit die palme des sieges zu gewähren, wie vor allem der unvergleichlichen Enid, aber es sind doch böse, dämonische menschen, die wie Lancelot, Guinevere, Vivien allzusehr die oberhand gewinnen und das glück derjenigen stören, die ihre list betört.

Es spricht für Tennysons kraft und talent, daß er sich noch im greisenalter, nach dem 64. jahre, einem neuen poetischen gebiete, dem drama, mit einigen äußeren erfolgen zuwandte. Er selbst und sein sohn haben aus verschiedenen dramatisch ge-

haltenen gedichten, monologen und dialogen, den schluß gezogen, daß Tennyson von jugend an die dramatische gestaltung poetischer stoffe geübt habe. Diese versuche beweisen wenig für sein können; denn vorübungen zu einem drama mit reger, fesselnder handlung waren es nicht. Erleichtert wurde ihm der übergang auf dieses vornehmste feld der dichtung durch die gewandtheit, mit der er damals vers und ausdruck meisterte, und durch die gewalt der phantasie, die ihm das, was er zu gestalten wünschte, klar vors auge stellte. Erschwert wurde er ihm durch die fülle der bilder, die immer beim dichten in ihm emportauchten, die ihn zur weitschweifigkeit im ausdruck, zur verwicklung der szenischen vorgänge, zum eingehen auf einzelheiten trieben. Ungünstig war es auch, daß er bisher wahre heldengestalten nicht geschaffen hatte, die ihr recht mit dem schwerte in der hand oder mit der flammenrede des zornes erfechten wollen. An diesen klippen scheiterte in der tat das schiff, das mit vollen segeln auf das hohe meer der dramatischen dichtung fuhr. Tennyson führte zwar seinen vorsatz durch: er verfaßte dramen, die durch den poetischen gehalt und die geistige durchdringung des stoffes weit über den durchschnitt der an und für sich nicht hochstehenden englischen dramatik des 19. jahrhunderts hinausgehen. Es gelang ihm auch, die hauptgestalten aus den großen epochen der englischen geschichte in seine dramen zu verflechten. So dramatisiert er im *Harold* den einbruch der normannen in England, in *Becket* den kampf des papstes und der geistlichkeit gegen das englische königtum, in *Queen Mary* die fehde des alten katholizismus mit dem neuen protestantismus, in *The Foresters* das altertümliche leben im *old merry England*. Ganz gewiß hat er seinen großen vorsatz durchgeführt, die englische geschichte von ihrem anfang bis zu der zeit auf die bühne zu bringen, die Shakespeares königsdramen schildern, aber es fehlt diesen dramen wie auch den anderen kleineren die zwingende dramatische logik. Sie weisen alle vorzüge Tennysonscher dichtwerke auf, enthüllen indessen ihre schwächen gründlicher, auffallender als die epischen. Hier gereicht es ihm zum verderben, daß er nicht einwandfrei psychologisch motivieren, daß er wohl begebenheiten erfassen, aber sie nicht logisch entwickeln kann. Bei aller weite und tiefe der phantasie fehlte ihm die gabe, großes zu erfinden. Daran kranken seine dramen, wie es im grunde das übel ist, an dem alle seine werke leiden. Nur daß er diesen mangel auf

episch-lyrischem gebiet durch die meisterhafte darstellung verdeckte. Im drama fand sich kein ausgleich, keine deckung. In seinen gedichten schmiegt sich die schilderung des äußeren, der landschaft, des schauplatzes dem inhalt, der begebenheit, der handlung genau an. Der duft der landschaft verleiht dem erzählten stimmung. Dieser stimmungsgehalt ist ausgezeichnet, vielsagend; er ist das tiefste geheimnis seiner kunst. Hervorgerufen wird er zum größten teil durch den steten, nimmer rastenden wechsel des äußerlichen, durch schilderungen, die die schönsten, greifbar hervortretenden gemälde herstellen, durch den fluß der begebenheiten, die den glanz dieser bilder durch ihren gegensatz erhöhen. Das ist eine kunst, die dem dramatiker versagt ist.

Was bedeutet aber diese schwäche gegenüber dem reichen ertrag, den eine mehr als sechzigjährige arbeit der welt beschert hat? In Tennysons werken breitet sich eine fülle guter gaben aus; man genießt sie gern, wenn man sich den nicht immer leichten zugang zu ihnen gebahnt hat; denn die tiefen gedanken, die köstlichen charaktere sind in eine glänzende hülle gekleidet, die den nahenden zwar lockt, aber ihn zunächst blendet und verwirrt, so daß es ihm schwer wird, gleich klar zu sehen.

*Hannover.* Robert Philippsthal.

---

## BEITRÄGE ZUR FRANZÖSISCHEN SYNTAX.

*Schulgrammatik und sprachgebrauch.*

### II. *En cas que* und *au cas que*.

Beim lesen moderner französischer schriftsteller bin ich den konjunktionalen ausdrücken *en cas que* und *au cas que* nie begegnet, obwohl sie in keiner von deutschen verfaßten grammatik der französischen sprache fehlen. Es hat mich das nicht gewundert. Schon vor jahren bemerkte R. Kron (ich weiß nicht mehr, wo und bei welcher gelegenheit), daß die anwendung dieser konjunktionen durchaus unfranzösisch sei, und daß man dafür *dans le cas où* mit folgendem konditionalis gebrauchen müsse. Émile Rodhe sagt in seiner sehr lesenswerten schrift *Les grammairiens et le français parlé*, Lund 1901, s. 124: En cas

que, au cas que *sont vieillis et ont disparu de la langue parlée. C'est* dans le (au) cas où *qu'il faudrait donner en première ligne dans les grammaires,* und s. 131 heißt es: *Nous rangeons* en cas que, au cas que *parmi les expressions vieillies, en tous cas exclusivement littéraires. Tout le monde dit:* au cas où *ou* dans le cas où. Gebildete franzosen, die ich in dieser sache befragte, bestätigten mir die richtigkeit der angeführten behauptungen und verurteilten *en cas que* noch schärfer als *au cas que. Je sortirai en cas qu'il fasse beau* ist also falsches französisch.

Die feststellung Krons und Rodhes hat keine beachtung gefunden. Nach wie vor verzeichnet eine grammatik nach der andern bis auf den heutigen tag unter den konjunktionen, die in den von ihnen eingeleiteten nebensätzen den konjunktiv fordern, auch *en cas que* und *au cas que.* Nur ganz selten, z. b. bei Weitzenböck, findet sich daneben *dans le cas où.* Was die wörterbücher betrifft, so gehen die wenigen beispiele, die Littré für *en cas que* gibt, nicht über Voltaire hinaus. Sachs-Villatte, Reum, Darmesteter-Hatzfeld, P. Boissière und andere verzeichnen *au cas que* neben *au cas où* ohne schriftstellerbelege. Dagegen fehlen bezeichnenderweise die in rede stehenden ausdrücke in *französischen* schulbüchern, z. b. Larive-Fleury, *La troisième année de grammaire*; Claude Augé, *Grammaire du Certificat d'Études* und *Troisième Livre de grammaire.* Auch der *kleine Larousse* und Gazier, *Dictionnaire classique illustré,* führen sie nicht auf.

*Dans le (au) cas où* mit konditionalis ist im heutigen französisch sehr häufig. Wenige beispiele mögen genügen: *Dans le cas où on aurait eu recours à des menaces, agressions ou tous autres moyens violens en vue de contraindre l'une des parties à vendre ou à acheter une terre, ladite terre ne pourra plus être achetée par l'entremise de la Caisse rurale pendant dix ans. R. d. d. M.* 1. mai 1914, s. 188. *Dans le cas où les paysans contracteraient des emprunts aux banques populaires, ils ne pourront emprunter une somme supérieure à celle qu'ils ont à leur crédit dans les Banques.* Ebd. *Au cas où dix nations s'accorderaient pour soumettre leurs différends à l'arbitrage . . . Annales pol. et litt.* 21. juli 1907, s. 64. — Ähnlich steht *pour le cas où: Le 25 novembre 1553, il [Charles-Quint] soumet à une assemblée de seigneurs le projet de mariage de Philippe II son fils avec Marie Tudor et il y joint un plan de cession des Pays-Bas à l'Angleterre, pour le cas où il naîtrait des enfants de cette union. Revue de Paris* XII 14, 438. *Elle lui conseillait de prendre cela comme alpenstock pour le cas où le sien se casserait.* Ebd. XI 11, 582. *Dans le (au)*

*cas où* mit folgendem perfekt und präsens: *Dans le cas, disent les statuts, où il n'y a pas eu de négociations entre eux [entre grands propriétaires et paysans] et où le propriétaire recourt à la Caisse, celle-ci fixe, d'accord avec lui, les conditions d'achat. R. d. d. M.* 1. mai 1914, s. 186. — Statt des konditionalis steht auch der konjunktiv: *Les autorités françaises avaient organisé un important service d'ordre au cas où l'empereur fût allé à la Schlucht. Annales pol. et litt.* 27. sept. 1908, s. 308. *... prêt à courir là-bas au cas où cette liberté reconquise de la Norvège eût été menacée. L'Illustration* 17. nov. 1906, s. 323. *Faire la route à pied, comme elle aurait peut-être essayé de le faire au cas où ses mains eussent été libres, il n'y fallait pas songer. R. d. d. M.* 15. juni 1899, s. 787. Ein solches eintreten des konjunktivs für den konditionalis und umgekehrt des konditionalis für den konjunktiv zeigt sich ja auch sonst in der französischen sprache, selbst da, wo die grammatik nur einen der beiden modi gelten läßt: *Alors qu'on espérait qu'il y eût encore place pour une médiation, le Japon a fait acte de guerre. Annales pol. et litt.* 14. febr. 1904, s. 97. *Elle se leurrait de l'espoir qu'il réussît là où elle avait échoué. Revue de Paris* XI 19, 627. *Je ne sais si M^me^ de Charrère eût aimé ces articles. R. d. d. M.* 15. aug. 1906, s. 800. — *Je ne veux pas le dire quoique je le pourrais* (Brunetière). Ebd. 15. märz 1908, s. 439. *Le Kaiser ordonna que le buste serait livré à l'examen des chimistes. Annales pol. et litt.* 28. nov. 1909, s. 497. *Castro déclare qu'il n'acceptera rien qui pourrait porter atteinte à la dignité de Vénézuéla.* Ebd. 14. dez. 1902, s. 370. — Beides nebeneinander: *On renonçait à la voie du Nil, qui aurait exigé un trop grand nombre de bateaux et eût été fort lente. Revue de Paris* XII 8, 683. *De là, le couple russe eût gagné Naples et serait revenu par Venise. Annales pol. et litt.* 31. okt. 1909, s. 415.

Für den klassenunterricht möchte ich noch bemerken, daß es sich empfiehlt, die schüler in einfacher rede, und nur um solche handelt es sich für sie, die konjunktion *si* in bedingungssätzen anwenden zu lassen. *Je sortirai dans le cas où il ferait beau* ist zwar korrekt, aber immerhin schwerfällig, wenigstens für die gesprochene sprache. Erst recht aber verzichte man auf *supposé* (*à supposer, en supposant, dans la supposition*) *que*, ausdrücke, die sämtlich als selten, ungebräuchlich oder geradezu als falsch zu bezeichnen sind. Allenfalls kämen noch *pourvu que, à* (*la*) *condition que* (dieses auch mit futurum[1]) und für verneinte sätze *à moins que*

[1] Oder konditionalis, je nach dem satzgefüge. A. R.

. . . *ne* in betracht. *Je sortirai s'il fait beau* (*s'il ne pleut pas*) ist jedenfalls das einfachste, natürlichste und beste französisch. In den seltenen fällen allerdings, wo, wie in den beiden folgenden beispielen, eine wiederholung von *si* vermieden werden soll, ist *dans le* (*au*) *cas où* am platze: *C'étaient un général Carranza, un général Villa, aventuriers de la même espèce que le général Huerta et dont on pouvait se demander si, dans le cas où il tomberait sous leur domination, le Mexique gagnerait au change. R. d. d. M.* 1. mai 1914, s. 237. *Il est permis de se demander si l'attitude des gens vertueux eût été la même, au cas où Jeffries fût sorti vainqueur du combat. L'Illustration* 23. juli 1910, s. 52.

Zum schluß eine frage: Werden *en cas que* und *au cas que* künftig aus unseren schulgrammatiken verschwinden, oder sollen wie bisher die schüler diese konjunktionen lernen und *zur übung des konjunktivs* beim übersetzen (extemporalien!) anwenden, d. h. zur konstruktion falscher französischer sätze gezwungen werden?

## III. Geographische namen in verbindung mit präpositionen im französischen.

Wenn man von der präposition *dans* absieht, die, wie Plattner bemerkt, oft ohne ersichtlichen grund vor ländernamen steht, so kann man die regeln, die von der schulgrammatik über den gebrauch der präpositionen vor ländernamen auf die fragen *wo* und *wohin* folgendermaßen kurz zusammenfassen: Im allgemeinen steht *en* (*en Danemark*). Ist der name von einem attribut begleitet, so gebraucht man *dans* (*dans la Grande-Bretagne*); ebenso vor städtenamen (*dans la belle Naples*). Die pluralien und die männlichen namen außereuropäischer länder haben *à* (*aux États-Unis, au Canada*). Auf *partir, s'embarquer, se mettre en route, faire voile* folgt *pour* (*partir pour l'Angleterre*); ebenso vor städtenamen (*partir pour Londres*).

Der sprachgebrauch steht nicht selten in widerspruch mit diesen regeln. Dasselbe gilt in gewissen fällen auch für die verwendung der präpositionen vor den namen der flüsse, meere und gebirge.

1. Vor die attributiv bestimmten ländernamen, die feste verbindungen sind, tritt so häufig *en*, daß belege dafür überflüssig sind: En *Extrême-Orient*, en *Asie-Mineure*, en *Nouvelle-Zemble*, en *Nouvelle-Calédonie*, en *Nouvelle-Guinée*, en *Nouvelle-Zélande*. Was insbesondere *en Grande-Bretagne* betrifft, so scheint diese ausdrucks-

weise heute allgemein üblich zu sein, während Plattner deren vorkommen noch in einer programmabhandlung vom jahre 1897 bezweifeln zu können glaubte. Ich führe aus einer größeren zahl belegstellen für *en Grande-Bretagne* die folgenden an, von denen die älteste aus dem jahre 1895 stammt: *Revue de Paris* II 16, 826; ebd. IV 1, 212; VIII 10, 308, 310 u. 321; XII 4, 784; XII 8, 752. *L'Illustration* 17. dez. 1904, s. 423; ebd. 13. mai 1905, s. 318. *Annales pol. et litt.* 26. april 1908, s. 393 usw. — Auch vor selteneren zusammensetzungen steht *en*: En *Haute-Égypte. R. d. d. M.* 15. sept. 1906, s. 431; en *Basse-Égypte. Revue de Paris* XI 19, 587; en *Nouvelle-Angleterre.* Ebd. XI 23, 576; en *Petite-Russie.* Ebd. XII 8, 865; en *Nouvelle-Russie.* Ebd. 867; en *Vieille-Serbie.* Ebd. X 5, 202. — *En* vor ländernamen mit *nachstehendem* adjektivischen attribut: En *Afrique australe. Revue de Paris* IX 14, 447; en *Asie centrale.* Ebd. XII 6, 241; dasselbe neben *dans l'Asie centrale. R. d. d. M.* 1. nov. 1907, s. 107, 108; en *Chine méridionale.* Ebd. 1. jan. 1899, s. 57; en *Amérique centrale. Annales pol. et litt.* 24. juni 1906, s. 401; en *Suisse allemande.* Ebd. 26. nov. 1906, s. 345; en *Gaule romaine.* Ebd. 8. märz 1908, s. 234; en *Pologne russe. L'Illustration* 26. mai 1906, s. 324; en *Afrique équatoriale.* Ebd. 14. juli 1906; en *Pologne allemande.* Ebd. 14. sept. 1907, s. 171. — *En* vor einem mit adjektiv verbundenen städtenamen: En *la délicieuse Bonn. Revue de Paris* VIII 10, 431. — *En* vor ländernamen mit substantivischem attribut: En *Turquie d'Europe. Revue de Paris* X 5, 202; ebd. XII 10, 448; en *Afrique du Sud.* Ebd. XI 22, 317; en *Amérique du Sud.* Ebd. XII 10, 442 und *R. d. d. M.* 16. okt. 1906, s. 815. *Anatole France* en *Afrique du Nord* (überschrift). *L'Illustration* 6. juli 1912. — *En* vor einem ländernamen mit adjektivischem und substantivischem attribut: En *Nouvelle-Galles du Sud. L'Illustration* 20. sept. 1902, s. 230. — *En* vor länder- und städtenamen, die mit einem pronomen verbunden sind: En *cette Angleterre. Revue de Paris* X 16, 883; en *notre France.* Ebd. XI 10, 415; en *cette Perse.* Ebd. XII 2, 430; en *notre Angleterre.* Ebd. XII 10, 283; en *toute la France.* Ebd. IX 9, 153; en *cette Venise.* Ebd. X 20, 893; en *notre Paris.* Ebd. XII 2 445. — *En* vor ländernamen mit pronominalem und adjektivischem attribut: En *cette Russie méridionale. Revue de Paris* XI 18, 442; en *cette Asie orientale.* Ebd. XII 3, 464; en *notre Europe occidentale.* Ebd. XII 5, 204; en *cette Amérique lointaine. L'Illustration* 5. jan. 1907, s. 15.

2. Die ländernamen, vor denen, wie oben erwähnt, die prä-

position *à* steht, können diese präposition auch dann behalten wenn ein adjektiv hinzutritt: Au *Congo belge* (*im* belgischen Kongo). *L'Illustration* 25. dez. 1909, s. 494; au *Maroc oriental* (*im* östlichen Marokko). Ebd. 21. febr. 1914, s. 143.

3. Die folgenden beispiele zeigen, daß auch vor die männlichen namen von kleineren, *in Europa* liegenden ländern die präposition *à* treten kann. Dies gilt besonders von Montenegro und Dänemark: *Mais en Serbie, en Bulgarie,* au *Monténégro, partout où est répandu le culte d'une politique propre au monde slave, le réveil fut dur. Revue de Paris* V 15, 643. *En Serbie et* au *Monténégro.* Ebd. XII 24, 733. *Les marines militaires font des essais du même genre en France, en Italie, en Hollande et* au *Danemark. L'Illustration* 26. april 1902, s. 298. *En Amérique et* au *Danemark. R. d. d. M.* 15. aug. 1898, s. 826. (*Se rendre*) *en Suède, en Norvège et* au *Danemark. Le Siècle* 25. okt. 1904. *Tandis qu'il* [*Bismarck*] *est occupé* au *Danemark, en Bohême ou en France, la Russie ne perd pas son temps.* Georges Bourdon, *L'Énigme allemande,* s. 433. Au *Portugal* (besonders auffällig, weil es sich um ein in der nähe Frankreichs gelegenes land handelt) findet sich neben *en Espagne, en Bulgarie* und *en Serbie. L'Illustration* 9. nov. 1912, s. 343. Ebenso *au Portugal* zwischen *en Russie, en Espagne, en Angleterre* und *en Roumanie. Annales pol. et litt.* 23. aug. 1908, s. 172.

4. Umgekehrt steht vor *außereuropäischen* ländern männlichen geschlechts *en* statt *à*, am häufigsten vor *Canada*: *Des discussions s'étaient élevées* en *Canada sur la détermination de l'emplacement précis où le général Wolfe était mort. R. d. d. M.* 15. juni 1906, s. 874; dasselbe ebd. 873, 884, 896. Unter einer abbildung: *La gare de Paris,* en *Canada* (*province d'Ontario*). *L'Illustration* 8. aug. 1908, s. 103. En *Dakota. Revue de Paris* III 10, 396. En *Montana* und en *Colorado.* Ebd. III 11, 614.

5. Die präposition *à* findet sich vor einigen außereuropäischen ländernamen *weiblichen* geschlechts: *Elle* [*l'Angleterre*] *essaya d'obtenir que la poussée russe s'arrêtât un peu au-devant des deux entrées qui menaient* à *l'Inde* (Vorderindien) *par les routes les plus courtes. Revue de Paris* XI 16, 880. *Journal de ma déportation* à *la Guyane française. L'Illustration* 2. nov. 1912, s. 339. *Il y a,* à *la Nouvelle-Calédonie, plusieurs établissements pénitentiaires.* Cortambert, *Géographie de la France. Plusieurs autres établissements pénitentiaires ont été fondés* à *la Guyane.* Ebd.

6. Außer nach den von der elementargrammatik genannten

ausdrücken, die *pour* verlangen und zu denen Plattner noch *faire ses malles, prendre le train, en partance* und *expédier* hinzufügt, finde ich diese präposition einmal nach *s'enfuir*: *S'enfuir* pour *le Canada*. Henry Kistemaeckers, *L'Embuscade* I 18.

7. *Partir* ist nicht selten mit *en* und *à* (vor ländern) und *à* (vor städten) verbunden. Manche franzosen unterscheiden zwischen *il est parti* pour *l'Amérique* (er befindet sich noch unterwegs) und *il est parti* en *Amérique* (er ist schon in Amerika angekommen); ebenso zwischen *il est parti* pour *Paris* (er ist auf der reise nach Paris) und *il est parti* à *Paris* (er ist schon in Paris). Die folgenden belege für *partir en* (*au*) und *partir à* zeigen, daß diese unterscheidung nicht immer zutrifft, sich also nicht aufrecht erhalten läßt; auch bei *partir en* (*à*) kann die reise in der ausführung begriffen sein oder erst bevorstehen: *En 1618, c'est* en *Espagne qu'il part. Revue de Paris* I 10, 77. *On sait que le colonel Lynch, parti* au *Transvaal comme reporter, s'était range du côté boer. Annales pol. et litt.* 1. febr. 1903, s. 66. *Le 28 avril 1899, cet accord fut signé à Pétersbourg; l'Angleterre partit* au *Transvaal. Revue de Paris* XI 16, 881. *Au milieu d'août, j'appris que le Secrétaire pour la guerre était parti* en *Irlande*. Ebd. XI 22, 310. *En 1897 enfin, M. de Morgan put quitter l'Égypte et accepter de repartir* en *Perse avec le titre de Délégué général.* Ebd. XII 2, 425. *La seconde, dès l'âge de seize ans, était partie* à *Cambridge terminer son instruction.* Ebd. XI 13, 141. *Je venais d'apprendre par l'ordonnance du lieutenant de Grainville que son officier était parti* à *Paris pour deux jours.* Ebd. XI 21, 58. *Des femmes d'officiers préparent leurs malles pour partir* à *Kharbine* (hier wird die wiederholung von *pour* vermieden). Ebd. XII 2, 248. *Il y a vingt ans environ, un jeune garçon de quinze ans, condamné comme phtisique par les médecins anglais, partit* au *cap de Bonne-Espérance, non pas pour se guérir, mais pour prolonger son existence de quelques mois.* Ebd. I 15, 205. *Il est parti* à *Hambourg pour y faire un séjour* ... (aus einem brief eines französischen kollegen, dessen freund kurz vorher in Hamburg angekommen war). *Il part* en *Allemagne* (aus dem vortrag eines französischen professors, der mir nach dem vortrag ausdrücklich erklärte, daß kein *lapsus linguae* vorläge, sondern daß diese ausdrucksweise völlig korrekt sei).

8. Außer *en* und *à* findet man nach *partir* usw. oft die präposition *vers* vor geographischen bezeichnungen: *En 1903, c'est 290000 tonnes qui sont parties moitié sur rails* vers *la Silésie, moitié par Nicolaïef,* vers *les usines d'outre-mer. Revue de Paris* XI 18, 434.

*En plein été, il dut partir* vers *la fiévreuse Italie méridionale, pour installer à Tarente l'artillerie de l'armée de Naples.* Ebd. XI 23, 601. *Le dessinateur L. Sabattier, parti en toute hâte* vers *Naples à la première nouvelle de la catastrophe ...* *L'Illustration* 21. april 1906, s. 252. *Tous les produits jadis inutilisés, par suite des difficultés de transport, viendront s'entasser aux escales pour partir* vers *l'Europe.* *R. d. d. M.* 15. okt. 1906, s. 830. *D'autres* [*des artistes flamands*], *en route* vers *l'Italie, ne cherchent à Paris que les moyens de se rendre à Rome.* *Revue de Paris* XI 13, 166. *Les petits pères et les petites mères se remettent en route* vers *le village de Bethphaghe.* Ebd. XII 8, 785. *Sept navires quittèrent le port de Londres pour faire voile* vers *la Basse-Bretagne.* Ebd. II 17, 107. *Il est monté sur un boutre en partance, il a fait voile* vers *Berbéra.* Ebd. IX 22, 293. *On l'embarqua* vers *Alep, en Syrie.* Ebd. X 5, 205. — Zu den vorstehenden beispielen mögen zum vergleich noch einige andere ausdrücke aufgezählt werden, in denen auf *partir* die präpositionen *à, en, dans* und *vers* folgen: *Partir* à *la ville.* *Revue de Paris* I 15, 209; *partir* à *la campagne* (aufs land). Ebd. I 17, 469; *partir* à *la guerre.* Ebd. IV 9, 697; *repartir* à *la grande pêche.* Ebd. X 15, 501; *partir* à *la pêche.* Ebd. XI 14, 363; *partir* à *la mer* (zur see gehen). Ebd. XI 20, 731. *Elle nous parla du régiment, d'un sous-officier, qui y avait été, un nommé Mansard, parti depuis* aux *cuirassiers.* Ebd. XI 21, 45; *partir* aux *eaux* (ins bad reisen). Ebd. XI 21, 60; *partir* au *feu* (von einem regiment, das zum angriff vorgeht). Ebd. XII 2, 233; *partir* à *la chasse.* Ebd. XII 7, 555 (daneben *partir pour la chasse.* Ebd. XII 9, 31); *partir* au *bagne.* *L'Illustration* 11. jan. 1908, s. 27; *repartir* au *front* (*je sais bien que les malades et les blessés n'ont qu'un désir: repartir* au *front*). Ebd. 5. nov. 1904, s. 311; *partir* au *régiment.* *Annales pol. et litt.* 13. febr. 1898, s. 101; *partir* aux *colonies* (*un jeune homme sérieux ne doit pas partir* aux *colonies sans savoir exactement où il doit aller*). Ebd. 5. aug. 1906, s. 91; *partir* à *la frontière* (beim ausbruch eines krieges). *La Nouvelle Revue* XX 1, 165. — *Partir* en *permission* (nur vom militär; *partir en congé,* von lehrern). *Revue de Paris* XI 21, 51; *partir* en *guerre.* Ebd. III 24, 739; *partir* en *campagne* (in den krieg ziehen). Ebd. XI 22, 321; *partir* en *l'air* (von einem sperling); *il me fallait partir* en *ce pays d'héroïsme* (Spanien), *pour chercher à y tailler ma part de gloire.* Ebd. XII 20, 847; *partir* en *vacances.* *L'Illustration* 23. juli 1898 (dagegen: *la Chambre est partie pour ses vacances.* *R. d. d. M.* 1. nov. 1899, s. 230); *partir* en *captivité.* *Annales pol. et litt.* 4. sept.

1910, s. 233. — *Partir* dans *la montagne* (von einem kloster aus, das im walde liegt). *Revue de Paris* XII 15, 601. — *Milan repartit* vers *les casinos d'Europe pour la saison de 1895.* Ebd. X 14, 443. *Et l'on partait* vers *la forêt de Chantilly, qu'on gagnait en quelques foulées.* Ebd. XII 11, 498.

9. Artikelloses *en* vor fluß-, meeres- und gebirgsnamen: *Il en résulte qu'à marée haute, des navires de 3 mètres à 3$^{m}$,50 de tirant d'eau se risquaient* en *Seine, mais non sans danger. Revue de Paris* XI 8, 763. *Il n'y avait plus de douanes intérieures, la navigation* en *Loire se trouvait débarrassée des obstacles administratifs* (kurz vorher liest man: *la navigation sur la Loire*). Ebd. XII 17, 134. *Peu après Macau, on entre* en *Gironde. R. d. d. M.* 1. jan, 1900, s. 132. *La Bièvre allait se jeter* en *Seine au bord du Jardin des Plantes. L'Illustration* 1. märz 1902, s. 144. *L'échouement* en *Garonne du Paquebot des M. M. «le Chili», le 24 avril 1903* (auf einer ansichtspostkarte aus Bordeaux). — *Ces bâtiments* (kriegsschiffe) *paraissent fort capables de faire bonne figure* en *Manche et même* en *Méditerranée. Revue de Paris* X 2, 235. *En 1851, le Dolphin sonde dans l'Atlantique; le Gettysburg (1876), autour de Saint-Thomas et* en *Méditerranée. R. d. d. M.* 1. märz 1900, s. 213. — *Il pêcha le saumon en Norvège et tua la bécasse* en *Ardennes. Revue de Paris* XI 14, 311. *En Argonne* (im Argonnerwald; neben *dans l'Argonne* in den amtlichen berichten des französischen kriegsministeriums während des krieges). Zum vergleich mit dieser verwendung der präposition *en* füge ich einige ausdrücke hinzu, in denen *en* ohne artikel vor nichtgeographischen substantiven steht: En *semaine on n'a pas le loisir de voir tout cela* (im gegensatz zu *le dimanche*). *Revue de Paris* X 21, 45. *Les victoires de cette première campagne japonaise et cette retraite ininterrompue des Russes eussent permis* en *Bourse l'une de ces opérations* . . . Ebd. XI 22, 433. *Nous sommes* en *République!* Ebd. XI 11, 494. *Le grand plaisir de Fontainebleau est la chasse* en *forêt.* Ebd. XI 13, 67. *Il s'étonna d'être* en *fiacre, autrement que sur le siège et les guides* en *main.* Ebd. XI 16, 798. *L'élément celtique* en *littérature.* Ebd. XI 16, 863. *Quelques-uns* [*des artistes flamands*], *bien* en *Cour, protègent leurs compatriotes.* Ebd. XI 13, 166. *Bien remplir un fauteuil, la pipe* en *bouche, cela me confère une majesté* . . . Ebd. XI 19, 491. *Ceux-là mêmes qui, dans les exercices, ont su maîtriser leurs nerfs, ne sauraient répondre d'en faire autant* en *campagne sous le feu rapide de l'artillerie.* Ebd. XI 19, 669. *Je marche* en *tête de la caravane.* Ebd. XI 21, 206.

*Il avait, comme tous, le droit, dont on profite peu, de ne quitter sa place qu'au matin et de ronfler* en *gare.* Ebd. XI 23, 451. En *wagon, il s'endormit tout de suite.* Ebd. XI 11, 558. *Le canon et le but étaient fixes, à terre — toutes conditions bien plus favorables que si l'expérience avait en lieu* en *mer.* Ebd. XII 1, 136. *Où est Stackelberg? . . . Il marche* en *montagne, sans doute!* Ebd. XII 2, 237. *M. Antoine Thomas, professeur* en *Sorbonne. Annales pol. et litt.* 29. mai 1904. Die beispiele dieser art ließen sich leicht vermehren.

10. Im gegensatz zu *jusqu'en Espagne* (bis nach Spanien hinein) sagt man *jusqu'à l'Espagne* (bis an die grenze): *Suivre le littoral* jusqu'à *l'Espagne. Annales pol. et litt.* 28. sept. 1902, s. 194. *Ceux [des bateaux] de 350 tonneaux remontent le Weser jusqu'à Münden, ceux de 300 la Vistule, depuis Dantzig* jusqu'à *la Russie. L'Illustration* 28. juli 1900, s. 59. *En 1240, ils [les lieutenants d'Oktaï] sont au Dniéper, prennent Kief . . ., arrivent* jusqu'à *la Moravie et la Bohême, et sont arrêtés par la coalition catholique . . . Revue de Paris* XII 5, 220.

11. *Dans* und *à* im übertragenen sinne vor länder- und städtenamen: *Elle aime à voir* dans *la Russie son allié le plus naturel. Revue de Paris* II 19, 591. *L'Italie du Nord a sa capitale* dans *Milan, l'Italie du Sud a sa capitale* dans *Naples.* Ebd. X 20, 883. *Toutes ses sympathies allaient* à *la France.* Ebd. XII 5, 110. *Par la Russie reconquise à l'influence allemande, Guillaume II n'a jamais désespéré d'arriver quelque jour jusqu'*à *la France.* Ebd. XI 24, 880.

*Altona.* H. Schmidt.

---

# BERICHTE.

## IN ENGLAND BIS ZUM AUSBRUCH DES WELTKRIEGES 1914.

*Erlebnisse und eindrücke.*

(Fortsetzung.)

Auch Shakespeares geburtsstadt läßt sich von London aus bequem in einem tagesausfluge besuchen. An einem nebligen februarmorgen war ich das erstemal in jenem stillen landstädtchen gewesen, von dem man ohne seinen berühmten sohn in England wenig, im auslande gar nichts wissen würde. Diesmal sah ich Stratford-on-Avon an einem sonnigen frühlingstage. Am bahnhof grüßten flaggen aller bedeutenden völker der erde; lange mußte ich suchen, bis ich die deutschen farben fand — und doch ist Shakespeare fast

zu einem deutschen dichter geworden. Auch dieses rätsels lösung hat uns der weltkrieg gebracht, der immer noch tobt: das böse *Germany* sollte unter allen umständen unterdrückt werden, weil es zuviel — gearbeitet hatte.

Wenige tage darauf sollte Shakespeares 350. geburtstag gefeiert werden. Ein *official programme* verkündete die *Shakespeare Birthday Celebrations from April 20th to May 2nd*, 1914. Natürlich besuchte ich noch einmal alle die bekannten Shakespeare-erinnerungsstätten und ging auch in glühendem sonnenbrand zu *Anne Hathaway's Cottage* hinüber nach dem durch seine webereien bekannten dorfe Shottery [1].

Am mittwoch, dem 22. april 1914, sollte der *Midsummer Night's Dream* im Stratford Memorial Theatre von erstklassigen künstlern aufgeführt werden.

Eine glänzende aufführung dieses lustigen märchenstückes hatte ich kurz vorher in dem londoner Savoy Theatre gesehen, das bekanntlich tief in die erde hineingebaut ist.

Von andern theaterstücken, die ich in London sah, erwähne ich das ausstattungsstück *Sealed Orders* von Cecil Raleigh und Henry Hamilton, das in dem altberühmten Theatre Royal in Drury Lane abend für abend vor ausverkauftem hause gespielt wurde. Sein inhalt war „hochaktuell“: es handelte sich in ihm um geheimbefehle, die einem admiral gestohlen werden und die gegen eine „mächtige kontinentalmacht“ (!) gerichtet waren; ein geheimnisvolles lenkluftschiff versinkt in den fluten der Nordsee, welches ereignis, auf schaurig-schönen plakaten dargestellt, die londoner ins theater locken sollte; ein großer ball findet an bord eines englischen schlachtschiffes statt usf.

Im Drury-Lane-theater fiel mir auf, daß junge engländer ganz ungestört bei offener szene und in dichtgedrängter reihe streichhölzer anzündeten, um den theaterzettel zu lesen oder etwas zu suchen, was heruntergefallen war. Auch ist es unbequem und störend, daß das englische publikum mäntel, hüte, stöcke, schirme usw. in das theater hineinnimmt. Am schluß der vorstellung glich das haus — mit verlaub zu sagen — einem ferkelstall: unter den sitzen lagen apfelsinenschalen, leere konfektschachteln, stanniol, streichhölzer, theaterzettel und anderes mehr. Wenn auch zugegeben werden muß, daß das deutsche publikum (vor allem in den großstädten) in bezug auf das wegwerfen von schnittenpapier, straßenbahnkarten noch lange nicht einwandfrei ist, so waren doch die zustände in London in dieser beziehung unerhört.

Das erinnert mich an eine andere londoner theateraufführung an die *Lights o' London* von George R. Sims im Aldwych Theatre.

Dieses londoner sitten- und rührstück (leben im Eastend), das sich ein menschenalter hindurch auf der bühne gehalten hat, wurde ebenfalls tag für tag vor vollbesetztem hause gegeben:

*The way was long and weary,*
*But gallantly they strove,*

[1] Vgl. das *home-spun linen of the period* im innern der *Hathaway Cottage.*



*A country lad and lassie,*
*Along the heavy road.*
*The night was dark and stormy,*
*But blithe of heart were they —,*
*For shining in the distance*
*The Lights of London lay.*
*O gleaming lamps of London*
*That gem the City's Crown,*
*What fortunes lie within you,*
*O Lights of London Town!*

*With faces worn and weary,*
*That told of sorrow's load,*
*One day a man and woman*
*Crept down a country road:*
*They sought their native village,*
*Heartbroken from the fray,*
*Yet shining still behind them*
*The Lights of London lay.*
*O cruel Lights of London,*
*If tears your lamps could drown,*
*Your victims' eyes would weep them,*
*O Lights of London Town!*

Diese verse mögen als probe aus dem stücke dienen; sie geben zugleich die handlung *in nuce* wieder.

Die zuschauer, die sich der *popular prices* wegen hauptsächlich aus den ärmeren schichten zusammensetzten, spielten mit: der vornehme schuft wurde ausgezischt, der unschuldig in not geratene arme bejubelt. Teilweise war der lärm so groß, daß die schauspieler für minuten ihr spiel unterbrechen mußten; dann setzte echt englische radaumusik ein, die aber das gejohle der erregten menge nicht übertönen konnte. So etwas hatte ich in einem deutschen theater denn doch noch nicht erlebt.

Die revue in der Alhambra erinnerte mich etwa an die darbietungen in unserem berliner Wintergarten. In der nähe der Alhambra sind am Leicester Square, dem „lästerplatze“, mehrere große bierhäuser nach deutschem muster, wie z. b. H. Appenrodt. Wenn man das leben und treiben eines fremden volkes kennen lernen will, muß man auch in seine gasthäuser gehen und vor allem in seine geschäfte.

So machte ich einkäufe bei Harrod, Brompton Road, dem londoner „Wertheim“, bei Peter Robinson in der Oxford Street, der Leipziger straße Londons, bei John Lewis & Co. (*Silk Mercers, Drapers & Fancy Warehousemen*), bei Walpole Brothers (*Royal Irish Linen Manufacturers*), New Bond Street u. a.

Für *tea* oder kleine mahlzeiten ist *Lyons' Popular Café* oder einer der vielen *Tea Rooms* derselben firma zu empfehlen. So besuchte ich z. b. öfter *Lyons' Tea Room* in der nähe der Westminster Bridge und der *Houses of Parliament*. Übrigens ging ende januar 1915 die nachricht durch die zeitungen, „die weltbekannte englische firma

J. Lyons & Comp. sei unter anklage gestellt, weil sie dem heer außerordentlich große mengen verdorbenen und ungenießbaren fleisches zugeführt haben solle" (*Der Tag* vom 31. januar 1915). Ein großes und vornehmes restaurant ist z. b. Frascati, dessen besuch zum studium des lebens der begüterten zu empfehlen ist.

Um vom londoner gerichtsleben einen eindruck zu bekommen, ging ich nach den *Law Courts* im Strand. Nachdem ich einem der gerichtsdiener ein trinkgeld in die hand gedrückt hatte, öffnete sich mir die tür zum *Court of Admiralty*, in dem über den verlust eines handelsdampfers verhandelt wurde.

Kurz — ich hatte während meines dreiwöchigen aufenthalts in London so viel gesehen und gehört, daß ich das weltstadtleben mit seinem lärm und schmutz, seinem hasten und jagen gründlich satt hatte. In London war es eigentlich immer windig, so daß man den straßenschmutz in die augen und auf die kleider bekam.

Groß-London mit seinen mehr als neun millionen einwohnern, seinem glanz und seinem elend, ist wahrlich eine interessante und sehenswerte stadt — und doch war ich heilfroh, als ich ihr wieder den rücken kehren konnte.

Um mich von den anstrengungen des londoner aufenthalts zu erholen, verließ ich die metropolis auf der Waterloo-station mit einem zuge der *London and South Western* und fuhr über Haslemere (wo Tennyson gelebt hat) nach Portsmouth. In Portsmouth Town fiel mir das stattliche rathaus auf; im hafen lagen verschiedene englische kriegsschiffe, unter andern das gewaltige schlachtschiff *Audacious*, das inzwischen bereits, wahrscheinlich durch auflaufen auf eine mine, an der irischen küste gesunken ist. Von Portsmouth Port brachte uns ein kleiner dampfer nach Ryde (*Isle of Wight*), von dort die eisenbahn nach Ventnor.

Einige herrliche tage verlebte ich nun auf Englands *garden-isle*, wo myrten, kakteen und palmen im freien überwintern, wo *wall-flowers* und *gorse* bereits ende april prächtig rot und gelb blühten und die milde luft mit ihrem duft erfüllten. Mit meinem fernglas beobachtete ich gern die zahlreichen kanaldampfer und -segelschiffe, die am horizont ihre bahn zogen. Interessant ist es auch für eine landratte, die *tide* zu verfolgen, muscheln zu sammeln (von denen es gerade in Ventnor wertvolle gibt) und in den *cliffs* herumzuklettern.

Der bekannte kurort ist aber auch reich an literarischen erinnerungen. So suchte ich z. b. Swinburnes grab auf, das sich auf dem kirchhof in Bonchurch, einem friedlich-grünen dorf bei Ventnor, befindet und die schlichte inschrift trägt:

*Algernon Charles Swinburne*
*Born* 5 *April* 1837, *died April* 10, 1909.

Ende april verließ ich die liebliche insel Wight mit einer angenehmen erinnerung an das bergige Ventnor und begab mich über Portsmouth und London nach der alten universitätsstadt Cambridge. Hier wollte ich mich ruhig und systematisch für einige monate dem studium widmen.

## II. In Cambridge.

Cambridge hatte ich in der hoffnung gewählt, nicht so viele landsleute dort zu treffen wie etwa in Oxford; hierin sollte ich mich erfreulicherweise nicht getäuscht haben. Ich hörte wieder vorlesungen. So belegte ich *General English History from* 1714 *to the present time* bei Mr. Head, der in dem großen, gediegen ausgestatteten *Lecture Room* nr. 1 des Emmanuel College las. Herr Head, der auch die liebenswürdigkeit hatte, mich in sein haus zu bitten, sprach langsam und deutlich, so daß ich ihm leicht folgen und auch nachschreiben konnte. Seine vortragsart, die seine frau als ehemalige hörerin lachend für „scheußlich langweilig“ erklärte, war für einen ausländer wie geschaffen. Gleichzeitig war es nützlich und lehrreich, vom englischen standpunkt aus moderne europäische geschichte beleuchtet zu sehen. So führte der vortragende z. b. über England und den deutsch-französischen krieg 1870/71 aus: In der auswärtigen politik sei Gladstone schwach gewesen; denn er habe „geduldet“, daß Bismarck mit einer *enormously strong army* Frankreich zu boden warf.

Weiter besuchte ich mehrere kunstgeschichtliche vorlesungen, so professor Priors vortragsreihe im *Archæological Lecture Theatre* über *Modern Arts and Crafts.* Der gelehrte behandelte *Sculpture, Wall Painting, Furniture, Pottery, Easel Pictures, Engraving* und zeigte zahlreiche *lantern slides.*

Ebenfalls fesselnd waren die lichtbildervorträge über *Renaissance and Modern Architecture* von professor Beresford Pite, der die stelle eines *representative of the Council of the Royal Institute of British Architects on the Board* bekleidet.

Dann hörte ich natürlich auch literarische vorlesungen. Die englische literatur vertritt zurzeit professor sir Arthur Quiller-Couch (sprich [uː]) in Cambridge, der unter anderem das *Oxford Book of English Verse* (1250—1900) herausgegeben hat und auch als verfasser von kleinen erzählungen sich eines rufes erfreut. Der *New Lecture Room* war jeden zweiten mittwoch vollgepfropft von musensöhnen und -töchtern und damen aus der stadt — obwohl der übernervöse und kurzsichtige gelehrte hartnäckig seine vorlesungen mit *Gentlemen* begann, worauf die *undergraduates* stets in ein homerisches gelächter ausbrachen. Mit recht legte der ernste professor verwahrung ein gegen ein angeschwärmtwerden von seiten ältlicher, brillantenüberladener damen, die ihm zu füßen saßen oder — wenn kein platz mehr da war — förmlich lagen. Sir Arthur sprach in geistreicher, oft humorvoller weise über die *Colonization of English Literature,* über das *Horatian Model in English Verse* und über *Shakespeare's Midsummer Night's Dream.*

Außer vorlesungen besuchte ich auch fleißig predigten. Einige tüchtige kanzelredner kamen in Great St. Mary's Church zu worte, so der *Bishop of Sodor and Man.* Die meisten dieser gedankenreichen predigten fanden an sonntagabenden statt und waren nur für *members of the University.* Den sogenannten *University Sermon* hielt der Right Honourable and Most Reverend Randall T. Davidson, D. D., Trinity College, Oxford, *Lord Archbishop of Canterbury and Primate of all*

*England and Metropolitan*, am 24. mai 1914, dem sonntag nach *Ascension Day*. Gegen zwei uhr füllten die spitzen der universitätsbehörden, der akademische lehrkörper, zahlreiche studenten beiderlei geschlechts und viele bürger der stadt die große St. Marien-kirche bis auf den letzten platz. Die predigt, die bestimmungsgemäß abgelesen wurde, war im wesentlichen — geschichtlichen inhalts und gab einen überblick über die ziele der englischen weltpolitik.

Eine andere universitätsfeier fand im sogenannten *Senate House* bei der eröffnung des *New Physiological Laboratory* am 9. juni statt. Durch die freundlichkeit eines M. A. (in dessen hause ich wohnte) erhielt ich eine karte, durch die ich zu einer der galerien zugelassen wurde. Schon lange bevor die türen zu dem senatshause geöffnet wurden, herrschte zwischen ihm und Great St. Mary's Church ein fürchterliches gedränge: halb Cambridge schien auf den beinen zu sein, und glücklich war der, der auf irgendeine weise zu einer einlaßkarte gekommen war. Die galerien waren mit damen in großen toiletten angefüllt, die wohl weniger erschienen waren, um sich die endlosen lateinischen und englischen reden aufmerksam anzuhören — als um zu sehen und gesehen zu werden. Auf den langen seitengalerien standen stolz die jungen cambridger akademischen bürger im schmuck ihrer *gowns* und *tasselled caps* (*mortar-boards* oder *squares* in der studentensprache). Im erdgeschoß saßen die mitglieder des senats und des *University Teaching Staff* mit ihren damen; die doktoren trugen als abzeichen ihrer würde die roten roben mit den *scarlet patches*. Nach längerem warten betrat ein feierlicher zug das senatshaus, in dem *His Royal Highness Prince Arthur of Connaught* die interessanteste persönlichkeit war. Die kostbare, golddurchwirkte schleppe von lord Rayleigh, dem kanzler der universität, trug ein junger lord Hartington, der damals cambridger student war. Darauf bat der Chancellor den prinzen Arthur, der die rote uniform der Scots Greys unter seiner neuen *LL. D. gown* trug, die neue wissenschaftliche anstalt zu eröffnen. Der prinz, eine stattliche erscheinung mit gutmütigem gesicht, hielt sodann eine schlichte, auch humorvolle ansprache, für die er mit großem beifall, vor allem von seiten der stets beifallsfreudigen musensöhne, belohnt wurde. Unter anderem bedauerte er, daß es fürsten im allgemeinen nicht vergönnt sei, sich gründlichen wissenschaftlichen studien hinzugeben. Nach verschiedenen anderen reden wurde — stets mit einer kurzen lateinischen ansprache — der *honorary degree* eines doktors übertragen auf prinz Arthur von Connaught, auf viscount Esher, lord Moulton of Bank und colonel Benson, den *Master of the Worshipful Company of Drapers*, die das laboratorium gestiftet hat, und auf verschiedene verdiente professoren der physiologie. Es ist bemerkenswert, daß dieses physiologische institut der freigebigkeit der „tuchhändler-gesellschaft" seine entstehung verdankt, ja daß alle naturwissenschaftlichen institute in Cambridge von privatleuten geschenkt worden sind.

Mit der cambridger akademischen welt kam ich auch sonst in berührung. Reizend war ein gartenfest im Emmanuel College, zu dem ich eine einladung erhielt:

[*College Arms*]
*Emmanuel Coll. Camb.*
*Emmanuel College Musical Society*
*At Home,*
*in the Fellows' Gardens,*
*Monday, June 15th,* 1914.
*Music* 3—6,

so lautete die einladungskarte. Eine solche *Garden Party* ist für die gute cambridger gesellschaft ein ereignis.

Der erste teil des festes bestand aus musikalischen darbietungen, aus klavier- und geigenvorträgen und aus gesängen. Die mehr oder minder begabten „künstler“ waren meist *undergraduates*. Darauf begaben sich alle teilnehmer nach dem *Fellows' Garden*, in dem auf grünem rasen und unter alten *copper-beeches* erfrischungen gereicht wurden — der landesübliche *tea* mit *bread and butter*, *water-cress* und kuchen — und unmengen himbeer-, erdbeer- und zitroneneis. Man saß an kleinen tischen und lauschte der *Police Band.* Den beschluß der veranstaltung bildete um fünf uhr ein kirchenkonzert in der *College Chapel*, das aus orgel- und violinsolos und gesängen (motetten) bestand.

Andere gute orgelkonzerte hörte ich in der *Trinity College Chapel* und in der *Christ's College Chapel*, ein feierliches *Choral Festival* in der architektonisch hervorragenden *King's College Chapel.*

Ich fand bestätigt, daß die engländer im allgemeinen sehr die musik lieben, wenn sie auch (wie sie selber zugeben) als volk nicht sehr musikbegabt sind. Da Albion verhältnismäßig wenige große komponisten hervorgebracht hat, so zehrt es vom auslande, hauptsächlich von Deutschland. Überall hörte ich Wagner, Bach, Liszt, Schumann, Brahms, Mendelssohn, Richard Strauß, Offenbach, Handel (!), Karg Elert.

Am 19. mai wohnte ich einem *festival service* in der großen und schönen *Ely Cathedral* bei, die mit ihren ältesten bestandteilen (*a cross and a window in the nave*) bis ins 7. jahrhundert hinaufreicht. Erfreulicherweise gelangen mir einige photographische aufnahmen von jener berühmten kirche, so vom *West Tower*, vom *Lantern Tower* und von der *Lady-Chapel.* Ely selbst ist ein stilles landstädtchen, nach dem man von Cambridge in kurzer eisenbahnfahrt gelangt. Bachs „Wachet auf!“ (*Sleepers, wake*) und Parrys *Blest Pair of Sirens* wurden am morgen wiedergegeben, am nachmittag folgten Parrys *Job* und Mendelssohns *Hymn of Praise.* Der chor bestand aus 200 herren-, damen- und kinderstimmen. Sir Hubert Parry war selbst nach Ely gekommen, um seine kompositionen zu dirigieren.

Weiter darf ich das sogenannte maikonzert im St. Katharinencollege in diesem zusammenhange nicht unerwähnt lassen. Diese *May Concerts* am ende des *term* sind für das englische studentenleben bezeichnend: die damen erscheinen zu ihnen in ausgesuchten, geschmackvollen kleidern, die herren natürlich im *evening-dress*, zu dem die *undergraduates* stolz ihre bunten, breiten collegebänder anlegen, die etwa so getragen werden wie die farbenbänder der deutschen studenten. Meine einladungskarte hatte folgenden wortlaut:

*[College Arms]*
*St. Catharine's Coll. Camb. St. Catharine's College Musical Society.*
*May Term Concert,*
*Monday, June 15th, 1914, at 7.45,*
*In the College Hall.*
*Carriages* 10.30. *Entrance from Queens' Lane.*

Die wichtigste nummer der musikfolge war *Revenge, a ballad of the fleet by Alfred Lord Tennyson, set to music by C. Villiers Stanford.* Beim anhören jenes kunstwerks glaubte man stärkende seeluft zu atmen. Während einer großen pause wurden *under the Great Arch* auf dem collegehofe, der mit *Chinese lanterns* geschmückt war, *glees and part-songs* vorgetragen: auch alte, liebe deutsche volkslieder klangen da an unser ohr. Die *men's rooms* in dem altehrwürdigen, efeuumrankten collegegebäude waren feierlich durch kerzen erleuchtet. Unter einem zelte wurden tee, kaffee, kuchen und — trotz der empfindlichen maikühle — eis gereicht. Ein bekannter von mir, *an old St. Catharine's man*, hatte die freundlichkeit, mich dem gestrengen *Master of the College*, einem theologen von fach, vorzustellen. Als dieser hörte, daß ich in Marburg studiert hätte, fragte er mich sofort nach einem dortigen theologieprofessor, den er seiner wissenschaftlichen arbeiten wegen hochschätzte, und mit dem er in lebhaftem briefwechsel stand. Auch hatte ich gelegenheit, die zweckmäßig eingerichteten zimmer eines fellow des college zu besichtigen.

Auch das Trinity College lernte ich etwas näher kennen, welches in dem rufe steht, das schönste und — teuerste studienhaus zu sein. Ein englischer bekannter, der in Deutschland gelebt hatte und sich sehr freute, wieder mit einem deutschen zusammenzukommen, lud mich eines tages zum lunch auf seine zimmer ein. Welch ein unterschied zwischen diesem behaglich-vornehmen college-„studier"zimmer und einer schlichten deutschen studenten-arbeitsbude! Und doch ziehe ich mir unsere geliebten einfachen studentenbuden seligen angedenkens vor. Denn zum herrenzimmer mit bibliothek, klubsessel usw. ist im leben immer noch zeit genug. Nach dem essen, das der collegediener aufgetragen hatte, führte mich mein *Trinity man* in seinem college herum. In der *Trinity Chapel* fielen mir die statuen von Newton, Bacon, Macaulay und Tennyson auf. Ein buntes, kostbares fenster im speisesaal (der *Trinity College Hall*) erinnert daran, daß auch könig Eduard VII. als prinz von Wales jenem college angehört habe. Die *Trinity Library* sodann erregte mein besonderes interesse: sie enthält unter anderem Thorwaldsens statue von lord Byron, wertvolle handschriften und bücher, so Byrons ersten brief, die originalmanuskripte von Tennysons *In Memoriam* und Thackerays *Esmond.*

Endlich durfte ich noch Pembroke College besichtigen, dessen *Hall* mit der büste von Pitt, den sogenannten *Combination Room* mit *Master's Lodge* und *Wren's Chapel.*

Eine große rolle im cambridger studentenleben spielen die erörterungen der sogenannten *Union Society.* Diese *Union Debates* sind naturgemäß für einen deutschen neuphilologen besonders wichtig.

Da ich in akademischen kreisen anschluß gefunden hatte, erhielt ich ohne schwierigkeiten von dem einen oder anderen *member of the Union* eintrittskarten. Und nur eine empfehlungskarte folgenden wortlauts öffnet einem die türen der *Union Society*:

*Cambridge Union Society.*
*Admit . . . . . . . .*
[*Insert here the name of the Visitor*]
*to the Debate on Tuesday, May* 26, 1914 *at* 8.45 *p. m., on the Introduction of Mr. E. C. M . . . . s*
*of Trinity College.*

*This Card will admit but one person; and to the Gallery only. It is to be delivered to the Attendant in waiting, is available only on the day for which it is dated, and* WILL NOT ADMIT A MEMBER OF THE UNIVERSITY. (*If this Ticket be not required, please return it to the Chief clerk before* 6 *p. m. on day of Debate.*)

So konnte ich an mehreren erörterungsabenden teilnehmen. Für die dritte *Debate* stand der satz auf der tagesordnung: *That this House would welcome further Socialistic Development in this Country.* Der abend hatte dadurch eine besondere anziehungskraft, daß Mr. J. Ramsay Macdonald, M. P., sein erscheinen zugesagt hatte. Dieser sozialistische abgeordnete sprach sehr feurig und trat energisch für seine ideen ein. Für uns deutsche besonders anziehend war die fünfte debatte mit dem thema: *That in the opinion of this House the German Empire is a menace to the peace of Europe.* An jenem abend ging es natürlich nicht ohne ausfälle gegen Deutschland ab: ein besonders temperamentvoller junger student schmetterte den satz in den saal: „Ach! wenn wir doch die deutsche flotte bereits vor zehn jahren zermalmt (*crushed*) hätten!“ Und er erntete bei einem großen teil der englischen zuhörerschaft rauschenden beifall, besonders als er noch einige patriotische verse aus Shakespeare mit großem, sonst so unenglischem pathos anführte. Eine dame neben mir klatschte gerührt beifall, was bei den sonst kalten und „pomadigen“ engländerinnen viel sagen will. Und wenn auch von besonnenen engländern und schotten *gegen* die these und *für* Deutschland gesprochen wurde, so nahm ich doch besonders von jenem abend das bewußtsein mit nach hause, daß der neid und die scheelsucht Englands gegen *Germany* sehr groß sei, und daß es über kurz oder lang zu einem zusammenstoß Albions mit dem unbequemen konkurrenten kommen müsse. Wer konnte aber ahnen, daß dieser zusammenstoß so nahe vor der tür stand, daß vor allem *England uns* in unverantwortlicher weise den krieg erklären würde?!

Auch die sechste debatte erregte mein lebhaftes interesse: *That our system of Public School Education demands drastic reform.* Ich komme auf diesen gegenstand bei anderer gelegenheit zurück.

Der saal, in dem diese erörterungen stattfinden, die *Debating Hall*, die beiden seiten des *House*, der *Chair of the Speaker or President* und die *Table of the Secretary* sind dem *House of Commons* nachgebildet.

Diese debatten bilden für manchen späteren politiker oder anwalt eine gute vorschule.

Am 16. mai hatte ich gelegenheit, einer volksversammlung im freien beizuwohnen, die auf dem sogenannten *Parker's Piece* abgehalten wurde und den zweck hatte, *to protest against the Coercion of Ulster. Support Loyal Ulster!* stand in großen buchstaben auf fahnen geschrieben. Der hauptredner des tages war der Rt. Hon. J. H. Campbell, K. C., M. P., *late Solicitor-General of Ireland*, *Chairman* war der *Master of Jesus College*. Die versammlung und erregung des volkes benutzten auch eine suffragette und mehrere sozialisten zu ansprachen.

Mit einem londoner „wahlweibe" machte ich bei dieser gelegenheit die erste bekanntschaft. Es war ein junges, anständig angezogenes, einfaches mädchen mit nicht unsympathischem gesicht, das immer wieder zum reden ansetzte, obwohl es ausgejohlt und ausgepfiffen wurde. Ich bekam den eindruck, daß jenes menschenkind für seine innerste überzeugung und für ein hohes (wenn auch falsch gestecktes) ideal kämpfte. Wie eine märtyrerin suchte sie alle angriffe von seiten der sie verhöhnenden männer und frauen redegewandt abzuschlagen. Auch in der geschichte war sie gut bewandert. Da fragte sie z. b. ein mann aus der menge: „Warum zerstört Ihr kunstwerke?" *Well*, erwiderte sie, *my answer is*: *Justice.* — Gedankenvoll verließ ich das *Suffragette meeting* auf dem Parkerplatze.

Dieses *Parker's Piece* ist ein großer, mit wohlgepflegtem rasen bedeckter spielplatz mitten in der stadt, welcher dem *borough of Cambridge* gehört. An schönen nachmittagen wurde von scharen von jungen leuten und sogar von einigen mädchen mit feuereifer kricket gespielt. Wer sich nicht an einem spiel beteiligte, übte sich an den netzen im schlagen und zurückschlagen der bälle (*to practise at the nets*). Selbst ganz kleine kinder habe ich häufig beobachtet, die sich bereits mit jenem national-sommerspiel abquälten.

Aber *Parker's Piece* sah nicht nur scharen von kricketspielern, sondern auch exerzierende junge leute. Die jungmannschaft (*the cadets*) der *Perse Grammar School*, schüler von etwa 14—20 jahren, wurden dort mit alten militärgewehren (!) gedrillt. Ein *retired non-commissioned officer* brachte dem jungsturm einigen soldatischen schliff bei (der freilich nach deutschen begriffen nicht sehr schneidig ist), die höhere ausbildung lag in den händen von einem *captain of the reserve*, den zwei leutnants der reserve unterstützten. Sämtliche reserveoffiziere waren gleichzeitig *Perse Schoolmasters*. Da ich mit dem hauptmann d. r. bekannt geworden war — ich habe manchen abend in angeregter unterhaltung in seinem studierzimmer verbracht —, durfte ich mir diese exerzierübungen von zeit zu zeit ansehen. Sie fanden dreimal in der woche um $10^{30}$ während eines *break* statt. Daran schloß sich wieder wissenschaftlicher unterricht. Ab und zu trugen die „kadetten" auch ihre braune khakiuniform in der schule.

Hatte ein *cadet* die lateinschule verlassen und die universität bezogen, so war es für ihn ehrensache, in dem *University Officers' Training Corps* weiter zu üben. Vor dem großen kriege war in England schon eine lebhafte bewegung für eine allgemeine wehr-

pflicht im gange. Viele engländer, besonders unter den akademikern, waren der ansicht, daß die verteidigung ihres vaterlandes ohne ein *system of compulsory cadet training* nicht gewährleistet werden könnte. Einige heißsporne verstiegen sich sogar zu der forderung, daß nur ein — reserveoffizier die erlaubnis bekommen sollte, sich einen akademischen grad zu erwerben (!). Sie stießen auf lebhaften widerspruch.

Durch einen glücklichen zufall konnte ich am 6. mai einer besichtigung beiwohnen, die major-general F. J. Davies, C. B., über etwa tausend offiziere und mannschaften des cambridger *University Officers' Training Corps* abhielt. Der befehlshaber dieses *contingent* war ein cambridger universitätsprofessor mit — deutschem namen und von deutscher abstammung, der mit feuereifer für die wehrhaftmachung des — englischen volkes eintrat.

Ein englischer bekannter wies mir gegenüber spöttisch lächelnd darauf hin, daß gerade die engländer aus deutschem geblüt (!) die schlimmsten *jingoists* seien — eine für uns deutsche recht beschämende tatsache.[1]

Wer dem *Officers' Training Corps* angehört, hat von zeit zu zeit auch ein *Camp* zu beziehen, um in größeren truppenverbänden gedrillt zu werden. Ein solches *Camping of the Contingent* konnte ich mir wenigstens im bilde gelegentlich einer *lecture illustrated with lantern-slides* ansehen, die am 4. juni in der *Hall of the Perse School* abgehalten wurde. Dieser lichtbildervortrag wurde augenscheinlich zu werbezwecken veranstaltet; denn immer wieder wurden die jungen aufgefordert, dem vaterlande mit der waffe zu dienen, überdies sei das leben im *Camp* ja so reizvoll, die ganze sache sei eine art sportausflug (!). Auch der direktor der anstalt (selbst ein alter reserveoffizier) trat in einer kurzen ansprache warm für den militärdienst ein.

Bevor aber ein junger mann in das *Corps* oder in seine *cadet*-vorschule eintritt, ist er gewöhnlich ein *scout* in der *Perse School 5th Cambridge Troop of Boy Scouts.* Das *Boy Scout Movement* kann mit unserer pfadfinder-, Jungdeutschland- und wandervogel-bewegung verglichen werden. Auch die *Perse Boy Scouts* wurden auf *Parker's Piece* von lehrern und studenten ausgebildet, manchmal auch auf dem großen *School Playing Field* vor den toren der stadt. Ich habe wiederholt zugesehen, wie sie sich im *signalling, tent pitching and striking a tent* usw. übten. Auch *field days*, sogar nachtübungen, wurden mit ihnen abgehalten, die einen mehr oder minder militärischen anstrich hatten. Am schlusse des *Summer Term* — ende juli — beziehen die pfadfinder ein *Camp*, — *in order to enjoy ten days of life in the open air, the wind and the sun:*

*God who created me*
*Nimble and light of limb,*
*In earth, air, water free*
*To run, to ride, to swim;*

*Not when the sense is dim,*
*But now from the heart of joy*
*I would remember Him.*
*Take the thanks of a boy.*

Bevor ein junge als *Boy Scout enrolled* wird, hat er sich *on his honour* zu verpflichten, *to do his best*

[1] Man vergleiche das „vermischte“ dieses heftes. *D. red.*

*To do his duty to God and the King,*
*To help other people at all times,*
*To keep the Scout Law.*

Die meisten *Boy Scouts*, die ich häufig bei ihren übungen beobachtete, kannte ich schon von der *Perse School* her, deren *headmaster*, dr. Rouse, mir in zuvorkommender weise gestattet hatte, in seiner schule zu „hospitieren“. So gewann ich einen einblick in das leben und treiben einer der besten *Public Schools*.

In erster linie hörte ich mir englische stunden an: *King Lear*, *Hamlet*, prosaerklärung, *essay-writing*, lesen und erklären von zeitungsausschnitten (*news cuttings*) in einer oberklasse, vortragen von gedichten nach der *Play Method* und *speeches* (in einer quarta etwa). Einer der lehrer des englischen, Mr. Caldwell, wollte durch seine spieltriebmethode die jungen zu eigener arbeit und zu eigenem nachdenken anleiten. So begleiteten kleinere schüler kurze gedichte, die sie zum teil selbst verfaßt hatten, beim chorsprechen mit gesten; ein jeder hatte einen kurzen stock in der hand, *to mark the beats*.

Hier ein niedliches gedicht, das ich selbst habe vortragen hören, als beispiel:

The Bell.

*The bell tolls out its chime,*
*Deep and low;*
*It is just striking nine,*
*To school I must go.*

*The bell tolls out its knell,*
*Out of the dome;*
*It is just striking twelve,*
*I must hurry home.*

Verfaßt von Raymond Hodges, I. 10—11[1].

Die zügel der disziplin wurden besonders in solchen stunden nach unseren begriffen sehr locker gelassen. Auch verwandte man unverhältnismäßig viel kostbare zeit auf das „theatralische“ vortragen von gedichten, bei dem doch recht viele jungen nur unsinn machten.

An den *speech-days* durften auch kleinere schüler sich auf den tritt vor ihre mitschüler stellen und nach herzenslust darauflos reden. Da beschwerte sich ein dreikäsehoch über die unzweckmäßige anordnung der bänke in der klasse und schimpfte sogar auf die schulverwaltung; ein anderer behandelte einen frischen klassendisziplinarfall, bei dem ungerechtigkeiten vorgekommen seien. Wie man auch über diese *speeches* denken mag — ohne zweifel ist es gut, den jungen schon früh gelegenheit zu geben, sich im freien sprechen zu üben.

Weiter hörte ich mir geschichtsstunden an (auch in der obersten klasse), erdkunde- und auch lateinische, französische und deutsche stunden. In der geographie wurden in einer obertertia etwa *Times*-aufsätze — *Mr. Roosevelt's Lecture*; *Story of Explorations in Brazil* und *Mr. Roosevelt on his River*; *Narrative of Adventures*; *Filling in the Map of Brazil* — mit nutzen verwandt. Der französische unterricht wurde von einem franzosen und von einem halbfranzosen nach der direkten methode erteilt; die deutschen fakultativen stunden

[1] Im übrigen verweise ich auf die *Perse Playbooks*, die in Cambridge bei W. Heffer & Sons, Ltd., erschienen sind.

gab ein probekandidat, der sich mir gegenüber bitter über den mangelnden ernst und eifer der englischen schüler beklagte, die nur spielend ein paar brocken auflesen wollten. Außerdem habe er so gut wie gar keine strafgewalt. Als ich den *Latin class-room* von dr. Rouse (in dem wandkarten aus deutschem verlage hingen) betrat, wurde ich von den schülern mit *Salve!* begrüßt, die fortfuhren, mit ihrem lehrer lateinisch zu sprechen — oder es wenigstens versuchten. Grammatik wurde nur im anschluß an freie arbeiten getrieben, deren stoffe dr. Rouse dem *Till Eulenspiegel* entnahm.

Ich beobachtete aber die Perseschüler nicht nur in ihrer schule, sondern auch auf ihrem großen schulspielplatze, auf dem sie an mehreren nachmittagen in der woche kricket spielten. Manchmal war auch ein wettspiel mit einer anderen höheren schule in Cambridge.

Naturgemäß interessierten mich jene besuche in der *Perse School* ganz besonders; vergleiche zwischen deutschem und englischem unterricht drängten sich mir auf.

In der *Perse School* haben sie kleine klassen von nur 15 bis 20 jungen; das ist ein ungeheurer vorteil, wenn man bedenkt, daß wir sehr oft überfüllte unter- und mittelklassen haben. Jeder fachlehrer hat sein eigenes klassenzimmer, das einem privatstudierzimmer ähnlich sieht und eine bücherei, wandkarten, schreibpapiere usw. enthält. Die schüler gehen von einer klasse zur anderen und werden in *sets* unterrichtet, die auf grund ihrer fähigkeiten und leistungen ausgewählt werden. Das ist wieder ein großer vorzug. Die disziplin in der anstalt versucht man zum großen teile durch *self-government* aufrecht zu erhalten. Jede klasse wählt sich einen *captain*, dem dann seine mitschüler zu gehorchen haben. Jeden morgen wurden von diesen *captains* vor der andacht die anwesenheitslisten (*rolls*) verlesen.

*Berlin-Tempelhof.* A. HEINRICH.

(Schluß folgt.)

---

# VERMISCHTES.

## DIE DEUTSCH-ENGLÄNDER GEGEN DEUTSCHLAND.

Wie die *Frankfurter zeitung* vom 27. mai, nr. 145, abendblatt, mit diesem titel berichtet, ist die *Times* vom 14. desselben monats in der lage, folgendes schreiben zu veröffentlichen: „Angesichts der jüngsten ereignisse wünschen wir öffentlich unsere feste loyalität gegenüber unserem adoptivmutterlande auszudrücken, an das wir uns nicht bloß durch dankbarkeit, familienbande und unseren feierlichen untertaneneid, sondern auch durch die tiefe sympathie gebunden fühlen, die der genauen kenntnis des lebens der nation und ihres charakters entspringt. K. H. Breul, *Cambridge University.* H. G. Fiedler, *Oxford University.* R. Priebsch, *London University.* A. W. Schüddekopf, *Leeds University.* K. Wichmann, *Birmingham University.*“

# ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXIII. JUNI 1915. HEFT 3.


CARL A. KRAUSE, *Über die reformmethode in Amerika.* Vier vorträge, gehalten während der marburger ferienkurse 1914. Mit einem *begleitwort* von MAX WALTER. Marburg, Elwert'sche verlagsbuchhandlung. 1914. VII, 67 s. Brosch. m. 1,50.

Herr dr. Krause, leiter des neusprachlichen unterrichts an der Jamaica High School, New York City, und dozent an der New York University, hat seinen gegenstand sowohl mit großer sachkenntnis als mit wohltuender wärme und pädagogischer begeisterung behandelt. Die vier vorträge, aus denen die schrift besteht, sind frisch, flott und anziehend geschrieben, und sie sind zweifellos von seinen zuhörern in Marburg mit allgemeinem beifall aufgenommen worden. Ich selbst habe sie sofort, als mir das büchlein vom herausgeber des *anzeigers* zur besprechung übersandt wurde, in einem zuge und mit wachsendem interesse durchgelesen. Was mich speziell darin am meisten interessiert, ist der bericht von den änderungen, die seit meinem weggange aus Nordamerika in den öffentlichen schulen Neuyorks zugunsten des neusprachlichen unterrichts in bezug auf lehrplan, lehrziel und prüfungen eingetreten sind. Hoffentlich werden diese änderungen, diese reformen nicht zumeist oder teilweise, wie dies überall und besonders auch in den Vereinigten Staaten zu geschehen pflegt, bloß auf dem geduldigen papier bleiben, sondern sich alle in richtiger weise verwirklichen lassen.

Europäischen lesern, die nie oder nur kurze zeit besuchsweise in Nordamerika gewesen sind, bietet natürlich Krauses schrift weit mehr als mir. Vor allen dingen zeigt ihnen der verfasser in kürze und doch mit befriedigender klarheit und verständlichkeit, was man unter dem öffentlichen mittleren schulwesen, unter den sogenannten *high schools*, in den Vereinigten Staaten zu verstehen hat, wie die verhältnisse in diesen anstalten gerade für den neusprachlichen unterricht recht schwierig sind, und wie, wie weit und unter welchen umständen die reformmethode im unterricht fremder lebender sprachen dort durchgeführt werden kann.

Den inhalt der vorträge deuten die überschriften im großen und ganzen deutlich genug an: I. *Einleitendes und lautliche schulung*; II. *Grammatischer unterricht*; III. *Lehrpläne und prüfungen*; IV. *Amerikas beitrag zur neusprachlichen methodik.*

Nur zu dem ersten kapitel will ich mir eine kleine kritische bemerkung gestatten. Der verfasser nimmt hier in einer art einleitung einen löblichen anlauf zu einer geschichte des neusprachlichen unterrichts und der reformmethode in den Vereinigten Staaten, läßt sich aber schließlich nicht weiter darauf ein, indem er es vorzieht, auf Handschins schrift *The Teaching of Modern Languages in the United States*, Washington 1913, zu verweisen. (Über diese schrift habe ich kürzlich den lesern der *N. Spr.* in bd. XXIII, h. 1, s. 50—52, berichtet.) Nachdem er die vorträge von Leopold Bahlsen und Max

Walter über die reformmethode in Neuyork in den jahren 1902 und 1911 mit recht hervorgehoben hat, sagt er s. 5: „Das bedeutet natürlich nicht, daß kein mann in den Vereinigten Staaten vor 1902 oder sogar vor 1911 der reformmethode das wort geredet hätte." Nun, wer so etwas behaupten wollte, würde meines erachtens sehr töricht urteilen und seine unwissenheit auf dem gebiete des nordamerikanischen unterrichtswesens bekunden. In der tat erwähnt Kr. auch hier und an anderen stellen seiner schrift mehrere fachleute, die, wie er sich ausdrückt, „schon energisch vorgearbeitet hatten". Diese fachleute sind, soweit ich sehen kann, alle ausschließlich entweder lehrer des deutschen oder professoren der germanischen sprachen. Und, was das merkwürdigste ist, einige von ihnen, die Kr. namentlich anführt, sind oder waren, wie ich bestimmt versichern kann, nicht als freunde, sondern als gegner der reformmethode und der phonetik bekannt; oder sie haben sich wenigstens in keiner weise als reformer betätigt.

Offenbar hat dr. Krause in seiner abhandlung die entstehung und den ausbau der reformmethode bloß oder vorzugsweise im deutschen unterricht im auge. Jedoch ist gerade auf dem gebiete des französischen unterrichts in Nordamerika schon seit längerer zeit in bezug auf methodik und praktische phonetik gar manches geleistet worden, das auf keinen fall verschwiegen werden sollte. Vor allem sind die bemühungen einer reihe von professoren der romanischen sprachen, die nicht bloß der reformmethode „vorgearbeitet" haben, sondern längst in wort und schrift, in theorie und praxis, in abhandlungen und vorträgen und im eigenen unterricht (denn der amerikanische universitätsprofessor ist immer auch lehrer) energisch dafür eingetreten sind, in einer nach meiner ansicht ungebührlichen weise gar nicht berücksichtigt worden. So läßt Kr. in dieser beziehung z. b. die höchst anerkennenswerte arbeit des dr. Geddes als professor der romanischen sprachen an der universität Boston, meine langjährige tätigkeit als professor der romanischen sprachen an der Johns-Hopkins-universität in Baltimore, als professor der neueren sprachen an dem Massachusetts Institute of Technology in Boston und als direktor des fremdsprachlichen unterrichts an einer doppelten *high school* in Kansas City, Missouri, und die hervorragenden leistungen des dr. Grandgent als leiter des neusprachlichen unterrichts in den öffentlichen schulen von Boston und als professor der romanischen sprachen an der Harvard-universität in Cambridge ganz unbeachtet; er scheint unsere und anderer romanisten zeitschriftartikel, abhandlungen und bücher, die sich mit phonetik und methodik beschäftigen, gar nicht zu kennen. Dieser mangel, dieses versehen oder übersehen, dieses ignorieren kann wohl nur dadurch erklärt und entschuldigt werden, daß dr. Krause, wie auch prof. Handschin, ausschließlich oder hauptsächlich lehrer des deutschen ist.

Übrigens darf man nicht vergessen, daß die sogenannte „reformmethode", wenn man von phonetik, von neuen hilfsmitteln und pädagogischen kunstgriffen und von gewissen systematischen verbesserungen in der lehrweise absieht, im grunde genommen nichts weiter als die uralte „natürliche methode" in der spracherlernung ist. Diese

„natürliche methode“ hat gerade in Nordamerika aus gründen, die die eigenartige kulturelle entwicklung des landes und die beständige starke einwanderung aus Europa mit sich bringt, von anfang an und lange zeit überall geherrscht und herrscht noch immer im privatunterricht und in manchen privatschulen vor. Früher, d. h. vor der einführung der neueren sprachen in den lehrplan der *colleges* und dann vor der gründung, weiten verbreitung und einheitlichen gestaltung und ausbauung der volkstümlichen *high schools*, lag der moderne fremdsprachliche unterricht durchaus in den händen der eingewanderten nationalen, also der deutsche unterricht in den händen der deutschen, der französische unterricht in den händen der franzosen; und noch jetzt bilden deutsche und franzosen einen sehr bedeutenden bestandteil der neusprachlichen lehrerschaft. Ähnlich verhält es sich mit dem italienischen und spanischen unterricht.

Es ist klar, daß sich den nationalen lehrern beim unterricht ihrer muttersprache die „natürliche methode“ wie von selbst darbietet und ihnen doppelt „natürlich“ ist, solange sie das englische, die muttersprache ihrer schüler, nicht oder unvollständig verstehen und sprechen. Die meisten dieser nationalen lehrer wenden und wandten die „natürliche methode“ selbstverständlich ohne überlegung, planlos, ziellos, gleichsam zufällig und unbewußt an. Jedoch haben viele von ihnen, wenn sie gebildet waren, was doch sehr häufig der fall war, frühzeitig darüber nachgedacht, und sie haben in die „natürliche methode“ ordnung, plan, wohlüberlegte absicht und bewußtes streben hineingebracht oder hineinzubringen gesucht. In dieser hinsicht haben sich besonders männer wie G. Heness, ein deutscher, und noch mehr dr. Sauveur, ein franzose oder französischer schweizer, in Neuengland in den siebziger und achtziger jahren des vorigen jahrhunderts hervorgetan, und sie haben sich nach meiner ansicht auf diesem gebiete nicht geringe verdienste erworben. Ihre namen sollten in Nordamerika nicht vergessen, sondern stets mit achtung genannt werden.

In den *colleges* und dann in den *high schools* und in den schulen, die für die zulassungsprüfungen (*entrance examinations*) der *colleges* vorbereiten, kam die sogenannte *scientific method*, wie diese wertlose methode stolz benannt wurde, allmählich auf und gelangte zu hohen ehren, als einheimische lehrer, oft ohne die bezüglichen fremden sprachen mündlich und schriftlich irgendwie zu beherrschen, in großer anzahl den modernen neusprachlichen unterricht in diesen anstalten übernahmen und mit verachtung auf die leistungen der ausländischen „sprachmeister“ herabsahen. Bald fingen sogar nationale lehrer an, wenn sie englisch einigermaßen verstanden, sich der *scientific method* (übersetzen, lesen, übersetzen, ein bißchen grammatik und wieder übersetzen) anzupassen: sie wollten ebenfalls „wissenschaftlich“ unterrichten und glaubten die anforderungen der eintritts- und abgangsprüfungen mit ihren berüchtigten langen *examination papers* so am besten mit ihren schülern befriedigen zu können. Hierbei sind dann höchst sonderbare erscheinungen im neusprachlichen unterricht hervorgetreten, die auf den neuphilologischen beobachter und auf den ausländischen gebildeten besucher, der den

klassenunterricht in seiner muttersprache anhört, tragisch und komisch zugleich wirken.

Aber es hat unter den einheimischen sowohl als den nationalen neusprachlichen lehrern immer auch lobenswerte ausnahmen gegeben.

Hier muß ich leider abbrechen, da sonst meine besprechung der Krauseschen schrift, die an sich interessant ist und mancherlei interessante fragen anregt, zu einer langen abhandlung anwachsen würde.

GEORGE STUART FULLERTON, *Die amerikanischen hochschulen.* Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag. 1914. 111 s. M. 2,—.

Der verfasser dieser interessanten und nützlichen schrift bezeichnet sich auf dem titelblatt als professor der philosophie an der Columbia-universität in Neuyork und honorarprofessor an der universität Wien. Ich kenne herrn Fullerton nicht. Auch weiß ich nicht, welche stellung er auf dem gebiete der philosophie einnimmt. Wahrscheinlich ist er, wie die meisten lehrer der philosophie in amerikanischen *colleges* und universitäten, ein eklektiker mit theologischer färbung. Für die richtigkeit dieser vermutung spricht gemäß den verhältnissen und einrichtungen amerikanischer universitäten der umstand, daß, wie er selbst in seiner schrift sagt, er früher vizepräsident einer bedeutenden universität und längere zeit dekan einer philosophischen fakultät gewesen ist. Die stellung des dekans in einer fakultät eines *college* oder einer universität in Amerika ist nicht wenig verschieden von der des dekans einer fakultät in einer deutschen universität; vor allen dingen ist sie eine dauernde. Der amerikanische dekan hat sich besonders mit der disziplin der lehranstalt abzugeben und das leben der studenten in taktvoller weise zu beaufsichtigen. Das amt eines vizepräsidenten findet sich nicht häufig in amerikanischen universitäten; es ist daher nicht leicht in wenigen worten zu beschreiben. Jedenfalls ist der vizepräsident der berater, der gehilfe und unter umständen der vertreter des präsidenten, des hauptverwalters oder vielmehr des für die dauer seiner regierung, d. h. solange er sein amt unbestritten innehat, fast absoluten monarchen einer amerikanischen universität.

Aus seiner schrift geht zur genüge hervor, daß herr Fullerton ein hochgebildeter, kenntnisreicher und klardenkender mann ist. An seiner kompetenz oder urteilsfähigkeit in bezug auf die frage, die ihn in seiner schrift beschäftigt, ist nicht zu zweifeln. Denn er kann sich auf eine langjährige erfahrung nicht bloß als professor im hochschulunterricht, sondern auch als akademischer verwaltungsbeamter in zwei großen amerikanischen universitäten berufen.

Wenn echte, eingeborene amerikaner über zustände und verhältnisse der transatlantischen republik, über kulturelle, wissenschaftliche und technische leistungen, über das unterrichtswesen und dergleichen in ihrem vaterlande schreiben, vor allem wenn sie in ihren schriften an ausländische leser denken, so ist der ton oder der stil ihrer ausführungen nach dem urteil der europäer immer mehr oder weniger apologetisch, panegyrisch und optimistisch. Dies zeigt sich

natürlich, wie ja nicht anders zu erwarten ist, auch in der vorliegenden abhandlung, obwohl nicht etwa in aufdringlicher oder gar geschmackloser weise. In der tat ist ein maßvoller panegyrismus und ein gesunder optimismus gerade in einem solchen werke ganz wohl am platze. Denn die zukunft der amerikanischen universitäten und technologischen institute kann auf grund dessen, was sie bereits geleistet haben und zu leisten imstande sind, als äußerst hoffnungsvoll bezeichnet werden, und die männer, die an der gründung und dem ausbau dieser großartigen lehranstalten mitgewirkt haben, können mit recht auf die errungenschaften und die ergebnisse ihrer gemeinsamen arbeit stolz sein.

Ebenso hat der apologetische ton, der auch in dieser schrift nicht ganz zu verkennen ist, unzweifelhaft seine berechtigung. Denn den amerikanischen universitäten fehlt immer noch eine allgemeine, allseitige nnd uneingeschränkte anerkennung seitens europäischer gelehrten. Manche von diesen können sich immer noch nicht dazu entschließen, was sie von amerikanischer wissenschaft sehen und hören, ernst zu nehmen. Von vornherein sind sie stets geneigt, wenn von amerikanischen hochschulen, von amerikanischen forschern und gelehrten, von amerikanischer wissenschaft die rede ist, an amerikanischen humbug, der allerdings nicht spärlich vorhanden ist, an faule amerikanische doktortitel und doktorandenanstalten, die immer noch hier und da ihr wesen treiben, auch wohl an den amerikanischen dollar, dessen glanz und zahlengepolter die schlichtheit, geradheit und unabhängigkeit der wissenschaftlichen forschung leicht zu erdrücken imstande ist, sofort zu denken, dann schnell zu verallgemeinern und sich demgemäß ihr urteil zu bilden, schon deshalb, weil sie weder zeit noch lust haben, „alles, was aus Amerika kommt“, genau anzusehen.

In Deutschland bildet man sich oft ein, daß die amerikanische wissenschaft der deutschen sozusagen lehenspflichtig ist und bleibt, daß *die* amerikaner, die wissenschaftlich viel oder etwas nennenswertes leisten, notwendigerweise die schüler deutscher gelehrten und forscher sein müssen, daß sie, wie man sich auszudrücken pflegt, ihnen zu füßen gesessen und von ihnen ihre weisheit empfangen haben. Aber die amerikanische kultur ist aus gar vielen und verschiedenen quellen geflossen. Gewiß hat Deutschland besonders in den letzten fünf jahrzehnten in dieser hinsicht ausnehmend stark auf Nordamerika eingewirkt. Jedoch haben die amerikaner kulturell auch den anderen kulturländern Europas recht viel zu verdanken und vor allem natürlich von jeher England, wo ja die grundlage und der ursprung ihrer kultur zu suchen ist. Deutschland ist immerhin nur ein kleines land (s. Fullerton s. 9), wenn man es mit Nordamerika vergleicht. Das darf man nie vergessen. Man sollte bei solchen vergleichen die Vereinigten Staaten nicht Deutschland, nicht einem einzelnen europäischen lande gegenüberstellen, sondern ganz Europa oder mindestens dem ganzen westlichen und zentralen Europa. Wenn man dies jetzt nicht zu tun pflegt, — man wird es bald tun *müssen*. Dafür werden schon die amerikaner selbst mit ihren kulturellen leistungen und fortschritten sorgen, die beständig zunehmen

und auf einem gebiete vor sich gehen, welches „ungefähr fünf sechstel so groß ist wie ganz Europa“.

Ich habe also gegen einen mäßig apologetischen, panegyrischen und optimistischen standpunkt in dieser und in schriften ähnlicher art nichts einzuwenden. Nur halte ich es für selbstverständlich, daß ein solcher standpunkt die objektivität der darstellung und des urteils zuweilen leicht trübt oder trüben kann.

Die vorliegende schrift besteht aus folgenden abhandlungen: I. Der hintergrund des höheren erziehungswesens in Amerika. II. Das höhere erziehungswesen und der staat. III. Die selbständigen universitäten. IV. Die vorbildung für die gelehrten berufe in den Vereinigten Staaten. V. Die verfassung und verwaltung der amerikanischen universitäten. VI. Der amerikanische professor. VII. Studentenleben in Amerika. Diese sieben abhandlungen sind ursprünglich vorlesungen, die herr Fullerton im wintersemester 1913/14 als amerikanischer austauschprofessor in Österreich gehalten hat (s. *vorwort*).

Wenn ich es hier unternehmen wollte, Fullertons schrift genau und sachgemäß zu kritisieren, so müßte ich auf alle einzelheiten, die der verfasser vorbringt und bespricht, näher eingehen. Dies ist jedoch hier schon wegen des raumes unmöglich. Auch ist es gar nicht notwendig. Denn ich habe in meinem werke allgemeineren inhalts *Studien über die kultur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika*, von dem der erste band im jahre 1912 (Marburg, Elwert) und schon vorher in fortlaufenden heften dieser zeitschrift erschienen ist und der zweite band sehr bald veröffentlicht werden wird, denselben gegenstand behandelt. Daher verweise ich auf das, was ich über das höhere unterrichtswesen Nordamerikas in dem ersten bande dieses werkes gesagt habe und in den folgenden bänden sagen werde, und ich ersuche den leser, der sich dafür interessiert, dies mit der darstellung und den angaben des herrn Fullerton zu vergleichen. Hier begnüge ich mich damit, nur noch ein paar kurze bemerkungen über die vorliegende schrift folgen zu lassen.

Fullertons angaben über die amerikanischen hochschulen sind mir selbst sehr willkommen: sie bestätigen im allgemeinen meine eigenen erfahrungen, sie vervollständigen in mancher hinsicht meine kenntnisse, und sie haben wohl auch zuweilen meine ansichten ein wenig berichtigt und geklärt.

Der gesichtspunkt, von dem aus er diese frage betrachtet und bebehandelt, ist natürlich von dem meinigen etwas verschieden; er ist hauptsächlich der eines (gebildeten und gelehrten) „echten amerikaners“. Er selbst beschreibt und erklärt diesen begriff an mehreren stellen der ersten abhandlung, vor allem auf s. 17, und zwar folgendermaßen: „Der echte amerikaner ist selbständig und fortschrittlich gesinnt, aber er ist kein revolutionär. ...... Wir können ..., wo immer es sich um wichtige angelegenheiten handelt, den amerikaner als konservativ bezeichnen, sowohl auf dem politischen gebiet als auf dem der erziehung. . . .“

Dieser klasse von amerikanern gehört offenbar auch herr Fullerton an. Nach seinem namen und nach seinem wohnort zu urteilen, und wenn man zwischen den zeilen in seiner schrift zu lesen versteht,

ist er von geburt ein yankee, vielleicht ein neuengländer (*a New England man*) oder mindestens ein *Easterner*; möglicherweise stammt er aus Pennsylvanien, aber gewiß aus einer familie, die mehr oder weniger rein englischer herkunft ist, die schon seit mehreren generationen im lande ansässig ist, die sich daher in guten finanziellen und sozialen verhältnissen befindet und natürlich satt und sehr zufrieden und (im amerikanischen sinne) konservativ ist. Freilich herrscht diese „konservative" stimmung oder gesinnung — das weiß doch herr Fullerton selbst — nicht bei allen amerikanern vor, bei vielen, die man nicht schlechtweg als „unechte" oder hybride amerikaner bezeichnen kann, und die man nicht einfach außer rechnung und unbeachtet lassen darf, schon deshalb, weil sie sehr, weil sie ungeheuer zahlreich sind, — bei solchen, die selbst, wenn auch schon vor langer zeit, eingewandert sind und nicht mehr deutsche, engländer, irländer, franzosen, norweger, dänen, schweden, polen, italiener usw. genannt werden können, und bei denen, deren familien seit einer oder nur wenigen generationen im lande ansässig sind und sich noch nicht zu dem behaglichen und gesättigten zustande wohlhabender und reicher amerikanischer bürger haben emporarbeiten können.

Man begreift, daß herr Fullerton von „revolutionären" nichts wissen will. „Auch bei uns", sagt er (s. 17), „gibt es revolutionäre, aber in den meisten fällen sind sie zu unserem bedauern aus anderen ländern zu uns gekommen. Wir (wer? die ‚echten' amerikaner?) würden sie gerne wieder in die länder zurückschicken, aus denen sie gekommen sind." Nun, manche dieser sogenannten „revolutionäre", manche dieser „revolutionäre" fremder herkunft haben doch nach meiner meinung auch gute und fruchtbare ideen ins land gebracht. Wenn sie z. b. gegen das alte, „echt amerikanische" system der ausbeutung des schwachen durch den starken, des armen durch den reichen, das bereits in der kolonialzeit und in der ersten zeit der republik in vielen gegenden nachweisbar ist, nicht immer ohne erfolg angekämpft haben, so sind ihre bemühungen zu loben und als sehr verdienstvoll und patriotisch zu bezeichnen. Ihr wohltätiger einfluß könnte noch mächtiger auf das gesamte soziale leben der Vereinigten Staaten einwirken, wenn man endlich eine soziale gesetzgebung systematisch und auf breitester grundlage beginnen wollte, um die unzähligen arbeiter und angestellten rechtlich besser zu stellen und zu schützen, welche jetzt die wohlhabenden, reichen und überreichen arbeitgeber — individuen, gesellschaften und korporationen — zur zeit einer geschäftlichen krisis oder aus persönlichen gründen ohne entschädigung und kündigung plötzlich entlassen und der gefahr der hungersnot preisgeben dürfen.

Die nordamerikanische kultur ist herrn Fullerton hauptsächlich oder fast ausschließlich eine britische kultur oder eine auf amerikanischem boden weiter entwickelte und den neuen verhältnissen angepaßte kultur britischer tradition und britischer wesensart. Deutsche und irländer und ihre nachkommen haben also in dieser hinsicht gar nichts geleistet, und die slawen, italiener und juden, die einwanderer der neuesten zeit, sind hierbei überhaupt nicht zu rechnen. Sie alle sind unfähig oder unfähig gewesen, die britisch-

amerikanische kultur und die entstehende und sich entwickelnde amerikanische rasse oder nationalität zu beeinflussen und zu modifizieren (abhandlung I).

Eine höchst sonderbare ansicht!

„Im jahre 1790 gab es ungefähr 600000 weiße familien in den Vereinigten Staaten. Eine untersuchung der bei der ersten volkszählung im jahre 1800 festgestellten namen ergibt, daß ungefähr 90 prozent (!) von ihnen britischen ursprungs waren“ (s. 10). Offen gestanden, an die richtigkeit dieser angabe oder an die richtigkeit des ergebnisses dieser statistischen untersuchung glaube ich nicht. 90 prozent der weißen einwohner mögen wohl englische oder anglisierte oder ins englische übertragene (dies kommt sehr häufig vor) namen gehabt und englisch als muttersprache oder als einzige sprache gesprochen haben. Aber viele von ihnen werden, ebensogut wie die übrigen 10 prozent der weißen bevölkerung, trotz ihrer namen nicht britischen ursprungs, sondern holländischer, schwedischer, deutscher, französischer und anderer fremder, vor allem aber deutscher abkunft gewesen sein. Indes mag sich herr professor Fullerton über diese frage lieber mit seinem kollegen und, wenn auch vielleicht nicht ganz „echten“, landsmann herrn professor Albert B. Faust auseinandersetzen, der im gegensatz zu ihm das deutsche element des amerikanischen volkes und seine kulturelle, soziale und politische bedeutung stark betont und überall, auch dort „echte“ deutsche findet, wo gar keine deutschen mehr zu finden sind. Vgl. meine besprechung von Albert B. Faust, *Das deutschtum in den Vereinigten Staaten in seiner geschichtlichen entwicklung*, Teubner, Leipzig, 1912, in *N. Spr.* XXI, h. 10, s. 699—706.

„Die neuen staaten [im westlichen Nordamerika] wurden, wie ich schon angegeben habe, durch eine von osten her kommende bewegung bevölkert. Der allgemeine charakter ihrer einrichtungen war jedenfalls durch die eingeborene amerikanische bevölkerung bestimmt“ (s. 11). Die zweite bemerkung dieser stelle ist richtig. Die erste ist irrtümlich oder zweideutig und irreführend: die bewegung, die die neuen staaten im westen und im fernen westen bevölkerte, kam natürlich von osten. Aber von welchem osten? Doch nicht allein von den östlichen staaten Nordamerikas, sondern auch vom fernen osten, von Europa, von Deutschland. Gerade damals und besonders in diesen teilen seines ländergebiets hat Nordamerika eine ausgezeichnete und vielleicht die beste deutsche einwanderung erhalten, die es je an sich gezogen hat. Es waren die zahllosen kräftigen und tüchtigen einwanderer aus verschiedenen teilen Deutschlands, unter ihnen höchst intelligente und ideal denkende menschen, kulturmenschen, die doch irgend etwas geistiges mitbrachten und abzugeben hatten, in den jahren und jahrzehnten nach der revolution von 1848 und nach dem blutigen kriege von 1870/71.

„So kann in einem neuen staat sogar die mehrzahl der bevölkerung aus älteren staaten eingewandert sein. Im jahre 1900 wurde z. b. festgestellt, daß im staate Oklahoma nur ungefähr ein sechstel der gesamtbevölkerung innerhalb der grenzen des staates geboren war“ (s. 11). Auch hier fehlt jede erwähnung der aus-

ländischen und speziell der deutschen einwanderung entweder direkt aus Europa oder aus anderen, fernen und nahen, staaten Nordamerikas. Dies ist, ich wiederhole es, irreführend. Man darf, wenn man von kulturellen, sozialen und politischen fragen in den Vereinigten Staaten spricht, das fremde element der amerikanischen bevölkerung in *dem* maße nicht ignorieren, oder man fälscht wissentlich oder unwissentlich den tatbestand.

„In den letzten jahren hat die einwanderung ganz außerordentlich zugenommen, aber ungeachtet ihrer großen anzahl sind diese neuankömmlinge nicht die menschen dazu, um der amerikanischen bevölkerung ihre ideale und ihre einrichtungen aufzuzwingen [!]. Sie werden in kurzer zeit assimiliert. In ihrer neuen umgebung verlieren sie ihre sprache, ihre gewohnheiten und ihre überlieferungen", usw. (s. 11). Von einem „aufzwingen" fremder ideale und fremder einrichtungen kann überhaupt nicht die rede sein. Vor allen dingen sind die neuankömmlinge der letzten jahrzehnte zumeist froh, die „einrichtungen" ihres alten vaterlandes, die sie bedrückten, unter denen sie zu leiden hatten, oder die ihnen irgendwie lästig und unangenehm waren, los zu sein. Auch nehmen sie die ihnen neuen, sogenannten amerikanischen „ideale" gern und schnell an. Denn diese machen es ihnen möglich, ihren lebensunterhalt in der neuen heimat ungestört und reichlich zu verdienen, vorausgesetzt, daß sie zu einer günstigen zeit anlangen und sofort arbeit finden. Wenn ein „aufzwingen" oder ein zwang irgendwelcher art seitens der neuankömmlinge gegenüber den alten, ansässigen einwohnern oder seitens der alten amerikanischen bevölkerung gegenüber den neu eingewanderten fremden vorkäme, so würden sich beide als feindliche parteien gegenüberstehen, und eine verschmelzung und assimilierung, besonders eine so schnelle und so leichte verschmelzung und assimilierung, würde unmöglich sein: zwang hat noch nie eine „andere" nationalität beseitigt.

Gewiß assimilieren sich die fremden neuankömmlinge in den Vereinigten Staaten in sehr kurzer zeit. Gewiß verlieren sie in ihrer neuen umgebung ihre sprache, ihre gewohnheiten und ihre überlieferungen sehr bald; usw. Die hauptursache ist die schule, wo übrigens ebenfalls kein zwang ausgeübt wird; die englische sprache, welche die eingewanderten, die mit verschiedenen muttersprachen angekommen sind, miteinander und mit den ansässigen, alten einwohnern eint und ihren gegenseitigen verkehr erleichtert und ermöglicht; das gleiche milieu. Dazu kommen so viele andere ursachen, die ich hier nicht alle aufzählen will.

Trotzdem und auch wohl gerade deshalb ist der allmähliche einfluß der neu eingewanderten, vor allem, da sie in solchen massen ankommen, auf die entwicklung der amerikanischen nationalität und auf die sie bewegenden gedanken schwerlich auf die dauer zu leugnen. Wo er sich bemerklich macht, findet eine einwirkung selbstverständlich nur in aller freiheit, auf friedliche weise, durch zusammenleben und zusammenarbeiten, durch gleiche schicksale, durch ausübung gleicher rechte und übernahme gleicher pflichten, durch vermischung statt. Die tatsache bleibt bestehen und bewahr-

heitet sich auch hier, daß eine schwächere, eventuell geistig niedriger stehende nationalität, gerade wenn sie sich einer stärkeren, eventuell geistig höher stehenden nationalität friedlich unterordnet, sich ihr assimiliert und mit ihr verschmilzt, besonders wenn sie in massen erscheint, immer auf die art der durch die verschmelzung neu gebildeten nationalität mehr oder weniger bedeutend einwirkt und ihr gewisse geistige eigentümlichkeiten übermittelt, die in der alten, der verschmelzung vorausgehenden nationalität nicht vorhanden waren.

Dieser umstand darf nicht, wenn man von der eigenart des amerikanischen volkes, von der geistigen grundlage und dem historischen, politischen und sozialen hintergrunde des unterrichtswesens oder speziell des höheren unterrichtswesens in den Vereinigten Staaten spricht, einfach verschwiegen werden; und man sollte nicht den einfluß anderer nationalitäten neben der britischen bei der entstehung und entwicklung der amerikanischen nationalität allzusehr unterschätzen oder gar schlechtweg ignorieren. Glaubt denn herr Fullerton in allem ernst, daß die zahllosen iren und deutschen, die im laufe vieler jahrzehnte in Nordamerika eingewandert sind, spurlos, d. h. ohne irgendwelche spuren eines einflusses auf die sinnesart, die denkweise, das temperament, den charakter des amerikanischen volkes zurückzulassen, dahingeschwunden sind?

Das volk der Vereinigten Staaten, so wie es ist, wird und geworden ist, ist ausnehmend „amerikanisch“ und zugleich „international“, sowohl sehr „amerikanisch“ als auch sehr „international“ gesinnt. Dieser „internationale“ und zugleich sehr „amerikanische“ charakter muß jedem europäischen gebildeten beobachter sofort auffallen, wenn er amerikanische schulen, *colleges*, universitäten und technologische institute vor allem in den großstädten besucht und hier die emsigen scharen von ausländern, von kindern ausländischer eltern, von einheimischen, von geborenen und „echten“ amerikanern friedlich nebeneinander arbeiten sieht. Sie alle sind oder werden amerikaner, sie alle fühlen sich oder werden sich sehr bald als amerikaner fühlen.

Zum schluß meiner besprechung, die viel länger geworden ist, als ich es ursprünglich beabsichtigte, möchte ich den lesern der *N. Spr.*, nicht bloß den deutschen, sondern (ach! wenn dies möglich wäre!) allen europäischen lesern, eine kleine anekdote mitteilen, die unter ihnen, wie ich glaube und hoffe, gerade die pädagogen und praktischen lehrer interessieren wird. Herr Fullerton selbst hat seinen österreichischen zuhörern diese geschichte erzählt *als ein beispiel für die einheitlichkeit der gesinnungen, die den amerikanern aus allen teilen ihres großen vaterlandes gemeinsam sind* (s. 13).

*Vor einigen jahren*, sagt der verfasser (s. 13), *sprach ich mit einem amerikanischen jungen von vierzehn jahren, der auf einer europäischen schule war. Ich fragte ihn, ob er die jungen gerne möge, mit denen er zusammen wäre. Er meinte: „Ja, einige von ihnen sind sehr nett.“ „Sind sie denn ebenso wie die amerikanischen jungen?“ fragte ich. „Nein,“ antwortete er, „nein, wie amerikanische jungen sind sie nicht.“ „Aber sind sie denn nicht nett?“ „Ja,“ sagte er, „es sind schon sehr nette darunter,*

*aber wie amerikanische jungen sind sie doch nicht.“ „Wieso sind sie denn anders?“ fragte ich. „Sehen Sie,“ sagte er, „das ist so. Gestern hat in der schule ein junge, der neben mir sitzt, ein pferd auf seine tafel gezeichnet und ein anderer nachbar hat's dem lehrer gesagt. Und der lehrer hat den jungen geschlagen. Ich meine,“ setzte er rasch hinzu, „er hat den jungen geschlagen, der das pferd gezeichnet hat, und nicht den, der gepetzt hat. Natürlich“, fuhr er fort, „wartete ich nach der schule draußen, um zu sehen, was es jetzt geben würde. Aber es ist zu keinem boxkampf gekommen. Nein,“ schloß er, „sie sind nicht wie amerikanische jungen.“*

Zur erläuterung fügt herr Fullerton folgendes hinzu: *Seitdem habe ich diese geschichte vielleicht acht oder zehn jungen aus den verschiedensten gegenden der Vereinigten Staaten erzählt, und ich habe gefunden, daß sie sie alle in der gleichen weise aufgenommen haben. Keiner von ihnen konnte* erstens *verstehen, wie es ein junge fertig bringen konnte zu petzen,* zweitens, *warum der falsche junge geschlagen worden ist, und* drittens, *warum es nach der schule keine prügel gegeben hat. Ich glaube, daß die auffassung ganz dieselbe in jeder typisch amerikanischen schule von Boston bis San Francisco sein würde* . . . . . .

Das verhalten oder die auffassung der amerikanischen knaben ist in der tat durchaus echt amerikanisch. Daran ist nicht zu zweifeln. Aber ist die erzählung, so wie sie mitgeteilt ist, für europäische schulen typisch? Auf den zweiten und den dritten punkt will ich hier nicht eingehen. Aber über den ersten punkt möchte ich mich doch äußern.

In dem alten gymnasium zu Wittenberg, in dem ich als schüler aufgewachsen bin, galt das „anzeigen“, das „angeben“, das „denunzieren“ oder, wie es herr Fullerton nennt, das „petzen“ unter uns jungen für gemein und schimpflich; ich glaube, daß die meisten von uns so etwas selbst unter dem härtesten zwange nicht getan hätten. Sollte es in deutschen schulen neuerdings anders geworden sein?? Sollte es in österreichischen schulen anders sein?? Ich wundere mich, daß die österreichischen zuhörer des herrn Fullerton gegen den ersten punkt nicht protestiert haben. Mir scheint es, daß das denunzieren und ähnliches allen anständigen menschen und speziell der heranwachsenden und erwachsenen schuljugend unter normalen verhältnissen überall in Europa verhaßt ist und allgemein als ehrlos angesehen wird. Soweit meine erfahrung reicht, kann ich dies von englischen und französischen schülern bestimmt behaupten, und auch von italienischen schülern, obwohl meine erfahrung in bezug auf italienische schulen beschränkt ist. Mir wäre es interessant, zu wissen, wie meine kollegen, die pädagogen und praktischen lehrer, darüber denken.

*Berlin-Wilmersdorf.* A. Rambeau.

---

1. *Milton und Cædmon* von Stephanie von Gajšek, dr. phil. (Wien). *Wiener beiträge zur englischen philologie,* unter mitwirkung von K. Luick, A. Pogatscher, R. Fischer, L. Kellner und R. Brotanek herausgegeben von J. Schipper. Bd. XXXV. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1911. VIII und 65 s. M. 2,— = 2 k. 40 h.

2. *Orpheus in der englischen literatur* von Julius Wirl, dr. phil. (Wien). Bd. XL. Ebd. 1913. X und 102 s. M. 4,— = 4 k. 80 h.
3. *Sir John Davies*, sein leben und seine werke von Margarete Seemann (Wien). Bd. XLI. Ebd. 1913. X u. 92 s. M. 4,— = 4 k. 80 h.
4. *Joanna Baillie's Plays on the Passions* von dr. phil. Alfred Badstuber (Wien). Bd. XXXIV. Ebd. 1911. X und 119 s. M. 4,— = 4 k. 80 h.
5. *Bryan Waller Procter* (Barry Cornwall) von Franz Becker, dr. phil. Bd. XXXVII. Ebd. 1911. XI und 126 s. M. 4,50 = 5 k. 40 h.
6. *Adelaide Anne Procter*, ihr leben und ihre werke von Ferdinand Janku, dr. phil. (Wien). Bd. XXXVIII. Ebd. 1912. XII u. 111 s. M. 3,— = 3 k. 60 h.
7. *Arthur Hugh Clough* von Paula Lutonsky (Wien). Bd. XXXIX. Ebd. 1912. 58 s. M. 2,— = 2 k. 40 h.
8. *Henry Lawson*, ein australischer dichter, von Adele Fuchs (Wien). Bd. XLIII. Ebd. 1914. 100 s. M. 3,— = 3 k. 60 h.

Die sämtlichen arbeiten sind von Schipper, dem vor kurzem leider verstorbenen wiener altmeister auf dem gebiete der englischen philologie, entweder angeregt oder gefördert worden. Daß in ihnen der metrik ein breiter raum gewidmet wird, versteht sich hieraus eigentlich von selbst. Was den stoff anlangt, so ist es erfreulich, daß er meistens der neueren zeit, der zweiten hälfte des 18. oder dem 19. jahrhundert, angehört. Diese monographien der wiener schule bieten willkommene ergänzungen zu den bekannten literaturgeschichten, die die behandelten dichter gar nicht oder nur kurz erwähnen. Aus inneren gründen besprechen wir sie nicht nach dem jahre ihres erscheinens, sondern chronologisch nach dem stoffe. Freilich müssen wir uns, dem wunsche der redaktion rechnung tragend, beschränkung auferlegen und können über das einzelne werk nicht so eingehend referieren, wie wir gern möchten. Daß wir die neueste zeit mehr berücksichtigen, wird angesichts des charakters und des zieles der *Neueren Sprachen* nicht wundernehmen.

1. Der hauptteil der abhandlung untersucht die frage, ob und wieweit Milton von Cædmon abhängig ist. Um nur deutsche forscher zu erwähnen, so ist Brandl geneigt, Milton die kenntnis der Cædmonschen fragmente zuzusprechen, Wülker nicht. Stephanie von Gajšek meint, man könne und müsse eine beeinflussung Miltons durch Cædmon voraussetzen. Ihre beweisführung ist trotz s. 13 nicht überzeugend. Allgemeine mittelalterliche, scholastisch-dogmatische begriffe kommen in den altenglischen und im neuenglischen gedichte vor. Ist daher eine entlehnung oder anlehnung des späteren dichters an den früheren nötig? Anerkennung verdient die auswahl der zahlreichen parallelstellen, die die verfasserin von s. 23—62 gibt. Aber trotz ihrer fülle bleibt die hauptfrage unseres erachtens unentschieden.

2. *Orpheus in der englischen literatur* ist eine sehr gründliche und interessante arbeit, die uns den thrakischen sänger in englischem gewande zeigt. In der einleitung werden die zwei überlieferungen vom *apollinischen* und *bacchischen* Orpheus, um es kurz auszudrücken, berührt, dann der mittelenglische *Sir Orfeo* und Robert Henrisouns

(1430—1507) *Orpheus and Euridice*, namentlich das letztere gedicht, sehr ausführlich wiedergegeben. Arthur Dillons *Orpheus* hätte wohl schneller erledigt werden können, hält ja auch Wirl (s. s. 101) nicht viel davon. Man folgt dem verfasser gern auf seinem zuge vom mittelalter zur neuzeit. Die vergleichende literaturgeschichte, mag sie international oder nur national sein, ist immer anregend. — S. 87 ist ein sinnentstellender druckfehler: cA*b-bereaved* statt cU*b-bereaved*.

3. Die auf Grosarts gesamtausgabe der werke des sir John Davies fußende würdigung des dichters und politikers aus der feder Margarete Seemanns zeugt von großem fleiße. Die verfasserin zieht eben in den bereich ihrer betrachtung nicht nur die poetischen, sondern auch die historisch-politischen schriften des günstlings Jakobs I. von Schottland. Die eingehende analyse von *Nosce te ipsum*, des „ersten philosophischen gedichtes Englands", ist wohl zu rechtfertigen. Hat sie aber für die heutige zeit noch einen praktischen wert? Im rechten augenblick, weil höchst aktuell, kommt die auffrischung von Davies' potisch-historischen schriften. Die *irische* frage spielte schon damals eine rolle, und *A Discourse of the True Causes why Ireland was never entirely subdued nor brought under Obedience of the Crowne of England untill the Beginning of his Majestie's happie Raigne* und die berichte an lord Salisbury über Irland und seine zustände, die auf genauer kenntnis der verhältnisse beruhen, war ja Davies viele jahre *Solicitor General* für Irland, und die, soweit man es von einem engländer erwarten darf, objektiv gehalten sind, belehren uns über das heutige verhältnis Englands zur grünen insel. — Den zweck ihrer arbeit, „die charakterisierenden züge der epoche" zu beleuchten, hat Marg. Seemann erreicht. Davies' bedeutung liegt in seiner „innigen zugehörigkeit zu dem kulturleben".

4. Badstuber hat seine abhandlung für einen „weiteren leserkreis" bestimmt und „im sinne dieser überlegung" durch dr. phil. Helene Elsner manche stellen metrisch ins deutsche übertragen lassen. Wir bezweifeln, daß Joanna Baillies dramen dadurch populärer werden. Aus diesem zweifel heraus lassen wir uns die sehr ausführlichen inhaltsangaben der dramen gern gefallen. Ob sie zur lektüre des originals anregen werden? Und doch ist Joanna Baillie eine eigenartige persönlichkeit, kritikerin und dichterin. Als erstere zeigt sie sich in dem *Introductory Discourse*, der noch heute lesenswert und daher mit recht von Badstuber eingehend besprochen ist. Die *Plays on the Passions* leiden, wie Badstuber in der sehr guten „zusammenfassung" sagt, unter dem systemzwang, nicht nur unter einem „gewissen" systemzwang (s. 101) und sind buch- oder lesedramen, denn nichts anderes meint schließlich unser verfasser mit den worten: „Daher kommt es, daß die *Plays on the Passions* schwach und stumpf auf der bühne erscheinen, während sie aber dem ruhigen leser ein außerordentliches vergnügen bereiten. Die eigenart der stücke besteht eben darin, daß sie für den leser ein gleichmäßiges interesse bieten, das ihm aber auch gestattet, den leichten fluß des dialogs und die schönen einzelstimmungen zu bewundern" (s. 110). Die versuchung liegt nahe, auf die ganze entstehung der *Plays* einzugehen, wir können es nicht und weisen auf Badstuber hin und be-

gnügen uns mit der anführung des nebentitels: *A series of plays, in which it is attempted to delineate the stronger passions of the mind: Each being the subject of a tragedy and a comedy.* Wir haben also die tragödie der liebe und die komödie der liebe, die tragödie des hasses und die komödie des hasses, usw. Ein noch energischerer hinweis auf Shakespeares charaktertragödien oder den *Wallenstein*, Schillers tragödie des ehrgeizes, wäre erwünscht. — Ein druckfehler liegt s. 8 z. 5ff. vor, vermutlich soll es heißen *abhebt, um* statt *abheben und*. Ausdrücke wie „leidenschaft in ihrer *gänze*“ (sic s. 24) oder „der *nächstenliebende* mönch“ (s. 87) sind wenigstens nicht reichsdeutsch. Der satz, der mit den worten beginnt „dann ist da“ (s. 69) ist ziemlich undeutlich und bedarf einer wiederholten lektüre. Trotz dieser kleinen ausstellungen können wir die arbeit empfehlen und wünschen, daß sie wirklich nicht nur von fachgenossen gelesen wird.

Eine erwähnung der *Plays on the Passions* finden wir merkwürdigerweise in dem wiener beitrag 37, 63, zu dem wir jetzt übergehen.

5. Bryan Waller Procter, mit seinem pseudonym Barry Cornwall, ist schon deshalb lesenswert, weil er ein freund Byrons war und von diesem geschätzt wurde, und wie sehr er, besonders in der form, von Byron beeinflußt wurde, zeigt sich in seinen lyrischen dichtungen. Becker ist dem dichter, „der heute verschollen und vergessen ist“, liebevoll nachgegangen und hat dem liebenswürdigen menschen eine sehr ernste studie gewidmet. Ich meine, Procter hat heute nur durch seine sozialen gedichte einen gewissen wert; er „ist einer der ersten gewesen, der mit dichterworten für die armen und elenden eingetreten ist“. Der anhang mit neun gedichten Procters ist höchst angenehm. — Der verfasser hätte sich wohl kürzer fassen können, der abschnitt III ist unnötig, er bringt nichts neues; wiederholungen sind nicht selten, z. b. s. 4 und s. 47, wo wir zweimal hören, daß Procter noch in hohem alter die schule, die er in seiner kindheit besucht hatte, zu entdecken sich bemühte; oder s. 74f., wo in demselben absatz zweimal das gleiche ausgedrückt wird, oder s. 30 und 89, wo wir lesen, daß der rechtsanwalt auf seiner täglichen omnibusfahrt in und aus der city zu dichten pflegte. Wäre es nicht anstatt dieser wiederholungen angebracht gewesen, hinter den vers *They were lovely and pleasant in their lives, and in their death they are not divided* (s. 49) in klammern 2. Sam. 1, 23 zu setzen, da nicht alle leser so bibelfest wie Becker sind? — Aber seine monographie über den elizabethiner, den freund Lambs, ist uns willkommen. — S. 98 ist wohl *dawn of day* statt *down* zu lesen.

6. Die arbeit über Adelaide Anne Procter, die tochter Bryans, ist unabhängig von der soeben besprochenen, gleichzeitig mit ihr entstanden. Da Wülker z. b. der anmutigen lyrischen dichterin, der gar manches sinnige lied gelingt, das einen sogar an Goethe erinnert, nur eine kurze erwähnung zuteil werden läßt, kommt uns die einzeldarstellung Jankus sehr gelegen. Die inhaltsangaben der epischen und lyrischen gedichte wirken auf die dauer ermüdend. Die *Oxford movement*, die von großem einfluß auf Anne werden sollte, ist klar geschildert, und der charakter ihrer lyrik, deren hauptmotive

unglückliche liebe und innige religiosität sind, scharf gezeichnet. Bei der behandlung der *Legend of Provence* vermissen wir einen hinweis auf Gottfried Kellers *Die jungfrau und die nonne* (G. w. VII 377). Ob wohl der verfasser noch heute behaupten wird, daß „die wahrheiten des christentums im englischen gemüte tief wurzel faßten“? Wir wußten es anders und sind heute davon überzeugt, ausnahmen bestätigen die regel. — Am schlusse lesen wir den merkwürdigen vergleich, daß die ewigen satzungen der religion tröstungen wie milden *meltau* herabträufeln. S. 38 ist *battlements* statt *buttlements* gemeint.

7. Paula Lutonsky gibt uns eine gute einführung zum leben und zu den werken des früh verstorbenen Arthur Hugh Clough (1819 bis 1861). Sein erstes gedicht, *The Bothie of Tober-na-vuolich*, wird eingehend besprochen. Reichliche proben geben dem leser, der Clough nicht kennt, einen einblick in seine art; ich verweise hier unter anderem auf *The Latest Decalogue*. Die inneren (religiösen) kämpfe des dichters sind verständnisvoll entwickelt.

8. In die unmittelbarste gegenwart führt uns Adele Fuchs mit Henry Lawson. Die einleitung, eine übersicht über die *australische literatur*, ist wertvoll. Ist Lawson auch nicht so bekannt und bedeutend wie Henry Kendall, so lesen wir doch gern seine balladen und *short stories*, deren geschichte Adele Fuchs skizziert. Seine verwandtschaft mit Dickens und Bret Harte ist unverkennbar. Ich möchte Lawson einen naturdichter nennen, auf grund seiner frischen und ungekünstelten weise. Daß in seiner sprache „der charakteristisch australische wortschatz vielleicht stärker sich geltend macht als bei irgendeinem anderen australischen schriftsteller“, daß er nach kurzem aufenthalt in England sich nach der australischen heimat sehnte, daß er diese unabhängig von England machen will, daß er seine volksgenossen zum kampfe gegen England aufruft, macht uns Lawson noch sympathischer. In England sieht der australier den „urquell aller übel“:

*The world shall yet be a wider world —*
*For the tokens are manifest;*
*East and North shall the wrongs be hurled*
*That followed us South and West.*
*The march of Freedom is North by the Dawn!*
*Follow, whate'er betide!*
*Sons of the Exiles, march! March on!*
*March till the world grows wide!*

*Frankfurt a. M.* J. Caro.

---

*Lehrbuch der französischen sprache für preußische präparandenanstalten und seminare* von O. Boerner, Cl. Pilz und M. Rosenthal. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1912 u. 13. 3 Tle., m. 1,40, 2,80, 2,10.

Diese ausgabe der Boernerschen lehrbücher paßt sich genau den bestimmungen vom 1. juli 1901 an und entspricht in vollem maße den eigentümlichkeiten und forderungen des französischen unterrichts

an preußischen lehrerbildungsanstalten. Der erste und zweite teil (3. und 5. aufl., preis m. 1,40 und 2,80) enthalten den lehrstoff für die präparandenanstalten, der dritte teil (2. aufl., preis m. 2,10) bietet in verbindung mit den *Hauptregeln der französischen formenlehre und syntax zum lehrbuch der französischen sprache für präparandenanstalten und seminare* (m. 1,80) das pensum der drei seminarjahr. Um den gebrauch des übungsbuchs für seminare zu erleichtern, haben die verfasser das wortmaterial in einem gesonderten wörterbuch alphabetisch zusammengestellt (preis m. 1,—).

Neben den bewährten grundsätzen, nach denen die Boernerschen lehrbücher überhaupt bearbeitet sind, fallen in dieser ausgabe besonders angenehm auf: der neue, eigenartige aufbau des lautierkursus, der streng didaktische lehrgang der lektionen in genetischem fortschritt ihrer anschauungs-, lehr- und übungsstoffe und die verwendung der Hoelzelschen bilder zu sprechübungen. Auch das im anhang gebotene wissenswerte aus der verslehre und aus der französischen literatur des 17., 18. und 19. jahrhunderts, sowie der reichliche bilderschmuck tragen dazu bei, daß dieses lehrbuch als ein recht brauchbares hilfsmittel für den französischen unterricht in preußischen präparandenanstalten und seminaren empfohlen werden kann.

BOERNER-DINKLER, *Lehr- und lesebuch der französischen sprache für mittelschulen.* Leipzig und Berlin, Teubner. 1910. I. teil, m. 1,50; II. teil, m. 2,—; III. teil, m. 2,60.

Die verfasser vertreten in methodischer hinsicht den vermittelnden standpunkt: ohne vernachlässigung des grammatischen wissens soll der lernende von anfang an zum freien mündlichen und schriftlichen gebrauch der fremdsprache angehalten werden. Trotzdem ist der grammatische stoff auf das wirklich notwendige beschränkt. Die betonung des etymologischen moments durch die aufstellung von wortfamilien im anschluß an viele lektionen sowie der hinweis auf die anwendung der verben in gallizismen und anderen fest geprägten ausdrücken verdient hervorgehoben zu werden. Die ausgiebige berücksichtigung der geschäftskorrespondenz erhöht den praktischen wert des lehrbuches speziell für mittelschulen.

*Kurzer leitfaden für den französischen unterricht in den lehrlingsabteilungen der handelsschulen* von prof. TH. DE BEAUX. Leipzig, Göschen. 1909. Kart. m. 1.60.

Der leitfaden ist fast durchweg nach den grundsätzen der übersetzungsmethode bearbeitet, wobei die grammatik die führende rolle übernimmt. Die lektionen beginnen meistens mit einer langen reihe von vokabeln, die dann nachher in übersetzungs-, grammatischen und leseübungen auftreten. Im vergleich zu dem grammatischen stoff, den jede lektion bietet, kommt der lesestoff besonders anfangs zu kurz. Die später auftretenden lesestücke sind vorwiegend dem französischen handels- und verkehrsleben entnommen.

*Frankfurt a. M.* AD. GRINER.

---

Druck von C. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.



# DIE NEUEREN SPRACHEN.

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXIII. JULI 1915. HEFT 4.

## DIE NEUEREN SPRACHEN UND DER KRIEG.

Im laufe des vergangenen winters bin ich von freunden und bekannten wiederholt gefragt worden: „Was soll nach beendigung des krieges aus dem unterricht im englischen und französischen werden?“ Und ich habe in der regel geantwortet: „Wesentlich wird es wohl beim alten bleiben müssen; denn es ist nicht einzusehen, warum wir deutschen, wenn wir aus dem schrecklichen uns aufgezwungenen völkerkriege als sieger hervorgegangen sind, nach politischem friedensschluß die unselige fehde noch als sprachenkrieg in der schule zum nachteil unserer jugend weiterführen sollten.“

Mit dieser persönlichen ansicht gerate ich freilich von vornherein in starken gegensatz zu den „Betrachtungen eines alten neuphilologen“, die herr Otto Lohmann in XXIII, 1 der *N. Spr.* veröffentlicht hat. Ich kann es übrigens als zweiter alter neuphilologe und germanist nur dankbar anerkennen, daß der herr kollege sich als erster zu obiger frage geäußert hat, nachdem ich bereits monatelang jedes neue heft der zeitschrift insofern etwas enttäuscht aus der hand legte, als es nichts über die betreffende sache enthielt. Nun L. die frage einmal angeschnitten hat, möcht' ich mich als zweiter zum wort melden in der erwartung, daß die schriftleitung die nach gewohnter altdeutscher art sehr verschieden ausfallenden meinungen wird zur aussprache kommen lassen[1], damit die angelegenheit mit möglichster klarheit und wahrheit beleuchtet und erörtert und dann mit abwägender vorsicht der weg gefunden werde, den unsere wissenschaft und schule den neueren sprachen gegenüber fortan einzuschlagen hat.

Im großen ganzen sind wir alten bei diesem pfadfinden ja

[1] Gewiß. Ein dritter aufsatz erscheint im august. *D. red.*

in der glücklichen lage, uns nicht auf ganz fremdem gelände zu bewegen, sofern uns die gleich nach dem deutsch-französischen kriege gemachten erfahrungen als richtlinie zugute kommen. Nun hab' ich damals nach dem frankfurter frieden von keiner seite gehört, noch irgendwo gelesen, daß das französische als minderwertige sprache des „dekadenten erbfeindes“ in unseren schulen möglichst eingeschränkt oder gar zugunsten des englischen ganz vom lehrplan verschwinden müsse, wie L. es jetzt will. Auch er sagt gleich am anfang seines aufsatzes, die neuere philologie verdanke ihr schnelles emporblühen nach dem kriege der großartigen entwicklung des Deutschen Reichs, also mittelbar gerade diesem siegreichen krieg. Und jetzt sollte sie in ihrer vollen blüte verstimmt und kleinmütig die segel streichen wegen des gegenwärtigen furchtbaren, völkermordenden kampfes, aus dem wir, in erwägung seines bisherigen uns günstigen verlaufs, wenn auch mit viel größeren opfern, ebensowohl als sieger hervorgehen werden wie damals?

Allerdings liegen die verhältnisse etwas anders für uns als vor 44 jahren; aber sie mußten wohl anders werden, weil eben „alles fließt“ und es nach den naturgesetzen nichts festbestehendes geben kann. So steht denn Deutschland mit seinen verbündeten heutzutage im grausigen waffengange einer welt von feinden gegenüber, während es 1870/71 nur mit den franzosen als *offenem* gegner zu tun hatte; doch *heimliche* feinde hatte es auch damals schon an allen ecken und enden. Eigentlich beliebt sind wir deutschen von jeher nicht einmal bei unseren verschiedenen europäischen vettern gewesen, noch viel weniger bei den vertretern lateinischer, slawischer, ungarischer rasse. Während die romanischen völker im bewußtsein der mehr oder weniger gemeinsamen herkunft durch sprache, religion, sitte, verwandte charakterzüge sich zueinander hingezogen fühlten, zeigten die germanischen stämme des nordens und der südwestlichen nordseeküste sich dem verwandten deutschen Michel gegenüber gleichgültig, zurückhaltend, kalt, abstoßend, ja sogar feindlich, und die stolzen „angelsachsen“ jenseit des kanals behandelten ihn vor sechzig jahren mit hochmütiger geringschätzung. Als dann aber Michel, aus langem schlafe erwacht, eine ungeahnte regsamkeit entfaltete, hielt John Bull es für geraten, den frechen emporkömmling, der ihm überall das geschäft zu verderben drohte, in seine schranken zurückzuweisen, und wurde unser ärgster feind.

Daß die deutschen auf dem ganzen erdenrund recht wenige echte, treue freunde haben, ist eine traurige tatsache, welcher man sich erst klar bewußt wird, wenn man lange jahre im auslande lebt und dort im verkehr mit vertretern verschiedener völker, wie z. b. in Nordamerika, für gewöhnlich herausfindet, daß deutsche art und deutsches wesen bei den fremden nur selten richtiges verständnis, noch seltener aufrichtiges entgegenkommen findet. Wie das zugeht, und vor allem, ob wir selbst auch mit schuld sind an diesem unerfreulichen verhältnis, ist eine völkerpsychologische frage, die anderswo zu erörtern wäre. Unter derartigen umständen brauchen wir uns über die „feinde ringsum" nicht besonders zu wundern, denn sie waren längst vorhanden, wenn sie auch weniger offen hervortraten. Lassen wir sie mit dem gedanken: „Viel feind, viel ehr!" — Der unflat aber, mit dem die unfähigen, gewissenlosen staatsmänner in London, Paris und Petersburg zusammen mit großmäuligen, verlogenen generalen, die alle ihre niederlagen in siege verwandeln, mittels hämischer verleumdung und frecher, unverschämter lüge in feilen, bestochenen zeitungen das deutsche volk samt seinem tapferen volksheer zu bewerfen suchen — dieser ganze widerliche schmutz verfehlt sein viel zu hoch stehendes ziel und fällt nur auf die herunter, die ihn mit unsauberen händen geschleudert haben. Das alberne schimpfen unserer feinde, für die wir urplötzlich zu barbaren, hunnen, vandalen geworden sind, können wir mit verständnisvollem lächeln ruhig über uns ergehen lassen: ist es doch nichts weiter als das zornige gebell eines dummen mopses gegen den schweigend seine bahn wandelnden hellen mond.

Indessen darf man aus dem wüsten gebaren fremdländischer „herdenmenschen" und einzelner katilinarischer existenzen, wie es uns in urteilsunfähigen, gekauften tagesblättern und zeitschriften zu gesicht kommt, doch wohl keineswegs den schluß ziehen, daß im laufe dieses unseligen krieges alle franzosen, belgier, engländer, russen auf einmal zu tollhäuslern geworden seien. Sind doch unter ihnen bereits mehrfach die warnenden stimmen besonnener, vernünftiger männer laut geworden, welche sich als kenner deutscher kultur und deutschen volkslebens entschieden gegen solche maßlosen ausschreitungen ihrer landsleute ausgesprochen haben. Diese verständigen, mutigen männer werden voraussichtlich nach dem friedensschluß, wenn das schändliche lügengewebe der verruchten kriegshetzer, namentlich der

englischen, als trügerische spionenarbeit zerrissen und die unverschleierte wahrheit ans tageslicht gekommen ist, ohne allen zweifel immer mehr zustimmung finden, immer größeren einfluß gewinnen zur aufklärung der schmählich hinters licht geführten völker. Und wenn gleichzeitig, oder besser schon vorher, die abscheulichen kriegsanstifter gestürzt und — hoffentlich! — durch wirkliche, fähige staatsmänner ersetzt worden sind, dann werden, wie nach schwerem gewittersturm das hochwogende meer sich allmählich beruhigt, auch die von grimmem haß erregten politischen wogen des durch den krieg aufgewühlten völkerlebens wieder in sanften wellenschlag übergehen.

Ich kann mich erfahrungsmäßig nicht mit L. zu der schwarzsehenden ansicht bekennen, daß infolge des gegenwärtigen krieges der internationale verkehr mit unseren feinden *auf menschenalter hinaus unmöglich* sein, daß besonders die mit hilfe der neuphilologen ins leben gerufenen freundlichen beziehungen mit Frankreich auf so lange zeit gestört bleiben sollten, obwohl wir bezüglich der sprachwissenschaftlichen forschungen in der glücklichen lage sind, auf die hilfe und mitwirkung französischer und englischer philologen, die ohnehin von jeher bei uns mehr in die schule gegangen sind als wir bei ihnen, auf absehbare zeit, ohne in verlegenheit zu geraten, verzichten können. Wenn nach glücklich geschlossenem frieden die franzosen und engländer noch ein paar jahre grollen und schmollen, so werden wir als ruhmreiche sieger, trotz der uns zugefügten schweren beleidigungen, nicht allzu ernstlich mit ihnen zu gericht sitzen dürfen. Der verkehr zwischen uns und den feindlichen ländern wird sich meines erachtens aus wirtschaftlichen bedürfnissen mit kaufmännischer berechnung ganz von selbst wiederherstellen, da unsere feinde, die in ihrer jetzigen blinden wut Deutschland auf den isolierschemel stellen möchten, später bei ruhiger überlegung bald einsehen werden, daß ihnen aus solchem kaltstellen des mächtigen kulturlandes nur beträchtlicher schaden erwachsen kann.

Auch glaube ich nicht, daß es mit der störung der „freundlichen“ beziehungen zwischen uns und den franzosen, sofern von einem solchen verhältnis überhaupt die rede sein kann, nach dem zu erwartenden frieden viel schlimmer und trostloser aussehen wird als zu anfang der siebziger jahre. Was im besonderen die neuphilologen betrifft, so war die aufnahme beziehungsweise begegnung, die ihnen damals in Frankreich zuteil

wurde, nichts weniger als freundlich. Entließ mich doch mein verehrter, unvergeßlicher lehrer KARL BARTSCH im sommer 1876 vor meiner abreise nach Paris mit den worten: „Auf eine freundliche aufnahme dürfen Sie bei den franzosen schwerlich rechnen. Ich würde Ihnen ja gern empfehlungsbriefe an Gaston Paris und Paul Meyer mitgeben; aber der freundschaftlich-wissenschaftliche briefwechsel mit den beiden romanisten hat, nicht durch meine schuld, ganz aufgehört, obgleich meine altfranzösische und provenzalische chrestomathie nach wie vor von ihnen benutzt werden. Kehren Sie in Paris nur ja nicht den deutschen heraus, sonst werden Sie überall anlaufen, weil die wunden der erlittenen niederlage noch zu wenig vernarbt sind.“ In befolgung dieses guten rates habe ich drei semester lang nur französisch oder dann und wann mit engländern und amerikanern englisch gesprochen. Nur meinem zimmernachbar, einem juristen aus Toulouse, mit dem ich gleich in den ersten wochen nähere bekanntschaft gemacht und darauf freundschaft geschlossen hatte, habe ich mich anvertraut und es nicht zu bereuen gehabt; denn Charles Bosredon ist mir während der ganzen zeit ein treuer freund und liebenswürdiger führer in Paris und umgegend gewesen[1].

Wie gefährlich übrigens noch 1876 das deutschsprechen in der französischen hauptstadt war, davon hier ein beispiel: Etwa vier wochen nach meiner ankunft stellte sich im *Café de la Terrasse, boulevard Bonne Nouvelle,* ein karlsruher polytechniker mir vor, weil er mich den *Kladderadatsch* lesen sah. Auf meine klage über das schlechte straßburger bier führte er mich nach der nahen *rue Blondel* in eine bayrische bierwirtschaft, wo wir anfangs allein waren und deshalb unsere deutsche unterhaltung fortsetzten. Unterdessen waren einige neuen gäste eingetreten, deren einer sich unbemerkt neben mich gesetzt hatte. Dieser berührte mich am arm und sagte sehr laut: *Quelle langue osez-vous parler ici?* Ich wandte mich dem fragenden, einem älteren manne, zu und erwiderte: *Vous entendez bien que c'est allemand, mais qu'est-ce que cela vous fait? et sourtout, que vous importe notre*

[1] Hierzu ein gegenstück. Der erste franzose, mit dem ich nach dem krieg bei meinem ersten aufenthalt in England (1872—73) im august 1872 zusammentraf, gleichfalls ein tolosaner, Louis Cuxac, begrüßte mich bei der vorstellung mit den worten: *Ah, vous êtes Allemand! J'aime les Allemands, j'ai été prisonnier de guerre à Strélitz,* und hat sich während unserer dreiviertel jahre dauernden kollegenschaft im *term* wie in den ferien treulich zu mir gehalten. W. V.



*conversation? — Oh, ça m'importe beaucoup, car vous parlez le baragouin des cochons prussiens ce qui est une offense pour mes oreilles! Du reste, vous devriez savoir qu'en France on parle français. — Et d'autre part, monsieur, vous devriez de même savoir que les cochons prussiens grognent dans le même langage que les cochons français. D'ailleurs, je ne suis pas Prussien, mais Hambourgeois. Tenez, quelle langue croyez-vous que parlent à Hambourg les Français qui s'y trouvent ordinairement en grand nombre? — Ah ça! c'est tout à fait différent! et il va sans dire qu'ils ne parlent que notre belle langue de France.* — Das seltsame wortgefecht hatte natürlich die aufmerksamkeit besonders der andern französischen gäste erregt, die mir wütende blicke zuwarfen. Auf einen wink des bayerischen wirtes ging ich mit meinem begleiter an den schenktisch, wo er uns leise sagte, wir möchten doch französisch sprechen; vor einigen wochen habe es dort wegen deutschsprechens einen bösen skandal gegeben, zu dessen schlichtung er die polizei habe herbeirufen müssen. Wir zogen es indes vor, die wirtschaft zu verlassen, um weiteren unannehmlichkeiten aus dem wege zu gehen.

So war also noch fünf jahre nach dem krieg die volksstimmung in Paris, und die deutschen neuphilologen, die törichterweise in ihren ersten semestern hingegangen waren, ohne die französische umgangssprache einigermaßen zu beherrschen, befanden sich in einer nicht beneidenswerten lage, da sie von allem gesellschaftlichen verkehr mit franzosen ausgeschlossen waren. Wer jedoch in der verkehrssprache hinlänglich bewandert war und die nötige beigabe deutscher selbstverleugnung besaß, der konnte durch anregenden umgang, besonders mit studenten und ihrem anhang, durch den besuch der verschiedenen vorlesungen (*conférences*) oder vielmehr vorträge, da die professoren löblicherweise niemals aus einem konzept ablesen, der bessern theater, durch teilnahme an den sprachwissenschaftlichen übungen der Sorbonne, des *Collège de France* und der *Ecole normale supérieure*, sowie durch gelegentlichen verkehr mit bürgern und in der umgegend auch mit gastfreien landleuten den zweck seines auslandsaufenthaltes vollständig erreichen. Und ich glaube entschieden, das wird sich auch nach eingetretenem frieden wieder ermöglichen lassen, sobald der hauptsächlich durch die niederträchtige lügenpresse angefachte leidenschaftliche haß gegen uns deutsche, der übrigens, wie erwähnt, lange nicht in allen volksschichten empfunden werden dürfte, in einen ruhigen, geheimen groll

übergegangen ist, den wir, gerade wie nach 1871, eben mit in den kauf nehmen müssen. Ein wahrhaft freundliches entgegenkommen dürfen und können wir von den abermals besiegten franzosen nicht erwarten, um so weniger, als auch in den langen friedensjahren ein richtiges freundschaftsverhältnis mit ihnen nicht zustande gekommen und, bei lichte besehen, ebensowenig vorher jemals vorhanden gewesen ist, und zwar nicht durch französische schuld allein; denn „ein rechter deutscher mann kann keinen franzen leiden".

Demnach wird sich nach der zweiten, gänzlichen niederlage der franzosen, die hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten läßt, der aufenthalt der neusprachler in Frankreich kaum unangenehmer gestalten als nach der ersten. L.'s befürchtung, das studium der neueren sprachen werde zurückgehen, weil ihm „die grundbedingungen zerstört" seien (s. 4), kann ich um so weniger teilen, als sie mit seiner richtigen ansicht, die neuere philologie habe sich gerade nach dem 70er kriege gedeihlich entwickelt, in unlogischer folgerung steht. Waren denn damals die fäden „freundlicher beziehungen" zwischen deutschen und französischen philologen nicht ebensowohl zerrissen, wie sie es jetzt sind? Warum sollten sie denn nunmehr auf immer zerrissen bleiben? Werden sie sich bei einigem guten willen auf beiden seiten nicht gerade so gut wieder anknüpfen lassen wie das erstemal?

Damals waren es meines wissens die franzosen, die uns entgegenkamen, indem sie bald nach dem frankfurter frieden nicht allein junge studenten, sondern auch angestellte oberlehrer auf unsere universitäten schickten, weil sie herausgefunden hatten, daß unser volksheer viel vertrauter mit der französischen sprache war als ihre armee mit der deutschen. Glaubten sie doch, daß, wie bei Königgrätz der preußische, so auch in Frankreich der deutsche schulmeister zu den großartigen siegen wesentlich beigetragen habe. Dieser meinung war z. b. auch ein normannischer oberlehrer Charles Hubert, den ich 1874 in Heidelberg kennen lernte, und dem ich vier semester lang bei seinen deutschen studien behilflich war, wogegen er sich verpflichtet hatte, auf unsern täglichen spaziergängen, die sich in den ferien, wo wir nicht verreisten, sehr weit ausdehnten, nur französisch mit mir zu sprechen.

Seitdem sind die franzosen eifrig und ausdauernd bemüht gewesen, unsere für sie sehr schwere sprache zu lernen, ja nach

den berichten mancher neuphilologen, [die auf urlaubsreisen französische schulen besuchten, haben französische schüler das erlernen des deutschen im allgemeinen fleißiger betreiben müssen als unsere das des französischen. Ich kann mir nun nicht denken, daß dieser lerneifer nach dem kriege mit einmal aufhören sollte, daß die überwundenen franzosen in törichtem kindersinn sich sagen sollten: alles lernen des deutschen hat uns auch nicht zum siege geholfen, deshalb wollen wir es einfach aufgeben und uns von nun an um diese abscheulichen *boches*[1] nicht mehr kümmern. Vielmehr bin ich der meinung, wenn wir gegen die große überzahl unserer gegner aus dem furchtbaren völkerkriege endgültig als unüberwindliche sieger hervorgegangen sind, woran jetzt nicht mehr zu zweifeln ist, und wenn darauf das Deutsche Reich als anerkannte erste weltmacht sich zu ungeahntem neuen glanz entfaltet hat, zu dem alle völker des erdkreises — viele nicht ohne neid — emporblicken: daß dann die franzosen nicht die letzten sein werden unter denen, die sich eingestehen müssen, ein volk, das in einmütiger vaterlandsliebe mit selbstloser opferfreudigkeit einen solchen kampf siegreich bestanden hat, wie ihn die weltgeschichte nicht aufzuweisen hatte, muß auf einer kulturhöhe stehen, deren leuchtendem vorbild ernstlich nachzustreben wir uns eifrig bemühen wollen, wobei mit dem gründlichen studium seiner sprache und literatur sowie seiner gesamten kultureinrichtungen der anfang zu machen ist. So haben wir von den franzosen wahrscheinlich zu erwarten, daß ihre germanisten gerade *wegen* der zweiten, größeren niederlage unsere sprache noch eingehender und die deutsche literatur nebst geschichte noch gründlicher studieren werden als bisher.

Und die deutschen romanisten sollten nach dem kriege, aus dem die jüngeren und jüngsten mit dem siegeslorbeer zahlreich zurückgekehrt sind, mit L. geringschätzig auf das französische herabblicken, sein studium vernachlässigen oder gar aufgeben? Das wäre eine höchst merkwürdige „naturerscheinung", die wohl die meisten ebensowenig verstehen würden, wie ich mir des ver-

---

[1] Ich habe mich vergebens nach dem ursprung dieses plötzlich aufgetauchten schimpfwortes umgesehen und würde es dankbar anerkennen, wenn ein kundiger leser der *N. Spr.* mir auskunft gäbe. [Der frankfurter oberlehrer dr. Moritz Werner hat im 1. morgenblatt der *Frf. ztg.* vom 12. juni (nr. 161) davon gehandelt. Th. Z.]

fassers unterstrichene selbstanklage erklären kann, daß wir neuphilologen die fremden sprachen in ihrer bedeutung für die deutsche jugend zu hoch eingeschätzt hätten (s. 5). Wenn er das von den altphilologen sagte, so wäre es begreiflich; denn diese haben viele jahrhunderte lang das lateinische und griechische für das alleinseligmachende in der ganzen jugendbildung gehalten und diese überschätzung auch dermaßen geltend zu machen verstanden, daß erst in neuester zeit nach langem, hartem kampfe die gleichwertigkeit der neueren sprachen mit den alten für die schulbildung staatlich anerkannt worden ist. Daß der vorwurf aber gerade von einem neuphilologen, noch dazu von einem *alten*, kommt, dürfte unter sowohl den fachgenossen als auch in weiteren kreisen berechtigtes erstaunen erregen. Oder sollte es auch mit auf die rechnung der sonderbaren überraschungen zu setzen sein, mit welchen der unselige krieg uns schon so reichlich bedacht hat? — Aus W. Ostwalds feder hätte man eine solche äußerung wohl erwarten können, weil dieser bekannte forscher, soviel ich weiß, auf den gesamten sprachunterricht geringen wert legt, da die sprachen zu einem förderlichen fortschritt auf naturwissenschaftlich-mathematischem gebiet nichts wesentliches beizutragen vermögen. Über den wert, bzw. unwert sprachlicher bildung sind ja sowohl zahllose tintenfässer geleert, als ungezählte reden gehalten worden, so daß es wohl erübrigt, mich hier des näheren darüber auszulassen.

Lieber will ich übergehen zum etwaigen verändernden einfluß des krieges auf den künftigen fremdsprachlichen unterricht, den L. in der letzten hälfte seines aufsatzes zur sprache bringt. Ich muß gestehen, sein vorschlag, diesen unterricht nach dem kriege auf *eine* fremdsprache zu beschränken, diese zugunsten des englischen wahlfrei zu machen, das französische vom altsprachlichen gymnasium ganz zu verbannen usw., hat mich tatsächlich in verwunderung gesetzt[1]. Das würde ja schließlich auf eine abermalige umgestaltung unseres ganzen höhern schulwesens hinauskommen, mit dessen neueinrichtung wir doch unlängst erst angefangen haben. Die lateinlose realschule, die in den letzten zehn jahren ganz besonders empor-

[1] Ich mußte dabei unwillkürlich an einen munteren quartaner denken, der mir letzten august freudestrahlend erzählte: „Es ist doch fein, daß wir mit den franzosen und engländern in krieg sind, denn bald brauchen wir kein französisch und englisch mehr zu lernen.“

geblüht ist, könnte nicht länger in betracht kommen; denn durch das bißchen mehr an mathematik und naturwissenschaft würde ihr baldiges verschmelzen mit der ebenfalls mit dem einjährigenschein versehenen mittelschule nicht aufgehalten werden. Was würden aber unsere kaufleute dazu sagen, die doch ihre söhne mit vorliebe auf die realschulen geschickt und zum nicht geringen teil eben mittels ihrer mehrsprachigkeit die englischen, französischen und amerikanischen mitbewerber namentlich im viel umstrittenen sog. lateinischen Amerika vielfach erfolgreich verdrängt haben?

Auch das reformgymnasium müßte wieder eingehen, obgleich es sich durchaus bewährt hat, da hier der unterricht abermals mit latein anzufangen hätte, während auf dem altsprachlichen gymnasium höchstens das englische in frage kommen könne (s. 6), da es als dritte fremde sprache die durchschnittsschüler überlasten werde (s. 7). Das französische möchte L. am liebsten ganz kaltstellen, weil seine literatur für die jugend ungeeignet, ja bedenklich sei (s. 5) und wir es überhaupt nicht mehr brauchten (s. 6). Vor allem aber müsse das „parlieren“ aufhören, weil wir für die konversation in zukunft keine zeit mehr hätten.

Wenn diese meines erachtens übertriebenen, viel zu weit gehenden ansichten bei den fachgenossen und höheren orts anklang finden und sich verwirklichen sollten, dann hätten die neuphilologen und besonders wir reformer unter ihnen wahrhaftig alle ursache, einzustimmen in die klage des verfassers auf s. 2, es sei erschütternd für sie, das erleben zu müssen und ihr lebenswerk auf diese weise zerstört zu sehen. Denn dann wäre der ganze aufbau, an dem sie fünfzig jahre lang mit mühe und anstrengung unter vielen anfechtungen zielbewußt gearbeitet, der seiner zeitweiligen vollendung bei erfreulichen fortschritten mehr und mehr entgegenging, urplötzlich auf einmal zur traurigen trümmerstätte geworden, gleichsam von französischen und englischen kanonen zusammengeschossen. Denn wenn das französische vom lehrplan verschwindet oder als kläglicher rest in der hand von altphilologen (!) nur noch ein kümmerliches dasein fristet (s. 8); wenn das wahlfreie englisch erst in O II anfangen soll — dann gute nacht! neuere philologie; begebt euch zur ruhe! ihr neusprachler; mit eurem tagewerk, ja mit eurer lebensarbeit ist es zu ende! Wenn ihr auch zu tausenden ebenso mutig und tapfer für unser teures vaterland gekämpft und schmerzverbissen geblutet habt wie alle andern lehrer vom hoch-

schuldozenten bis zum dorfschulmeister und mit ihnen kampfesmüde, aber siegesfroh mit dem schmückenden eichenkranz in die heimat zurückgekehrt seid: in der freudig erwarteten ausübung eures berufs werdet ihr euch trotz — oder vielmehr wegen? — all eurer siege doch auf eine jämmerliche niederlage gefaßt machen müssen, da ihr für die schule mehr oder weniger überflüssig geworden seid.

Oder sollte es doch am ende so schlimm nicht werden? — Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich fest überzeugt *nein!* sage. Denn nach ruhiger überlegung kann man doch wohl schwerlich auf den schlußgedanken kommen, daß der eiserne deutsche kriegsbesen, der die franzosen und engländer nebst ihrem unsaubern gelichter von den schlachtfeldern hinweggefegt, nunmehr auch unsere schulen vom kehricht ihrer sprachen reinigen müsse. Ja, wenn es sich tatsächlich um eigentlichen kehricht handelte, dann wäre ohne zweifel jetzt der geeignete zeitpunkt für ein gründliches ausfegen, wie L. es mit dem französischen vornehmen will. Wie er indessen zu dem absprechenden urteil über den wert dieser sprache für die schule gekommen ist, obwohl er sie persönlich hochschätzt, ist, rein sachlich betrachtet, nicht leicht einzusehen. Es müßte denn sein, daß auch L. in den mittelklassen französische formen „gepaukt" (s. 5), daß auch seine schüler um die französischen formen und grammatischen regeln viele tränen vergossen hätten und viele bei der versetzung gerade am französischen scheiterten (s. 8). Nicht minder unverständlich ist mir die behauptung, das französische *volk* müsse für uns „gründlich *erledigt*" (!) sein, weil es in „kindischem haß" das ganze unglück über uns gebracht habe (s. 6); denn für jeden deutschen zeitungsleser dürfte es doch längst klar sein, daß die eigentlichen anstifter und urheber des krieges — man denke nur an Eduard VII.! — an der Themse zu suchen und auch schon lange aufgefunden sind, während das französische volk, soweit es politisch aufgeklärt ist, keine veranlassung zum kriege gegeben hat.

Wegen des verwünschten völkerkrieges die französische sprache von unsern schulen auszuschließen, wäre eine kurzsichtige überstürzung, welche der sprachlichen ausbildung unserer jugend nur zum nachteil gereichen und später bitter bereut werden müßte. Welche andere lebende sprache hat mit ihrer literatur seit reichlich 700 jahren einen mehr anregenden, belebenden einfluß auf unsere dichtung gehabt als die französische?

Ihre literatur nimmt es an reichhaltigkeit, vielseitigkeit, geistvoller, anmutig-klarer darstellung, anziehungskraft mit jeder andern auf, wenn sie auch nach unserm begriff und maßstab im trauerspiel, außer dem *Cid*, nichts hervorragendes aufzuweisen hat. Dafür steht aber der vortreffliche Molière in der weltliteratur ebenso einzig da wie Shakespeare, Cervantes, Dante, um von unserm alle überragenden Goethe nebst Schiller hier zu schweigen. Außerdem weicht Molières sprache vom heutigen französisch so wenig ab, daß er von reiferen schülern ohne besondere schwierigkeit gelesen werden kann, was bei dem großen engländer bekanntlich nicht zutrifft. Wenn L. die französische literatur für unsere jugend „so ungeeignet, ja bedenklich“ hält, daß „die stoffliche auswahl sehr schwierig ist“, so beweisen die sehr zahlreichen guten schulausgaben, namentlich die von reformern besorgten, daß dieses urteil, welches doch wohl besonders auf das erotische in manchen neueren romanen abzielen soll, mit allem vorbehalt aufzunehmen ist. Aber die erotik hat ja in allen literaturen, alten und neuen, ihre vertreter und nicht am wenigsten an Shakespeare, dessen dramatische personen, ganz abgesehen von den narren, sich gelegentlich in recht gemeinen redensarten ergehen. Übrigens sind die großen dichtungen ja nicht für schuljungen und „höhere töchter“ geschrieben.

Andererseits ist das französische so einheitlich aus der in Gallien gesprochenen mundart der *lingua rustica* hervorgegangen, daß die hunderte von aufgenommenen germanischen und keltischen wörtern, weil sie vollständig angeglichen wurden, nur von romanisten als fremde bestandteile erkannt werden können. Durch den reichtum seiner wortformen, abgesehen von der fortgefallenen deklination, und den logisch gegliederten aufbau der syntax ist die französische sprache am meisten geeignet, die grammatische ausbildung des schülers neben dem deutschen zu fördern und ihm den besten ersatz des lateinischen zu bieten. An vokalischem wohllaut und rhetorischem wohlklang ist sie freilich dem spanischen und italienischen nicht gleich zu achten, dem englischen aber weit überlegen, und an stilistischer einfacher klarheit und feinheit übertrifft sie alle drei.

Trotz alledem möchte L. das französische, obwohl es seit jahrhunderten mit unserm höheren unterricht verwachsen ist, am liebsten von den stundenplänen entfernt haben, das englische dagegen auf alle fälle beibehalten. Er hält England für unsern *gefährlichsten* feind (s. 7), den wir nur mit hilfe seiner sprache

niederringen könnten. — Ich gebe zu, daß die engländer zurzeit unsere *schlimmsten, hinterlistigsten, ränkevollsten, verlogensten* feinde sind; aber politisch und wirtschaftlich können sie uns, wie der verlauf des von ihrer heimtückischen falschheit angezettelten krieges sowie unser erfolgreicher wettbewerb in handel und gewerbefleiß zeigen, in keiner weise gefährlich werden. Besiegen können und werden wir den bösen „vetter", den wir ja bereits viele jahre lang mit dem feststehenden ausdruck „das falsche Albion" bezeichnen, nur durch unsere guten kanonen und tauchboote, wobei unsere flotte hoffentlich noch weiter kräftige beihilfe leisten wird.

Unter den übrigen von L. zugunsten des englischen angeführten gründen, die wenig stichhaltiges enthalten dürften, will ich hier nur die sog. englische „weltsprache" in nähere erwägung ziehen. Alle klar sehenden deutschen, welche das hochmütige, rücksichtslose treiben der selbstsüchtigen englischen krämerseele, sagen wir bloß seit dem Krimkrieg, aufmerksam beobachtet haben, sind nunmehr wohl zu der überzeugung gekommen, daß der abgefeimte anstifter des jetzigen ruchlosen völkerkrieges vollständig niedergezwungen, auf die dauer, am besten für immer, unschädlich gemacht werden muß, wenn Deutschland samt dem europäischen festland vor diesem weltfriedensstörer ruhe haben soll. Nun dürfte es nach der voraussichtlichen niederlage Albions mit seiner vielgerühmten oder besser übelberüchtigten weltwirtschaft und seebeherrschung stark in die brüche gehen, zumal die erste schon während der letzten zehn jahre Deutschland und Amerika gegenüber in rückstand geblieben und es mit der letzten auf schwachen füßen stehen muß, wie der verlust so vieler kriegs- und handelsschiffe augenscheinlich lehrt. Das *Britannia, rule the waves!* hat keinen rechten sinn mehr; es *war* einmal. Mit beiden wird auch die vermeintliche *weltsprache* ihrer einschränkung, ihrem verfall entgegengehen. Wird doch selbst im Vereinigten Königreich rein englisch nur von einigen dreißig millionen gesprochen, da die keltischen einwohner unter sich bekanntlich ihre eigene ursprüngliche volkssprache reden. Von der annähernd dreihundert millionen zählenden bevölkerung Indiens, die sich von 150000 engländern schändlicherweise beherrschen und ausplündern lassen, spricht kaum eine million wirklich englisch. Nur in Australien und Kanada sowie im englischen teil Westindiens ist englisch die vorherrschende sprache, was jedoch bei der schwachen be-

siedelung dieser kolonien von zusammen etwa dreizehn millionen nicht viel sagen will.

Nun aber die Vereinigten Staaten von Amerika! Sie fallen mit ihrer bunt zusammengewürfelten bevölkerung von neunzig millionen allerdings schwer ins gewicht; denn die jugend muß bekanntlich sowohl in allen öffentlichen wie in den sehr zahlreichen kirchenschulen, die ausschließlich von den gemeinden aus konfessionellen gründen unterhalten werden, zwangsweise englisch lernen, weil dies nun einmal zur allgemeinen landessprache erhoben ist, obgleich die bundesverfassung kein sterbenswörtchen darüber vorschreibt. Natürlich sind auch praktische rücksichten hierbei in betracht gekommen, sofern das englische als gemeinsames verständigungsmittel in den einzelnen staaten mit anderssprechenden bewohnern am geeignetsten schien. Allein was ist aus solcher verständigung im laufe der zeit geworden? — In der tat ist das in den Vereinigten Staaten von Amerika gesprochene englisch trotz der gemeinsamen pflichtschulsprache so sehr aus der art geschlagen, daß die bewohner der Neuengland-staaten, wo unter den gebildeten noch ein verhältnismäßig reines englisch gesprochen wird, sich nur mit mühe mit denen der mittelstaaten, noch schwieriger mit vielen personen der west- und besonders der südstaaten verständigen können. Bedenklich aber ist das urteil, das ich von aus England zurückgekehrten amerikanern gehört habe, dem zufolge die engländer ihre eigene landessprache nicht mehr verstünden, noch verständlich sprechen könnten[1]. — Da nun die differenzierung zwischen

[1] Ich selbst habe mich in den ersten monaten nach meiner ankunft drüben, als ich mich an amerikanische sprech- und ausdrucksweise noch nicht gewöhnt hatte, manchmal zu der bemerkung veranlaßt gesehen: *Look here, sir, won't you oblige me by speaking plain English? I'm sorry not to understand gibberish yet.* Später habe ich mir eingeborenen gegenüber, die da prahlten: *You can take it for granted, sir, we Americans are the grandest nation of the world,* gelegentlich den scherz erlaubt, zu erwidern: *Well, sir, may be you are. I only wonder that, under these circumstances, you haven't got your own language; for every "grand," even great nation has acquired its proper national tongue, while this "grandest nation of the world," as you like to term it, is still talking the language of your former oppressors, thus remaining, as it were, continually in a kind of dependence upon them. — No, sir, in this matter you are mistaken, for I positively contend that we speak no longer English at all, our present language being quite different from the*



britischem und amerikanischem englisch von jahr zu jahr mehr um sich greift und das „verbesserte“ amerikanische von 90 millionen, das britische dagegen nur von 45 millionen gesprochen wird, so träumen die amerikaner schon davon, daß ihr „*New-English*“ das *Old English* ebensowohl verdrängen wird wie ihre industrie, welcher der wachsende handel folgen wird, die englische bereits überflügelt hat. Ob dann jedoch, nach wirklicher erfüllung der amerikanischen „*great expectation*“ dieses „neuenglisch“, das natürlich wegen seiner überreichlichen, meist unnötigen aufnahme fremder bestandteile, sowie durch seine vorliebe für vermeidliche wörter französischer herkunft ein noch größeres, verschiedenartigeres *mixtum compositum* ist und noch mehr werden wird als das heutige englisch, die rolle einer welt-

*vernacular English of Great Britain. As our vocabulary became enlarged, our grammar and spelling were at the same time simplified, and the pronunciation was greatly improved. We Americans, you know, improve everything introduced from Europe which is unfit for our purposes, and hence we did away with the old-fashioned London cockney. We had, after all, much better call our reorganized language no longer English, nay, being Americans we should simply term it* American. — *I willingly admit the great difference between British and American English, but I can't agree with you in the proposed new appellation. — And why not, please? — Because, strictly speaking, it is only the Indians, the race originally possessing this country, who may rightfully be called* Americans, *while all immigrants, those from Great Britain not excepted, are nothing but foreign intruders. Moreover, all the other immigrated inhabitants of this Western Continent can, with the same right or wrong, like those of British descent, call themselves Americans, but they would hardly do so, because their old native lands have peculiar and distinct names by which they are designated, and besides these inhabitants continue, in intercourse with their countrymen, to use their mother tongue. So you see the founders of this large republic have not been exactly happy in the choice of their country's name. Again, the long appellation "the United Staates of America" is grammatically by no means a simple proper noun, such as every other country has for its name. — Yes, sir, I see the point of your argument, and acknowledge you are right. To say, we speak* American, *would not do; then let us rather say, in this country we speak* United States! — *Well, sir, I am afraid that would prove another failure, for consider, what should you think of an expression like this: the Germans speak* Germany, *or, the English talk* England? — *Why, I should, of course, call it nonsense. — Very well, I do not see then that you have any right to insist upon saying, the people of the United States of America speak United States. — No, sir, certainly not.*

sprache spielen wird, — das wird einstweilen abzuwarten sein. Auf keinen fall seh' ich eine veranlassung, das englische gerade als weltsprache so hoch zu bewerten, daß es künftig das französische aus unseren schulen verdrängen müßte.

Worüber ich mich in L.s betrachtungen bis zum erstaunen gewundert habe, das ist sein vorschlag, als grundlage für den fremdsprachlichen unterricht in allen (?) schulen wiederum das lateinische zu benutzen. Aber, seliger Adam Riese, ich rufe dich zum zeugen auf: sind dann nicht *doch zwei* fremde sprachen in den mittel- und oberklassen? Oder sieht L. seine geliebte *lingua latina rediviva* vielleicht nicht als fremde sprache an, weil sie gleichsam als mittel zum zweck das deutsche „nach der grammatischen seite hin fördern“ und uns „zu besseren ergebnissen“ verhelfen soll? — Nein! und abermals nein. Von einer lateinischen grundlage für lateinlose höhere schulen und reformgymnasien wollen wir neusprachler nichts mehr wissen, auch dann nicht, wenn sie uns von einem alten fachgenossen empfohlen wird. Für die deutsche grammatik brauchen wir am allerwenigsten eine lateinische unterlage, da unsere muttersprache mit dem altlateinischen, dem sie ja sprachgeschichtlich an alter nicht nachsteht, nichts weiter gemein hat als die gemeinsame sog. indogermanische stammverwandtschaft und in ihren sprachgesetzen selbständig ihre eigenen wege geht. Was bei dem ewigen lateinreiten während des ganzen mittelalters und weit darüber hinaus zugunsten des deutschen herausgekommen ist, das lehrt uns die geschichte der erziehung und des höheren unterrichts in traurigen beispielen, und welche guten ergebnisse sich im deutschen ohne alle fremdsprachliche hilfe erzielen lassen, das zeigt uns die achtklassige volksschule mit ihren schönen erfolgen. Zudem hab' ich weder erlebt, noch davon gehört oder gelesen, daß das realgymnasium mit seinem lateinischen unterbau in den neueren sprachen besseres leistet als das reformgymnasium und die lateinlosen schulen; wohl aber weiß ich aus eigener erfahrung und auf anderem wege, daß mittels der direkten, auch der vermittelnden lehrweise glänzende, bzw. erfreuliche leistungen, selbstverständlich immer nur von befähigten, tüchtigen lehrern, erreicht worden sind, welche besonders in der mündlichen beherrschung der fremdsprachen alles dagewesene weit hinter sich ließen.

Soweit übrigens der grammatische unterricht durch naheliegendes, gelegentliches vergleichen mit einer fremden sprache

gefördert werden kann, was durchaus nicht in abrede zu stellen ist, scheint keine mehr dazu geeignet als die französische, die an strenger kongruenz und fein ausgebildeter satzlehre dem altlateinischen als lebende tochter eine würdige nachfolgerin ist. Mit ihren romanischen schwestern ist sie ja auch weiter nichts als neuzeitliches latein, welches, mit nicht einmal tausend germanischen und keltischen wörtern bereichert, wie erwähnt, in grammatischer hinsicht das holperige englische mit seiner uferlosen, ausgearteten, übelklingenden vokalverzwitterung, seinen unschönen lispel- und zwitscherlauten, sowie mit seiner höchst rückständigen lautbezeichnung, die das lesenlernen ungemein erschwert, zehnmal übertrifft.

Aufgefallen ist mir bei dieser gelegenheit, daß L. für das in seinen augen für die schule minderwertige französisch nicht das spanische in vorschlag bringt. Unter allen mir bekannten sprachen zeichnet das spanische sich aus an sonorem wohlklang durch seine reinen stimmlaute und einfachen mitlaute bei eindeutiger, gleichsam phonetischer lautbezeichnung, die dem lesenlernen gar keine schwierigkeiten bietet. Von allen romanischen sprachen enthält es die wenigsten nichtlateinischen wörter[1] und hat am meisten, abgesehen von der auch ihm fehlenden fallbeugung, die vollen lateinischen formen beibehalten. In der wortfügung, in satzbau und satzgliederung herrscht annähernd so viel freiheit und mannigfaltigkeit wie im deutschen. Dabei hat es eine großartige, vielgestaltige literatur aufzuweisen. Das kastilianische konnte im weltreich Karls V. und noch vor dem zunehmenden englischen in Nordamerika mit allem recht die weltsprache genannt werden und wird noch heutzutage von einer größeren völkermenge gesprochen als das englische, wenn man die Vereinigten Staaten von Amerika in abrechnung bringt. Demnach käme, wenn das französische wider erwarten fortfallen sollte, als ersatz doch wohl an erster stelle das spanische in frage, und zwar sowohl aus literarisch-erziehlichen, wie vornehmlich aus praktisch-kaufmännischen gründen. Wird es doch z. b. in den meisten hamburger höheren schulen auf wunsch gelehrt und nach wahl gelernt, weil es auf den kontoren wie im überseeischen verkehr für den ausgebildeten kaufmann fast ebenso nötig ist wie englisch.

Und dann zu guter letzt, wenn herr L. zwei fremde sprachen

[1] Bekanntlich ist eher das gegenteil richtig, wenn man vom portugiesischen und rumänischen absieht. A. R.

als eine überbürdung mancher schüler ansieht, warum wirft er dann nicht einfach *beide* neueren sprachen zum tempel hinaus, da sie doch beide von unsern schlimmsten oder gefährlichsten feinden gesprochen werden und führt dafür das *esperanto* ein, das ja keine anstößige nationale färbung hat, und dessen verwendung daher niemand verletzen könnte? Wenn man den vielfachen anpreisungen trauen darf, hat die neue kunstsprache, welcher freilich neuerdings im *ido* ein gefährlicher gegner erstanden wäre, sich ja bereits praktisch bewährt und ist als internationales verständigungsmittel viel weiter verbreitet als man denken sollte. Also: *hic Rhodus, hic salta!* — Indessen müßte die einführung des esperantos in die schule als ersatzsprache doch wohl noch allseitig und reiflich überlegt werden, da ihm als *seelenloses, künstliches gebilde* sehr ernste bedenken entgegenstehen dürften, worauf näher einzugehen hier nicht angebracht wäre.

Nicht weniger bedenklich würde nach den vorstehenden ausführungen, infolge des verwünschten krieges, jeder einschneidende eingriff in den bisherigen betrieb der neueren sprachen in schule und hochschule sein. — Was in aller welt haben denn die sprachen mit dem krieg zu tun? Wir deutschen sind leider gezwungen worden, krieg zu führen gegen die großen feindlichen *heere*, die elende, kurzsichtige, verblendete, unfähige machthaber zu unserer vernichtung ins feld geschickt haben, aber nicht gegen die einzelnen *völker* als solche, die in ihren aufgeklärten schichten den völkerkrieg wohl ebensowenig herbeigewünscht haben wie wir in unserer gesamtheit. Am allerwenigsten jedoch führen wir ihn gegen die *fremden sprachen*, deren vernünftiges erlernen uns und unserer jugend nur zum geistigen und geschäftlichen vorteil, niemals zu irgendwelchem schaden gereichen kann.

Wenn es auch — ich wiederhole zum schluß — selbstverständlich ist, daß nach dem frieden das verhältnis zwischen uns und den besiegten feinden anfänglich ablehnend, zurückhaltend und auch in absehbarer zeit recht kühl bleiben wird, so können wir uns doch nicht mit einer nur im südosten offenen chinesischen mauer von ihnen abschließen, sondern eine allmähliche wiederaufnahme des völkerverbindenden handels und verkehrs wird sich bald schlechterdings auf beiden seiten als notwendig und unvermeidlich zu gegenseitigem nutzen herausstellen. Allein schon für diesen zweck sind uns aber die sprachen so nötig

wie das tägliche brot. Anderseits dürften unsere jetzigen feinde, vor allen die hochmütigen engländer neben den stumpfsinnigen russen, nach ihrer niederlage zu der einsicht kommen, daß der heillose krieg besser unterblieben wäre, und sich eingestehen, daß sie ihn nicht angefangen hätten, wenn sie mit dem deutschen volk und seinen machtverhältnissen besser, gründlicher bekannt gewesen wären. Da nun zu einer besseren bekanntschaft, namentlich mit rücksicht auf die neuerrungene weltmachtstellung, die das Deutsche Reich nach dem siegreich geführten kriege tatsächlich, wenn auch nicht unbestritten einnehmen wird, an erster stelle eine gründliche kenntnis unserer sprache und literatur gehört, so werden sie fortan sehr wahrscheinlich bessere schüler im deutschen werden, als sie es bisher gewesen sind.

Und wir? — Nun, ich denke, wir werden sie als großmütige sieger in ihrem lerneifer ruhig gewähren lassen und nur auf bescheidenen wunsch ihnen kühles entgegenkommen zeigen, ohne unserer ehre und würde irgend etwas zu vergeben. Wir neuphilologen aber, wir wollen die als richtig erprobten reformbestrebungen unentwegt, mit neuem freudigen mute unverdrossen fortsetzen und weiterführen in der festen zuversicht, daß eine volle beherrschung der neueren sprachen nebst gründlicher kenntnis ihrer literatur eins der besten mittel ist, die völker einander näher zu bringen, sich gegenseitig richtig einschätzen zu lernen und sie vor leichtsinnig angezettelten blutigen kriegen zu bewahren.

*Lankow.* Joachim Clasen.

---

## PAUL VERLAINE.

Der symbolismus, der auch in unserer neuesten deutschen literaturgeschichte eine so große rolle spielt, ist aus Frankreich zu uns gekommen. Dort bildete er eine reaktion gegen den naturalismus und die richtung der parnassiens. Zwar müssen wir schon den französischen dichter Baudelaire (1821—67) als anhänger des symbolismus ansprechen, aber schule machte diese neue richtung in Frankreich erst nach Baudelaire, etwa um 1890, durch die sogenannten dekadenten oder impressionisten, die auch als symbolisten bezeichnet werden.

Zur zeit Baudelaires hatten, wie schon gesagt, die parnassiens

in der französischen poesie die oberhand gehabt, eine vereinigung junger dichter, die sich äußerste objektivität und schönheit der form in ihrer kunst zur aufgabe gemacht hatten. „Sei unpersönlich, wenn du schaffst,“ hatte der wahlspruch dieser dichtergruppe in bezug auf den inhalt ihrer schöpfungen gelautet, und „die kunst für die kunst“ in bezug auf die form derselben. Wohl hatte Baudelaire schon versucht, durch seine dichtungen gegen diese prinzipien anzukämpfen, aber erst nach und nach empfand man, daß durch dieses suchen nach striktester objektivität und höchster reinheit in der form bei den parnassiens geist und gemüt im ganzen zu kurz kamen. Darum machte man erst etwa zwanzig jahre nach Baudelaire, um 1885, front in der poesie gegen die harten, starren, metallischen und marmorkalten formen dieser parnassiens; aber zugleich wandte man sich auch gegen den naturalismus, jenes rein objektive photographieren natürlicher und sozialer szenen, wie es der übertriebene naturalismus in jener zeit so sehr liebte. Man begann wieder geschmack zu gewinnen an den ideen und gefühlen, in denen sich die gesetze der welt und des lebens oder das innerste wesen des einzelnen ausdrücken. Das lag in der zeitstimmung. Der moderne, nervöse mensch, der, unzufrieden mit der gegenwart, in der vergangenheit sein ideal sucht, sieht die dinge nur im ewigen fluß und werden; „er liebt werke, die dieses fließende an sich tragen, in denen mannigfaltige lüfte und düfte vermengt sind; er liebt aber auch kontraste, die die nerven reizen, wie der lüstling, der das naivunschuldige liebt, weil nur die knospende schönheit noch reizen kann; er liebt das künstlich-natürliche neben dem brutalen, das die nerven zerreißt“. Solche fließenden werke schufen am anfange des 19. jahrhunderts die romantiker, bei den franzosen ein Lamartine, bei uns ein Ludwig Tieck und Friedr. Schlegel. So stehen also die französischen symbolisten, was das fließende, traumartige ihrer dichtungen anbelangt, im zusammenhange mit Lamartine, mehr wenigstens als mit irgendeinem anderen dichter. Andrerseits weist diese poesie der symbolisten wie die der deutschen romantiker einen starken einschlag von sinnlichkeit auf. Aber eins unterscheidet sie von der romantischen poesie, sowohl der französischen wie der deutschen. Die romantiker hatten keinen anstoß daran genommen, in ihren dichtungen die erlebnisse, die empfindungen ihres ichs der welt, dem publikum preiszugeben. Nicht so die symbolisten, daher ihr name. Sie

wollten aus der poesie kein tagebuch machen, wenn auch ihre ganze kunst der schrei einer gequälten seele ist, die ihr schicksal beweint, und darum reden sie nicht *direkt* zu uns von ihren gefühlen, sondern durch das symbol. Und zum symbol wird ihnen alles um sie her, vornehmlich aber die natur in ihrem ewigen werden und vergehen. Eine landschaft, die ich vor mir sehe, gerade in der weise poetisch zu malen, wie ich allein sie sehe, weil ich allein gerade in diesem augenblicke so und nicht anders gestimmt bin, was heißt das anders, sagt der symbolist, als meinen seelenzustand schildern? So wird dem symbolisten jede naturerscheinung zum abbild seiner stimmung, und seine seele klagt im liede der nachtigall „und die nacht, so sommerschwül und weich von schwermut, wiegt den fröstelnden baum und wehend den weinenden vogel (seine eigene seele) in traum . . .“ Die glühende sonne ist ein sinnbild seiner leidenschaftlichen freude, und die untergehende veranschaulicht seine trauer. *Wiedergabe von stimmungen durch naturschilderung,* das ist das programm der symbolisten und somit das Paul Verlaines. Hier ein beispiel für viele:

Mondschein.

So seltsam scheint mir deine seele, wie
Ein park, durch den ein zug von masken flimmert,
Doch tanz und ihrer lauten melodie
Verbirgt nur schmerz, der durch die masken schimmert.

Von liebe singen sie, bespöttelnd ihr geschick,
Doch mollklang macht das lose klimpern trüber,
Es scheint, sie glauben selbst nicht an ihr glück,
Und leise rinnt ihr lied in mondschein über,

In mondschein, der, sanfttraurig, blaß und blank,
Die vögel träumen läßt hoch in den bäumen
Und schluchzen die fontänen, daß sie schlank
Und schauernd in die marmorschalen schäumen[1].

Es ist klar, daß eine solche schilderung der stimmungen sich nicht in starre poetische form pressen läßt. Das fließende, weiche des inhaltes muß mit dem fließenden der form hand in

[1] Ich verweise dazu auf Stefan Zweigs kleine anthologie von Verlaines gedichten, verlag bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig, 1907, eine ausgezeichnete sammlung der schönsten gedichte V.s in deutscher sprache.



hand gehen; die symbolisten zerstörten darum die strengen dichtungsformen (sie sind auch in dieser beziehung nachfolger der romantiker), der rhythmus allein hält ihre poesie zusammen, jeder strophenbau, jeder reim werden abgeschafft; nur da wird der reim beibehalten, wo er sich wie von selber aufdrängt oder das klangvolle erhöht, denn: *musik* soll die poesie vor allen dingen sein. Dasselbe hatten einst die romantiker gefordert, nur daß die symbolisten die äußerste linke der romantiker in dieser beziehung bilden; soll doch die form sogar die trägerin der „nuance“ sein, ja, sie soll eigentlich nur diese, nicht die farbe des dinges wiedergeben. „Die nuance allein“, meint der symbolist, „knüpft das band von traum zu traum, sie allein verbindet instrument und weise.“ Mag auch das wort an klarheit verlieren, was tut es! Nicht geistreiche ideen will ja der symbolist herausarbeiten, nicht geschichten will er erfinden, keine betrachtungen will er liefern, sondern darstellungen, eindrücke will er geben. „Darum fort mit jeder künstlichen beredsamkeit! Weg mit dem regelmäßigen glatten reim! Die volltönende assonanz wird die stimmung besser zum ausdruck bringen als die mühselige konsonanz. Melodisch lockend, geheimnisvoll süß, traumhaft singend soll es klingen, dein Lied! je vager, desto schöner, desto reicher an kunst,“ ruft der symbolistische dichter. „Die laute, die worte sollen ein widerhall deiner stimmung werden, dann werden sie ein echo im herzen deiner hörer und leser finden!“ Das ist die poetik der symbolisten[1].

Und dennoch hatte das haupt dieser neuen schule, Paul Verlaine, als parnassien vom reinsten wasser begonnen. 1844 zu Metz geboren, als sohn eines französischen geniehauptmanns, der abstammung nach lothringer, kam er schon früh nach Paris. Dort wurde er bald einer jener berühmten *gosses*. Er besuchte das gymnasium und machte sein abiturium, nachdem er, wie Anatole France sagt, „die klassiker genügend studiert hatte, um sie nicht mehr zu verstehen“. Darauf trat er als stadtschreiber in ein bureau ein und schrieb, wie so viele französische dichter, „seine ersten gedichte in den bureaustunden auf behördenpapier nieder“[2]. Die sonntage verbrachte er in der art und weise eines François Coppée auf dem lande. Die einförmigkeit dieses lebens war seinen träumereien und

[1] Vgl. St. Zweig s. 86: „Dichtkunst“.
[2] Vgl. A. France, *Paul Verlaine*.

dem modellieren seiner verse günstig. Auch verfehlte er in jener zeit nicht, die abende bei Leconte de Lisle, dem haupte der parnassiens, zu besuchen, strebte er doch wie diese damals in seiner poesie nach *objektivität* und *kunstvollem strophenbau.* Von marmorner kälte, von edler schönheit, gleich der Venus von Milos sollten seine verse sein. Leider gebrach es dem herzen und dem charakter unseres dichters ganz und gar an jener idealen kälte, doch das tritt erst später hervor.

So weisen denn seine *Poèmes saturniens,* die aus jener zeit stammen, noch vielfach auf den einfluß eines Leconte de Lisle hin. *César Borgia* und *La Mort de Philippe II* zeigen uns Verlaine sogar als vollendeten parnassien, und die furchtbare anklage, die er in dem zuletzt genannten gedichte gegen die katholische kirche erhebt, ist ganz im sinne eines Leconte de Lisle gehalten. Ich lasse zum beweise *César Borgia* ganz (im französischen text, da mir keine deutsche übersetzung davon bekannt ist) und die stellen aus *La Mort de Philippe II* folgen, die meine behauptung begründen sollen.

César Borgia.
(Portrait en pied.)

*Sur fond sombre un riche vestibule*
*Où le buste d'Horace et celui de Tibulle*
*Lointain et de profil rêvent en marbre blanc,*
*La main gauche au poignard et la main droite au flanc,*
*Tandis qu'un rire doux redresse la moustache,*
*Le duc César, en grand costume, se détache.*
*Les yeux noirs, les cheveux noirs et le velours noir*
*Vont contrastant, parmi l'or somptueux d'un soir,*
*Avec la pâleur mate et belle du visage*
*Vu de trois quarts et très ombré suivant l'usage*
*Des Espagnols ainsi que des Vénitiens,*
*Dans les portraits de rois et de praticiens.*
*Le nez palpite, fin et droit. La bouche, rouge,*
*Est mince, et l'on dirait que la tenture bouge*
*Au souffle véhément qui doit s'en exhaler.*
*Et le regard errant avec laisser-aller,*
*Devant lui, comme il sied aux anciennes peintures,*
*Fourmille de pensers énormes d'aventures.*
*Et le front, large et pur, sillonné d'un grand pli,*
*Sans doute de projets formidables rempli,*

*Médite sous la toque où frissonne une plume,*
*S'élançant hors d'un nœud de rubis qui s'allume.*

### La mort de Philippe II.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
*Dans le lit, un vieillard d'une maigreur insigne*
*Egrène un chapelet, qu'il baise par moment,*
*Entre ses doigts crochus comme des brins de vigne.*

*Ses lèvres font ce sourd et long marmottement,*
*Dernier signe de vie et premier d'agonie,*
*— Et son haleine pue épouvantablement . . . . .*

*C'est le Roi, ce mourant qu'assiste un mire chauve,*
*Le Roi Philippe Deux d'Espagne, — saluez! . . .*

*La porte s'ouvre. Un flot de lumière brutale*
*Jaillit soudain, déferle et bientôt s'établit*
*Par l'ampleur de la chambre en nappe horizontale:*

*Porteurs de torches, roux, et que l'extase emplit,*
*Entrent dix capucins qui restent en prière:*
*Un d'entre eux se détache et marche droit au lit.*

*Il est grand, jeune et maigre, et son pas est de pierre,*
*Et les élancements farouches de la Foi*
*Rayonnent à travers les cils de sa paupière;*

*Son pied ferme et pesant et lourd, comme la Loi,*
*Sonne sur les tapis, régulier, emphatique;*
*Les yeux baissés en terre, il marche droit au Roi . . .*

*Et la Confession commence. Sur le flanc*
*Se retournant, le roi, d'un ton sourd, bas et grêle,*
*Parle de feux, de juifs, de bûchers et de sang.*

*«Vous repentiriez-vous par hasard de ce zèle?*
*Brûler des juifs, mais c'est une dilection!*
*Vous fûtes, ce faisant, orthodoxe et fidèle.» — . . . .*

*«Les Flamands, révoltés contre l'Église même,*
*Furent très justement punis, à votre los,*
*Et je m'étonne, ô Roi, de ce doute suprême.*

*Poursuivez!» — Et le roi parla de don Carlos . .*

*«Vous déplorez cet acte, et moi je vous en loue!*
*L'Infant, certes, était coupable au dernier point,*
*Ayant voulu tirer l'Espagne dans la boue*

*De l'hérésie anglaise, et de plus n'ayant point*
*Frémi de conspirer — ô ruses abhorrées! —*
*Et contre un Père, et contre un Maître, et contre un Oint!»*

*Le moine ensuite dit les formules sacrées*
*Par quoi tous nos péchés nous sont remis, et puis,*
*Prenant l'Hostie avec ses deux mains timorées,*

*Sur la langue du Roi la déposa. Tous bruits*
*Se sont tus, et la Cour, pliant dans la détresse,*
*Pria, muette et pâle, et nul n'a su depuis*

*Si sa prière fut sincère ou bien traîtresse.*
*— Qui dira les pensers obscurs que protégea*
*Ce silence, brouillard complice qui se dresse? ...*

Und nun folgt eine kurze beschreibung des todeskampfes, und der dichter sagt am schlusse nichts als:

*Et puis, plus rien; et puis, sortant par mille trous,*
*Ainsi que des serpents frileux de leur repaire,*
*Sur le corps froid les vers se mêlèrent aux poux.*
*— Philippe Deux était à la droite du Père. —*

Kann man wohl schärfer die kirche und ihre diener anklagen? Dabei tritt der dichter selber trotzdem ganz zurück, er läßt nur die tatsachen sprechen, verhält sich also rein objektiv, hat er sich doch strenge unparteilichkeit nach außenhin zur pflicht gemacht. Und wie ernst er es damals mit dieser *impassibilité* (das schlagwort eines Leconte de Lisle) nahm, geht am besten hervor aus dem gedichte

Çavitri.

*Pour sauver son époux, Çavitri fit le vœu*
*De se tenir trois jours entiers, trois nuits entières,*
*Debout, sans remuer jambes, buste et paupières;*
*Rigide, ainsi que dit Vyaça, comme un pieu.*

*Ni, Curya, tes rais cruels, ni la langueur*
*Que Tchandra vient épandre à minuit sur les cimes*

*Ne firent défaillir, dans leurs efforts sublimes,*
*La pensée et la chair de la femme au grand cœur.*

*— Que nous cerne l'Oubli, noir et morne assassin,*
*Ou que l'Envie aux traits amers nous ait pour cibles,*
*Ainsi que Çavitri faisons-nous* impassibles,
*Mais, comme elle, dans l'âme ayons un haut dessein.*

Doch schon damals dämmerte im herzen unseres dichters die empfindung auf, daß diese gewollte *impassibilité* mit seinem innersten wesen unvereinbar war, daß er zu jenen leidensreichen menschen gehören würde, die, im zeichen des Saturn geboren, sich ihr schicksal durch ihre leidenschaften selber bereiten und ruhe- und machtlos dahintreiben „wie im sturmesmeer ein welkes blatt“[1]. Und so finden wir bereits in den *Poèmes saturniens,* dem ersten zyklus seiner gedichte, solche, die ein Leconte de Lisle nie geschrieben haben würde, wenn auch die form sich noch mehr von der plastischen kälte der parnassiens bewahrt hat. Aber gerade über diesen gedichten liegt ein eigener schmelz. Hierher gehört eines seiner schönsten lieder, vielleicht sein schönstes überhaupt (wenigstens für meine empfindung), das ich im französischen text und in der deutschen nachdichtung (die übrigens von Hermann Hesse stammt) wiedergebe, weil ich kaum weiß, welcher von beiden dichtungen ich den vorzug geben soll. Der leser urteile selbst:

### MON RÊVE FAMILIER.

*Je fais souvent ce rêve étrange et pénétrant,*
*D'une femme inconnue, et que j'aime, et qui m'aime,*
*Et qui n'est, chaque fois, ni tout à fait la même*
*Ni tout à fait une autre, et m'aime et me comprend.*

*Car elle me comprend, et mon cœur, transparent*
*Pour elle seule, hélas! cesse d'être un problème*
*Pour elle seule, et les moiteurs de mon front blême,*
*Elle seule les sait rafraîchir, en pleurant.*

*Est-elle brune, blonde ou rousse? — Je l'ignore.*
*Son nom? Je me souviens qu'il est doux et sonore,*
*Comme ceux des aimés que la Vie exila.*

[1] Vgl. Zweig, s. 17: „Herbstlied“.

*Son regard est pareil au regard des statues,*
*Et, pour sa voix, lointaine, et calme, et grave, elle a*
*L'inflexion des voix chères qui se sont tues.*

Nachdichtung.

Ich träume wieder von der unbekannten,
Die schon so oft im traum vor mir gestanden.

Wir lieben uns, sie streicht das wirre haar
Mir aus der stirn mit händen wunderbar.

Und sie versteht mein rätselhaftes wesen
Und kann in meinem dunklen herzen lesen.

Du fragst mich: ist sie blond? Ich weiß es nicht.
Doch wie ein märchen ist ihr angesicht.

Und wie sie heißt? Ich weiß nicht. Doch es klingt
Ihr name süß, wie wenn die ferne singt —

Wie eines name, den du liebling heißt,
Und den du ferne und verloren weißt.

Und ihrer stimme ton ist dunkelfarben
Wie stimmen von geliebten, die uns starben.

Eine düstere symbolik liegt über vielen von ihnen und läßt die schwülen empfindungen seiner seele durchblicken[1]; wir können es ihm nachfühlen, daß „der erste seufzer des ersten menschen, nachdem er soeben aus dem paradiese getrieben worden war", ihm „ein süßer wohllaut" erscheint, verglichen mit dem seufzer, der sich seiner „gequälten brust entringt". Schon kommt er sich selber wie „eine brigg" vor, die steuerlos von der flut hin und her geworfen wird und bald schiffbruch leiden wird.

Und immer dichter zieht sich das gewitter über seinem haupte zusammen, der dichter erliegt seinen leidenschaften: der sinnlichen liebe und dem trunke, ohne doch „das vergessen" zu finden in diesen getränken, die er, im nüchternen zustande, „verabscheuungswürdig" findet. Von diesem augenblicke an sind alle seine gedichte keusch und frech zugleich, aber alle

[1] Vgl. Zweig, s. 14: „Sonnenuntergang" u. s. 15: „Wunderabends dämmerung".

(mit ausnahme derer der allerletzten zeit) von „seraphischem“ glanze und perlmutterhellem, blinkendem schmelze. *La lune blanche* sei ein zeugnis für viele, daß jene marmorne kälte ganz und gar verschwunden ist. Weich und zart tönt es uns aus diesem liede entgegen, das dem zyklus *La bonne chanson* angehört, ein zyklus, der wohl die besten Verlaineschen gedichte einschließt.

*La lune blanche*
*Luit dans les bois:*
*De chaque branche*
*Part une voix*
*Sous la ramée . . .*
*O bien-aimée.*

*L'étang reflète,*
*Profond miroir,*
*La silhouette*
*Du saule noir*
*Où le vent pleure . . .*
*Rêvons, c'est l'heure.*

*Un vaste et tendre*
*Apaisement*
*Semble descendre*
*Du firmament*
*Que l'astre irise . . .*
*C'est l'heure exquise*[1].

Hier spüren wir schon das mystische, melodische zittern seiner seele, das er uns durch rhythmische wellen übermittelt. Die unselige leidenschaft machte ihn zum großen lyriker, und Frankreich hat nur wenige echte lyriker aufzuweisen. Nach dem unglücklichen Villon des 15. jahrhunderts, der wie ein Verlaine schließlich eine beute seiner leidenschaften wurde, finden wir als lyrische dichter bemerkenswert nur Lamartine (und dieser ist echt lyrisch nur in seinen besten werken) und Alfred de Musset; denn der sinn für die form ist zu sehr gemischt mit dem *esprit* und zu ausgebildet bei den französischen dichtern, um das wahrhaft poetische, das immer eine gewisse mystik in sich birgt, voll zum ausdruck kommen zu lassen. Diese unklarheit in Verlaine, die dem französischen geiste gerade so entgegen ist, ist es gerade, die allen seinen dichtungen den stempel der unmittelbarkeit aufdrückt, weil sie ihn in die arme der *inspiration* getrieben hatte, der er einst in den *Poèmes saturniens* das urteil gesprochen hatte. Und diese hinneigung zur *inspiration* fand in ihm bald eine gewaltige förderung durch die freundschaft mit Arthur Rimbaud, einem genie, aber einem verdorbenen menschen, der zwar das *dichtertalent* in Verlaine zur blüte brachte, dafür jedoch den *menschen* Verlaine zugrunde richtete. *Romances sans paroles*, *Amour et Bonheur*, *Parallèlement*, *Sagesse* stehen alle unter dem einflusse der „inspiration“ und Arthur Rimbauds, was man vom literarischen standpunkte aus gewiß nicht bedauern kann, aber sie zeugen auch davon, daß der neue

[1] Vgl. Zweig, s. 39: „Helle nacht“.

freund, selber sexuell veranlagt, Verlaine auf seine bahn gelockt hat, was sich auch dadurch erweist, daß unser dichter weib und kind und vaterland verläßt, um mit Rimbaud in die welt hinaus zu wandern, trotzdem er selber darüber klagt, daß sein leben so unrein geworden ist. Einer solchen stimmung ist folgendes lied aus dem zyklus *Sagesse* entsprungen[1]:

*Le ciel est, par-dessus le toit,*
*Si bleu, si calme!*
*Un arbre, par-dessus le toit,*
*Berce sa palme.*

*La cloche dans le ciel qu'on voit*
*Doucement tinte.*
*Un oiseau sur l'arbre qu'on voit*
*Chante sa plainte.*

*Mon Dieu, mon Dieu, la vie est là,*
*Simple et tranquille.*
*Cette paisible rumeur là*
*Vient de la ville.*

*Qu'as-tu fait, ô toi que voilà*
*Pleurant sans cesse,*
*Dis, qu'as-tu fait, toi que voilà,*
*De ta jeunesse?!*

Aber die freundschaft Verlaines mit Rimbaud nimmt bald ein tragisches ende. Von eifersucht getrieben, verübt unser dichter ein attentat auf den freund und wird deshalb in Belgien, wo beide damals weilten, vor gericht gestellt und zu neun monaten gefängnis verurteilt. In Mons verbüßt er seine strafe. Nach entlassung aus der haft tritt er in die reihe der großen katholischen dichter, kam doch die mystik und symbolik der katholischen religion im gefängnis der hilflosigkeit seiner seele und der unklarheit seines denkens entgegen. So hatte ja auch unsere deutschen romantiker einst das dämmerlicht der katholischen kirche gelockt, auch sie endeten im katholizismus, man denke nur an Stolberg, die Gebrüder Schlegel und Novalis. Und mit dieser mystik tritt zugleich das musikalische immer mehr in

---

[1] Vgl. dazu Zweig, s. 81: „Im gefängnis“.

Verlaines gedichten in den vordergrund. Wie orgelklang tönt es uns entgegen, wenn er singt[1]:

*Je ne sais pourquoi*
*Mon esprit amer*
*D'une aile inquiète et folle vole sur la mer.*
*Tout ce qui m'est cher*
*D'une aile d'effroi*
*Mon amour le couve au ras des flots. Pourquoi, pourquoi?*

Oder an einer andern stelle:

*Un grand sommeil noir*
*Tombe sur ma vie:*
*Dormez, tout espoir,*
*Dormez, toute envie!*

Und doch fehlt hier ein gewisser sinnlicher einschlag nicht, z. b. in der schilderung der mutter Maria. Außerdem ist Verlaine nicht immer ein schwärmer wie Novalis. Diesem würde das wort: „Herr, bist du rasend“[2] niemals entfahren sein.

Eins steht fest. Verlaine erreicht mit dem zyklus *Sagesse* seinen dichterischen höhepunkt. Von nun an geht es mit ihm abwärts. *Jadis et Naguère, Amour, Parallèlement* und *Bonheur* erinnern noch hier und da an den meister der lyrik, aber etwas neues gibt unser dichter nicht mehr. Hatte er selber einst gesagt: „Die kunst, liebe kinder, besteht darin, daß man sich in seinen werken stets selber treu bleibt“[3], so hatte er sich damit sein eigenes urteil gesprochen. Entnervt durch sein ausschweifendes leben, lebt er von nun an krank in den hospitälern von Paris, eifrig bemüht, jene *simplicité*, die man ihm so nachgerühmt hatte, zu rekonstruieren, doch ohne erfolg. Immer tiefer sinkt er. Jedes ethische gefühl war ihm abhanden gekommen und damit auch jedes ästhetische, darum konnten seine letzten gedichte *Femmes et Ombres* in Paris nur anonym erscheinen, sie strotzten von unerhörter schamlosigkeit. Nichts war von dem großen dichter geblieben als ein alter vagabund; der „wilde“ in ihm hatte das „kind“, das er zuerst war, ge-

---

[1] Vgl. dazu *Sagesse* von Verlaine und Zweig, s. 80: „Ruhe“; s. 82: „Warum?“

[2] Vgl. Zweig, s. 70.

[3] *L'art, mes enfants, c'est d'être absolument soi-même.*

tötet, und doch war die seele dieses kindes einst voller musik gewesen, voll von einer musik, die noch niemand vor ihm gehört hatte[1]. Aber, ironie des schicksals! gerade damals, kurz vor seinem tode, der 1896 erfolgte, wurde er von der französischen dichterjugend zum *roi des poètes* gekrönt.

Von ihm erbte Stephan Mallarmé die dichterkrone, der das musikalische in der poesie allem voranstellte und dem schönen klange jeden sinn opferte. Er öffnete damit dem dilettantismus tür und tor. Von der jungen schule sind wohl Henri de Régnier und Albert Samain die bedeutendsten. Der letzte steht in seinem gedichte:

*Tremble argenté, tilleul, bouleau . . .*
*La lune s'effeuille sur l'eau*

meiner ausicht nach Verlaine würdig zur seite.

In Deutschland sind Richard Dehmel, Stefan George und Hugo von Hofmannsthal zu dieser schule zu rechnen. Ein gerechtes urteil über sie wird aber erst die nachwelt fällen können; denn „volle objektivität verleiht nur historische ferne“.

*Frankfurt a. M.* M. ZABELER.

---

## BERICHTE.

### IN ENGLAND BIS ZUM AUSBRUCH DES WELTKRIEGES 1914.

*Erlebnisse und eindrücke.*

(Schluß.)

Bevor ich meine eigene ansicht über das englische unterrichts- und erziehungssystem gebe, will ich verschiedene engländer zu worte kommen lassen. Ein junger student und ehemaliger Perseschüler, der $1^1/_2$ jahre an einer deutschen universität studiert hat, schreibt in seinem *School Magazine* (1914): *Diligence has made the Germans a nation of scholars. We Englanders aim at being a nation of sportsmen. I think we can learn from our neighbours to extend the compass of that word, and refuse to call a man a sportsman until he has proved he can work too.*

Interessant waren auch die verschiedenen urteile, die in der *Public Schools Debate* in der *Union* am 2. juni abgegeben wurden.

---

[1] Vgl. Zweig, s. 34: „Mandolinen“; s. 47: „Winter“; s. 85: „Interieur“, nachgedichtet von Schaukal, Koegel und Zweig, die alle drei das musikalische ausgezeichnet wiedergeben.



Verteidiger des *Public School System* brachten etwa vor: *The type of man the English Public School turns out is the best type in the world, the ordinary English gentleman* (!). —

*All work and no play*
*Makes Jack a dull boy.* —

*The games serve to shape the boy's character. The boy gets education in games. They train him to think for himself. Actual teaching is regarded as less important than the shaping of character.*

Auf der anderen seite machte sich eine starke strömung geltend, daß der englische höhere unterricht einer durchgreifenden änderung bedürfe: *The uniformity in dress so characteristic of the public schools is but symbolical. — The products of the system are unintelligent beings with no personality. — The system is devised to keep from the mind of the boys everything that requires intelligence. — The public schools are not open to the public but to one class. — "Aristocracy is always a success," teach the public schools. — They foster aristocratic ideas, and breed exclusive notions. — The boys do not learn to work at school* (!). — *There is too much play in public schools. Play is the chief thing in English public schools.*

Mein eigener eindruck ist ebenfalls der, daß man bei der englischen erziehung zu großen wert auf sport und spiel legt, während gründliche wissenschaftliche arbeit sowohl bei lehrern als auch bei schülern dahinter zurücktritt.

Wir deutschen sind nach meiner meinung häufig in den entgegengesetzten fehler verfallen: *wir* brauchen in größerer zahl *sunny playing fields.* Besitzt aber eine schule einen guten spielplatz, so wird er auch benutzt, vorausgesetzt natürlich, daß die schüler durch unnötige hausaufgaben nicht überlastet werden.

Von verschiedenen ernsten und erfahrenen engländern und engländerinnen hörte ich die ansicht, daß wir mit lernstoff und prüfungen *overstuffed*, und daß viele unserer jungen und mädchen am ende ihrer schullaufbahn *not educated at all* seien. Ein älterer englischer amtsgenosse und *senior schoolmaster* äußerte sich mir gegenüber einmal: *There are no boys' suicides in England as in Germany. Therefore we think there is something wrong in your system.*

Ein anderer weitblickender engländer (der sich unter anderem damit abquälte, schwere philosophische deutsche prosa in seine muttersprache zu übersetzen) sagte mir eines tages, daß es unser nationalfehler sei, die passenden gelegenheiten ungenützt vorübergehen zu lassen (*to miss our opportunities*) — besonders in der politik.

Man erzählt sich weiter in England eine kleine geschichte von einem deutschen, einem französischen und einem englischen jungen, denen die aufgabe gestellt worden ist, einen aufsatz über „das kamel" zu schreiben. Der deutsche schüler stellt eifrig und sorgfältig alles zusammen, was er in seinen „verstaubten" büchern über das kamel findet. Der junge franzose geht nach dem zoologischen garten, beobachtet dort das wüstentier, bestellt sich eine tasse kaffee und schreibt seine zoologischen eindrücke auf. Der engländer dagegen reist sofort nach Afrika und treibt dort — kamelstudien. — Der

praktische englische junge gewinnt den preis. *Se non è vero, è ben trovato.*

Wir können aus dieser geschichte lernen, wenn auch die tausende von kriegsfreiwilligen, die von der schulbank weg in den weltkrieg gezogen sind und im felde ihren mann stehen, beweisen, daß sie nicht zu bücherwürmern erzogen worden sind. Daß die deutschen schüler neben ernster wissenschaftlicher arbeit auch für körperliche ertüchtigung sorgen, das zeigten z. b. die hunderte von schülerbooten, die im juni 1913 in Grünau ihrem kaiser, dem begeisterten förderer des schülerruderns, ihre huldigung darbrachten. Streben wir nur weiter nach dem goldenen mittelweg zwischen geistiger und körperlicher ausbildung!

Auch während meiner cambridger studienzeit dachte ich nicht nur an geistige arbeit, sondern betätigte mich auch körperlich. Besonders gern ruderte ich mit meinen englischen bekannten auf dem flüßchen Cam: wie prächtig war an schönen sommertagen die bootfahrt nach dem wie verzaubert daliegenden *Orchard* zwischen blühenden wiesen und duftenden weißdornbüschen hindurch! Wie schmeckte dann der *tea* unter den schattigen bäumen in dem hohen grase!

Auch *punting at the backs of the Colleges* war schön. Der cambridger student hat eine vorliebe für die *punts*, jene flachen und sicheren boote, die für den schmalen und sich windenden Cam am besten geeignet sind, und die er mit einem langen stoßruder geschickt vorwärtsbewegt. Eine solche *punt* ist leicht an einer traulichen stelle festgemacht, und dann ist es herrlich, friedlich die *pipe* zu rauchen und ein buch durchzustudieren — oder auch unter dem betäubenden *may* zu träumen. —

Immer wieder bewunderte ich die architektonisch interessanten, efeuumrankten college-gebäude. In diesen redenden steinen hat sich ein stück mittelalter in unsere zeit hinübergerettet. Und die grünende, blühende und singende natur um sie herum stärkte uns kopfarbeiter zu neuem schaffen. Daß das leben, wie es der cambridger durchschnittsstudent führt, gesund ist, bewiesen mir die zahlreichen frischen jünglingsgestalten in ihren bunten sportjacken. Einen bleichen, überarbeiteten studenten sah ich dort sehr selten.

Auch nach dem reich ausgestatteten *University Botanic Garden* ging ich gern zur erholung. Ein anderer lohnender spaziergang ist am *river Cam* entlang nach der *Plough Inn.*

Nicht allzuweit von diesem (jedem cambridger wohlbekannten) ländlichen gasthaus war der *Starting Post* bei der universitätsruderregatta. Diese *Bumping Boat Races* bildeten das hauptereignis der sogenannten *May Week.*

Mehr als dreißig *eights* der verschiedenen colleges wurden mehrere wochen hindurch abend für abend eingerudert (*coached*), bis die großen tage des wettruderns endlich da waren. Ich beobachtete gern das übungsrudern der achter, von denen ein jeder einen besonderen *coach* hat, der natürlich vom rudern etwas verstehen muß und gewöhnlich irgendeinen großen preis davongetragen hat. Die mannschaften trugen ruderhemden in ihren collegefarben, der *coach* war öfter mit der *Cambridge-Blue*-jacke geschmückt, die der bewun-

dernden nachwelt verkündet, daß er einst auf der Oxford-Cambridge-regatta zu Putney die cambridger hellblaue farbe mit zum siege geführt habe. Ein solcher rudersieg bleibt eine lebenslängliche ehre für einen engländer; mir wurde z. b. einmal von einem minister erzählt, er sei ein *Cambridge Blue.* Auch hebt sich jeder sieger seinen riemen als andenken auf. So fand ich einen solchen mit den namen und dem gewicht der siegreichen mannschaft in einem cambridger hause als stolze familienerinnerung aufgehängt.

Die *coaches* ritten oder radelten auf oft recht schmalen und holperigen wegen auf dem Camufer und gaben ihre befehle durch gewaltige *megaphones*: *Get ready! Are you ready? Paddle! Hands away! Don't catch a crab! Easy!*

Am ersten tage der regatta, dem 10. juni, war das flüßchen Cam mit fahrzeugen aller art vollgestopft: da sah man *punts* und *rowing-boats*, *canoes* und *dinghies*, *steam-launches* und *motor-boats*. Die damen trugen ihre modernsten kleider und leuchtende *sunshades*, die *undergraduates parti-coloured flannels or blazers*. Die *Ditton Meadows* waren mit freudig erregten menschen dicht besetzt, ebenso das gegenüberliegende ufer. Eine gewaltige, mehr oder minder *knutty* menge war aus allen teilen des königreiches zusammengeströmt, besonders aber aus London, um das große ereignis der cambridger *May Week Races* mitzuerleben.

*After the third gun* nahm das rennen seinen anfang, d. h. die achter, die mit bestimmtem abstande am ufer des Cam festgemacht waren, begannen das wettrudern. Zuerst ruderten die boote der *second division*, d. h. diejenigen, die im vorjahre nicht erste plätze belegt hatten. Als die ersten boote dieser abteilung herankamen, wurden sie mit endlosem jubel begrüßt. Auch wenn ein achter nach hartem ringen einen anderen anfuhr — wenn er einen *bump* machte, wie der technische ausdruck lautet —, erhob sich stürmischer beifall. Das siegreiche boot steckte irgendein zeichen auf, ein fähnchen, einen kleinen bären oder dergleichen.

Die regatta dauerte vier tage, d. h. bis sonnabend, den 13. juni, an welchem tage ich mir den *start* und mehrere *bumps at the first corner* ansah. Der erste achter vom Jesus-college blieb sieger (*Head of the river*). Übrigens wurde dieses beste cambridger boot *Jesus I* kurze zeit darauf in Henley von dem deutschen „kaiserachter“ des Mainzer rudervereins geschlagen.

Ein anderes wichtiges ereignis der „maiwoche“ war die aufführung des studentenstückes *Was it the Lobster?* durch die *Footlights*, einen *University Dramatic Club*.

Das New Theatre war bis auf den letzten platz mit *University men* in *cap* und *gown* und ihren damen gefüllt. Das lustige bild aus dem cambridger studentenleben, *a plotless musical skit in three acts*, wurde dann von den *undergrads* frisch gespielt und gesungen; einige musensöhne brachten es sogar zu künstlerischen leistungen, die über dem durchschnitt standen. Dem stücke lag der gedanke zugrunde, daß die studentenjahre zu schnell verflögen, und daß die prüfungen — zu schwer seien — eine idee, der natürlich die listenreichen studenten zum siege verhalfen. Daß der sonst so strenge

*Master* eines college sich an glückliche stunden in Heidelberg erinnerte, und daß diese erinnerung ihn milder und nachgiebiger stimmte, ist für uns deutsche besonders interessant. Wirkungsvoll wurde das lied gesungen

Stand by the College:
*In our college life each day*
*There's one sentiment holds sway,*
*And it's "Stand by your college always."*

Wie freut man sich als ausländer, wenn es einem im theater gelingt, einen lokalen oder politischen scherz auf anhieb zu verstehen.

Wiederholt besuchte ich noch das cambridger theater. So sah ich *The Pearl Girl, an original musical comedy; Our Boys* von H. J. Byron, ein londoner rührstück, das aber gut gespielt wurde, dann einen bunten abend von Mr. H. B. Irving und seiner gesellschaft. Herrn Irvings bruder, der schauspieler Laurence Irving, und dessen frau, die ehemalige Miß Mabel Hackney, waren kurz vorher, am 29. mai 1914, bei dem großen schiffsunglück der *Empress of Ireland* auf dem St. Lawrencestrome ums leben gekommen.

Der Irving-abend bestand aus *humorous sketches at the pianoforte,* aus dem vortrage einer szene aus Shakespeare und aus den beiden einaktern *The Mask* und *The Van Dyck.* Die Hamletstelle — *the Queen's Closet Scene, a tragic episode,* III, 4 — wurde von herrn Irving selbst ergreifend vorgetragen. Von den beiden einaktern war „Die maske" ohne zweifel das künstlerisch höherstehende stück. Nach der gleichnamigen erzählung von F. T. Jesse ist das drama — das einen erschütternden konflikt aus einer bergmannsfamilie unserer zeit darstellt — von F. Tennyson Jesse und H. M. Harwood verfaßt worden. Herr H. B. Irving und fräulein Lewis spielten die kurze tragödie mit künstlerischer vollendung, so daß selbst dem starknervigen das gruseln ankam. Der *Van Dyck* ist kaum von bleibendem werte.

Auch ein gutes *Cinema* (*Cinematograph Theatre*) besuchte ich, um zu lernen. In diesem *Playhouse* wurden unter anderem *icebergs* gezeigt; diese erinnerten mich an dr. Edward A. Wilson, der mit captain Scott auf der rückreise vom südpol starb, nachdem sie unter unsäglichen beschwerden im jahre 1912 ihr ziel erreicht hatten.

Eine *Exhibition of Antarctic Sketches and Water Colours, Drawings of Norwegian and Swiss Scenery, and Studies of Birds by Dr. E. A. Wilson* fand in Cambridge vom 9.—26. mai statt.

Wilsons aquarelle sind deshalb besonders bemerkenswert, weil der künstler bei der ungeheuren kälte der südpolarregion nicht im freien mit wasserfarbe arbeiten konnte. Er machte sich deshalb draußen über die umrisse von hügeln und wolken und ihre wechselnde färbung genaue bleistiftaufzeichnungen. In der hütte zeichnete er dann seine wirkungsvollen bilder aus dem gedächtnis. Von den rund 300 farbenprächtigen aquarellen gefielen mir die folgenden am besten: *Sledge Hauling on Ski, March* 1911; *Iceberg in the Pack Ice, Ross Sea, December* 21, 1910, 10 *a. m.*; *Mount Erebus*; *Lunar Corona, Cape Evans,*

*McMurdo Sound. The Hut, May* 14, 1911; *Emperor Penguins, adult*; *In a Blizzard*; *Antarctic Sledging*, 1903.

Andere gute bilder sah ich in Cambridge in dem Fitzwilliam-museum: so Tiziano Vecelli, called Titian (1477—1576), *Venus and Cupid with a man playing the guitar*; Palma Vecchio (1480—1528), *Venus and Cupid*; H. Rembrandt van Ryn (1606—69), *Man with Plumed Hat*; *G. F. Händel*, painted by Sir Jennes Thornhill; Millais, *The Bridesmaid*; William Nicholson, *The girl with the tattered gloves* (ganz modern).

Das Fitzwilliam-museum ist ein interessanter klassischer bau.

Ein anderes beachtenswertes bauwerk in Cambridge ist die kleine kirche *of the Holy Sepulchre*, die gewöhnlich *the Round Church* genannt wird. Sie gehört zu jenen runden kirchen, von denen es nur vier in England gibt. Ihr *nave* (12. jahrhundert) ist ein guterhaltenes beispiel für normannische bauart.

Von dieser rundkirche führt ein spaziergang von wenigen minuten durch Alt-Cambridge mit seinen niedrigen häusern und engen straßen nach dem — *jail* (oder *gaol*), in dem auch schwurgerichtsverhandlungen stattfinden.

Ich hörte mir die *Summer Assizes for the County of Cambridge* an, die am 25. mai in der *Shirehall* vor Mr. Justice C. M. Bailhache eröffnet wurden. Auch der *High Sheriff* und der *Under Sheriff* sowie der *Clerk of Assize* waren zugegen. — Unter den zuhörern befanden sich hauptsächlich englische studenten, dann auch indier und einige schlitzäugige japaner. (Mir wurde übrigens erzählt, daß es den indiern oft recht schwer werde, nach ihrer heimat zurückzukehren. Sie leisteten besonders in der mathematik, aber auch in der rechtswissenschaft tüchtiges.)

Die schwurgerichtsverhandlungen gaben mir wieder eine gute gelegenheit, die fremde volksseele und die fremden einrichtungen zu studieren. Zu beginn der sitzung wurde die *Grand Jury* vereidigt; zur bekräftigung des eides drückt der engländer einen kuß auf das neue testament. (Wenn der englische offizier mit dem degen grüßt, küßt er den griff.)

Nach längerer, aufregender verhandlung wurde einer der angeklagten, dem sein vergehen gegen die sittlichkeit nicht bewiesen werden konnte, von den geschworenen *not guilty* gesprochen und sofort freigelassen. Ein anderer *prisoner*, der sein verbrechen zugab, *was sentenced to three months' hard labour*.

Der richter und die *barristers* trugen wieder *wigs*. Seine lordschaft begab sich alter sitte gemäß in einer prächtigen, von vier pferden gezogenen staatskutsche nach dem gefängnis; ihm vorauf fuhren fanfarenbläser, die den neugierigen cambridgern das nahen *of His Lordship* verkündigten. Der richter selbst war ein alter, erfahrener herr mit klugen, aber lieben augen.

So hatte ich während meines cambridger aufenthaltes mannigfache gelegenheit, gebildetes englisch zu hören und mich mit gebildeten engländern zu unterhalten. Die familie, in der ich lebte, führte ein offenes haus, besonders viele *undergraduates* lernte ich bei den *tea-parties* kennen.

Übrigens gibt es nicht allzuviele gebildete familien in Cambridge, die einen ausländer aufzunehmen in der lage und willens sind, der zu ernstlichem studium nach England gekommen ist. Ich wohnte ein paar tage in einem (nach deutschen begriffen entsetzlich teuren) hotel, suchte energisch nach einer für meine zwecke einigermaßen passenden familie und fand auch eine. Mir wurde von einem herrn, der die verhältnisse gründlich kennt, erzählt, daß einige cambridger familien nur hamburger millionärssöhne aufnähmen! — *Business-like.*

Von allem, was ich hörte und sah, machte ich mir tagebuch-eintragungen in englischer sprache, die in besonderen stunden von einem akademisch gebildeten und im lehrfach tätigen engländer durchgesehen und besprochen wurden (5*s.* die stunde). Auch benutzte ich jede gelegenheit, englische briefe und *essays* zu schreiben, las gute bücher und besonders täglich zeitungen und zeitschriften. Alle möglichen drucksachen sammelte ich. Als probe möge hier eine traueranzeige folgen, wie sie nicht jedem neuphilologen leicht zugänglich sein dürfte:

*The Funeral*
*of the late*
*Joseph Reynolds Green, Sc. D., F. R. S.*
*Fellow, Lecturer, and Librarian of Downing College*
*(Formerly of Trinity College)*
*will take place on Saturday, June 6th.*
*The first part of the Service will be held in Emmanuel Congregational Church at 3 p. m., the latter part in Trumpington New Churchyard.*
*Downing College,*
*Cambridge.*
*June 4, 1914.*

Alle idiomatischen englischen ausdrücke trug ich in ein buch ein, das ich vor zehn jahren — während meines ersten studienaufenthaltes in Birmingham und London — begonnen hatte.

Als der cambridger *May term* zu ende war, entschloß ich mich, die interessante alte universitätsstadt zu verlassen, die nun (ende juni) mehr und mehr einsam und recht staubig wurde.

Deshalb schüttelte ich den cambridger staub, der schon während des *term* in den engen straßen der altstadt von unzähligen, gefahrdrohenden, musensohnbesetzten *motor-cycles* überreichlich aufgewirbelt worden war, von den füßen und fuhr mit dem *London, Brighton and South Coast Railway* nach Eastbourne in Sussex.

## III. In Eastbourne.

Eastbourne liegt auf der ostseite der South Downs, drei englische meilen nordöstlich von dem kalkvorgebirge Beachy Head, das in den letzten monaten durch die erfolgreiche tätigkeit unserer U-boote in der presse häufig genannt wird. Ich hatte diesen badeort gewählt, weil er in dem rufe steht, einer der saubersten und gesündesten an der englischen südküste zu sein.

Eine große anziehung bilden für viele engländer die zahlreichen gelegenheiten, dort sport zu treiben. Einen ruf haben die *golf links* in der umgebung der stadt.

Ich persönlich schwamm gern im kanal, wenn auch der preis für die benutzung einer klapperigen, meist unsauberen *bathing-machine* verhältnismäßig hoch war (9*d*.). Der eastbourner strand ist ebenso wie der von Brighton recht steinig und für kinder wenig geeignet. Von zeit zu zeit ruderte ich auch auf den *Channel* hinaus.

Aber auch für geistige genüsse ist in dem vielbesuchten badeort gesorgt. So sah ich in dem Pier Pavilion Theatre *The Rosary* von Edward Rose, welches stück seit 1910 mit großem erfolge in den Vereinigten Staaten und in Kanada gespielt worden war.

Verhältnismäßig gute konzerte und humoristische vorträge hörte ich in dem Devonshire Park, *„the premier place of entertainment on the south coast"*.

In dem großen *Devonshire Park Lecture Room* hielt am 17. juli herr Herbert G. Ponting, F. R. G. S., *Camera Artist to the British Antarctic Expedition* (1910/13), einen fesselnden lichtbildervortrag über das thema: *With Captain Scott in the Antarctic and animal and bird life in the south polar regions. The complete cinematograph diary of Captain Scott's memorable journey and personal narrative of the greatest adventure of modern times.*

Von den *lantern slides* möchte ich besonders erwähnen die „Terra Nova", das schiff des kapitäns Scott; Osman, den haupthund, dann die humoristischen pinguinaufnahmen *The Stony Stare*, *The Glad Eye* und *Mated*.

Aus der geschichte Eastbournes wird den anglisten interessieren, daß der ort als *the Hundred of Borne* zuerst im *Domesday Book* erwähnt wird. Der gesunde badeort hat auch einen ruf als schulstadt. Etwa fünfzig knaben- und mädchenschulen befinden sich dort, und in den straßen begegnete ich zahlreichen schülern und schülerinnen mit dem kricket- oder tennisschläger oder mit dem badezeug. An der spitze der knabenschulen steht die *public school* Eastbourne College, die für die universität vorbildet. Diese schule hat einen sehr großen spielplatz, auf dem ich die jungen leute häufig exerzieren oder kricket spielen sah.

Ich selber war in Eastbourne in einer art privatschule und hatte jeden morgen einige stunden unterricht (*dictations*, *essays*, *conversation*, *reading of books and newspapers*). Und wenn ich auch den „mitschülern" an alter und vorbildung naturgemäß überlegen war, so tröstete ich mich in dem gedanken, daß man niemals zum lernen zu alt ist.

An den nachmittagen stieg ich häufig (natürlich, wenn irgend möglich, in begleitung von engländern) hinauf nach Beachy Head, auf dessen vorbergen stechginster und wilde rosen blühten. Man hat von dort oben einen herrlichen blick auf Eastbourne und den grünen ärmelkanal und atmet in tiefen zügen die reine seeluft. Wer konnte damals ahnen, daß in einigen monaten unsere todesmutigen unterseeboote bis an dieses vorgebirge (ja noch viel weiter) fahren würden?

Richard Jefferies schrieb über Beachy Head:

*Discover some excuse to be up there always, to search for stray mushrooms — they will be stray, for the crop is gathered extremely early in*

*the morning — or to make a list of flowers and grasses; to do anything, and, if not, go always without any pretext. Lands of gold have been found, and lands of spices and precious merchandise; but this is the land of health.*

Am fuße von Beachy Head wurde vor einigen jahren unter überwindung großer technischer schwierigkeiten ein modernes *lighthouse* errichtet. Von dem steilen *cliff* mußten alle baumaterialien an einem drahtseil in die wassertiefe hinabgelassen werden.

Außer nach Beachy Head wanderte ich gern nach Pevensey Castle, wo ich mir die efeuumrankten mauerreste der alten burg ansah, die eines der besten beispiele eines römischen bauwerkes in England bietet. Ich photographierte auch die kleine normannische festung, die sich innerhalb der römischen mauern befindet. Im jahre 1066 lag Pevensey Castle noch am meere, so daß die normannische flotte unter Wilhelm dem Eroberer in der nähe seiner mauern landen konnte; heute liegt es — was geologisch interessant ist — ein gut stück von der see entfernt.

Doch mehr als spaziergänge schätzte ich dampferfahrten vom Eastbourne Pier. So machte ich wiederholt *Channel cruises* nach dem *Royal Sovereign Lightship* (in dessen nähe unsere tapferen U-boote jetzt ebenfalls erfolgreich „arbeiten"), nach *off Dungeness*, um die „flotte" herum und nach Spithead.

Am freitag, dem 3. juli, kam die *First Battle Squadron* auf der höhe von Eastbourne an. Ich machte eine sonderdampferfahrt zwischen den reihen der schlachtschiffe hindurch und sah mir besonders die „Marlborough" an, „*the finest warship in the British fleet*", auf dem die flagge des vizeadmirals sir Lewis Bayly wehte.

Bei hereinbrechender dunkelheit wurden die großkampfschiffe und der begleitkreuzer mit tausenden von glühlampen herrlich erleuchtet, so daß man ihre umrisse vom eastbourner strand aus deutlich erkennen konnte.

Zur feier der anwesenheit eines teiles der schlachtflotte wurde in der stadt am sogenannten Wish Tower ein großes feuerwerk abgebrannt, während die strandparaden mit fahnen (unter denen mir die belgischen auffielen!) geschmückt und mit glühlämpchen erleuchtet waren. Am nächsten abend ließen die kriegsschiffe ihre scheinwerfer spielen und „blendeten" die gewaltige menschenmenge, die am strande hin und her wogte.

Die „reklamefahrt" eines teiles der schlachtflotte hatte ein gutes ergebnis; ein junger engländer erzählte mir, daß sich zahlreiche eastbourner *boys* für die flotte hätten anwerben lassen, die zu bemannen dem stolzen Albion von jahr zu jahr schwerer fällt. In dem straßenbilde fielen mir des abends zahlreiche *bluejackets* auf, die *as tight as a drum* waren. Charakteristisch für England ist noch, daß die offiziere des geschwaders zu einem *cricket-match* auf den Saffrons eingeladen wurden.

Am 15. juli regte ein anderes ereignis die eastbourner auf: *the Eastbourne Meeting of the Sussex County Agricultural Society.* Natürlich besuchte ich auch diese *Agricultural Show*, um möglichst jede gelegenheit zu benutzen, etwas zu sehen und zu lernen. In den pausen

spielte die *Band of the 1st Battalion The King's Own Regiment.* Die darbietungen im hürdenspringen waren nicht erstklassig; die lachmuskeln erregte ein reiten mit hindernissen, das darin bestand, daß die galoppierenden reiter, wenn die musik aufhörte, sofort von ihren pferden springen und sich auf einen der aufgestellten stühle setzen mußten. Wer übrig blieb, mußte ausscheiden. Natürlich ging es ohne komische zwischenfälle hierbei nicht ab. — Mir gefielen auf der ausstellung am besten die *Shetland ponies* und die herrlichen blumen, besonders die orchideen und begonien.

Das letzte interessante ereignis vor den kriegswirren war meine tagesdampferfahrt von Eastbourne nach Spithead, um die gesamte englische schlachtflotte zu besichtigen. Hunderte von kriegsfahrzeugen aller art waren am 18. juli dort versammelt, *a magnificent and unprecedented* (!) *spectacle*, wie in englischen zeitungen zu lesen stand.

Das *Programme of the Grand Mobilization* (!) *of the Home Fleets. Royal Inspection by His Majesty King George V. at Spithead, July* 1914 enthält die folgenden sätze:

*Any challenge of our sea-supremacy must be met. — The rapid growth of naval preparations and aspirations towards obtaining sea-power elsewhere* (!) *makes it imperative to increase our national insurance, by providing more ships, proportionately to the expansion of possible risk. — Statesmen must deal with facts, and not with fables. — There is no British naval officer who does not appreciate that the near future* (!) *may bring about the examination of his professional training.*

Übrigens lesen wir in der liste der schiffe *present at the Royal Inspection*:

*Third Fleet*

*Cruiser Squadrons* (*Attached*) (*B*) *Aboukir* (*Flag*), (*B*) *Hogue* (*Flag*), (*C*) *Cressy*, die sämtlich am 22. september 1914 von unserem unterseeboot U 9 zum sinken gebracht worden sind.

Natürlich war es unvermeidlich, während meines aufenthaltes in England in manch ein politisches gespräch verwickelt zu werden. Und sehr oft hörte ich aus den worten der engländer heraus, daß sie zwar eine gewaltige hochachtung vor dem auf allen gebieten rastlos arbeitenden *Germany* hätten, daß eben dieses Deutschland aber über kurz oder lang mit waffengewalt heruntergedrückt werden müßte, weil das heutige England in anständigem wettbewerbe Deutschland zu bezwingen nicht mehr fähig ist. *There is too much mistrust between England and Germany*, sagte mir einst ein engländer.

Zu diesem kapitel schreibt Homer Lea in seinem buche *The Day of the Saxon*, s. 205:

*The British nation does not understand that German expansion is governed, not by the passions of her people, that vary from dawn to dusk; nor the ambitions of her ministers, that ebb and flow with the rise and decline of their parties; but by principles that have their origin in natural forces* (!), *and, in their impulse and propulsion, are not cognizant of time nor place, nor the hopes and fears, nor the valor or evasion, of mankind.*

Wie systematisch in der englischen presse gegen das verhaßte Deutschland gehetzt wurde, beweist unter anderem ein artikel, der mir im juli in die hände kam, als noch Europa in tiefem frieden lag.

Er erschien im *London Magazine*, august (*Special Holiday Number!*), unter dem titel *The German Military Bubble. Who will prick it? By En avant.* Der verfasser, der zu feige ist, seinen namen zu nennen, sucht das deutsche heer in den schmutz zu ziehen. Ich führe einige besonders „starke" sätze wörtlich an:

*I am no believer in the invincibility of the German Army. — The German engineer is too theoretical. Given material and unlimited time, he will erect model structures, but he has no adaptability. — The German infantryman has two great faults: he is too fat, and tries to carry too much weight on his back, with the result that he can march neither far nor fast. — The German is neither a horseman nor a horsemaster; as a scout he is beneath contempt.*

Besser als alle theoretischen erörterungen haben die taten unseres todesmutigen heeres und unserer flotte in dem so plötzlich ausgebrochenen weltkriege *bewiesen*, daß dem sauberen *En avant* nur der haß — und das geld die feder geführt haben. So gott will, bekommen unsere scheelsüchtigen feinde noch weitere proben von uns *fat infantrymen* zu verspüren.

Ende juli brach plötzlich krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien aus, während Rußland gleichzeitig mobilisierte, um den serbischen königsmördern beizustehen. Die englische presse nahm sofort für Serbien und Rußland partei — natürlich, denn nun war ja die langersehnte gelegenheit da, entweder den verhaßten nebenbuhler Deutschland *so* diplomatisch auf die knie zu zwingen, daß er ohnmächtig liegen blieb, oder ihn auch mit waffengewalt zu vernichten.

Die letzte woche meines aufenthaltes in England war infolge der politischen ereignisse natürlich furchtbar aufregend für mich. Mögen meine englischen tagebucheintragungen sprechen:

Sunday, July 26th. "*Sunday Times*": *Austria's Ultimatum. Servian Reply Unsatisfactory. No extension of time. Austrian Minister leaves Belgrade. Servian Mobilisation. — "The Observer": Grave Danger of European War. Alarm in the capitals. Russia mobilizing. German Support of her ally. Sudden Return of the Kaiser. Orders to German Fleet. German Appeal to Powers* (!). *In the evening: News that Austria declared war against Servia, and that Russia and France are mobilizing. Next morning: Not true.*

Monday, July 27th. *Danger of war!*

Tuesday, July 28th. *The clouds on the political horizon are still heavy, Sir Edward Grey's proposals for a conference in London* (natürlich!). — *Rowing round the small cruiser "Theseus" which is off Eastbourne* (5.30—6.45). *In the evening: Germany rejects Sir Edward Grey's proposals for a conference!*

Wednesday, July 29th. *Austria-Hungary declared war on Servia on Tuesday (July 28th). — All depends now on Russia, Germany is preparing for war, though not yet mobilizing* (!). *Russia's and France's war preparations.*

Thursday, July 30th. *The first battle: heavy Servian losses. Belgrade falls. Germany is waiting for war: Kaiser's War Council. An all-night sitting at Potsdam.*

Friday, July 31st. "*The Star*": *Still Hope. Peace Mission of*

*Kaiser's Brother. Reopening of conversations between Austria-Hungary and Russia, which were suspended a day or two ago.*

*The danger of a European War is extremely grave. German ultimatum to Russia: Peace or we will mobilize! Answer till to-day 6 o'clock. All depends now upon Russia. Germany has only taken precautionary measures. What will to-morrow bring?!*

*In the evening: News that Germany is under Martial Law.*

SATURDAY, AUGUST 1ST. *German ultimatum (official) to France as well as Russia: France's reply said to be unsatisfactory. France and Germany "already in a state of war." Picture in "The Evening News, 4 P. M. Edition": The German War Lord. Booking Office: No trains in Germany! Passengers are stopped on the Belgian and Dutch frontiers (!).*

SUNDAY, AUGUST 2ND. *Germany has declared war with Russia. France and Germany have both ordered a mobilisation. — "A dark day." Warlike Speech by the Kaiser. Popular Demonstrations in Berlin. — Anti-German demonstration in London. — The German acting consul general in London strongly advises Germans to return to Germany forthwith ("The Observer," August 2nd, 1914, p. 8).*

Auf grund der letzten beiden beunruhigenden nachrichten faßte ich den entschluß, *sofort* aus England abzureisen. Und es war gut so; denn wäre ich dem dringenden zureden der englischen familie gefolgt, in dem „freien" England zu bleiben, so säße ich jetzt seit elf monaten in dem „brutalen" Albion kriegsgefangen.

Mit fluchtartiger eile packte ich meine koffer und verließ Eastbourne gegen zwei uhr nachmittags mit dem einzigen zuge, der in dem sonntäglich-stillen England nach Folkestone anschluß hatte. Ich fuhr mutig einem recht ungewissen schicksal entgegen; ich hatte nur das eine verlangen, den boden des perfiden Albion unter allen umständen zu verlassen. Die kriegserklärung Englands an Deutschland vom 4. august 1914 hat mir recht gegeben.

Es ist ein drückend schwüler augusttag; mein gepäck ist nach Folkestone-Harbour aufgegeben, und ich warte mit einem jungen engländer in der stickigen bahnhofshalle auf meinen zug. Die luft ist natürlich kriegesschwanger; selbst die trägen engländer sind erregt. Da rückt ein bataillon infanterie von London her an, um Beachy Head zu besetzen. Ich ahne schon, daß England auch losschlagen wird. Froh bin ich, als ich endlich im zuge sitze. Der junge engländer sagt mir noch kurz vor dem abschied, daß er mit seinem herzen auf Österreichs und Deutschlands seite stünde.

Bald komme ich nach Hastings. Hier habe ich langen aufenthalt. Ich beschließe, auf dem bahnsteig zu bleiben, um auf mein gepäck aufzupassen. Der bahnhof von Hastings wird bereits scharf militärisch bewacht: ein englischer marineinfanterist mit aufgepflanztem seitengewehr beschnuppert mich anderthalb stunden hindurch. Doch es ist ja noch kein krieg an Deutschland erklärt. Mein glück!

Nach mehrmaligem umsteigen und beschwerlicher fahrt gelange ich am abend gegen acht uhr nach Folkestone, in dem es schon von soldaten aller art wimmelt. Abgekartete sache zwischen England und Frankreich! Wohlgemerkt: es ist erst der zweite august. Der handelshafen ist von wachtposten dicht besetzt.

Mit einstündiger verspätung verläßt unser *Dutch night-boat* den englischen hafen. Es ist mit deutschen jungen männern einfach überladen. Am kai singt ein betrunkener franzose die marseillaise. Wir antworten begeistert mit der „wacht am Rhein“. Ich tue die ganze nacht hindurch kein auge zu. Gegen fünf uhr früh nähern wir uns Vlissingen; blutigrot geht die kriegssonne über dem festlande auf.

Nachdem unsere papiere in Vlissingen geprüft worden waren, durften wir in einen schon übervollen holländischen zug einsteigen. In ihm schwirrten die unglaublichsten gerüchte umher, die sich gott sei dank als unwahr erwiesen. Nach einer fahrt von drei tagen und drei nächten in militärzügen, nach unzähligen aufenthalten gelangte ich glücklich nach hause. Ich war gerettet und stellte mich sofort dem geliebten vaterlande zur verfügung.

*Berlin-Tempelhof.* A. Heinrich.

---

# VERMISCHTES.

## NOCHMALS DIE OXFORDER SOMMERKURSE.

Wenn ein schwedischer kollege aus eigner kenntnisnahme über unbefriedigende aussprache des englischen seitens der deutschen Oxfordkursisten berichtete und, unabhängig davon, fast gleichzeitig ein österreichischer fachgenosse das gleich abfällige urteil der öffentlichen meinung in England über die aussprache der deutschen mitteilte, so ist das wohl grund genug für uns, dem besonderen wert dieser äußerungen nachzugehen. Ich sprach nun schon bd. XXII s. 480 den wunsch aus, es möge ein zu sachkundigem urteil befähigter teilnehmer an jenen kursen sich zu der äußerung des schwedischen kollegen aussprechen. Ein solcher war aber offenbar nicht vorhanden. Dafür hat ein leser der *N. Spr.* von Amerika her das wort ergriffen, um aufmerksam zu machen, daß jedenfalls männliche kursteilnehmer nicht unter das urteil des schwedischen kollegen fallen können, weil nach wenigen tagen der ausbruch des krieges diese von der teilnahme an den kursen ausschloß. Danach würde der fall die männlichen mitglieder unseres berufs, also die große masse der neuphilologen, überhaupt nichts angehen und auch für die hochschullehrer, die unter ihren zuhörern doch immerhin nur einen sehr bescheidenen prozentsatz von frauen zählen, an gewichtiger bedeutung verlieren.

Ich meinerseits hielt es für ebenso einfach wie ersprießlich, mich direkt an den kollegen H. Svantengren in Eksjö, den urheber des a. a. o. mitgeteilten urteils, um auskunft zu wenden. Und von ihm erhielt ich schon im februar folgenden bescheid:

„Meine eigene erfahrung seit 1908 stimmt ungefähr mit dem österreichischen ergebnis [rangfolge in der güte der aussprache: skandinaven, holländer, ... deutsche, franzosen, vgl. Karpf bd. XXII s. 563. Kl.] überein, doch möchte ich unbedingt den holländern den ersten platz einräumen. Soviel ich weiß, ist auch die allgemeine auffassung unter den schwedischen neusprachlichen lehrern eine

ähnliche. Übrigens darf es wohl deutschen neuphilologen doch kein geheimnis sein, daß die deutschen, denen man an auswärtigen ferienkursen begegnet, kaum den wirklichen durchschnittszustand in Deutschland vertreten[1]. Von den teilnehmern der londoner ferienkurse, die ich dreimal mitgemacht habe, waren beinahe die hälfte deutsche. Im ersten jahre waren darunter viele universitätsgebildete gymnasiallehrer, die eine tadellose englische aussprache besaßen. In den zwei folgenden jahren schien ihre anzahl geringer zu werden. Im jahre 1910 waren, soviel ich mich erinnere, die teilnehmer meistens damen und, wie es schien, lehrer von volksschulen, fortbildungsschulen und dergleichen, die eine kümmerliche vorbereitung aufzuweisen hatten[2]. Dasselbe muß zu einem gewissen grade über die zurückgebliebenen teilnehmer des oxforder kursus gesagt werden. Es waren meistens junge damen, die eine recht mangelhafte aussprache mitbrachten[3]."

Damit wäre der fall „Oxfordkurse" für uns erledigt: es kann aus demselben kein ungünstiges urteil über die englische aussprache der deutschen neusprachlichen studenten und lehrer abgeleitet werden. Freilich gibt uns das sehr günstige urteil, das Sv. über die deutschen neusprachler der londoner ferienkurse von 1908 fällt, auch noch kein recht, dasselbe für die mehrheit der fachgenossen oder gar für alle in anspruch zu nehmen.

Im gegenteil: es ist doch nicht sonderlich erwünscht, daß der schwedische kollege, der in kurzer frist an vier englischen sommer-

---

[1] Der durchschnitt mag schon *auch* vorhanden sein, aber daneben andere, die das bewußtsein ihrer besonders schlechten aussprache in das ausland treibt, und noch andere, die, sei es aus ehrgeiz, sei es einfach aus freude an der sache, darauf ausgehen, ihre bereits recht gute aussprache durch besuch des auslandes zu einem höchstmöglichen grade der vollkommenheit zu steigern. Diese drei gruppen können natürlich bei den verschiedenen kursen recht verschieden gemischt sein. Allein, wenn eine erscheinung bei mehreren kursen sich gleichmäßig wiederholt, so ist ihr doch wohl ein gewisses gewicht beizumessen.

[2] Um der nichtpreußischen leser willen sei hier erwähnt, daß vor einigen jahren der preußische unterrichtsminister verfügte, in den unteren und mittleren klassen der höheren lehranstalten dürfe der neusprachliche unterricht auch volksschullehrern in die hände gelegt werden, vorausgesetzt, daß dieselben das mittelschulexamen (mittelschule — eine zwischen volksschule und höherer schule stehende schulgattung mit seminaristisch gebildetem lehrpersonal) abgelegt hätten.

[3] Vom hauptinhalt des obigen briefes machte ich professor Viëtor sofort mitteilung, bat ihn aber, die veröffentlichung desselben mir vorzubehalten. Ich gedachte, sie mit einer erörterung der lektorenfrage und was damit zusammenhängt, zu verknüpfen. Nun aber machte sich infolge der zuschrift des amerikanischen lesers eine vorausnahme derselben nötig.

kursen teilnahm, also ungewöhnlich ausgebreitete kenntnis der bezüglichen ausspracheverhältnisse besitzt, doch unbedenklich die von Karpf mitgeteilte und offenbar gebilligte rangfolge betreffend güte der aussprache „skandinaven, holländer, . . . deutsche, franzosen" ohne weiteres unterschreibt, wenn er auch den ersten platz lieber den holländern zuerkennen möchte. Ganz besonderes gewicht aber erhält das urteil dieser beiden fachgenossen dadurch, daß auch der norweger Aug. Western, der verfasser der bekannten hilfsbücher für englische lautlehre, einer der ersten begründer der reform im norden, als solcher unserer jungen generation vielleicht weniger bekannt, sich ihm in diesem punkte anschließt.

Es war nämlich wohl natürlich, daß ich mich aus veranlassung sowohl des von Sv. abgegebenen urteils über die englische aussprache speziell der deutschen als auch der obigen abschätzung der englischen aussprache im munde der verschiedenen ausländer an eine autorität wie die meines hochgeschätzten alten freundes Western wandte. Und die antwort, die ich von ihm erhielt, ist folgende:

„Ich finde, daß Svartengrens urteil — als ein allgemeines urteil betrachtet — zu streng ist[1]. Ich wohnte einem solchen *Vacation Course* im jahre 1902 in Cambridge bei und lernte da auch viele deutsche kennen. Unter diesen war wenigstens einer, der außerordentlich gut englisch sprach, und es waren mehrere, die recht hübsch, obwohl natürlich lange nicht wie geborene engländer sprachen. Ich erinnere mich freilich einiger — aber das waren ältere leute —, die gewiß *a low standard* bezeichneten. Es mag ja ein zufall sein, daß im jahre 1914 die schlecht sprechenden deutschen in der majorität waren. Durchschnittlich glaube ich aber, daß die skandinaven und die holländer besser sprechen beziehungsweise aussprechen als die deutschen. Ob die skandinaven durchgehends besser als die holländer sind, ist mir zweifelhaft. Ich habe holländer getroffen, die außerordentlich gut sprachen; aber ich muß gestehen, daß meine kenntnis der holländer nicht sehr ausgebreitet ist. — Ihre weiteren fragen möchte ich so beantworten:

„1. Meine tochter, die im jahre 1908 sowohl in Cambridge wie in Oxford war, traf dort mehrere deutsche damen (die meisten wohl lehrerinnen). Sie fand, daß sie nicht gut aussprachen — besonders das *th* war ihnen sehr schwierig. (Andere habe ich nicht fragen können; doch s. u.)

„2. In den norwegischen schulen, wo wirklich ausgebildete lehrer wirken, ist die englische und französische aussprache gut, zum teil sehr gut. Aber einige der kleineren (städtischen) schulen müssen sich oft mit lehrern oder lehrerinnen begnügen, die keine ordentliche ausbildung haben; und dort ist die aussprache gewiß nur so so.

„3. Gewiß hatte Storm, der jetzt zurückgetreten ist, in dieser hin-

[1] Wie man aus der oben wiedergegebenen antwort Sv.s gesehen hat, war dessen urteil wohl an sich nicht zu streng. Er hatte es nur für seine zwecke als unnötig angesehen, seinen lesern genauer anzugeben, aus was für elementen sich die *huge preponderance of Germans* zusammensetzte.

sicht großes verdienst, nicht nur als lehrer, sondern auch als examinator, indem die philologen wußten, daß sie kein gutes zeugnis erwarten konnten ohne eine gute aussprache.

„Eine der lehrerinnen meiner anstalt, die philologisch ausgebildet ist, war voriges jahr in England und traf da mit einigen deutschen zusammen. Ihr eindruck ist derselbe wie meiner: die tüchtigkeit der deutschen war sehr verschieden. Einige sprachen sehr gut aus, andere geradezu schlecht; besonders machte das *th* schwierigkeit."

Also mit der überlegenheit der skandinaven und holländer über die deutschen bei den englischen ferienkursen betreffs der aussprache des englischen scheint es doch wohl seine richtigkeit zu haben. Selbstverständlich bieten die leistungsverhältnisse bei ausländischen ferienkursen nicht notwendig ein getreues bild der leistungsverhältnisse in Deutschland selbst. Aber da wir noch immer keinen fachmännischen *inspecteur général*, wie die franzosen, weder in Preußen noch in anderen größeren bundesstaaten haben, der ein zutreffendes urteil über die durchschnittlichen leistungen im inlande fällen und auf amtlichen reisen das ausland vergleichen könnte, so müssen wir uns wohl oder übel mit gelegenheiten der vergleichung, wie sie sich bei den fremden sommerkursen darbieten, begnügen. Und ich meine, was uns da von schweden, norwegern und österreichern berichtet wird, darf uns immerhin veranlassung genug sein, Karpfs der gesamten reform geltende frage: „Soll uns das ausland auch hier voraneilen?" insonderheit auf den ausspracheunterricht unserer schulen und hochschulen anzuwenden.

Höchst auffällig ist mir, daß die beiden norwegischen damen noch immer von der bildung des [θ (đ)] als einer besonderen schwierigkeit der deutschen (damen) zu berichten haben. Wenn der lehrer volles verständnis für die diesem laute zugrunde liegende artikulation besitzt, so wird er solches verständnis mit leichtigkeit, theoretisch und praktisch, auch seinen schülern schon in (nicht „während"!) einer ersten stunde beibringen und in einer zweiten und dritten die laute für ohr und muskelgefühl definitiv festsetzen können, so daß weiterhin nur noch für einige wochen spezielle übung darauf zu verwenden ist. Viel längere zeit nimmt die aneignung des [æ]-lauts (*bad*) in anspruch. Indem ich dies schreibe, wird mir beides von einem kompetenten kollegen aus seiner eigenen praxis heraus bestätigt.

Den ersatz des letzteren lautes durch [ɛ], ja sogar [e], hebt Svartengren als vielfach bei den oxforder deutschen beobachtet hervor. Daneben ist ihm ebenso oft und vielleicht noch öfter stimmlose bildung auslautender [b, d, g], ferner [tʃ] und [θ] an stelle von [dʒ] und [đ] (z. b. *German* anlautend wie *church*) aufgestoßen, überhaupt stimmlose bildung stimmhafter laute (vgl. die darstellung deutsch-englischer aussprache im *Punch*).

Wenn in Svartengrens und Westerns mitteilungen die deutschen *damen* merklich schlechter abschneiden als die männlichen kursisten, so kann ich das nicht ohne weiteres als durch prof. Viëtors günstigere beurteilung ausgeglichen ansehen. Es ist mir doch sehr wahrscheinlich, daß studentinnen, die sich ihrer schlechten aussprache bewußt

sind, aber keine neigung haben, dieselbe nachträglich durch spezielle studien und übungen zu verbessern, zugleich auch die nachsicht ihres künftigen examinators in diesem punkte kennen, bei der auswahl ihrer studienorte einen weiten bogen um Marburg a. d. L. ziehen. Ihre männlichen kameraden machen es vermutlich nicht anders. Persönlich habe ich übrigens bisher immer eher an eine superiorität als eine inferiorität der fremden aussprache im munde der lehrerinnen und schülerinnen weiblicher unterrichtsanstalten geglaubt.

*Kötzschenbroda b. Dresden.* H. KLINGHARDT.

---

## DER KRIEG UND DIE *NEUEREN SPRACHEN*.

Auch in dieser variation — man vergleiche den ersten aufsatz des vorliegenden heftes — bildet das verhältnis der im titel genannten dinge ein freilich nur bescheidenes problem, das aber den herausgebern und wohl auch einer größeren anzahl unserer leser immerhin zu schaffen macht. Daß die politik nicht in die schule gehöre, ist ja beinahe ein axiom. Sie dem mit unbefangener wissenschaftlichkeit vorgehenden universitätsbetrieb der neueren geschichte, der erdkunde usw. fernzuhalten, wäre jedoch widersinnig; und wenn es richtig ist, daß die realien im fremdsprachlichen unterricht eine bedeutende rolle zu spielen haben, können wir ihr auch den eingang in die schule nicht völlig verschließen. Alles das gilt mehr als je in dieser zeit des weltkriegs. Wir haben noch vor kurzem (in einer bemerkung auf dem umschlag des aprilhefts) als unsere überzeugung ausgesprochen, daß die unwissenheit in bezug auf art und wesen der nachbarn zu den schlimmsten kriegserregern gehöre. In dieser hinsicht kenntnis und verständnis zu verbreiten, stellt aber ohne zweifel die wichtigste aufgabe des neusprachlichen unterrichts dar, und damit ist auch ein wesentliches gebiet für eine zeitschrift wie die unsere bestimmt.

Die aufsätze von O. Lohmann und J. Clasen haben bereits gezeigt, daß wir auch ausblicke auf die politischen verhältnisse der gegenwart, wo sie sich vom neusprachlichen standpunkt aus eröffnen, nicht etwa ängstlich vermeiden wollen; denn mehr als dies ist selbstverständlich nicht gemeint. Ein weiterer artikel über dieselbe frage ist s. 193 in aussicht gestellt, und zwar mit der gewünschten versicherung, daß alle „die nach gewohnter altdeutscher art sehr verschieden ausfallenden meinungen“ zur aussprache kommen werden. Dabei bleibt denn aber auch der schon s. 1 gemachte vorbehalt in kraft, wonach die aufnahme keineswegs die anerkennung der jeweils vorgebrachten ansichten als zugleich der unseren bedeutet. Wir lassen jedem unserer mitarbeiter nach möglichkeit freie hand. Nur können wir die wissenschaftlich zu fordernde unparteilichkeit nicht darin sehen, daß etwa jemand in den *N. Spr.* im widerspruch mit unserem besseren wissen für das feindliche ausland und damit gegen unsere systematisch von jenem verleumdete

heimat — partei ergreift. An dem stolz auf das deutschsein, der jetzt so glänzend seine berechtigung erweist, wollen auch unsere *N. Spr.* ihren anteil behalten.

Auch die buchhändlerischen anzeigen und beilagen, die ja sache des verlegers, nicht der herausgeber sind, sollen und wollen diesen standpunkt wahren. Einige leser haben daran anstoß genommen, daß einem der letzten hefte die ankündigung der lausanner ferienkurse für 1915 beigelegt war; beiläufig bemerkt, nicht ohne mein wissen. Gewiß — auch aus Lausanne sind deutschfeindliche stimmen gekommen. Aber daß die leiter der ferienkurse, wie eine leserin meint, der *Gazette de Lausanne*, „dem schlimmsten hetzblatt gegen Deutschland", „sicher nicht ganz fernstehen", dafür lagen nicht die geringsten anzeichen vor, und sie haben dem verleger ausdrücklich zugesichert, daß keinerlei ärgernis zu befürchten sei. Es erschien daher unbedenklich, den selbständig urteilenden lesern unserer zeitschrift von französischen kursen in der Schweiz, die sich als neutraler staat ja vollkommen bewährt hat, in dieser weise kenntnis zu geben, womit übrigens noch keine empfehlung ausgesprochen ist. Daß jemand von unseren landsleuten von den lausanner kursen des kriegsjahrs 1915 gebrauch machen wird, bezweifle ich sehr. In diesem sinne dürfte das praktische interesse an ihnen kaum größer sein als an den spanischen kursen, die die *Junta para ampliación de estudios e investigaciones científicas* auch in diesem jahre vom 12. juli bis 21. august in Madrid veranstaltet.

Trotz der gerechten entrüstung über die schändlichkeit der feinde und der angeblichen neutralen dürfen wir nicht alle fäden auf immer zerschneiden wollen, die uns mit dem ausland verbinden. Ein kollege spricht in einem brief an mich zuerst von einer erklärung, die auch ihn „wenig sympathisch berührt" habe, und fährt dann fort: „Im allgemeinen aber denke ich über manches ruhiger als die große menge der kollegen ... Diese ... ausbrüche des hasses gegen die kriegführenden völker billige ich nicht, ungeachtet meiner empörung über die perfide englische regierung ... Ich meine, wir sollten nichts tun und nichts sagen, worüber wir uns in späteren friedlichen zeiten zu schämen brauchten. Die nationen sind aufeinander angewiesen und müssen, was auch immer jetzt geschehen mag, später endlich wieder einmal zusammenkommen. Wir sind durch unser amt berufen, gewissermaßen eine brücke zu bilden." — Nicht jedem ist diese philosophische ruhe schon gegeben. Viele von uns geht auch der krieg persönlich näher an als wohl den schreiber dieses briefs. Aber seine mahnung ist immerhin des anhörens wert.

Was über diese mahnung gar hinausgeht, soll man von uns nicht verlangen. Wir sind es nicht, die den von den feinden gebrochenen frieden zu erbitten, die von ihnen verratene freundschaft wieder anzutragen hätten. *Durchhalten* — das ist die losung. Auch für die *N. Spr.* ist sie uns genug. W. V.

---

# ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXIII. JULI 1915. HEFT 4.

H. KLINGHARDT, *Artikulations- und hörübungen, praktisches hilfsbuch der phonetik für studierende und lehrer*, mit 7 in den text gedruckten abbildungen. Zweite, völlig umgearbeitete auflage. Cöthen, Otto Schulze. 1914. VIII, 255 s. Brosch. 6 m., geb. 7 m.

Die erste auflage (1897) dieses interessanten und außerordentlich nützlichen buches habe ich in *Modern Language Notes*, Baltimore, Md., 1897, XII, 7, col. 421–436, und im *Maître Phonétique*, Paris (Bourg-la-Reine, Seine), 1897, XII, s. 167–170, angezeigt. Ursprünglich war es daher meine absicht, den leser hier auf diese besprechungen einfach zu verweisen und nur das anzugeben, wodurch sich die zweite auflage von der ersten unterscheidet, oder das allein hervorzuheben, was der verfasser an neuem in sein werk hineingebracht hat. Aber mein exemplar der ersten auflage mit den von mir beigefügten randbemerkungen war mir nicht zur hand, und ich hatte das ganze buch von anfang bis zu ende noch einmal genau durchzulesen, was übrigens für mich selbst unzweifelhaft keine nutzlose und unangenehme arbeit gewesen ist.

Über die von ihm vorgenommenen änderungen läßt sich der verfasser im vorworte aus. Im wesentlichen ist das buch dasselbe werk geblieben. In einzelheiten finden sich, soweit ich mich der ersten auflage erinnern kann, mehrere änderungen, vor allem in der praktischen gestaltung des textes. Die einleitung, in der besonders *der studiengang des jungen phonetikers* beschrieben wird, ist vollständig neu geschrieben. Der erste teil, der von *dem bau der sprechorgane und deren nichtsprachlichen artikulationen und schallen* handelt, ist stark gekürzt worden. Dagegen erscheint der zweite teil, der bei weitem größte und auch wichtigste teil, in dem *die sprachlichen artikulationen und schalle* besprochen werden (I. kapitel: *artikulation mit den schlußmitteln des kehlkopfes*; II. kapitel: *artikulation mit dem gaumensegel*; III. kapitel: *artikulation mit unterkiefer, zunge, lippe*), im großen und ganzen ziemlich unverändert und in seinem dritten abschnitte oder kapitel sogar fast intakt. Obwohl der zweite teil von mir als der wichtigste bezeichnet worden ist, so glaube ich doch nicht, daß der erste teil von nur nebensächlicher oder geringer bedeutung ist. Dieser sollte vom lernenden keineswegs vernachlässigt und nur flüchtig gelesen werden, da die dadurch übermittelte kenntnis und erkenntnis für das richtige verständnis rein sprachlicher erscheinungen grundlegend ist.

Der verfasser nennt sein werk ein „praktisches hilfsbuch der phonetik“; er hat es „für studierende und lehrer“ bestimmt, also wohl zunächst und hauptsächlich für angehende und junge praktische lehrer der fremden lebenden sprachen. Aber auch älteren und alten lehrern des französischen und des englischen in deutschen schulen, die ihren unterricht in bezug auf die aussprache intensiver und erfolgreicher machen wollen, und neuphilologischen universitätslehrern

ist dieses buch angelegentlichst zu empfehlen. Da vorzugsweise und fast immer von den lauten der deutschen sprache und deutscher mundarten die rede ist und laute fremder sprachen verhältnismäßig selten erwähnt und gewöhnlich nur zur erläuterung herangezogen werden, so können es ebenfalls ausländische studierende und lehrer sowohl als lehrer des deutschen in deutschen schulen und universitäten als eine art handbuch der deutschen phonetik mit großem vorteil gebrauchen. Vor allen dingen ist es jedoch offenbar ein vorzügliches werk phonetischer propädeutik für die neuphilologen Deutschlands, die eine richtige und feste basis für ihr studium der französischen und englischen phonetik zu gewinnen wünschen.

Kl.s vorführung und behandlung der sprachlaute mittels einer konsequenten gruppierung und anordnung in drei lautreihen gemäß dem gehauchten, dem geflüsterten und dem getönten (stimmhaften) exspirationsstrome, die diesen drei lautreihen zugrunde liegen, ist höchst lehrreich, sehr verständig, ansprechend und für jedermann leicht verständlich. Auch ist die einfachheit der mittel, deren er sich bei seinen untersuchungen bedient, ganz dazu angetan, dem werke gerade unter den philologen und sprachlehrern, welche für ihre allgemeineren zwecke phonetik studieren wollen oder müssen, zahlreiche freunde zu verschaffen Bei dieser gelegenheit möchte ich nicht verschweigen, daß mir ein bedeutender spezialist, mediziner und experimental- oder apparatphonetiker, vor einiger zeit sagte, daß er die *Artikulations- und hörübungen* sehr hoch schätze, obwohl der verfasser philolog und sprachlehrer und nicht — fachmann auf dem gebiete der naturwissenschaften ist.

Kl. möchte, wie er selbst bemerkt (s. 7), einigen nachdruck darauf legen, daß er grundsätzlich für alle von ihm erörterten beobachtungen keine anderen mittel zu hilfe nehme als auge (spiegel), hörvermögen, muskelgefühl. Von diesen wünscht er, daß der fachgenössische leser sie so oft und so vielseitig als nur möglich anwenden möge, um jene nachzuprüfen. Dagegen ausmessungen der mundhöhle, arbeit mit dem kehlkopfspiegel, elektrische beleuchtung der mund-, rachen- und kehlkopfhöhlen u. ä., sagt er, ziehe er nicht in betracht, einfach aus dem grunde, weil die weit überwiegende mehrheit der neusprachlehrer sich auf den gebrauch solcher beobachtungsmittel nicht einlassen würde. Es ist nur zu bedauern, daß der kehlkopfspiegel immer noch nicht zum gemeingut aller neuphilologen oder neuphilologischen phonetiker geworden ist. Er ist doch leicht zu beschaffen und nicht schwer zu handhaben; und Kl. hätte damit bei seinen untersuchungen und feststellungen manchen zweifel schnell beseitigen und manchen streit sofort als nichtig und unnötig erweisen können.

Mit dem muskelgefühl ist es eine eigene sache. Bekanntlich ist es von apparatphonetikern, so von Abbé Rousselot, als etwas subjektives und als durchaus ungeeignet für objektive, wissenschaftliche forschung bezeichnet und zuweilen geradezu als bloße phantasterei verspottet worden. In der tat darf man sich nicht ohne weiteres auf sein eigenes, persönliches muskelgefühl verlassen; selbsttäuschungen sind dabei immer möglich. (Jedoch darf man sich auch

ohne weiteres nicht auf apparate und maschinen verlassen; auch bei deren gebrauch kommen irrtümer und selbsttäuschungen vor.) Die muskelgefühle sind nicht immer und in jeder hinsicht bei allen sprechenden individuen gleich. Z. b. stimmt das meine, wie ich aus den erörterungen Kl.s selbst entnehmen kann, nicht in allen punkten mit seinem muskelgefühl überein.

Wie dem auch sein mag, — das muskelgefühl des sprechenden ist etwas wirklich vorhandenes, es ist je nach den individuen mehr oder weniger rege. Selbstverständlich muß es der phonetiker für beobachtungen, vergleiche und schlüsse stets nur mit großer behutsamkeit und genauigkeit benutzen. Auf alle fälle muß es bei jedem neuphilologen, der sich doch nicht mit dem falschen oder einem „ungefähr" in der aussprache fremder idiome, die er lehren will, begnügen darf, geweckt und rege erhalten werden. Auch ist es bei personen, die von phonetik nichts wissen und nichts verstehen, aber wegen eines natürlichen talentes fremde sprachen leicht lernen und lautlich gut und richtig wiedergeben, sicherlich immer geweckt und rege, ohne daß sie sich bei der nachahmung fremder laute dessen bewußt sind, ohne daß sie von dem vorhandensein eines solchen muskelgefühls jemals gehört hätten.

Solange das linguistische muskelgefühl, das die nachbildung und aneignung fremder und neuer laute leiten kann und soll, nicht geweckt ist, kann man im klassenunterricht, im privatunterricht, im selbstunterricht lebender fremder sprachen nichts nennenswertes erreichen. Ohne weckung dieses muskelgefühls bleiben z. b. auch die von apparatphonetikern mit hilfe des künstlichen gaumens gemachten bildlichen darstellungen, welche die jeweilige tätigkeit, lage und ausdehnung der zunge am gaumen anzeigen, in den vorträgen und übungen über phonetik für die zuhörer wirkungslos und im grunde genommen unverständlich: sie sind nichts weiter als „schöne, exakte, wissenschaftliche ergebnisse und tatsachen", aber sie sind für die spracherlernung unnütz und für das sprachstudium von recht zweifelhaftem werte. Davon habe ich mich oft genug während der vorlesungen über phonetik in sommerkursen durch betrachtung des gesichtsausdruckes vieler zuhörer und nach den vorlesungen durch gespräche mit ihnen überzeugen können.

Kl. pflegt sich weder als pädagoge und lehrer noch als gelehrter und forscher seine arbeit leicht zu machen. Er stellt hohe anforderungen an seine arbeitsfähigkeit. Er verlangt viel von sich er verlangt viel von seinen lesern und schülern. Dem jungen, berufseifrigen neusprachlehrer sollen, sagt er (s. 6), die sprechorgane und ihre betätigung auf ein bis zwei jahre (!) das hauptgebiet seiner wissenschaftlichen arbeit bilden, mit dem er gar nicht vertraut genug sein könne.

Das letztere ist allerdings richtig. Aber ein bis zwei jahre phonetischer propädeutik mit nur gelegentlicher berücksichtigung der fremden sprachen, die die angehenden lehrer beherrschen lernen sollen, — das ist allzu viel verlangt. So viel zeit ist oder wäre auch für diesen zweck bei weitem gar nicht notwendig und wünschenswert, wenn die studenten der neueren sprachen den

stoff, den etwa das vorliegende werk enthält, auf der universität in angemessenen übungen unter leitung eines sachkundigen und fähigen lehrers, wie es z. b. herr professor Kl. ist, durcharbeiten würden. Schade, daß Kl. seine lehrlaufbahn in einer holsteinischen provinzialstadt mit dem unterrichte unreifer schüler, denen er sich mit feuereifer bemühte ihre sonderbare holsteinische aussprache des breiten zischlautes und ihre übertragung der holsteinischen nasallaute auf fremde sprachen abzugewöhnen, hat beschließen müssen! Wie viel mehr hätte er als universitätslehrer leisten können! Vielleicht wären von ihm mehrere generationen von neuphilologischen studenten in „richtiger“ weise für ihren schwierigen lehrberuf vorbereitet worden!

Diese beiläufige erwägung mußte ich unwillkürlich anstellen, wenn ich in Kl.s buche die stellen, besonders § 105, s. 230, las, in denen er erzählt oder andeutet, wie er seinen holsteinischen jungen phonetische kenntnisse beibringt, wie er hierbei mit seinen lautreihen ohne lauttabellen verfährt, wie er das muskelgefühl seiner schüler anregt, wie er sie in der benutzung des handspiegels zur beobachtung des eigenen mundes unterweist, usw. Nach meiner ansicht sollte man als neuphilologe *in der schule* phonetik nie „als phonetik“ lehren, mit dem dargebotenen maße phonetischer kenntnisse stets recht vorsichtig und sparsam sein und sich bei dem, was rein phonetisch ist, und bei dem, was mit dem erlernen der fremden sprache direkt nichts zu tun hat, niemals lange aufhalten.

Wenn man als praktischer lehrer in phonetischen dingen vorsichtig und maßvoll ist, kann man zweifellos die schuljugend dafür interessieren. Aber man bedenke, daß gar manches, was dem erwachsenen, dem gelehrten, dem fachmanne, dem lehrer höchst interessant erscheint, keineswegs notwendigerweise kinder und heranwachsende knaben und mädchen interessiert und sie sogar schrecklich langweilen kann, wenn ihnen der bezügliche lehrstoff in massen, beständig und lange zeit hindurch vorgelegt wird. Die deutsche schuljugend ist an stillen, geduldigen gehorsam und an strenge disziplin gewöhnt; sie verschluckt ohne murren vieles ihnen zum lernen dargereichte, das ihnen an und für sich nicht gefällt. Aber es gibt eine grenze, über die der lehrer selbst in deutschen schulen nicht gehen darf, ohne unzufriedenheit, unwillen und widerstand bei den schülern hervorzurufen und dadurch die erreichung der eigentlichen zwecke des unterrichts zu gefährden. Und diese grenze ist in ausländischen schulen, wenigstens in den schulen anderer länder, die ich kennen gelernt habe, weit enger gezogen. Was der lehrer in deutschen schulen oft ohne widerspruch seitens der schüler und ohne großen schaden für die ziele des unterrichts tun kann, das ist dort einfach unmöglich.

Ich würde den jungen neuphilologen raten, im gegensatz zur Kl.schen methode im unterrichte fremder sprachen lauttafeln zu verwenden, alle, nicht bloß die wichtigsten und schwierigsten, laute der bezüglichen sprache mit hilfe solcher tafeln, auf grund guter phonetischer kenntnisse, jedoch in ganz elementarer weise und in möglichst kleinen raten gründlich durchzunehmen und einzuüben,

in der klasse recht viel und lautlich gutes französisch oder englisch zu sprechen und — als vorbereitung für ihre lehrtätigkeit in bezug auf aussprache — das werk Kl.s sorgfältig zu lesen, zu durchdenken und gewissermaßen „an sich selbst zu erleben".

Von phonetischen einzelheiten, in deren auffassung und erklärung ich von Kl. abweichen zu müssen glaube, will ich hier zum schluß nur zwei erwähnen,

In § 51, s. 82 spricht Kl. von den tonlosen oder ungetönten [oder stimmlosen] vokalen, die man so häufig in französischer unterhaltungsrede [aber doch noch viel häufiger im rhetorischen vortrage und in der kunstvollen deklamation der verse] vernehme: *à midi*, *c'est ici*, *il sent le tabac*, *ce n'est pas beaucoup* u. ä. Er meint, diese würden nicht mit geflüstertem, sondern mit gehauchtem exspirationsstrome gesprochen; er sei über diese frage zu einem absolut sicheren (!?) urteile gekommen an dem tage, wo er das tonlose *u* eines franzosen in *beaucoup* von einem deutlichen aufblähen der backen begleitet gesehen habe; der dünne luftstrom, den die knorpelenge beim flüstern passieren lasse und der sich im weiten mundraum fast verliere, hätte nimmermehr die kraft, die backen aufzublähen.

Die erfahrung des verfassers mit dem aufblähen der backen will ich natürlich gelten lassen, aber seine erklärung dieses phänomens kann ich nicht annehmen. Nach „meinem persönlichen muskelgefühl" spreche ich die bezüglichen vokale am ende solcher wortgruppen, wenn ich sie nicht getönt oder stimmhaft hervorbringe, geflüstert, d. h. mit einem durch die knorpelenge hindurchgehenden exspirationsstrome aus. Dies ist jedenfalls auch die ansicht aller nationalfranzosen, die sich um phonetik kümmern und davon etwas verstehen und sich des „besitzes eines muskelgefühls" bewußt sind.

Am besten und am sichersten würde sich diese streitfrage erledigen lassen — durch gebrauch des kehlkopfspiegels beim aussprechen der bezüglichen vokale. Man könnte ja dann direkt sehen, wie sich die stimmlippen in solchen fällen verhalten. Allerdings ist dies bei allen vokalen wegen der zungenlage nicht möglich. Aber es läßt sich meines erachtens unschwer erreichen, wenn man mit dem kehlkopfspiegel geschickt und schnell zu operieren und die schlußvokale [ɑ] oder [a], bei deren hervorbringung der mund- und rachenraum weit geöffnet ist, z. b. [a] in gruppen wie *il est là* [ilɛla] oder *il n'est pas là* [inɛpala] bei der betreffenden ausspracheweise zu isolieren versteht.

Ein anderes, wichtigeres problem der phonetik, die explosiv- oder verschlußlaute [p] [t] [k] vor vokalen, — gehaucht, d. h. von einem nachfolgenden hauche vor dem betreffenden vokale begleitet, in germanischen sprachen, speziell im norddeutschen, — ungehaucht oder hauchlos, d. h. nicht von einem nachfolgenden hörbaren hauchgleitlaute begleitet, in romanischen sprachen, speziell im französischen, — behandelt Kl. sehr ausführlich an mehreren stellen seines buches: §§ 107, 108, 109, 110, und vorher § 46. Seine scharfsinnige hypothese für die erklärung der wesensart der „hauchlosen" explosivkonsonanten vor vokalen im französischen (er beschränkt sich auf diese eine

romanische sprache), — „hebung des geschlossenen (!) kehlkopfs, die die erforderliche luftverdichtung und explosion verursacht"; „das plötzliche emporrucken des geschlossenen (!) kehlkopfs, welches eine luftsäule in den mundraum schleudert, die nicht gleich schnell ihren ausgang zu der verengerten (gerundeten) mundöffnung hinaus findet und sich dadurch verdichtet", § 109, s. 245, — kann ich nicht annehmen. Ich ziehe eine einfachere, leichtere und weniger erstaunliche erklärung vor: die schnelle und saubere artikulation bei der aussprache der französischen (romanischen) [p] [t] [k] vor vokalen. Wenn man z. b. [p] im französischen worte *papa* [pa'pa] ausspricht, im Gegensatze zum deutschen (norddeutschen) worte *papa* ['pɑ:pɑ:], so löst sich der lippenverschluß viel schneller, und die stimmlippen gehen sofort von der hauchstellung [△] zur stimmtonstellung [||] über; es ist nicht genug zeit vorhanden für die bildung eines hauchgleitlautes oder, besser, eines hörbaren hauchgleitlautes zwischen [p] und [a].

Leider kann der kehlkopfspiegel hierbei aus leicht ersichtlichen gründen keine dienste leisten. Aber phonographische zeichnungen mit hilfe phonetischer apparate für die konstatierung des vorhandenen oder nicht vorhandenen hauches und für die messung der hauchmasse nach [p] [t] [k] vor den für die folgenden vokale notwendigen vibrationen der stimmlippen haben doch schon manche brauchbare und das problem erläuternde ergebnisse gebracht. Sicher ist, daß die masse und die dauer des hauches nach [p] [t] [k] vor vokalen im deutschen in der aussprache mehrerer individuen und sogar desselben individuums in den von Kl. § 109, s. 244 richtig angeführten fällen (regel I) nicht immer gleich ist. Bekanntlich geht das dänische im verbrauche der hauchmasse nach [p] [t] [k] vor vokalen noch viel weiter als das norddeutsche. Und wir wissen ferner, daß, wenn auch die „hauchlosigkeit" oder die „unhörbarkeit" des hauches nach [p] [t] [k] vor vokalen im französischen die regel ist, doch je nach den individuen und je nach gelegenheiten (besonders im affekt) bei demselben individuum auf französischem sprachgebiete mehr oder weniger deutlich erkennbare ausnahmen vorkommen.

Für den unterricht genügt es, die schüler darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn man „hauchlose" [p] [t] [k] vor vokalen sprechen lernen will, man versuchen muß, den verschluß mit den lippen, beziehungsweise mit der vorderzunge an oder über den zähnen oder mit der hinterzunge am gaumen sehr schnell und sauber zu lösen. Mit dieser regel und mit häufigen entsprechenden übungen, zuerst mit [p], kann man allmählich mit deutschen schülern sehr wohl zum ziele gelangen.

Es scheint mir unpassend und wahrlich ganz unnötig, eine verschiedene stellung der stimmlippen für die hervorbringung der [p] [t] [k] *ohne* hauchgleitlaut nach der explosion und für die aussprache der [$p^h$] [$t^h$] [$k^h$] *mit* hauchgleitlaut nach der explosion anzunehmen. Nichts spricht nach meiner meinung ernstlich dagegen, daß bei beiden lautreihen, [p] [t] [k] und [$p^h$] [$t^h$] [$k^h$], die stimmlippen die gewöhnliche hauchstellung [△] einnehmen. Der franzose ist gewöhnt, [p] [t], [k] ohne hauchgleitlaut vor vokal (z. b. papa)

und vor konsonant + vokal (z. b. *professeur*) auszusprechen. Jedoch hat er [pʰ] [tʰ] [kʰ] in anderen lautverbindungen. Denn nach [p] [t] [k] ist in seiner aussprache der hauchgleitlaut deutlich vernehmbar — 1. in der pause, am schluß einer wortgruppe, vgl. *Voilà le cap* [vwalal'kapʰ] und *Le cap est là* [lәkapɛ'la]; 2. wenn ein vokal vorhergeht und ein anderer konsonant, vor allem ein verschlußlaut, folgt, z. b. *acte, apte, aptitude* [akʰt, apʰt, apʰti'tyd].

Wie Kl. § 109, s. 244, regel II, angibt, sind [p] [t] [k] im deutschen (norddeutschen) „ungehaucht": 1. als anlaut nachtoniger silben mit [ә] als vokal: *rappe* ['rɑpә], *matte* ['mɑtә], *hacke* ['hɑkә], *er holte* [ɛ:r'ho:ltә]; 2. als auslaut: ab! [ɑp!], matt [mɑt], Sack [zɑk], er holt [ɛ:r'ho:lt]. Nach meinem gehör haben diese deutschen laute keine große ähnlichkeit mit den französischen [p] [t] [k] ohne hauchgleitlaut. Sie scheinen mir eher stimmlose lenes, also [b̥] [d̥] [g̊], zu sein. Aber man kann sich akustisch leicht irren. Schade, daß bei solchen lauten eine direkte besichtigung der stimmlippen mittelst des kehlkopfspiegels unmöglich ist!

*Berlin-Wilmersdorf.* A. Rambeau.

---

*Zur französischen landes- und literaturkunde.*

1. *La France moderne.* Histoire, géographie, littérature avec lectures complémentaires choisies dans les meilleurs écrivains français, notes, vocabulaire, table alphabétique, 43 illustrations et 2 cartes par Henri Bornecque et Benno Röttgers. Brunswick et Berlin, George Westermann, libraire-éditeur. 1913. VIII u. 187 s. Geb. m. 2,—.
2. *Livre de lecture* pour servir à la connaissance inductive des principaux auteurs de langue française des XVIIme, XVIIIme et XIXme siècles par MM. Henri Bornecque et Benno Röttgers avec la collaboration de Th. Riehm. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. Tome I: Dix-septième et dix-huitième siècles. 1912. Textes, X u. 374 s. Notes 85 s. Tome II: Dix-neuvième siècle. 1913. Textes V u. 361 s. Notes 69 s. Preis pro band m. 4,—.
3. *Pages choisies des grands prosateurs français du XVIe au XXe siècle* pour servir de complément à la lecture d'ouvrages complets par MM. Henri Bornecque et Benno Röttgers. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1913. VII u. 230 s. M. 2,80.
4. *Explication littéraire* des ouvrages et textes français le plus souvent lus dans les établissements d'enseignement secondaire allemands, autrichiens etc. et plus particulièrement du *Livre de lecture* Bornecque-Röttgers-Riehm rédigée par M. Henri Bornecque avec la collaboration de MM. Benno Röttgers et Léopold Druesnes. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. Première partie: Dix-septième et dix-huitième siècles. 1913. VII u. 256 s. M. 5,40. Deuxième partie: Dix-neuvième siècle. 1914. VII u. 205 s. M. 5,—.

*Ad* 1. *La France moderne* ist ein gegenstück zu derselben verfasser *La France d'aujourd'hui.* Auch bei diesem buche konstatiert man mit freuden, wie originell und methodisch geschickt die ver-

fasser alle ihre aufgaben anzupacken verstehen. Das buch enthält im wesentlichen eine übersicht über die geschichte und geographie Frankreichs; der fortlaufenden skizze sind jedoch als quellenstücke texte französischer autoren beigegeben, die der theoretischen abhandlung farbenreiches leben einhauchen. Der letzte teil des buches bringt eine übersicht über die französische literaturgeschichte, in der auch noch verschiedene analysen platz gefunden haben. Dem charakter des werkes als schullesebuch ist durch beigabe eines französisch-deutschen wörterbuches rechnung getragen. Auch an hübschen illustrationen hat man es nicht fehlen lassen.

*Ad* 2. Das unermüdliche kollaboratorenpaar Bornecque-Röttgers, dessen verdienste an dieser stelle vom referenten wiederholt gewürdigt worden sind, sucht — so scheint es — die *Morceaux choisis*, mit denen es zuerst auf den plan getreten war, durch umarbeitungen für besondere schulgattungen und zwecke zu spezialisieren. Im *Livre de lecture* haben sie sich einen dritten mitarbeiter, einen württemberger, zugesellt. Gegenüber den *Morceaux choisis* sind in der neuen sammlung zahlreiche autoren gestrichen, andere hinwiederum mit neuen stücken reichlicher bedacht worden. Einige werke — hauptsächlich dramatische (Corneille, Molière, Racine) — sind sogar fast *in extenso* abgedruckt. Neben diesen textdehnungen, bzw. -streichungen liegt der hauptunterschied zwischen den beiden büchern darin, daß dem älteren *Recueil de morceaux choisis* in einem sonderbande ein *Commentaire* beigegeben ist, während das jüngere *Livre de lecture* den einzelnen autoren bzw. abschnitten *Lectures complémentaires* vorangehen läßt, die zur anschaulichen charakterisierung der literarischen epoche oder der eigenart des autors zweifellos nicht wenig beitragen. Das buch macht die anschaffung vollständiger werke einzelner autoren fast überflüssig, da es — wie schon erwähnt — einzelnes in nahezu ungekürzter wiedergabe bringt. Der frühere *Recueil* setzt im allgemeinen beim schüler höhere geistige reife, auch größere vertrautheit mit der literarischen materie voraus; das *Livre de lecture* hingegen führt den stoff in breitester form vor, ohne freilich auf die literarische essenz ebenso scharf einzugehen wie der *Commentaire*. Ein werk, das die vorzüge beider lesebücher vereinigte, wäre *das ideale* hilfsmittel für den literaturunterricht. Aber ideales liegt eben nicht in greifbarer nähe.

*Ad* 3. In den *Pages choisies* vereinigen die verfasser bruchstücke aus 16 prosaschriftstellern, die bereits in einem ihrer beiden größeren lesebücher aufnahme gefunden hatten. Dadurch erübrigt sich ein weiteres eingehen auf den inhalt dieses in seiner anlage ebenfalls recht guten buches.

*Ad* 4. In dem buch finden diejenigen, die sich beim unterricht in der literatur wie bei der behandlung der lektüre der französischen sprache selbst bedienen, einen wertvollen führer. Es ist meines wissens das erstemal, daß eine solche texterklärung eigens für deutsche schulzwecke und studienbedürfnisse geschaffen wird. Französische vorbilder lagen ja allerdings in beträchtlicher anzahl vor. Hier wirkten also die autoren-dioskuren Bornecque und Röttgers, die einen weiteren französischen mitarbeiter heranzogen, wieder ein-

mal bahnbrechend. Daß dieser schritt von ihrer seite erfolgte, kann ja nicht gerade wundernehmen. Denn das buch ist im wesentlichen weiter nichts anderes als ein planmäßig erweiterter ausbau des *Commentaire*, der zuerst dem oben erwähnten *Recueil* sein besonderes gepräge aufdrückte. Malherbe, Corneille, Pascal, Molière, Racine, La Fontaine, Boileau, Bossuet, Mme de Sévigné, La Bruyère, Le Sage, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Marivaux, Sedaine, Beaumarchais, Bernardin de Saint-Pierre, André Chénier, Chateaubriand, Madame de Staël, Victor Hugo, Lamartine, Vigny, Alfred de Musset, Michelet, Béranger, Théophile Gautier, Stendhal, Mérimée, Balzac, George Sand, Leconte de Lisle, Sully-Prudhomme, François Coppée, José-Maria de Hérédia, Alexandre Dumas fils, Jules Sandeau, Emile Augier, Gustave Flaubert, Alphonse Daudet, Emile Zola, Guy de Maupassant, Taine, Paul Verlaine, Emile Verhaeren, Edouard Pailleron, Pierre Loti, Anatole France, Edmond Rostand, Maeterlinck — das wären die namen der 51 autoren, die man in dem buch findet. Hiervon fallen die ersten 19 dem I. teil zu, die 32 übrigen bilden den inhalt des II. Sie sind in ihrem werte etwas ungleich, diese beiden bände; der I. ist besser geraten als der II.; in letzterem wiederum ist die zweite hälfte, die den realismus und die gegenwart behandelt, schwächer als die erste. Im siebzehnten und achtzehnten jahrhundert, wie auch noch bei einigen repräsentanten des neunzehnten sind nämlich die erklärungen so angelegt, daß sie zumeist ein gesamtbild des betreffenden autors oder doch des betreffenden werkes geben, im größten teil des dem neunzehnten jahrhundert gewidmeten bandes dagegen findet man die schriftsteller fast nur mit einzelnen fragmenten vertreten, die weder zur zeichnung des gesamtcharakters der dichterischen persönlichkeit, noch zu einer umfassenden interpretation des *ganzen* werkes, aus dem das bruchstück entnommen ist, auszuholen sich anschicken. Zum teil liegt diese anlage des buches in der literarischen gattung begründet, die jeweils behandelt wird, da von den dramatikern der klassischen periode oder von ihren werken im einzelnen sich mit etlichen strichen leichter ein bild entwerfen läßt als von den lyrikern, romanschriftstellern oder philosophen des neunzehnten jahrhunderts. Zum teil rührt der erwähnte umstand auch daher, daß eben das dramatische genre auf kosten der übrigen gattungen anscheinend absichtlich in den vordergrund gerückt worden ist. Das buch will die in der klasse am häufigsten gelesenen schriftsteller erklären. Daß es die verfasser mit ihrer wahl hier nicht jedem recht machen können, liegt auf der hand. Aber es will mir doch scheinen, als ob das manchem autor des neunzehnten jahrhunderts zugewiesene stück — ich erwähne hier z. b. nur Maupassant, Taine und France — höchstens einen verschwindend kleinen anteil am leseprogramm unsrer höheren schulen für sich beanspruchen dürfte. Schade ist auch, daß die eigentliche neuere zeit, d. h. die letzten zwanzig jahre, nur so wenig, man könnte sagen fast gar nicht zu worte kommen. Auch die ungleiche heranziehung der einzelnen literarischen gattungen wird sehr wahrscheinlich nicht überall gebilligt werden: so fehlt z. b. von Michelet an die geschichtsschreibung vollständig. Wie man auch über diesen

punkt denken mag, das eine muß jedenfalls als mangel empfunden werden, daß man von den autoren des neunzehnten jahrhunderts oder ihren werken selten ein übersichtliches gesamtbild, sondern zumeist nur einzelne, oft ganz winzig kleine ausschnitte bekommt. Ich glaube, dieser II. teil wird früher oder später eine gründliche neuüberarbeitung erfahren müssen. Es würde dann also nicht nur in der wahl der stücke wie der autoren manche änderung einzutreten haben, sondern vor allem auf eine weiter ausgreifende, das *ganze* werk, bzw. den *ganzen* autor behandelnde interpretation zu sehen sein. Dies scheint mir auch mit der augenblicklichen tendenz des buches keineswegs unvereinbar, da sich dieses — im sinne der herausgeber — wohl in erster linie, jedoch nicht ausschließlich, an ihre lesebücher (besonders das *Livre de lecture*) anlehnen soll. Ich glaube überhaupt, daß dem übelstand wirksam nur durch eine kühne operation abgeholfen werden kann, die darin besteht, daß dieser II. teil auf *zwei* bände erweitert wird. Die sache ist ja letzten endes ein einfaches rechenexempel: wie soll der II. teil mit seinen 32 autoren auf 205 seiten hinter dem I. teil mit nur 19 auf 256 seiten an gründlichkeit und einheitlichkeit der durcharbeitung nicht zurückbleiben? Entweder muß die zahl der im II. teil behandelten autoren auf den maßstab des I. reduziert, oder auf die fast doppelt stärkere anzahl der autoren eben die doppelte anzahl von bänden verwendet werden. So — aber auch nur so — würde die erklärung des neunzehnten jahrhunderts dieselbe einheitliche literarische note erhalten, die den I. band so wertvoll macht. Augenblicklich hat man wohl am I. band seine helle freude, legt aber dann den II. etwas enttäuscht aus der hand.

In den teilen nun, in denen das buch gut ist, ist es allerdings hervorragend gut. Daß dies hauptsächlich auf den I. band zutrifft, ist wiederholt schon erwähnt worden. Wir haben da, man könnte sagen restlos behandelte autoren, so z. b. Corneille, der mit zwei stücken vertreten ist, Molière (mit vier), Racine (mit drei), La Fontaine (fünfzehn fabeln), außerdem noch Mme de Sévigné, Chateaubriand, V. Hugo. Wie eingehend und genau der kommentar arbeitet, läßt allein der umfang der einzelnen besprechungen ersehen. So verfallen z. b. auf *Carmosine* 7 seiten, auf den *René* 7½, auf *Le Monde où l'on s'ennuie* 8, auf *Horace* und *Mlle de la Seiglière* je 10, auf *Phèdre* 11, den *Bourgeois Gentilhomme*, die briefe von Mme de Sévigné und *Le Gendre de M. Poirier* je 12, die *Femmes savantes* 15, den *Cid* 16, *Athalie* 18, den *Avare* und *Britannicus* sogar je 20 seiten; Victor Hugo hinwiederum sind im ganzen nicht weniger als 43 seiten zugewiesen, hierunter für die lyrik 15, den roman 8 und das drama (*Hernani*) 17. Diese zahlen sprechen. Dabei steht auch die qualität hinter der quantität nicht zurück. Es werden da z. b. bei der analyse dramatischer werke der aufbau des stückes (*exposition*, *nœud*, *dénouement*), die *unités*, die quellen, die vorzüge und mängel der komposition, dann die charaktere eingehend besprochen; hieran schließt sich ein kommentar der einzelnen szenen (handlung, stellung der szene im stück, disposition, charaktere, stil, hauptthema, hauptcharakterzug). Abschließend wird dann zuweilen noch eine zu-

sammenfassende darstellung der dramaturgik des autors gegeben. Bei La Fontaine findet sich eine erörterung folgender punkte: quellen, handlung, personen, stil, metrik, moral. Auch auf die einschlägige bibliographie wird mitunter — leider nicht immer — hingewiesen, so bei Corneille, Molière, Racine, La Fontaine, Voltaire, Rousseau, Chénier, Chateaubriand, Hugo, Augier.

*Dresden.* Ludwig Geyer.

---

1. *Goethe and the Twentieth Century* by J. G. Robertson, M. A., Ph. D. Cambridge, University Press, 1912. (Leipzig, Brockhaus.) 155 s. 12°. Geb. 1 sh.
2. *Der humor in der neueren englischen literatur.* Von Theodor Vetter. Akademischer vortrag, gehalten im rathause Zürich. 1910. Frauenfeld, Huber & Co. 31 s. gr. 8°. Geh. m. 1,—.
3. *Slang and Cant in Jerome K. Jerome's Works.* A Study by Olof E. Bosson, Ph. D. Lund. 1911. Printed by Håkon Ohlsson. 79 s. gr. 8°.
4. F. Sefton Delmer, prof., *English Literature from Beowulf to Bernard Shaw.* For the Use of Schools, Seminaries and Private Students. Second Edition, revised, corrected and augmented. Berlin, Weidmann. 1911. 232 s. Geb. m. 2,60.

1. Dieses kleine buch über einen großen gegenstand kann deutschen lesern an tatsächlichem kaum neues bringen. Aber das wohlbegründete urteil des vf. verdient unsere beachtung, auch wo er bei aller bewunderung Goethes die grenzen seiner größe zu erkennen glaubt. Für die englisch redende welt ist das klar und fesselnd geschriebene buch ein wertvoller führer, der, fern von dem engherzigen standpunkt einiger früheren beurteiler, geeignet ist, zu erneutem und vertieftem studium der hauptwerke anzuregen. Zu näherem eingehen auf den inhalt, so lohnend es wäre, scheint mir hier nicht der ort zu sein. Nur eine berichtigung: amtmann Buff war nicht *the chief magistrate of the town.* Er verwaltete nur die dortigen güter des deutschen ordens.

2. „Der zürcher professor für englische sprache und literatur erwähnt nach kurzem hinweis auf die älteren humoristen Englands (Chaucer, Shakespeare, Butler, Swift, Fielding u. a.) die verschiedenen definitionen des humors und tritt dann näher auf die modernen englischen humoristen: Thackeray, Dickens, Stevenson, Kipling, Jerome ein, denen er die amerikaner Mark Twain, Joel Chandler Harris, Leland (Hans Breitmann) anschließt. Der ebenso launige wie lehrreiche vortrag beweist, daß auch die englische literatur reich an gesundem humor ist.“

Diese buchhändlerische empfehlung verspricht nicht zuviel. Man liest den vortrag mit großem vergnügen und ist dem vf. dankbar, daß er ihn nicht nur für die zürcher gehalten hat. Daß er zwischen humor und satire keine scharfe grenze zieht, macht den umfang des überschauten gebiets um so größer. Immerhin sieht er

mit recht in Byrons *Vision of Judgment* nicht sowohl humor als bittern spott. Auch R. L. Stevenson läßt er nur mit einschränkung als humoristen gelten. Statt *let the lave go by me* (s. 21) ist wohl *love* zu lesen? obwohl der artikel auffällt, oder *law*?

3. Unter *slang* versteht der vf. *the easy, natural, semi-technical language of special classes of society*; unter *cant* oder *vulgarism* (*low-slang*) *the easy, natural language of the uneducated people*, mit zigeunerwörtern und sonstigen fremden elementen durchsetzt. Er gibt nun zuerst eine grammatische übersicht dieser (hier nicht getrennten) idiome, dann in gesonderten abschnitten die bei Jerome vorkommenden ausdrücke aus 1. *Slang*; 2. *Slang* > *colloquial English* (d. h. solche, die in die umgangs- und z. t. schon in die schriftsprache übergegangen sind); 3. *Vulgarism or cant*; 4. *Vulgarism* > *colloquial English*. Bei jedem wort sind die stellen aus J. angeführt mit angabe, ob sie der autor selbst braucht oder von seinen personen brauchen läßt, und welcher klasse letztere angehören, und es folgt dann die erklärung und (soweit möglich und nötig) die etymologie. Nach dem index sind etwa 150 ausdrücke verzeichnet. Eine sehr schätzbare studie. Bei *up a tree* (66) möchte ich nicht an den galgen denken, sondern an das erklettern eines baumes zur rettung vor wilden tieren. *Treed by a grizzly* findet sich bei einem amerikaner; näheres kann ich nicht mehr angeben.

4. Diese zweite auflage kündigt sich als eine verbesserte und vermehrte an. Der umfang ist um sechs seiten vermehrt. Außer einem phonetischen anhang finden wir einen abschnitt 4a über die englische sprache und manche kleine zusätze: über *mystery*, *eclogue*, ein beispiel von euphuismus zu § 59; über *subordinate characters* in § 71; zum realismus in § 73, über deutsche übersetzungen in § 75, zu Atlantis in § 78, zu Bunyan in § 85, zu Locke § 95, zu Pope § 107, zu Coleridge in § 141; andrerseits kleine streichungen. Verbessert sind einige jahreszahlen und namen, auch die stilistischen änderungen gehören wohl hierher. Andere verbesserungen werden noch vermißt: *Boccaccio's Decameron* printed (1350) § 31; *Marlowe's* geburtsjahr § 60; *Bosporus* § 152a; Carlyles stil nach J. P. Richter § 159: s. MacMechans ausg. des *Sartor Res.*; *Blackwood's* Review § 161; *Hampden* st. *Hampton* § 41; *Dietrich* st. *Diedrich* § 201; *Lockesley* § 216, *Wolsley* § 224; *Blefiscu* § 227; *sentimentel* § 114. *Cataline* § 76 l. *Catiline*. G. Meredith soll nach anderen 1828 (nicht 1829) geboren sein. *Massachussetts* § 208 hat ein s zuviel. Mit *Martin* ist nach der *Cambridge Hist. of E. Lit.* vol. IX nicht die lutherische (§ 109), sondern die anglikanische kirche gemeint. *Cæsar goes to the festival* § 67: damit ist die senatssitzung gemeint. Endlich *after the war* etc. § 199. Der krieg fing nach der unabhängigkeitserklärung von 1776 erst an. Was vorherging, wurde zwar im englischen parlament als rebellion bezeichnet, kann aber trotz einiger tätlichkeiten (beschlagnahme der stempelmarken, vernichtung einer ladung tee) nicht wohl krieg genannt werden.

*Kassel.* M. KRUMMACHER.

---



Felix Kuberka, *Der idealismus Schillers als erlebnis und lehre.* IV und 210 s. Heidelberg, Winter. 1913. M. 4,20; geb. m. 5,20.

Kuberka hat sich in seiner gedankenreichen, von liebevollster einfühlung zeugenden arbeit die aufgabe gestellt, den geistigen werdegang Schillers zu analysieren, fremdes und eigenes gut in seiner philosophie deutlich herauszustellen. Da er in fünf kapiteln Schillers staatsidee, seine gedankenlyrik, seine philosophischen briefe, sein verhältnis zu Kant und Goethe behandelt, so sind wiederholungen unvermeidlich. Ich will daher versuchen, die wichtigsten gedankengänge in einen historischen zusammenhang hineinzuarbeiten.

Als naturalist Rousseauscher färbung beginnt Schiller. Aus den himmeln des pantheismus und theosophischen idealismus der jugendlyrik (der vertieft in dem kern der philosophischen briefe, der theosophie des Julius, wiederkehrt) stürzt der dichter unter dem eindruck schmerzlicher erfahrungen. Daß diese jugenddichtung übrigens materialistische züge aufweist (melancholie, spaziergang unter den linden), konnte mit Berger ruhig bejaht werden, da doch „die aufrichtigkeit und treffsicherheit, mit denen der ringende dichterphilosoph seinen eigenen skrupeln und zweifeln begegnet", eine befreiung davon gewährleistet. In der „Resignation", von der eine meisterhafte analyse gegeben wird, gewinnt Schiller nach schwerem kampf den glauben an die allgemeingültigkeit ethischer und persönlicher ideale, der dann durch die freundschaft mit Körner zu dem hinreißenden kosmopolitischen idealismus des *Don Karlos* sich steigert und auch in der ersten einschiebung der philosophischen briefe (aufopferung) zum ausdruck kommt. Von dieser optimistischen anschauung aber wendet er sich bald in den „Göttern Griechenlands" zu einer elegischen zurück und sucht unter schmerzlichem verzicht auf die ursprüngliche naturverehrung sein heil im ästhetischen ideal. Dessen richtigkeit aus der geschichte zu begründen, ist die aufgabe der „Künstler". (Als die verschiedenen redaktionen werden unter genauer beachtung des briefwechsels mit Körner und der kritik Wielands herausgefunden I.: die strophen 3—8, 23—25, 29—31; II.: 1, 2, 26—28; III.: 9—22.) Aber wie er hier der kunst den krönenden abschluß über der wissenschaft anweist, erhebt sich ihm ungesucht die frage nach wesen und wert wissenschaftlichen erkennens, Kants frage: wie sind synthetische urteile *a priori* möglich; und ebenso finden sich im schlußabschnitt der philosophischen briefe bemerkenswerte spuren von Kants erkenntnislehre, noch vor des dichters beschäftigung mit dem kritizismus.

So ist Schiller für Kant reif geworden. In den gedichten der reifezeit zeigt sich das an der kritik der metaphysik, die von unerforschlichen dingen den schleier ziehen will, an seiner religiösen auffassung, die sich bis zu dem bekannten distichon („Mein glaube") vergeistigt, aber die religiösen ideen als sittliche postulate bestehen läßt, und an der weiterbildung auf dem gebiete der kritischen ethik, wo er aus Kants dualismus den weg zur harmonie zurückfindet, die er am weib und am genie preist, die er für sich selbst in der welt des schönen scheins entdeckt („Das ideal und das leben"!). Aber die eroberung Kants vollzieht er doch vorwiegend in seinen philo-

sophischen prosaschriften. Die *erkenntnistheoretische* anschauung Kants macht er sich ganz zu eigen; nur reizt ihn — wie charakteristisch für den künstler! — die unterordnung der sinnlichkeit unter den verstand zum widerspruch, und der begriff der erscheinung wandelt sich ihm allmählich zu einem werturteil. Auch auf dem gebiet der *ethik* besteht engster zusammenhang zwischen Kant und Schiller (sittengesetz = freiheitsidee); doch betont der dichter statt Kants schroffer gegenüberstellung von pflicht und neigung die harmonie zwischen beiden, die „schöne seele" (die übrigens im gegensatz zu der obenerwähnten harmonie des genies stets erworben ist); und eine erweiterung der kantschen gedanken liegt vor in dem von dem denker übergangenen konflikt der pflichten (Max Piccolomini!). Die autonomie des sittlichen bewußtseins, das sich ja vor dem Friedländer selbst (*W. T.* I, 4) dräuend erhebt, offenbart sich in dieser fortführung kantscher gedanken am schönsten. Die bedeutendste vertiefung von Kants kritizismus aber vollzieht sich auf *ästhetischem* gebiet. Schillers theorie des erhabenen, seine objektive begründung des schönen („Kalliasbriefe"), die entdeckung des idealschönen als höchsten prinzips, die theorie des schönen scheins ist ganz sein eigentum. Der künstler Schiller findet die einheit, die der denker Kant im transzendenten vergeblich zu fundieren sucht, im immanenten, in der idealität des schönen.

Wie nun Schiller seinen idealismus mit Goethes realem welterkennen in sich zu einer höheren einheit verarbeitet, zu einem symbolismus, der im reich der ideale doch nur den urgrund der „dinge selber" sieht („Über den gebrauch des chors in der tragödie"), und so den standpunkt seiner „Künstler", den standpunkt der antike zurückgewinnt, das ist in dem kapitel *Schiller und Goethe* darzustellen gesucht, nach meiner meinung mit unnötiger wiederholung von bekanntem und im entscheidenden punkt doch nicht mit genügender klarheit.

Die politische staatsidee Schillers in seinen letzten dramen, die eine notwendige ergänzung der Kantschen ist und zum ausgangspunkt der historischen rechtsschule wurde, ist (im gegensatz zu dem weltbürgertum des *Don Karlos*) zur nationalen auffassung eingeschränkt, betont aber nicht etwa nur den legitimismus (jungfrau), sondern predigt auch das recht des freien volkes zum kampf gegen willkür (Tell).

In einem schlußkapitel (Schiller als künstler) bietet K. außer einer zusammenfassung noch interessante erörterungen über Schillers stilentwicklung und stellung zu seinen stoffen (*Don Karlos* das treueste spiegelbild der besondern entwicklungsstufe des dichters), sowie über seine unfähigkeit zur darstellung innerer beziehungen (Max und Thekla!) mangels persönlicher erlebnisse. — Sorgfältige literaturangaben, die von der beherrschung des weitschichtigen stoffes zeugen, beschließen das werk.

Das geistreiche und tiefgründige buch, von dem ich nur die hauptergebnisse angeführt habe, vereint aufs glücklichste philologische genauigkeit mit philosophischem tiefblick. Das muß immer mit freuden begrüßt werden. Dazu kommt aber noch, daß es in

einem vorzüglich lesbaren, klaren stil abgefaßt ist, was man ja philosophischen auseinandersetzungen leider nicht immer nachrühmen kann. Daran ändern die paar schönheitsfehler, die ich anzumerken habe, gar nichts, nämlich s. III „die treibenden motive“, s. 141 „ingredienz“, s. 155 „begegnisse“, s. 181 „vollzug des lebens“, s. 191 „hohe höhe“, s. 197 „das springende motiv“, sowie das grausame deutsch des schlußsatzes auf s. 81.

Als wohlgelungener versuch, Schillers philosophische entwicklung und reife übersichtlich und doch eingehend darzulegen, kann es jedem empfohlen werden, der im ganzen oder einzelnen sich darüber unterrichten will.

C. F. MEYER, *Jürg Jenatsch.* Adapted and edited by W. Ahrens, M. A. Authorised Edition (in Siepmann's Advanced German Series). London, Macmillan. 1911. XIX u. 210 S.

Ob Meyer seine autorisation zu dieser umgestaltung seiner prächtigen bündnergeschichte erteilt hätte? Man erhält zwar, wenn man eine hauptperson (Lukretia!) wegläßt und durch kräftige schnitte, die, wie 31, 27, natürlich nicht alle glücken, zwei drittel (!) ausscheidet, eine schulausgabe von normaler länge, aber das kunstwerk ist zerstört: der düsterglühende vulkanausbruch ist zu einem sturm im wasserglase geworden. Was man bei Scott, Riehl, Freytag allenfalls ungestraft wagen darf, das rächt sich bei einem künstler wie Meyer empfindlich. — Im übrigen ist in dieser ausgabe viel sorgfältige arbeit getan. Außer einer passenden biographischen und geschichtlichen einleitung (in der Liliencrons verse an C. F. Meyer nicht fehlen sollten) bringen sehr eingehende anmerkungen sachliche, sprachliche und grammatische erklärungen, wollen auch daneben durch massenhafte beispiele das sprachgefühl des englischen schülers für das deutsche schärfen. Einige kleine mängel seien hier angemerkt: 27, 32 fex und trottel ist nicht dasselbe; 50, 16 und 51, 22 Stalla und Prätigau müssen dem schüler erklärt werden; 52, 13 fehlt die quellenangabe bei Tacitus; 62, 7 ist entscheidend, daß Brixen sitz des fürstbischofs ist; 87, 27 ist ausruf, nicht frage. — Von den weiteren übungen (wortschatz, syntax, übersetzung ins deutsche) scheinen mir besonders die syntaktischen nützlich und ergiebig.

*Flensburg.* OTTO WEIDENMÜLLER.

---

*Lehrgang der französischen sprachen für knaben- und mädchenmittelschulen,* von DR. J. KEHR und GIBB. VAN MOLL. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1911. 3 teile: m. 2,—; m. 2,80; m. 2,20.

Der I. teil enthält den lehrstoff, die grammatik und übungen; der II. teil (oberstufe) den lesestoff, der III. teil die dazugehörige grammatik mit übungen. Der lehrstoff berücksichtigt besonders diejenigen verhältnisse, die für das spätere berufsleben der schüler und schülerinnen von grundlegender bedeutung sind (reiche, einwandfreie französische geschäfts- und handelskorrespondenz!). Sie führen den schüler in die eigenartige kulturentwicklung unseres nachbarlandes ein und machen ihn mit den wirtschaftlichen und

politischen verhältnissen bekannt. Das lehrbuch würde zweifellos gewinnen, wenn ein zusammenhängender lautkursus dem eigentlichen lehrstoff voranginge, und wenn der grammatische stoff stellenweise weniger angaben von rein thoretischem wert enthielte.

*Lehrbuch der französischen sprache* von K. IRMER. Flensburg, Aug. Westphalen. 1910. I. teil, unterstufe. M. 1,60. II. teil, oberstufe. M. 3,—.

Der verfasser hat den gesamten lehrstoff konsequent um bestimmte sachgebiete, die im sinne der neuen bestimmungen ausgewählt sind, gruppiert. So verweilt der kindliche geist lange genug in einem einheitlichen gedankenkreis, um diesem nachhaltiges interesse abzugewinnen und seine sprachfertigkeit darin wachsen zu sehen. Besondere rücksicht ist auf die auditive sprachaneignung genommen. Die bilder sind in diesem buche nicht ausgangs-, sondern endpunkte der besprechung. Sie schließen ein sprach- und sachgebiet ab und sind vom schüler in der fremdsprache zu analysieren. Der grammatische stoff ist auf das notwendigste beschränkt und in mustergültiger weise übersichtlich, klar und faßlich angeordnet. Dieses lehrbuch kann warm empfohlen werden.

PILZ-MOLLENHAUER, *Lehr- und übungsbuch, der französischen sprache.* Ausgabe für mittelschulen. Leipzig, Jul. Klinkhardt. 1911. I. u. II. teil je m. 2.

Die einfache, langsam und sicher fortschreitende methode, die ihr lehrbuch der französischen sprache für volksschulen auszeichnet, haben die verfasser auch dieser ausgabe für mittelschulen zugrunde gelegt. Vorzüglich ist die einführung in den lautgehalt und in den satzakzent der fremdsprache. Besondere sorgfalt verwenden die verfasser auf möglichst gründliche einübung und befestigung des stoffes. Jede lektion enthält neben dem lesestücke grammatische, lexikologische und oft phonetische übungen, konversation und eine reiche anzahl vielgestaltiger aufgaben, durch welche nicht nur eine vielseitige anwendung der einzelnen ausdrücke usw., sondern zugleich die einführung in das echte, idiomatische französisch bezweckt wird. Im II. teil treten dazu noch sachlich-formelle erklärungen zu den lesestücken, allerdings in französischer sprache. Abgesehen von den kurzen, klaren grammatischen regeln im anhang sowie von einer anzahl von *thèmes* ist in beiden teilen der gebrauch der deutschen sprache durchweg streng vermieden. Einen lehrer vorausgesetzt, der die fremdsprache in wort und schrift vollkommen beherrscht, wird das lehrbuch vorzügliche dienste leisten. — Bei einer neuauflage dürfte der vielfach zu kleine druck beseitigt werden.

*Frankfurt a. M.* AD. GRINER.

---

Druck von C. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

DIE NEUEREN SPRACHEN.

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXIII. AUGUST-SEPTEMBER 1915. HEFT 5.

# DIE FRAUENBEWEGUNG NACH ENGLISCHEN ROMANEN DER GEGENWART.

Die frauenbewegung, die aufs engste verknüpft ist mit den großen wirtschaftlichen umwälzungen des 19. jahrhunderts, setzt in England früh ein. In den sechziger jahren schon wird das stimmrecht verlangt, und zwar tritt kein geringerer als John Stuart Mill dafür ein. Die sechziger und siebziger jahre sind ausgefüllt von den kämpfen um die zulassung zu akademischer ausbildung und den diese voraussetzenden berufen. 1879 läßt die universität London die frauen zu ihren graden zu, die andern folgen bald nach. So stehen jetzt den frauen viele bildungsmöglichkeiten offen, und in den folgenden jahren wächst eine generation von frauen heran, die eine ganz andere, tiefere, vielseitigere bildung genossen haben als ihre mütter. Die folgen hiervon machen sich alsbald geltend. 1892 erscheint ein buch, das uns aufschluß darüber gibt, was die frauenwelt damals erhoffte und erstrebte, ein buch, das schon deshalb nicht übergangen werden kann, weil es eine weite verbreitung gefunden hat, auch außerhalb Englands; es sind Olive Schreiners *Dreams*[1].

In dieser sammlung von träumen behandelt sie in dichterischer form die tiefsten probleme unseres daseins. In *Life's Gifts* ist kurz zusammengefaßt, was sie der frau zu sagen hat: Raffe dich auf, erwirb dir freiheit und selbständigkeit. Du hast eine schwere pflicht zu erfüllen, denn du mußt auf die liebe verzichten. Aber das opfer ist nicht umsonst gebracht; denn wenn die frau befreit ist von den fesseln, die sie jetzt noch trägt, wird es eine schönere, reinere und freiere liebe zwischen mann und weib geben. Der schwere weg, der zu diesem ziele führt, wird geschildert in den *Three Dreams in a Desert*.

[1] Olive Schreiner, *Dreams*. London, Fisher Unwin.

Da sieht sie zwei gestalten im wüstensand, die eine liegt von schwerer last niedergebeugt am boden. Das „zeitalter der herrschaft der rohen kraft“ legte ihr diese bürde auf den rücken und band sie fest mit dem „band der unumgänglichen notwendigkeit“. Aber es wird durchschnitten durch das „zeitalter der nervenkraft“ mit dem „messer der mechanischen erfindung“. Noch hilft der mann ihr nicht; er fühlt nur den schmerz, wenn das sie verbindende band fester angezogen wird bei ihrem bemühen, sich aus der kauernden stellung zu erheben. Aber eines tages wird er sie verstehen und ihr beistehen. So zeigt uns der erste traum, wie das weib sich langsam, mühsam von den alten fesseln befreit. Der mann steht den neuen bestrebungen, die er nicht versteht, noch feindlich gegenüber; aber das sichverstehen und zusammenarbeiten wird die zukunft bringen.

Im zweiten traum schildert O. Schreiner den mühsamen weg der frau ins land der freiheit. Er führt das steile ufer der arbeit hinab und durch den strom des leidens. Sie muß vorher den „mantel der altüberkommenen ansichten“ und die „schuhe der abhängigkeit“ ablegen; nur das weiße „gewand der wahrheit“ bekleidet sie. Das liebste muß sie zurücklassen, das kleine wesen an ihrer brust, von dem — nicht wohl übersetzbar — sie sagt: “*He has been a child so long, so long, I have carried him. In the land of Freedom he will be a man. We will walk together, and his great white wings will overshadow me. He has lisped one word only to me in the desert — ‘Passion.’ I have dreamed he might learn to say ‘Friendship’ in that land.*” (S. 79.)

Er wird heranwachsen, wenn sie sich von ihm trennt, und sie wird ihn wiederfinden am Ziel.

*Those who reach the Land of Freedom, the first hand they see stretching down the bank to help them shall be Love's. He will be a man then, not a child.* (S. 80.)

Hinter sich hört die frau den schritt von tausenden, die ihr folgen werden. Viele wird der strom wegschwemmen; ihre leichen werden die brücke bilden, über die das ganze menschengeschlecht schreitet ins land der freiheit.

Dieser schwere weg, den die frau in unserer zeit sich anschickt zu beschreiten, führt zum himmel auf erden, den der dritte traum beschreibt. Da gehen mann und weib hand in hand, blicken einander in die augen und fürchten sich nicht; denn sie verstehen einander.

In diesem kampf um eine bessere zukunft soll die frau den mann nicht anklagen, sondern der schwester helfend beistehen. In *I thought I stood* wird die anklagende im weißen, unbefleckten gewand vom throne gottes zurückgewiesen. Zur erde zurückgekehrt, hilft sie der niedergetretenen schwester und wird trotz des befleckten kleides gnädig im himmel aufgenommen. Sie klagt nicht mehr an, sondern bittet den herrn, eine botschaft zur erde zu senden. Auf ihrem herzen ist sie eingegraben; mit der geretteten schwester kehrt sie so zum manne zurück, und die gewänder sind golden, und ihr antlitz leuchtet.

So führt in allen träumen der weg durch leid und qual, durch entfremdung zwischen mann und weib zu einer schöneren, harmonischen wiedervereinigung in einer welt, die durch die bestrebungen der frau besser geworden ist.

Ich habe diese „träume" an den anfang gestellt, nicht nur weil sie der zeit nach das erste sind, sondern auch weil es mir scheint, daß sie im keime schon alle die probleme enthalten, die in der folgezeit die frauenwelt beschäftigen. Durch die dichterische form aber und ihren idealismus stehen sie etwas abseits und wohl auch über den anderen, sich der praktischen lösung der fragen zuwendenden büchern.

Anfang der neunziger jahre setzte die frauenbewegung von neuem kräftiger ein. Es beginnt jetzt das ringen um die anerkennung der persönlichkeit, sei es, daß die tochter der mutter mit dieser forderung gegenübertritt oder die gattin dem gatten. Man nehme z. b. den jahrgang 1894 des *Nineteenth Century* zur hand; schon die überschriften einer anzahl aufsätze sagen genug: *The Revolt of the Daughters; Mothers and Daughters; A Reply from the Daughters.* Da verlangen die töchter leidenschaftlich mehr selbständigkeit; sie wollen auch im familienkreise als persönlichkeiten gewertet und geachtet werden, und vor allem lehnen sie sich auf dagegen, daß sie nur zur ehe erzogen werden sollen. Denn jetzt tritt die frau dem mann selbständig und frei gegenüber, auch geistig fühlt sie sich ihm ebenbürtig. Sie ist nicht mehr befriedigt, wenn sie nur durch die heirat gut versorgt wird. Sie verlangt mehr. Sie denkt nach über das verhältnis der geschlechter zueinander. Manches, was der mutter vielleicht nie so zum bewußtsein gekommen war, oder was man sie gelehrt hatte wie ein notwendiges übel hinzunehmen, empfindet die tochter als erniedrigend oder beleidigend. Sie denkt jetzt über sich selbst nach, über ihre stellung in der familie

und im öffentlichen leben. Sie wird sich ihrer weiblichen eigenart bewußt und findet, daß es ihr recht und ihre pflicht ist, dieselbe durchzusetzen. Es sind dies die probleme, die Sarah Grand, Mona Caird, George Egerton und andere in ihren Romanen behandeln, und die ungefähr das letzte jahrzehnt des neunzehnten jahrhunderts ausfüllen. Wie sich diese phase der frauenbewegung in der englischen literatur widerspiegelt, findet man dargestellt in: *Die frauenfrage in den romanen englischer schriftstellerinnen der gegenwart* von dr. Ernst Foerster (Marburg 1907).

Es steht in diesen jahren die frage nach der persönlichkeit, der eigenart der frau, ihre stellung vor allem in der familie im vordergrund, und wir können dies wohl als eine folge der ausgedehnteren bildungsmöglichkeiten und der damit verbundenen größeren selbständigkeit betrachten.

Die anfänge anderer probleme aber, die erst später mehr bedeutung erlangen, können doch schon bis in diese frühere zeit verfolgt werden.

Gerade in England folgt die frau ihrer eigenart und anlage bei der wahl eines berufs; auf allen praktischen gebieten hat sie dort schon erfolge errungen. Früher als die deutsche frau ist sie auch in der öffentlichkeit hervorgetreten. Die damen der gesellschaft haben sich schon länger bei wahlen beteiligt und sich zu politischen zwecken zusammengetan in der *Primrose League* (gegründet 1883) und der *Liberal Women's Federation* (1887). Ihr wirken in der öffentlichkeit neigt aber zu einem ganz bestimmten gebiet. In *Die frau in der kulturbewegung der gegenwart*[1] sagt Gertrud Bäumer: „Die frauen strömen den berufen zu, die sich um den menschen als um ihr unmittelbares objekt, ihren eigentlichen inhalt schließen, den erziehlichen, den ärztlichen, den berufen, die im zusammenhang mit der sozialen fürsorge entstanden sind, der advokatur usw. Sie bleiben in auffallender weise denen fern, die, wie die technologischen, nur einen sachlichen inhalt haben, deren wesen sich nicht in der unmittelbaren wirkung auf menschen und für menschen erschöpft. Und das, trotzdem auf der einen seite keine geringeren, ja vielfach größere hindernisse zu überwinden waren als auf der andern." (S. 33.)

Dem entspricht ja auch ihr wirkungskreis in der familie

---

[1] *Grenzfragen des nerven- und seelenlebens*, heft 32. Wiesbaden, 1907.

und ihre tätigkeit auf dem gebiet der armenpflege. Diesen neigungen kommt die gesetzgebung entgegen in der *County Electors' Act* 1888 und der *Local Government Act* 1894, die einem teil der frauen das kommunale wahlrecht geben.

Zur sozialen betätigung drängt ferner die frau hin die jetzt in England sich sehr bemerkbar machende sozialistische strömung, die in der literatur schon deshalb nicht übergangen werden darf, weil so bedeutende schriftsteller wie G. B. Shaw und H. G. Wells sozialisten sind. Die ersten anfänge der bewegung führen uns in die achtziger jahre zurück.

1884 wird die *Social Democratic Federation* gegründet, von der sich einige monate später die *Socialist League* abzweigt. In dasselbe jahr fällt auch die entstehung der *Fabian Society*, die es sich zur aufgabe macht, auch unter den gebildeten ihre ideen zu verbreiten. Gerade sie ist von einfluß für das gebildete England und zählt glänzende schriftsteller und schriftstellerinnen zu ihren anhängern, z. b. G. B. Shaw, Sidney Webb, Annie Besant. Ihre traktate finden weite verbreitung und bleiben nicht ohne wirkung auf die öffentliche meinung. In den großen zeitschriften beschäftigt man sich ebenfalls jetzt mit diesen fragen, vgl. z. b. *Fortnightly Review*, February 1894: *Fabian Economics* by Mallven; *Contemporary Review*, February 1896: *Socialism for Millionaires*. Wir sahen, daß andere probleme die frau beschäftigen in diesen jahren, da die sozialistische bewegung im entstehen ist und sich erst allmählich organisiert. Daß sie aber schon früh für die frauenbewegung von bedeutung ist, zeigt Mrs. Humphry Ward.

Ihre romane spiegeln die strömungen im englischen leben wider, und liest man die lange reihe ihrer bücher, so ist man unterrichtet über die probleme, die im laufe der letzten fünfundzwanzig jahre die öffentlichkeit beschäftigt haben. So hat sie auch schon früh erfaßt, welchen einfluß die sozialistischen ideen auf die gebildete, geistig hochstehende frau haben.

Marcella, die heldin des gleichnamigen romans[1] (1894), wächst in einem pensionat auf, sieht wenig von ihren eltern, treibt dann zwei jahre musik und malerei in London. Hier kommt sie mit jugendlichen sozialisten in berührung und ist von deren ideen begeistert. Als ihr vater den stammsitz der familie erbt, möchte sie diese ideen in die wirklichkeit umsetzen. Sie verlobt

[1] *Marcella*. London, Nelson.

sich mit Aldous Raeburn, dem enkel und erben des gutsnachbarn; aber da er konservativ ist, kommt es von anfang an zu reibereien und leidenschaftlichen auseinandersetzungen zwischen den beiden so verschiedenartigen menschen. Dazu gewinnt der demokratische kandidat Wharton, der während der wahlkampagne der gast von Marcellas vater ist, entscheidenden einfluß auf die tochter des hauses und bestärkt sie in ihren ansichten und plänen, denen sie sich mit jugendlichem ungestüm ganz hingibt. Die verlobung wird aufgelöst, Marcella geht nach London, erlernt die krankenpflege und wird gemeindeschwester in einem der schlimmsten viertel der stadt. So im leben stehend, unter den armen wirkend, lernt sie deren not und sorgen wirklich kennen. Ihre ansichten klären sich, sie ist objektiver geworden und lehnt den krassen sozialismus jetzt ab. Nach dem tode ihres vaters erbt sie das gut; sie erkennt ihre pflichten klar und sieht, was sich für die landleute tun läßt. Den alten herrensitz wird sie instand setzen und verschönern; aber indem sie selbst einfach lebt, wird es ihr möglich sein, die wohnungen ihrer leute zu verbessern und höhere löhne zu zahlen. Mit Aldous Raeburn, jetzt lord Maxwell, den sie nun aufrichtig lieben und schätzen gelernt hat, wird sie in diesem sinne wirken.

Marcella steht durchaus im vordergrund der handlung, die studie ihres charakters füllt den langen roman aus, um sie gruppiert sich alles. Mrs. Humphry Ward betont immer das „weibliche“, und die heldin ist am schlusse ganz liebende hingabe. Und dennoch: ist Marcella nicht ein neuer typus? Haben wir hier nicht „*the new woman*“?

Wir sind in den jahren, da die frau zum ersten mal mehr in das öffentliche leben tritt, wozu die sozialistische propaganda wohl viel beigetragen hat. Alles was damals die gemüter so beschäftigte, wird hier in den mittelpunkt gestellt, von allen seiten beleuchtet und besprochen. Das neue aber ist, daß die frau an den diskussionen und an der arbeit regen anteil nimmt; sie ist selbständig, tritt für ihren standpunkt ein und fühlt sich verpflichtet, mitzuarbeiten an der lösung der sozialen aufgaben. Sie tut damit in größerem maßstabe, was sie bis jetzt in der stille getan hat. Denn sie hat von jeher die not der armen zu lindern versucht, in der art wie Mary Harden, die schwester des pfarrers, wohltätigkeit übt. Aber was helfen die kleinen mittelchen, wenn das elend so groß ist?

Der umschwung in der stellung der frau kam in dieser zeit

auch in der englischen gesetzgebung, wie schon erwähnt, zum ausdruck. Durch die *County Electors' Act* erhielten steuerzahlende unverheiratete, bzw. verwitwete frauen das aktive wahlrecht für die *County Councils*. Die *Local Government Act* gab ihnen das aktive wahlrecht für alle lokalverwaltungen, wobei nur für *County* und *Town Councils* die verheirateten frauen ausgeschlossen sind, und das passive wahlrecht für *Parish* und *District Councils*.

So beschäftigt sich Marcella auch mit politik und den gesetzen, die sich auf die sie interessierenden probleme beziehen.

*She plunged into history, attacked the landowning class, spoke of the Statute of Labourers, the Law of Settlements, the New Poor Law, and other great matters* (s. 107).

Die moderne frau, die sich frei macht von den alten fesseln des vorurteils, führt nicht mehr das geschützte leben im hause. Sie will selbst sehen und urteilen. Marcella lernt als krankenschwester das krasseste elend, die fürchterlichsten zustände, das schlechte und böse kennen. Aldous Raeburn ist entsetzt, sie, die er vor der berührung mit der rauhen wirklichkeit so gern geschützt hätte, in dieser umgebung zu sehen. Wie ist der einfluß dieser erfahrungen auf sie selbst? „Rührend und vorwurfsvoll kam ihm der gedanke, daß sie durch ihre erfahrungen als krankenpflegerin und durch die unmittelbare berührung mit den häßlichsten wahrheiten des physischen lebens — eine berührung, die auszudenken er sich oft gescheut hatte — nicht so sehr an kraft gewonnen, als vielmehr eine neue feinheit und lieblichkeit, eine zarte, ihr ganzes wesen durchzitternde eigenschaft erworben hatte, welche ihrer ersten, lebensfrischen jugend völlig gefehlt hatte." (S. 549.)

So sehr ist sie sich der neuen pflichten und aufgaben bewußt, daß das, was für die frau sonst interesse hat und ihr freude bereitet, für sie keinen reiz mehr hat.

Diese einflüsse lassen sie zur persönlichkeit heranreifen, die sich ihrer individualität bewußt ist, und dies muß ihre stellung in der familie beeinflussen. Auch in der ehe will sie ihren ansichten und prinzipien treu bleiben.

Seite 124 sagt sie zu ihrem verlobten: „Niemals werde ich eine sanfte, abhängige gattin sein. Meiner ansicht nach hat eine frau die pflicht, ihre eigene persönlichkeit sorgfältig zu hüten, einerlei ob sie verheiratet ist oder nicht. Hast du darüber nachgedacht, daß ich vielleicht es oft für recht halten werde,

etwas zu tun, worüber du anderer meinung bist, oder was deine verwandten mißbilligen werden?"

Ein andermal spricht sie mit Mary Harden über das verhältnis von mann und frau in der ehe; hier werden die alten und neuen ansichten einander scharf gegenübergestellt.

„Marcella lachte: ‚Ich weiß, du denkst, daß zwei menschen, die sich heiraten wollen, in allem übereinstimmen müssen! Nicht wahr, du liebes schäfchen?' Sie stellte sich neben Mary, eine stattliche und schöne erscheinung in dem lose umgelegten pelz. Sie strich Mary das gerade, rötliche haar aus der stirn. Mary blickte zu ihr auf mit innerem erbeben, — ja, mit einem leidenschaftlichen begehren des neides — das sie bald unterdrückt hatte. ‚Ich finde,' sagte sie bedächtig, ‚es seltsam, daß liebe sich der liebe widersetzen sollte.' Ruhelos ging Marcella auf den kamin zu und begann die gegenstände auf dem sims einer näheren betrachtung zu unterziehen. ‚Können die menschen nicht in freundschaft verschiedener meinung sein, du empfindsames närrchen? Können sie sich denn nicht achten, ohne über jedes und alles einer meinung zu sein?' ‚Sich achten?' rief Mary mit einer plötzlichen verachtung aus, die bei einem so sanften wesen überraschte. ‚Da haben wir's! In stücke könnte sie mich reißen!' sagte Marcella und lachte mit zuckenden lippen. ‚Ich möchte wissen, Mary, wie du als braut wärst!' Mary ließ ihre nadel eine oder zwei sekunden lang blitzschnell hin und her fliegen, dann sagte sie kaum hörbar: ‚Ich würde mich nur verloben, wenn ich liebte. Und wenn ich liebte, ja, dann ginge ich überall hin — täte alles — glaubte alles — wenn er es wünschte!' ‚Alles glaubtest du, Mary? Nein, das nicht!' ‚Nicht, was die religion anbetrifft,' sagte Mary hastig, 'aber alles andere — alles würde ich aufgeben: das selbständige handeln und denken. Das soll er tun, und ich würde ihn dafür segnen!'" (S. 180.)

Marcellas verhältnis zu ihrer mutter ist eigentümlich, nicht wie es zwischen mutter und tochter sein sollte; es ergibt sich aus den traurigen familienverhältnissen, aus dem leiden einer stolzen frau. Und dennoch: spiegeln sich nicht auch hier zeitfragen, wenn Marcella nie die mutter um rat fragt, für sich selbst entscheidet und die mutter ihrerseits nie die tochter zu beeinflussen sucht? Wir befinden uns ja in jener zeit, da die töchter nach mehr freiheit und unabhängigkeit verlangten. Noch ist diese art von frau etwas neues.

„Oft war sie zusammengezuckt, wenn er mit jener ruhigen stimme voll herzlicher freude seine ersten eindrücke von ihr schilderte, sein erstaunen, als er bei ihr ideale, auflehnung, leidenschaften fand, die ihm bis dahin bei frauen aus seinen kreisen völlig unbekannt gewesen waren“ (s. 123).

Oder: „‚Merkwürdig ist die moderne frau,‘ dachte Wharton bei sich nicht ohne ärger, als er während seiner heimfahrt von der versammlung über jenen brief nachdachte. ‚Ich spreche von leidenschaft zu ihr, und sie fragt mich daraufhin, warum ich dinge tue, die nicht in einklang zu bringen sind mit meinen politischen ansichten, stellt also gewissermaßen ein moralisches verhör an!‘“ (S. 480.)

Hart sind oft die urteile, besonders in den vornehmen kreisen, für welche folgende stelle typisch ist.

„‚Würdevoll!‘ sagte ein alter gutsbesitzer zu seiner tochter, als sie vorbeigegangen waren. ‚Sicherlich schüchtern — ganz natürlich! Aber heutzutage erröten und kichern die jungen mädchen nicht, wenn sie verlegen sind, wie zu meinen zeiten. Sie sehen aus, als ob man beabsichtige, sie zu beleidigen, und sie es nicht zulassen wollten! O, — eine schönheit, eine schönheit, gewiß. Aber man sieht's ihr ja an, emanzipiert — merkwürdig — oder wie nennt ihr's? Eine frauenrechtlerin, wahrscheinlich, oder so was. Ich möchte dich mal als so eine sehen, Nettie, was meinst du?‘“ (S. 212.)

Der roman *Sir George Tressady*[1] (1896) ist eine fortsetzung von *Marcella*. Hier zeigt mrs. Humphry Ward, inwiefern sie es für wünschenswert hält, daß die frau die politik beeinflußt, und wie dies geschehen kann; wir sehen also, daß diese fragen doch schon 1896 in England aufgeworfen wurden.

Die erzählung schildert den kampf im parlament um ein gesetz gegen *sweating*. Sir George Tressady, der anfangs zur partei der gegner gehört, wird durch lady Maxwell für ihre seite gewonnen, der er im entscheidenden augenblick zum siege verhilft.

Marcella ist auch hier der mittelpunkt der handlung; sie ist das ideal der mutter, der gattin, der herrin. Unermüdlich arbeitet sie mit dem gatten zusammen und gewinnt seiner politik viele anhänger. Der reichtum, die angesehene stellung, die sie einnimmt, sind ihr eine last, denn zu sehr ist sie sich der damit

---

[1] *Sir George Tressady.* London, Nelson.

verbundenen verantwortung gegen ihre untergebenen und gegen die armen bewußt (s. 498). So steht sie vor uns als eine frau, die zwar liebendes weib und sorgende mutter ist, die aber ihre pflichten auch auf sozialem gebiet erkannt hat und deshalb ihrem manne in seiner politischen tätigkeit hilft. Für ihn und durch ihn betätigt sie sich politisch und sozial. So beeinflußt sie indirekt die gesetzgebung; denn der gesetzentwurf ist ebenso ihr werk wie das des ministers. Aber wo es sich um den politischen kampf selbst handelt, um die brutale kraft und öffentliches auftreten, da versagt die echt weibliche frau. So erreicht Marcella nichts durch ihre rede in der versammlung im ostend, wo die arbeiter und arbeiterinnen für und gegen das kommende gesetz sprechen. In der öffentlichkeit zu reden, ist ihr nicht gegeben, und sie versteht es nicht, die zügel in der hand zu behalten dieser brutalen menge gegenüber.

Der einfluß der frau im öffentlichen leben ist im zunehmen. „,Sehr viele englische minister sind früher von frauen beeinflußt worden,' sagte sie trocken, ,und weder sie noch jemand anders haben dabei schaden gelitten. Aber in den alten zeiten wußte man, woran man war. Die frauen waren korrumpiert — wie sie's sein sollen — für ihre gatten, brüder und söhne. Sie wollten etwas für jemanden — und erhielten es. Jetzt sind sie korrumpiert — wie lady Maxwell — für das, was sie so gern die ,gerechte sache' nennen, und das wird die nation zugrunde richten.'" (S. 26.)

Inwiefern mrs. Humphry Ward den politischen einfluß der frau auf diesen gebieten für berechtigt und wünschenswert hält, und welcher art er sein soll, das hat sie in diesem roman ausgesprochen und begründet. Lady Maxwell empfindet mitleid mit dem elend in den slums, wo gerade die frauen so entsetzlich zu leiden haben bei der schlecht bezahlten arbeit (*sweating*). Hier gibt es nur eine abhilfe, die dies von grund auf ändern kann: das gesetzliche verbot solcher arbeit. Hierfür wirkt Marcella, hierdurch will sie dem elend, das sie im ostend kennen gelernt hat, steuern.

Auch *Diana Mallory*[1] (1908) führt uns mitten in das politische leben und treiben Englands, auch hier werden wahlkämpfe beschrieben, auch hier die probleme der zeit geschildert. Noch

[1] *Diana Mallory.* London, Smith, Elder & Co.

immer steht die sozialistische bewegung im vordergrund, jetzt aber in gestalt einer fest gefügten partei, der *Labour Party*.

In allen schichten und klassen der bevölkerung hat der sozialismus jetzt anhänger; wie verbreitet er auch unter den gebildeten ist, zeigen vereinigungen wie die *Church Socialist League* (gegründet 1904) und die *Association of Free Church Socialist Clergymen* (gegründet 1905). Auch im entgegengesetzten lager muß man sich mehr mit sozialen fragen beschäftigen, denn in einem parlamentarisch regierten staat müssen die parteien stets in enger fühlung bleiben mit den das volk bewegenden problemen. Die schon längst durchgeführte straffe organisation der gewerkschaften ermöglicht schon 1893 die bildung einer partei, die die arbeiterinteressen vertritt und mit der die sozialistischen organisationen verschmolzen werden. An der spitze der *Independent Labour Party* steht mr. Keir Hardie, welcher 1893 mitglied des parlaments für South West Ham wird, 1906 ist die partei durch dreißig mitglieder im parlament vertreten, die letzte der großen gewerkschaften, *the Miners' Federation*, schließt sich 1909 an, 1910 erhält die partei zweiundvierzig mandate. Dieses wachsen der bewegung ist von bedeutung auch für die frauenfrage, besonders da mr. Keir Hardie für das frauenstimmrecht eintritt.

Die frauenbewegung breitet sich anfang des zwanzigsten jahrhunderts auf das politische gebiet aus und verlangt das stimmrecht für die frauen. Der frau wurde, wie wir sahen, anfang der neunziger jahre die möglichkeit gegeben, sich in der gemeinde zu betätigen. So kann sie jetzt in ganz anderem maße als bei der wohltätigkeit, wie sie von reichen damen in dilettantischer weise ausgeübt wird, die verhältnisse und lebensbedingungen der unteren klassen kennen lernen. Sie kann sich ein selbständiges urteil bilden über die lage der frauen und kinder dieser schichten. Mrs. Pankhurst wurde 1894 städtische armenpflegerin, dann war sie *Registrar of Births and Deaths*, nachher mitglied der städtischen schulkommission. Mrs. Pethick Lawrence lernte das elend der armenviertel Londons kennen; als „schwester Emmeline" arbeitete sie in der *West London Mission* jahrelang unter den handwerkern und arbeitern. Die frauen widmen sich jetzt viel der arbeit unter den armen, und viele werden auch dadurch für den sozialismus gewonnen. Andere treten bei den wahlen für die *Independent Labour Party* ein, weil sie als einzige politische partei das stimmrecht auch für die frauen verlangt.

So erhält durch die sozialen verhältnisse der zeit die frauenstimmrechtsbewegung neue antriebe. Die frau, die in den neunziger jahren um ihre unabhängigkeit und eigenart gekämpft hat, will sich nun auch auf öffentlichem gebiete betätigen, nachdem beruf und neigung sie in die welt hinausgeführt und ihr gezeigt haben, wieviel elend es gibt. In dem streben der frauen um anerkennung ihrer eigenart haben sie gelernt einander beizustehen, jetzt; am anfang des zwanzigsten jahrhunderts, sehen wir die frauen beseelt vom gefühl ihrer zusammengehörigkeit, geld und bildung bilden keine schranken mehr. Neben frauen wie mrs. Pankhurst und mrs. Pethick Lawrence steht die textilarbeiterin Annie Kenney. Sie wollen ja alle dasselbe: dem elend steuern, das sie in den *slums* kennen gelernt haben. Das kann nicht durch den einzelnen geschehen, daher soll die gesetzgebung eingreifen. Gerade die frau leidet unter der armut, die arbeiterin, die oft die doppelte last des gelderwerbs und der sorge für die kinder zu tragen hat. Sie wird schlecht bezahlt in den fabriken und bei der heimarbeit. Damit aber gesetze hiergegen durchgesetzt werden, muß die frau den gesetzgebenden körper, das parlament, beeinflussen können. Das ist wiederum nur möglich, wenn sie wählerin ist. Darum erhebt sich jetzt von neuem, energischer, die alte forderung: der frau das stimmrecht. Die *National Union of Women's Suffrage Societies*, an deren spitze mrs. Fawcett, LL. D. steht, ist für friedliche mittel, für *orderly propaganda and discussion*. *Militant tactics* vertritt die 1903 von mrs. Pankhurst in Manchester gegründete *Women's Social and Political Union* (W. S. P. U.), die aus Christabel Pankhursts textilarbeiterinnenkampagne hervorging. Sie lenkte die aufmerksamkeit der öffentlichkeit zuerst auf sich während der wahlen 1905. Hiergegen wurde 1908 die *National League for Opposing Women's Suffrage* gegründet, für die besonders mrs. Humphry Ward eintritt.

Daß die frage des frauenstimmrechts jetzt die öffentlichkeit beschäftigt, sehen wir daran, daß die bedeutenden und beliebten schriftsteller jetzt dafür oder dagegen partei ergreifen und sich in ihren büchern mit diesem problem auseinandersetzen, ganz abgesehen von den romanen, in denen die suffragette eine kleinere, ernste oder komische rolle spielt, wie z. b. in Arnold Bennetts *The Regent*[1]. Sie ist mode geworden, und der moderne

---

[1] Arnold Bennett, *The Regent*. Tauchnitz. 1913.

schriftsteller kann sie, wenn er seinen lesern das neueste vorsetzen will, ebensowenig entbehren wie z. b. die flugmaschine.

Mrs. Humphry Ward, die ein so starkes persönliches interesse an der sache hat, da sie an der spitze der gegenbewegung steht, berührt natürlich auch diese frage in ihren romanen, die anschaulich und klar ihre stellung dazu beweisen und die argumente der frauen enthalten, die gegen das frauenstimmrecht sind.

In *Diana Mallory* schildert sie in mrs. Fotheringham eine recht unangenehme frauenrechtlerin.

Seite 29 wird sie mit wenigen strichen gezeichnet: „Mrs. Fotheringham war, soweit das möglich ist, noch extremer in ihren ansichten als ihr bruder, hielt vorträge, hatte sich mit allen konservativen verwandten, einschließlich einer anzahl stiefsöhnen, gezankt und trat für das frauenstimmrecht ein."

Auf ihr äußeres legt diese frau keinen wert. „Ein billiges, abgetragenes kostüm, ein form- und farbloser hut, zerrissene handschuhe und unglaubliche schuhe verkündeten sowohl den geiz des väterlichen testaments als auch ihre unabhängigkeit von hergebrachten ansichten." (S. 251.)

Alles wird von ihr nur von dem einen standpunkt aus betrachtet: für oder gegen frauenstimmrecht. Sie ist gegen die ehe ihres bruders mit Diana, weil diese andere politische ansichten hat als Oliver, und weil sie eine persönliche abneigung empfindet gegen ein junges mädchen, das von ihren feministischen ansichten nichts wissen will.

Familiensinn fehlt ihr vollständig, und ihre herzlosigkeit grenzt schon an das unglaubliche. Man lese nur einmal den brief, in dem sie Diana auffordert, die verlobung mit Oliver zu lösen. Als trost bietet sie ihr arbeit für die frauenbewegung an!

Beim tode des besten freundes ihrer mutter, den sie als solchen seit ihrer kindheit gekannt hat, findet sie kein herzliches wort der trauer, und anstatt der mutter in der schweren zeit, während Oliver erblindet, zu helfen, hält sie vorträge über das frauenstimmrecht. Der trauung ihres bruders kann sie nicht beiwohnen, da ein feministischer kongreß in Paris stattfindet, und der ist ihr natürlich wichtiger als eine hochzeit.

Über diesen typus der frauenrechtlerin urteilt mrs. Humphry Ward s. 63:

„Seit lange betrachtete er sie als einen typus — einen merkwürdigen und modernen typus — der fanatikerin, welche politi-

sche meinungsverschiedenheiten nicht nur persönliche freundschaften, sondern auch die intimsten und heiligsten bande zerreißen läßt; und die seele des philosophen empörte sich dagegen. Eine frau mag über politik reden, wenn es denn durchaus sein muß, wie dieses begeisterte, idealistische mädchen — aber nicht mit gift und galle wie der halbgebildete politiker. ‚Als wenn wir davon nicht schon genug hätten!'“

Mrs. Fotheringham ist in reichtum und luxus aufgewachsen; not und elend hat sie nie gekannt. Sie gehört zu der klasse Englands, welcher der reichtum gewissermaßen den luxus einer politischen laufbahn gestattet. Hier haben die frauen schon lange bei wahlen geholfen, und politik beherrscht sogar die geselligkeit dieser kreise. So kann uns das ausschließlich politische interesse dieser dame nicht allzusehr wundernehmen.

Aber die verfasserin ist nicht so einseitig und engherzig, daß sie in dieser gestalt die vertreterin der ganzen frauenbewegung sieht. Einen scharfen gegensatz zu ihr bildet Marion Vincent. Auch diese frau gehört zu den fortgeschrittenen, modernen. Aber hier zeigt sich ein enger zusammenhang mit sozialen fragen. Hier arbeitet die frau in einer atmosphäre, die ihrem wesen entspricht und das beste, das weibliche, in ihr zur vollen entfaltung bringt. In Marcella, wo wir dieser art frau zum erstenmal begegnen, gehört sie den oberen klassen an, wie ja auch die frau zuerst um eine bessere bildung kämpfte. Durch die soziale bewegung aber wird die frauenfrage nicht nur mehr auf die politik hingelenkt, sondern auch demokratischer, ein zug, der, wie mir scheint, jetzt mehr und mehr hervortritt.

So finden wir im roman neben der frauenrechtlerin aus den oberen schichten die frau aus dem volk. Für sie hat mrs. Humphry Ward inniges mitgefühl, und aus diesem heraus hat sie die rührende und ergreifende gestalt der Marion Vincent gezeichnet. In knappen worten, mit wenigen sätzen wird sie vor uns hingestellt, wird uns dieser für England so charakteristische lebenslauf geschildert:

„Er begann, ihr das leben einer frau aus dem volke, wie Marion Vincent, zu schildern. Mit vierzehn jahren eine waise, die von anfang an sich ihren lebensunterhalt selbst verdienen mußte; auf sich selbst angewiesen, unbeschützt; die durchaus gleichberechtigte freundin einer anzahl tüchtiger männer mit denselben sozialen idealen wie sie. Die konventionellen schranken

verachtend, lebte sie allein, bald in Kensington oder Belgravia, bald in einer gasse von Stepney oder Poplar, und hier wie dort war sie zu hause und unabhängig.

„Vom reichen arbeitgeber verlangte sie den vollen lohn für die geleistete arbeit und lehnte die geringste gabe oder vergünstigung darüber hinaus ab; sie, die überzeugte sozialistin und der anwalt der armen, hatte, soviel Marsham wußte, innerhalb der letzten zwölf monate den antrag eines mannes zurückgewiesen, der ein großes einkommen hatte, ihr leidenschaftlich ergeben war, für den sie zuneigung empfand, und zwar hatte sie, wie man glaubte, es hauptsächlich deswegen getan, weil sein reichtum auf schlecht bezahlte arbeit (*sweated labour*) sich gründete.“ (S. 54.)

Wenn diese frauen das stimmrecht verlangen, und warum, das kann mrs. Humphry Ward mitempfindend begreifen, und sie gibt zu, daß der forderung, wenn sie diesen beweggründen entspringt, eine gewisse berechtigung nicht abzusprechen ist. Das zeigt die folgende kleine szene:

„Eines tages nach einer diskussion über das frauenstimmrecht, welche an Marions sofa stattgefunden hatte, stürzte sich Diana, als die übrigen gegangen waren, auf ihre freundin: ‚Liebste, das kannst du nicht wünschen! Das kannst du nicht glauben! Uns zu vergewaltigen! Der weiblichen eigenart uns zu berauben!‘ Marion erhob sich, auf den ellbogen gestützt, und blickte in die enge seitenstraße unter den fenstern ihrer wohnung. Es war ein schwüler abend. Kehricht lag auf der straße umher, der geruch davon füllte das zimmer. Zerlumpte kinder mit schmierigen gesichtern saßen oder spielten freudlos im rinnstein. In der schenke an der ecke herrschte reges treiben, frauen gingen dort ein und aus. Durch das tosen des verkehrs hindurch, das von der hauptstraße herübertönte, hörte man unaufhörlich aus der nähe einen andern ton: das weinen der kleinen kinder. ‚Jene sind die beraubten!‘ sagte Marion atemlos. ‚Ist ihre vergewaltigung der preis, den wir für unsere kultur bezahlen?‘ Dann, als sie zurücksank: ‚Versucht alles — jedes — um das zu ändern!‘“ (S. 363.)

Schon in *Marcella* und *Sir George Tressady* wurde der gegensatz gegen früher betont; das geschieht auch hier.

„Was war mit den jungen frauen dieser generation geschehen? Ihre großmütter kümmerten sich um politik nur insofern, als sie das geschick ihrer herren beeinflußte, — im übrigen, was war

ihnen Hekuba? Aber diese frauen haben verständnis fürs unpersönliche. Diana sprach nicht, um auf captain Roughsedge eindruck zu machen — das war das merkwürdige daran. Hunderte von frauen können die politik in den dienst des spiels der primitiven frau stellen; das weibchen kann diese waffe so gut wie jede andere gebrauchen. Aber hier war eine intellektuelle, patriotische leidenschaft, und sie war aufrichtig und echt, nicht erheuchelt.“ (S. 28.)

Früher hat dies erstaunen (bei Aldous Raeburn in *Marcella*), befremden und entrüstung (in *Marcella* und *Sir George Tressady*) erregt. Im jahre 1908 ist das ein überwundener standpunkt, und Diana, die ihre imperialistischen ansichten so gut zu verteidigen versteht, wird allgemein bewundert.

In *Daphne, or Marriage à la Mode*[1] (1909) wird die ehescheidungsfrage behandelt, die in den letzten jahren in England den mittelpunkt lebhafter auseinandersetzungen gebildet hat. Da die verfasserin hier den engländern als warnendes beispiel die amerikanischen verhältnisse vor augen hält, berührt sie kaum unser thema. Aber wir dürfen diesen roman doch nicht ganz übergehen, da sie wohl auch den frauenrechtlerinnen Englands in Daphne Floyd zeigen will, wohin es führen muß, wenn die frau nur an ihre rechte denkt und ihre pflichten, ihre großen aufgaben vernachlässigt. Allerdings rechnet sie nie die im kampfe des lebens stehenden mädchen und frauen hierzu (vgl. Marion Vincent in *Diana Mallory*); von diesen ist die reiche Daphne Floyd durch eine weite kluft getrennt.

„Durch ihren geldstolz stand sie abseits von der menge, den studentinnen, buchhalterinnen und journalistinnen, welche die menge bei den frauenversammlungen ausmachten und welche in ihren augen sich äußerst lächerlich machten durch ihr dummes provinzlertum und ihre unkenntnis der großen welt.“ (S. 237.)

Sie gehört zu den emanzipierten frauen und will nur für sich leben, aber andern nichts opfern. Solche frauen machen worte wie die folgenden zu ihrem leitspruch: „Die weiblichkeit ist das große im leben der frau. Gattin und mutter zu sein, sind nur nebensächlichkeiten.“ (S. 176.)

Ähnliches findet sich s. 179 und 234. Nur um ihrem leben einen inhalt zu geben, fördert sie durch geld und tätige unterstützung die frauenbewegung. Wie gesagt, Daphne ist amerika-

[1] *Daphne, or Marriage à la Mode.* Tauchnitz. 1909.

nerin, und als solche soll sie typisch sein; sie ist die millionärin, die nur für sich lebt und pflichten andern gegenüber nicht kennt. Aber sie soll doch der engländerin zur warnung dienen, und in der tat, es wäre traurig, wenn die emanzipation die frauen so hart und selbstsüchtig machen würde wie Daphne, und damit untüchtig für ihren eigensten beruf als gattin und mutter.

*The Coryston Family*[1] (1913) hat eine ausgesprochene tendenz und wendet sich gegen die beteiligung der frauen an der politik. Dieser flammende protest mag wohl im hinblick auf *suffragettes* und *suffragists* geschrieben sein, trotzdem die hauptperson, lady Coryston, keine moderne frauenrechtlerin ist; sie gehört zur konservativen klasse der adligen großgrundbesitzer. Es wird sogar ausdrücklich betont, daß sie nicht zur heutigen generation zu zählen ist.

„Sie stirbt zur rechten zeit — eine der letzten einer generation, die bald vergangen sein und nur eine prozession von geistern auf einem in der ferne verschwindenden wege zurücklassen wird. Sie kannte keine zweifel über ihren platz und ihre vorrechte in der welt, keine gewissensbisse über ihr recht, sie nach ihrem wohlgefallen auszunützen." (S. 301.) Trotzdem ist das buch zweifellos gegen die modernen bestrebungen gerichtet.

Lady Coryston hat ihren mann tyrannisiert und beherrscht jetzt ebenso eigenmächtig und unbeugsam ihre kinder. Ihren ältesten sohn enterbt sie, da er sich der sozialistischen bewegung angeschlossen hat; dem andern droht sie dasselbe an, weil er die tochter eines staatsmannes der gegenpartei heiraten will. Sie lebt nur für die konservative partei und das vaterland. Und nun schildert die verfasserin, wie das familienleben dabei zerstört wird, wie den söhnen und der tochter das köstlichste, die sorgende, zärtliche mutterliebe, dabei verloren geht.

Wie beeinflußt die politik ihren charakter und ihr gemüt? Was sind die folgen für das familienleben, für die gesellschaft? Diese fragen will mrs. Humphry Ward hier beantworten, indem sie uns lady Coryston schildert.

Schon ihren mann hatte sie beherrscht, und selten nur wagte er anderer ansicht zu sein als sie. Ein einziges mal stimmten sie in einer politischen angelegenheit nicht überein, und dies verbitterte ihnen das leben, so daß lord Coryston zu

[1] *The Coryston Family.* Tauchnitz. 1913.

ihr sagte: *Women are natural tyrants, no man could torment as you do.* (S. 21.) Es ist eigentümlich, daß die frau die streitigkeiten des politischen lebens auf die privaten verhältnisse überträgt. So zerstört lady Coryston ihre ehe; sie verstößt ihren ältesten sohn und bricht mit dem andern. Nie hat sie mit ihren kindern innig zusammengelebt; ihre tochter ist ihr fremd geblieben. Marcia sagt darüber: „Aber, Edward, siehst du, ich mußte allein leben, — allein denken — mehr als andere mädchen, — weil mutter immer mit andern dingen beschäftigt war, die mich nichts angingen, — die mich nicht interessierten; ich blieb mir selbst überlassen und mußte mich mit vielen dingen, über die ich niemals sprach, allein abfinden.“ (S. 254.)

Nur wenig beschäftigt sich die mutter, als die tochter erwachsen ist, mit ihr und ihren zukunftsplänen. „Ob die atmosphäre der familie oder des hauses Marcia zusagten, danach fragte ihre mutter nicht. In bezug auf herkunft und geld konnte nichts passender sein. Überdies lag lady Coryston hauptsächlich daran, daß alles schnell erledigt würde, damit es nicht anderen, wichtigeren angelegenheiten im wege stehe. Sie hatte Marcia gern; aber eigentlich nahm ihre tochter nur einen winzigen teil ihrer gedanken in anspruch.“ (S. 91.)

Diesem verhältnis zwischen mutter und tochter entspricht auch lady Corystons benehmen nach Marcias verlobung (s. 130), und die hochzeit soll beschleunigt werden wegen der im herbst zu erwartenden wahlen für das parlament, die die mutter ganz in anspruch nehmen werden.

Auch im gesellschaftlichen leben kann lady Coryston die politik nicht vergessen. Sie weigert sich, neben Glenwilliam zu sitzen oder die bekanntschaft seiner tochter zu machen. Die frauen können nach mrs. Humphry Wards ansicht also nicht das persönliche vom unpersönlichen trennen, und die folge der politischen betätigung der frauen wäre, daß das ganze land gewissermaßen in zwei feindliche lager geteilt würde.

„‚Aber, um zur sache zurückzukehren! Es werden doch noch ehen zwischen demokraten und konservativen geschlossen! So schlimm ist es noch nicht!‘ ‚Aber es wird dazu kommen!‘ rief Coryston aus und schlug mit der hand auf den teetisch. ‚Und frauen wie meine mutter wollen, daß es dazu kommt. Sie wollen, daß unser land in zwei feindliche lager zerfällt, die sich bekämpfen . . .‘“ (S. 75.)

Auch das persönliche verhältnis zwischen mann und frau

muß dadurch brutaler werden. „O, die frauen müssen sich an diese dinge gewöhnen, wenn sie so männliche rollen spielen wie lady Coryston. Die alten ritterlichen zeiten zwischen mann und frau sind vorbei!“ (S. 68.)

Lady Coryston aber hält es für ihre pflicht, sich den interessen der partei zu widmen und ihren ansichten gemäß innerhalb ihres kreises zu herrschen und zu wirken; auch die frau soll für ihre ansichten eintreten und, wenn nötig, für sie kämpfen. (S. 88.)

Wie denkt nun ihre umgebung, die ihre wirksamkeit kennt, ja oft darunter zu leiden hat, über die politisch sich betätigende frau?

Ihr ältester sohn sagt ihr seine meinung nach dem tode des vaters: „Sein zorn hatte die gestalt einer langen zusammenfassung der beziehungen zwischen ihm und ihr seit dem knabenalter angenommen, eines letzten, höhnischen angriffs auf ihre sogenannten ‚prinzipien‘ und einer anklage gegen ihre herrschsucht, ihre ungerechtfertigte und unberechtigte macht, — als der ursache ihres unglücklichen familienlebens. Er sagte das nicht geradezu, aber sie wußte wohl, was er meinte: ‚Du hast dich geweigert, eine durchschnittsfrau zu sein, und hast weder genug verstand noch wissen zu deiner rechtfertigung. Du hast der politik alles geopfert und verstehst doch kein einziges politisches problem. Du hast dein leben und das unsere um eines unfruchtbaren, intellektuellen lebens willen geopfert, und daher wirst du schließlich eine einsame und unglückliche frau werden.‘“ (S. 86.)

Arthur sagt: „Was zum teufel haben frauen mit politik zu tun? Warum können sie das verdammte zeug nicht uns überlassen? Das leben wird nicht lebenswert sein, wenn sie's so weitertreiben!“ (S. 148.)

Dasselbe denkt lady Corystons verwalter. „Im innern des verwalters erhob sich der gedanke, daß der zunehmende einfluß der frauen in politischen dingen nicht zu einem friedlichen leben beizutragen schien.“ (S. 94.) Er ist der ansicht, daß die frau ihrem wesen nach sich nicht für das öffentliche leben eignet.

Lord William erklärt es einfach für unweiblich, ohne weiter über die gründe nachzudenken (s. 120).

Welches ist denn der wirkungskreis der frau nach mrs. Humphry Ward? Wie ist ihr einfluß? Wodurch übt sie ihn aus?

Politische macht setzt auch physische kraft voraus, und die fehlt der frau; sie kann nur durch sanftmut herrschen.

„Die frau muß den mann durch sanftmut überreden — nicht mit gewalt beherrschen. Versucht sie das, so maßt sie sich an, was ihr nicht zukommt, was ihr niemals zukommen kann.“ (S. 120.)

Sie bildet so eine notwendige ergänzung des mannes; er sucht bei ihr die eigenschaften, die ihm fehlen, und welche die politik in ihr vernichten würde. (S. 114.) Er braucht sie als ausgleich gegen die härten und kämpfe des öffentlichen lebens; ruhe und liebendes verständnis soll sie ihm entgegenbringen. Das soll auch die mutter ihren kindern geben.

„‚Die leute, die für uns von bedeutung sind, sind die, welche uns erholung bieten, uns beruhigen und unsere wunden verbinden. Wenn ich anstatt einer frau, mit der man diskutieren und streiten muß, nur eine mutter mit dem strickzeug hier am feuer vorgefunden hätte‘ — er wies mit der hand auf lady Corystons leeren stuhl — ‚die zeit gehabt hätte zu lächeln, nachzudenken und zu scherzen, die keine sonderinteressen wahrzunehmen und ansichten zu verteidigen brauchte, glaubtest du nicht, ich hätte ihr zu füßen gesessen als ihr anbetender sklave?‘“ (S. 176. Vgl. auch s. 291.)

Dieselben pflichten fallen auch der gattin zu. „‚In einem halben jahr werde ich mich mit allen nachbarn überworfen haben, und das leben wird wieder lebenswert sein.‘ Sie zog die augenbrauen hoch. ‚Nette aussichten für deine frau!‘ ‚Gewiß, du wirst das leben führen, für das du geboren warst. Du wirst hinter mir herziehen und die stürme, die ich heraufbeschwöre, wieder besänftigen — oder, wenn du es sentimental ausdrücken willst — die wunden verbinden, die ich schlage. Aber wenn ich irgend etwas bin, so bin ich soziologe, und es ist mein beruf, experimente zu machen. Sie werden zweifellos ebenso erfolglos sein, wie die bisher hier gemachten.‘ ‚Und was habe ich zu tun?‘ ‚Du erziehst den knaben, der aus den experimenten die vorteile ziehen wird.‘“ (S. 305.)

So weist die verfasserin die frau scharf in die grenzen zurück, welche ihr durch ihre eigenart und die des mannes gezogen sind. Doch steht sie den forderungen unserer zeit nicht fremd gegenüber. Marcia ist eine durchaus sympathische gestalt und doch eine erscheinung, die ganz der heutigen zeit angehört. Die moderne frau, meint mrs. Humphry Ward, ist selbstbewußter; sie neigt zur selbstanalyse und sucht ihre eigenart zu wahren. Deshalb unterwirft sie sich dem geliebten manne nicht blindlings, sie kämpft gegen diesen trieb.

„Erbebend war sich Marcia des zwiespalts in ihrem innern bewußt, der stimme, welche sagte: ‚Lehre mich, beherrsche mich, liebe mich, sei mein angebeteter herr und freund!‘, und der stimme, welche antwortete: ‚Ich würde seine sklavin sein — ich will nicht!‘“ (S. 110.)

Daher löst sie ihre verlobung auf, als sie einsicht, daß sie niemals die ansichten und gefühle Edwards wird teilen können, die für ihn das heiligste und höchste sind. Trotzdem ist sie bereit, die seine zu werden, als schweres leid ihn heimsucht. Auch Marion Atherstone, die geistig nicht bedeutend ist, sondern einfach und häuslich, sagt dem geliebten vor ihrer verlobung, daß sie ihre politischen und religiösen überzeugungen nicht aufgeben wird, trotzdem sie von den seinen so verschieden sind. Die frau soll also durchaus die dem manne ebenbürtige, selbständig denkende gefährtin sein, aber hingebung und liebe, ausgeübt im häuslichen kreise, sollen die gegensätze mildern und überbrücken.

Den engen zusammenhang von sozialismus und der heutigen phase der englischen frauenfrage, ihren demokratischen zug, zeigt der roman *Ring in the New* von Richard Whiteing [1] (1906), und deshalb ist er für uns von interesse. Er schildert das leben der arbeitenden klassen im ärmsten London, indem er den kampf eines unerfahrenen jungen mädchens um seine existenz beschreibt. Plötzlich verarmt, zum broterwerb nicht erzogen, versucht sie sich auf einen beruf vorzubereiten und arbeit zu bekommen. Der übliche schluß, die verlobung mit ihrem beschützer, fehlt natürlich nicht. Dieser gibt eine zeitung heraus, welche die schrecklichen verhältnisse in den *slums* aufdecken soll. So bietet sich gelegenheit, das elend, besonders der arbeitenden frauen, zu schildern, und so fällt auch manches streiflicht auf fragen der frauenbewegung und des sozialismus, in dem der verfasser das einzige mittel gegen die verelendung der massen sieht. Im zusammenhang mit dem problem der arbeitslosen wird hier auch auf die arbeitslosen frauen aufmerksam gemacht, ein punkt, der von den suffragetten immer wieder aufgegriffen wird.

*Too many "nobody wants me's" still about* — ich behalte mit absicht das englische bei —, *in spite of slight improvement in trade. The other night I overheard a little one of the order, on the Bridge, rather too smart to be convincing at first sight; but she'll soon get*

---

[1] *Ring in the New.* Tauchnitz. 1906.

*over that. She was apologising to her dog for a bad time coming when she might not be able to keep even him. Note the female unemployed never get a show in the processions, and theirs is the worst case.* (S. 46.)

Die frau muß die helferin des mannes sein in seiner neuen sozialen tätigkeit, in dem zukunftsstaat. Sie hat die nötige nächstenliebe und den glauben. Dies wird ausgesprochen auf den letzten seiten der erzählung (s. 302 f.). Der mann entwickelt die prinzipien, die von der frau als religion angenommen werden; so geben sie sich gegenseitig etwas. *"I tell you, you were teaching me a religion. We women won't have your precious 'principles' in any other way."* Und er antwortet: *"A religion of democracy, as well as a doctrine; what a tremendous idea! You said just now I had given you something: see what you have given me in return. I want that religion for the Branding Iron." "And you for myself," he added, drawing her towards him, and looking into her eyes. "No, no," she said, struggling for her freedom. "I won't come in like that, as a female counterpart of the messenger boy!" "And you, for yourself, then," he said, still refusing to let her go. "How am I to live, or work, or even understand, without you?" "Just as the others do. They have left out the women; and think of their triumph to-day." "And of their failure, to-morrow, if they don't bring you in. How are we to ring in the new, without your finer intuitions of pity and of love?"*

So schließt dieses buch, ein sozialistischer roman, und identifiziert sich nach einer richtung hin mit den forderungen der frauenbewegung. Die frau soll teilnehmen an der kulturarbeit; sie muß im öffentlichen leben stehen, insofern es sich um fragen sozialer art handelt, nicht trotz ihrer weiblichen eigenart, sondern wegen ihrer; sie ist die notwendige ergänzung des mannes. Nur wenn beide zusammen arbeiten und einander helfen, wenn jeder gleichberechtigt sein ihm eigentümliches wesen wahrt, können sie großes und dauerndes schaffen.

Ebenfalls sozialist ist H. G. Wells. In seinen büchern, seien es romane oder essays, kritisiert er die bestehenden zustände oder schildert den idealen zukunftsstaat. Im gegensatz zu dem, was Whiteing für die frau fordert, anteil am aufbau der neuen weltordnung, steht das, was Elizabeth Robins, in ihrem suffragettenroman *The Convert*[1] ihm anläßlich seines romans *In the Days of the Comet* (1906) vorwirft.

[1] *The Convert.* Tauchnitz, 1908.

„‚Sogar in seiner so rationellen vision von der neuen zeit kann er nicht umhin, sein altmodisches vorurteil zugunsten des puppentypus der frau zu verraten. Sein held sagt: «Ich betete jene nacht, ich will dir's gestehen, zu einem bilde, das ich in meinem herzen errichtet hatte, zu einem bilde, das mir immer noch als symbol für unaussprechliche dinge dient, zu einem meisterbildner, dem unsichtbaren herrn aller derjenigen, die am bau der welt mitschaffen, an der entwicklung des menschengeschlechts».‘ Vidas finger glitt über die zeilen, um auf den namen der heldin zu fallen: ‚«Nettie... Sie kam niemals mit mir in jenen tempel der anbetung».‘ Schnell blätterte sie zurück. ‚Wo ist die andere stelle? Hier. Der mann sagt zur heldin, zu seinem ideal einer frau: «Hinter dir und über dir erhebt sich die kommende stadt der welt, und ich beteilige mich an dem bau. Liebes herz! Du bist nur das glück!» Hier haben wir die ganze ansicht des mannes in der nußschale. Sogar der höchste typus der frau, welchen eine solche einbildungskraft hervorzaubern kann...‘ Sie schüttelte den kopf. ‚«Du bist nur das glück, liebste,» — eine freudenspenderin, die man in allen edleren stimmungen, zu allen zeiten erhabener visionen oder begeisterter bemühungen übersieht! Sagen Sie mir,‘ — sie neigte den kopf, und während sie ihrem gefährten ins gesicht blickte, leuchtete in ihren augen eine neue leidenschaft auf — ‚beim bauen, beim schmücken jener zukunftsstadt, sollen da die frauen wirklich keinen anteil haben?‘ ‚Meine liebe, ich weiß nur, daß ich selbst keinen anteil daran haben werde.‘ ‚Ach, von uns selbst sprechen wir ja nicht.‘ Sie öffnete die wagentür, und ihr gefährte stieg aus. ‚Aber dieser kometenmann,‘ sagte sie, während sie ihm folgte, ‚er könnte anteil haben, wenn er nur wüßte, warum alle großen visionen bis jetzt nichts als träume gewesen sind. Daß dieser mann glauben kann, man könne gute und richtige grundlagen legen, wenn die beste hälfte der rasse «nur glück, liebste» ist!‘“ (II s. 102.)

Was hier über dieses eine buch gesagt ist, läßt sich ausdehnen auf alle diejenigen erzählungen des verfassers, die sich auf die zukunft beziehen. Ganz anders dagegen verhält es sich in den romanen, die sich in der gegenwart abspielen, die das moderne leben schildern, in denen der sozialist am heutigen leben scharfe kritik übt. Da kann er die frauenbewegung nicht übergehen, um so mehr, da gerade er stets bestrebt ist, möglichst modern zu sein. Er ist ein scharfer beobachter und versucht darzulegen, welche einflüsse auf die frau von heute wirken.

Wir wollen uns zwar auf die betrachtung der romane beschränken, die unsere zeit und damit verschiedene seiten auch der frauenfrage schildern, aber um sie zu verstehen, darf man jene bücher nicht unberücksichtigt lassen, in denen er seine weltanschauung darlegt. Hier behandelt er auch das problem der frau in beziehung zu seinen sozialistischen ideen. Er ist mit den herrschenden zuständen nicht zufrieden; auch die stellung der frau in staat und familie findet er unwürdig und wünscht sie zu bessern.

Der erste roman, in dem er sich der gegenwart zuwendet, ist *Love and Mr. Lewisham* (1900). Während Ethel ganz der von Elizabeth Robins gerügte *dolly*-typ ist, finden wir hier auch schon die studentin. Natürlich zieht sie sich schlecht an und ist unordentlich. Aber die liebe zu Lewisham bewirkt, daß sie mehr wert auf ihr äußeres legt. Trotzdem sie ihm eine weit bessere und verständnisvollere gefährtin sein könnte, seinen ehrgeiz anstacheln und ihm in jeder weise behilflich sein würde, heiratet er die nichtssagende Ethel, da er für miß Heydinger nur freundschaftliche gefühle hegt. Deren arbeit leidet durch ihre neigung so sehr, daß sie beim examen durchfällt. Wie anders schildert Wells die studentin einige jahre später in *Ann Veronica* und *Marriage*!

Daß sie eine weit bessere gattin für Lewisham gewesen wäre, ist wohl nicht zu bezweifeln; aber der verstand entscheidet ja nicht in diesen dingen. Ein hübsches gesicht trägt hier den sieg davon.

„,Hübsch, hübsch, hübsch. Das sollen wir sein! Welcher mann zögerte bei der wahl? Er geht seinen eigenen weg, denkt seine eigenen gedanken, tut seine eigene arbeit... Sein sezieren schreitet nicht vorwärts — man sieht's ja, daß er sich keine notizen macht...' Lange zeit war sie still. Der ausdruck ihres gesichts wurde gespannter. Sie begann sich auf den daumen zu beißen, erst langsam, dann schneller. Schließlich brach sie wieder in worte aus. ,Was er alles leisten könnte, was für große sachen er tun könnte! Er ist fähig, er ist fähig, er ist stark! Und dann kommt ein hübsches gesicht? Ach gott! Warum wurde ich mit herz und gehirn geschaffen?' Sie sprang auf mit geballten händen und verzerrtem gesicht. Aber sie vergoß keine tränen. Sie fiel gleich in sich zusammen. Die eine hand hing schlaff herunter, die andere ruhte auf einem fossil auf dem kaminsims, und sie starrte herunter in das rote

feuer. ,Wenn ich daran denke, was wir alles hätten leisten können! Es ist zum verrücktwerden! Arbeiten, denken, lernen. Hoffen und warten. Die kleinlichen künste des weibes verachten, der eitelkeit des mannes trauen... Und dann aufzuwachen wie die törichten jungfrauen,' sagte sie, ,um zu finden, daß die stunde des lebens vorüber ist!'" (S. 126.)

In *The Wheels of Chance* (1901) finden wir die ersten ansätze zu dem typ des modernen mädchens, wie es später in *Ann Veronica* und *Marjorie Pope* eingehender geschildert wird. In ihrer unerfahrenheit nimmt Jessie alles für bare münze und muß erst durch ihre abenteuer lernen, daß der frau grenzen gesetzt sind durch ihre natur und ihre natürliche bestimmung, und daß sie diese nicht ungestraft übertreten darf.

Vor allem vertritt schon hier Wells die ansicht, daß eine bloße freundschaft zwischen mann und frau unmöglich ist; auch hier, wie in *Ann Veronica,* ist es ein gänzlich unerfahrenes mädchen, das daran glaubt. Daß die *new woman* diese freundschaft erhofft, sahen wir schon bei Olive Schreiner in *Three Dreams in a Desert;* daß dieser gedanke festen fuß gefaßt hat, zeigt mrs. Humphry Wards *The Mating of Lydia*[1] (1913). Sie steht auf demselben standpunkt wie Wells.

Die neuen ideen, das verlangen nach selbständigkeit und freiheit sind hingestellt als eine notwendige folge der modernen erziehung, die das mädchen denken lehrt; außerdem liegen sie jetzt in der luft.

„Und wenn wir den kopf dieser beiden jungen leute öffnen, finden wir keinen einfachen beweggrund irgendwo auf der oberfläche; wir finden eigentlich keine seele, sondern vielmehr eine überseele, einen zeitgeist, eine ansammlung von angenommenen ideen, ein durcheinander von großen, konfusen gedanken. Das mädchen ist entschlossen, ,ihr leben zu leben', ein satz, den der leser wohl schon vorher gehört hat, und der mann hat einen verkehrten ehrgeiz, ein zynischer ästhet der unverfrorensten art zu sein." (S. 96.)

Interessant ist es, daß er hierbei dem modernen roman einen großen einfluß zuschreibt. Hiermit stimmt überein, was er sagt in *An Englishman looks at the World*[2] (1914).

„Ich glaube nicht, daß die frauen jemals in bezug auf ihre

---

[1] *The Mating of Lydia.* Tauchnitz. 1913.

[2] *An Englishman looks at the World.* Tauchnitz. 1914.

lektüre die haltung des müden riesen angenommen haben. Die frauen sind ernster, nicht nur in bezug auf das leben, sondern auch in bezug auf bücher. Kein typus, keine art von frau ist jener trägen, ablehnenden dummheit fähig, welche grundbedingung für die haltung des müden riesen ist, und anfang der neunziger jahre, als die ehrbare frivolität Großbritanniens ihre anhaltendsten spuren in unserer literatur hinterließ, gab es eine rebellische nebenströmung von ernsten und angriffslustigen büchern, welche hauptsächlich von frauen unterstützt und zum großen teil von frauen hervorgebracht wurden, und welche die vorherrschende triviale einschätzung der romanliteratur lügen straften.“ (S. 150.)

So haben diese romane Jessie Milton den kopf verdreht; sie hat unter anderem Olive Schreiner und George Egerton gelesen. Sie sieht aber allmählich ein, daß sich die romane nicht ins leben umsetzen lassen, und kommt schließlich zu der überzeugung, daß nur in den büchern die frau ein freies, unabhängiges leben führen kann.

Darin, daß diese ideen unausführbar sind, sieht der verfasser wohl die schwäche derartiger bücher und den schaden, den sie in jungen köpfen anrichten. Er wendet sich gegen diese schriftstellerinnen mit scharfer satire, indem er uns eine solche in mrs. Milton schildert. Wie unpraktisch, unklar, unbestimmt sind ihre ausführungen; so sagt sie: „Ich schreibe ein buch und lege einen fall dar. Ich will, daß die leute denken, wie ich es ihnen empfehle, nicht daß sie danach handeln. Es ist eine belehrung. Nur mache ich eine geschichte daraus. Ich will neue ideen, neue lehren verkünden, ideen verbreiten. Dann, wenn die ideen sich ausgebreitet haben, wird man sie in die tat umsetzen. Nur ist es torheit, sich schon jetzt gegen die bestehende ordnung aufzulehnen. Sie wissen ja, wie Bernard Shaw das in bezug auf den sozialismus erklärt hat. Wir alle wissen, daß es richtig ist, alles, was man verbraucht, selbst zu verdienen, und daß es unrecht ist, von angelegtem kapital zu leben. Nur können wir nicht anfangen, während wir so wenige sind! Jene anderen sind schuld daran.“ (S. 197.)

Schon hier wirft er also der frauenrechtlerin mangel an logik, ihre unfähigkeit zu argumentieren vor; in *Ann Veronica*[1] (1909) sagt er daher von einer der führenden suffragetten: *And she was about as capable of intelligent argument as a runaway steam-roller.* (S. 227.)

[1] *Ann Veronica.* London, Fisher Unwin. 1911.

In *Tono-Bungay* (1909) weist er hin auf eine erscheinung unserer zeit, mit der wir uns auch hier beschäftigen müssen, da sie auch von der frauenbewegung bekämpft wird. Besonders Olive Schreiner sieht in ihr eine große gefahr für die menschheit; sie aber sucht abhilfe dagegen in anderer weise als Wells. Es handelt sich um die frau, die nur geliebte sein kann, die ein hübsches spielzeug ist für den mann, sonst nichts; Beatrice ist eine solche. Sie sagt von sich und ihresgleichen:

„‚Es nützt nichts,' rief sie fast launisch aus. ‚Diese kleine welt hat uns zu dem gemacht, was wir sind. Siehst du nicht, was ich bin? Ich kann lieben. Ich kann mit anmut lieben und mich lieben lassen. Liebster, tadle mich nicht! Ich habe dir alles, was ich habe, gegeben. Wenn ich mehr hätte... Ich habe es mir immer wieder überlegt — es mir ausgedacht. Heute schmerzen mich kopf und augen. Der heitere sinn hat mich verlassen, und ich bin eine elende, müde frau. Aber ich rede weisheit — bittere weisheit. Ich könnte dir in keiner weise eine gehilfin sein, keine gattin, keine mutter. Ich bin verdorben durch diese reiche, träge lebensweise, so daß jede gewohnheit verkehrt ist, jeder geschmack verkehrt. Die welt ist verkehrt. Die menschen können ebensogut durch reichtum zugrunde gerichtet werden wie durch armut. Glaubst du, ich würde nicht gern das leben mit dir zusammen aufnehmen, wenn ich es könnte, wenn ich nicht vollkommen davon überzeugt wäre, daß ich bei der ersten meile der wanderung zusammenbrechen und eine last sein würde? Hier bin ich — mit fluch beladen! Aber ich will dich nicht auch mit fluch beladen. Du weißt, was ich bin! Du weißt es, du bist zu klar und einfach, um die wahrheit nicht zu wissen. Du versuchst, romantisch zu reden und mir's auszureden, aber du weißt die wahrheit. Ich bin eine kleine katze, verraten und verkauft. Ich bin... Liebster, du denkst, ich habe mich schlecht benommen, aber all diese tage habe ich mich so gut wie möglich benommen... Du verstehst mich nicht, weil du ein mann bist. Wenn eine frau verdorben ist, so ist sie eben verdorben. Sie ist in grund und boden verdorben. Sie ist erledigt.'" (II s. 240)

Zusammenfassend sagt Wells am schluß des buches: „Während ich den großen stoß des manuskripts vor mir durchblättere, werden mir gewisse dinge klarer und besonders die ungeheure sprunghaftigkeit meiner erfahrungen. Nun, da ich alles vor mir habe, sehe ich, daß es eine geschichte von tätigkeit, eifer und

unfruchtbarkeit ist. ‚Tono-Bungay‘ habe ich sie genannt, aber ‚verschwendung‘ wäre viel besser gewesen. Ich habe von der kinderlosen Marion, von meiner kinderlosen tante, von der verschwendeten, verschwenderischen und wertlosen Beatrice erzählt. Was für hoffnung gibt es für ein volk, dessen frauen unfruchtbar werden?“ (II s. 245.)

Er weist auch in andern büchern auf diese art frauen hin (Olive Schreiner nennt sie parasiten), die ein produkt unserer zeit und kultur sind; er glaubt sogar, daß dieser typus zunehmen wird[1].

Wells schlägt als abhilfe das *endowment of motherhood* vor; darin liegt ja für ihn die lösung der ganzen frauenfrage.

Wie die moderne frau sich zu diesem problem stellt, werden wir bei Olive Schreiner sehen.

Auch in *Ann Veronica* (1909) finden wir das bestreben, möglichst modern zu sein. Ann Veronica Stanley, die heldin, studiert in einem frauencollege in London naturwissenschaft. Ihr vater und ihre tante sind altmodische menschen; sie dagegen ist ein produkt der heutigen mädchenerziehung, der *high-schools* und *colleges*. Sie will selbständig und unabhängig sein; dabei ist sie merkwürdig naiv und steht eigentlich dem leben ratlos und unwissend gegenüber. Das zeigt sich besonders in der Ramageepisode. Sie glaubt, ohne weiter darüber nachzudenken, an die freundschaft zwischen mann und frau und merkt Ramages üble absichten gar nicht. Aber sie verliert doch den kopf nicht, weint nicht und wird nicht ohnmächtig; sie braucht keinen edelmütigen retter, wie er im roman alten stils immer im entscheidenden augenblick auftaucht (vgl. *Ring in the New!*), sondern wehrt sich kräftig und, dank der stählung des körpers durch sport und turnen, mit erfolg. Eigentlich ohne nähere begründung gibt sie sich der frauenbewegung hin und wird suffragette; sie folgt dabei blindlings einem impuls und befindet sich bald im gefängnis, wo allmählich die ernüchterung kommt. Im college lernt sie Capes kennen und lieben und wird, aller konvention zum trotz, die seine. Nach einigen jahren können sie heiraten, Capes ist berühmt geworden, und es erfolgt die aussöhnung mit vater und tante. Der höhepunkt des glückes ist das kind, das

[1] Vgl. *Anticipations.* Tauchnitz, 1902, s. 111, 119; *A Modern Utopia.* Tauchnitz, 1905, s. 175; *First and Last Things.* Tauchnitz, 1909, s 150.

Ann Veronica erwartet, und dies ist bezeichnend für Wells' stellung zur frau, in der er, abgesehen von seinen romanen, immer nur die mutter sieht!

Wie Jessie Milton ist auch Ann Veronica nur zu verstehen, wenn man den bildungsgang des mädchens von heute berücksichtigt. Noch steht das frauenstudium im vordergrund; die arbeit der heldin wird eingehender geschildert und hat auch ihren charakter beeinflußt. Trotz ihrer wissenschaftlichen bildung wird die frau noch immer streng puritanisch erzogen, und dies führt, meint der verfasser, zu einem merkwürdigen widerspruch im leben und den ansichten der jungen mädchen. Die folge davon ist bei Ann Veronica heimliche lektüre, heimlicher theaterbesuch, die sehnsucht nach erlebnissen und freiheit und schließlich die törichte flucht aus dem elternhause.

Ganz allgemein wird hierüber gesagt: „Mich interessiert es, daß unsere jungen mädchen heutzutage tatsächlich frei wie die luft herumlaufen, mit standesämtern und allen bequemlichkeiten an der nächsten straßenecke. Nichts hält sie im zügel als eine im abnehmen begriffene wahrheitsliebe und die schranken ihrer einbildungskraft. Und was das anbetrifft, so hetzen sie sich gegenseitig auf. Natürlich ist das nicht meine angelegenheit, aber mich dünkt, wir sollten sie entweder mehr lehren oder sie mehr zurückhalten. Das eine oder das andere. Sie sind zu frei im verhältnis zu ihrer unwissenheit oder zu unwissend im verhältnis zu ihrer freiheit. Das ist meine ansicht.“ (S. 30.)

Hier kommt noch dazu der einfluß der freundinnen aus jenen kreisen, zu denen in den romanen (vgl. *Marcella; Love and Mr. Lewisham; The New Machiavelli*) die jugendlichen sozialisten gehören, und aus denen die frauenrechtlerinnen hervorgehen. (S. 13, 143, 145.)

Der sport, der heutzutage in der englischen mädchenerziehung eine große rolle spielt, hat Ann Veronica einen schönen körper, anmut und gesundheit gegeben. Sie ist natur; sie ist ursprünglich und offen. Vielleicht unbewußt gibt Wells hier dem ausdruck, was die frau für sich verlangt: sie will sie selbst sein; nicht dem bild, das sich der mann von ihr macht, will sie gleichen; sie will auch nicht idealisiert werden.

„‚Mr. Manning,‘ sagte sie, ‚ich habe Sie davor gewarnt, mich zu sehr zu idealisieren. Die männer sollten keine frau idealisieren. Wir sind's nicht wert. Wir haben nichts getan, um das zu verdienen. Und es ist uns nur hinderlich. Sie wissen

gar nicht, was für gedanken wir haben, was wir alles tun und sagen können.'" (S. 287.)

Und deshalb ist sie nicht eine *new woman*, sondern die ursprüngliche frau: „Modern, in der tat! Sie wollte so ursprünglich sein wie ein stück feuerstein." (S. 313.)

Das stimmt aber wiederum mit dem überein, was Olive Schreiner sagt, die sich in *Woman and Labour* gegen den ausdruck *new woman* wendet.

Weil sie frisch und frei ist und gesundes empfinden hat, muß sich Ann Veronica von Manning abgestoßen fühlen. Ihre liebe ist tief, innig und aufrichtig. Was sie denkt und fühlt, sagt sie dem geliebten ohne scheu; ohne umschweife gesteht sie ihm ihre gefühle für ihn. Trotzdem ist sie weiblich, und sie, die für ihre unabhängigkeit gekämpft hat, die von zu hause fortgelaufen ist, um frei zu sein, will sich hingeben, ganz dem geliebten manne gehören.

„,Ich möchte wissen,' begann sie plötzlich, ,warum ich dich liebe — dich so sehr liebe? Ich weiß jetzt, was es heißt, ein gottverlassenes frauenzimmer zu sein. Ich bin jetzt ein gottverlassenes frauenzimmer. Ich schäme mich nicht über das, was ich jetzt tue. Ich möchte mich in deine hände geben. Weißt du — ich wünschte, ich könnte meinen kleinen körper zusammenrollen und in deine hände pressen und deine finger darum legen. Ganz fest. Ich möchte, daß du mich hältst und hast, so... Ganz. Ganz. Es ist die reine freude zu geben — dir zu geben. Niemals habe ich von diesen dingen zu einem menschlichen wesen gesprochen. Nur geträumt habe ich — und selbst von meinen träumen bin ich fortgelaufen. Es ist, als ob meine lippen versiegelt gewesen wären. Und nun breche ich die siegel — für dich. Nur wünsche ich — heute wünsche ich, daß ich tausendmal, zehntausendmal schöner wäre.'" (S. 329.)

Daher ist das höchste für eine solche frau, die krönung einer solchen liebe das kind. Das entspricht auch der von ihm in *An Englishman looks at the World* (1914) ausgesprochenen Ansicht.

„Man spricht davon, daß die moderne frau die mutterschaft scheut, aber das wäre eine törichte welt, in der ein großer prozentsatz frauen den natürlichen und instinktiven wunsch hegte, die mutterschaft zu vermeiden, und ich glaube, ein großer teil der modernen frauen sehnt sich ebenso leidenschaftlich danach, mutter zu sein, wie nur jemals frauen es getan haben." (S. 227.)

Aber dem alten ideal der weiblichkeit entspricht die heldin nicht. An zwei stellen wird ausdrücklich gesagt, daß sie hart ist; es ist dies eine folge der geistigen entwicklung der frau. Diese härte wird als etwas gesundes hingestellt, ja als wünschenswert, denn sie macht die frau lebensfähiger.

„Aus stolz, und um sich gegen lange tagträume und ein unstillbares verlangen nach dem geliebten zu schützen, arbeitete Ann Veronica während jener letzten wochen eifrig an ihrer biologie. Sie hatte etwas hartes an sich, wie Capes gesagt hatte. Sie war fest entschlossen, bei der schulprüfung gut abzuschneiden und nicht im meere ihrer empfindungen, welches ihr geistiges sein mit überschwemmung bedrohte, zu ertrinken.“ (S. 308.)

Mann und frau stehen sich dadurch ganz anders gegenüber, sie geben sich offener. Ja, Capes fühlt, daß es seine pflicht ist, Ann Veronica die wahrheit über seine vergangenheit zu sagen, und sie kann eine solche aussprache vertragen.

„‚Ich habe biologie studiert. Ich bin hart.‘ ‚Auf jeden fall ist es eine feine, reine härte. Ich glaube, du bist hart. Etwas — etwas erwachsenes haftet dir an. Ich spreche jetzt zu dir, als hättest du alle weisheit und alle liebe der welt. Ich werde offen zu dir sprechen. Offen. Das ist das beste. Und dann kannst du heimgehen und darüber nachdenken, ehe wir uns wiedersprechen. Du sollst dir auf jeden fall klar darüber sein, was dir wirklich und wahrhaftig bevorsteht.‘ ‚Ich habe nichts dagegen, es zu wissen‘, sagte Ann Veronica. ‚Es ist alles andere als romantisch.‘ ‚Nun, erzähle nur.‘“ (S. 298.)

Ähnlich spricht auch Remington zu Margaret (*The New Machiavelli*, s. 252 f.). Welch ein unterschied seit den zeiten, da Sarah Grand die *Heavenly Twins* schrieb! Die frau weiß aber auch, was sie opfert, und trotzdem ist für Ann Veronica die mutterschaft ihre höchste bestimmung.

„Ich möchte kinder haben wie die berge und ein leben wie der himmel. Ach, und liebe — liebe! Wir haben eine so herrliche zeit durchlebt und unsern kampf gekämpft und gewonnen! Es ist, als ob die blütenblätter von einer blume abfielen. Ach, liebster, ich habe die liebe geliebt! Ich habe die liebe geliebt und dich und deine herrlichkeit; die große zeit ist vorüber, und ich muß vorsichtig sein und kinder gebären, und — mein haar pflegen, und wenn das vorüber ist, bin ich eine alte frau. Die blütenblätter sind abgefallen — die roten blätter, die wir so sehr geliebt haben.“ (S. 352.)

Daß durch die frauenbewegung eine große veränderung hervorgebracht worden ist, daß das moderne mädchen ein ganz neuer typ ist, wird wiederholt betont. Mr. Stanley vertritt die ansichten früherer zeiten; er betrachtet seine tochter gewissermaßen als ein eigentum, über das er nach belieben verfügen kann. Sie soll ihn vor allem nicht stören. (S. 17 f., 26, 78.)

Ebenso ist mr. Manning das ideal des liebhabers aus der viktorianischen zeit. Er idealisiert die frau; sie soll das schöne im leben sein, die priesterin seines hauses, die königin, die er anbetet. Aber im grunde schiebt er ihr nur die ihm angenehmen gefühle unter (s. 281), was sie denkt und fühlt, interessiert ihn eigentlich wenig. Seine verehrung ist nur verdeckte selbstsucht. Ann Veronica, das gesunde, natürliche mädchen, muß sich auf die dauer unbefriedigt fühlen; sie will sich so geben, wie sie ist, und sucht in ihm vergebens den gefährten, der auch an ihren freuden und leiden teilnimmt.

Hier berührt sich Wells eng mit romanen, welche die frauenfrage behandeln, die sich auch gegen diese auffassung von der frau und ihrer stellung wenden und darauf hinweisen, wie anders die frau in wirklichkeit behandelt wird.

Zu *Ann Veronica* s. 53 und 128 f. vgl. man E. Robins, *The Convert*, I s. 112 f., und Olive Schreiner, *Woman and Labour* kap. VI.

Dennoch wendet sich Wells gegen die frauenbewegung, wie sie heute ist. Besonders im anschluß an die suffragetten, denen ein ganzer abschnitt gewidmet ist, setzt er seine ansichten auseinander. Er betont die eigentümlichkeiten der frau und ihrer stellung, die es ihr unmöglich machen, im beruf dasselbe zu leisten wie der mann und ein freies leben zu führen.

„‚Das ist einer der unterschiede. Wir männer sind wie die kinder. Wir können uns in spiel, in sport, in unser geschäft vertiefen. Daher führen wir alles dies manchmal ziemlich gut aus und kommen vorwärts. Aber die frauen — die frauen stürzen sich gewöhnlich nicht so auf die dinge. Tatsächlich ist das nicht ihre sache. Und die natürliche folge hiervon ist, daß sie es nicht so gut machen und nicht vorwärts kommen — daher bezahlt man sie schlecht. Sie fangen nicht so schnell feuer, sehen Sie, weil sie zu ernsthaft sind; sie konzentrieren sich auf die wirklichkeit, die den mittelpunkt des lebens bildet, und sind ungeduldig über — über die nebenumstände. Wenigstens glaube ich, daß dies die unabhängige laufbahn einer klugen frau so unendlich viel schwieriger gestaltet als die eines klugen

mannes.' ,Sie spezialisiert sich.' Ann Veronica bemühte sich, ihm zu folgen. ,Sie hat ein spezialgebiet. Ihr spezielles gebiet ist der kern des lebens, das leben selbst, die wärme des lebens, das verhältnis der beiden geschlechter zueinander — und die liebe.'" (S. 151.)

Von anfang an nehmen die beiden geschlechter dem leben gegenüber eine ganz andere stellung ein:

„,Ein junger mann fragt sich beim eintritt ins leben, wo er am besten am platze ist,' hatte Ramage gesagt; ,eine frau tritt ins leben mit dem instinktiven gedanken, wie sie sich am besten hingeben kann.'" (S. 174.)

Die liebe steht für die frau im mittelpunkt ihres lebens:

„,Dies ist purer unsinn, nichts als lähmende furcht!' sagte sie. ,Dies ist die sklaverei des verschleierten lebens. Ich könnte gerade so gut in Morningside Park sein. Die liebe ist die hauptsache im leben, sie ist das eine erlebnis der frau und die krisis, welche sie für alle andern einschränkungen entschädigt, und ich sitze zusammengeduckt — wie wir alle — mit errötendem und gelähmtem sinne, bis es mich überfällt.'" (S. 174.)

*Marburg (Lahn).* E. ADOLPH.

(Fortsetzung folgt.)

---

## DER KRIEG UND DIE NEUERE PHILOLOGIE.

„Der krieg und die neuere philologie"[1] ist gewiß ein gegenstand, der der beachtung wert ist. Und er wird nicht allein den gedankenkreis der neusprachler von beruf beschäftigen, sondern auch an fernerstehende herantreten, denen durch unmittelbare oder mittelbare verbindungen mit dem ausland die bedeutung und die aufgaben der neueren sprachen zum bewußtsein gekommen sind. Die beantwortung der dabei in betracht kommenden fragen begegnet gewiß den größten schwierigkeiten, besonders zu einem zeitpunkt wie dem gegenwärtigen, wo die kanonen noch allerorts das alleinige wort der entscheidung zu sprechen haben; gar manchen wird auch eine

[1] Ich ziehe diese reihenfolge der fassung „Die neuere philologie und der krieg" (O. Lohmann, *N. Spr.* bd. XXIII, 1. heft, april 1915) vor, da die letztere wohl von vornherein die vorstellung erwecken könnte, als ob der krieg, das nachdrucksvoll am schluß stehende, unter das arbeitsgebiet der neueren philologie einen schlußstrich gesetzt habe.

gewisse scheu abhalten, sich über dieses „kriegsziel" zu äußern. Trotzdem fehlt es nicht an versuchen.

Danach will es mir scheinen, als ob die zahl derer überwiegt, die im augenblicklichen zustande des vollständigen abbruches aller beziehungen zum auslande das gefühl der ratlosigkeit mit der erklärung beschwichtigen: alle friedlichen annäherungsbestrebungen zu Frankreich und England waren verlorene liebesmüh; es ist besser und dem nationalen empfinden geradezu ein bedürfnis, daß künftighin jede derartige positive arbeit unterbleibt. Wie man dieser gefühlsrichtung nachzugeben versucht ist und geradezu einander überbieten kann, beweist ein kleines beispiel. Während Lohmann a. a. o. glaubt, sich auch künftighin in seinen neusprachlichen studien doch noch mit „unserm Molière" und „unserm Shakespeare" beschäftigen zu dürfen, scheint Illing (*Deutsches Philologenblatt*, 12. V. 1915) auch daran anstoß zu nehmen. Er sagt: „Es geht zu weit, Shakespeare als den unseren anzusprechen. Unser stolz sollte uns das verbieten; denn Shakespeare selbst würde sich entrüstet dagegen verwahren: er war nur engländer und wollte es sein. Und als solchem hafteten ihm auch die sittlichen mängel an, die wir heute bei seinem volke so verhängnisvoll wirksam sehen."

Ich kann gewiß die stimmung verstehen, aus der heraus solche und ähnliche betrachtungen angestellt werden; ich bin mir auch der gefahr wohl bewußt, der man sich aussetzt, wenn man ansichten nicht teilt, die auf den ersten blick von vaterländischem gefühl zum teil gesättigt sind. Dennoch kann ich es nicht unterlassen, mich in meiner weise zu der frage „Der krieg und die neuere philologie" zu äußern, zumal die redaktion der *N. Spr.* im ersten hefte des neuen jahrganges ausdrücklich die anmerkung macht, daß ihr weitere erörterungen der art nur erwünscht sind. Ich gehe dabei zunächst auf die ausführungen von O. Lohmann[1] näher ein, betone aber, daß die einwände, die ich ihnen gegenüber machen zu müssen glaube, nur ein nebenzweck meines aufsatzes sind.

Lohmann ist der ansicht, „daß wir neuphilologen die fremden sprachen in ihrer bedeutung für die deutsche jugend viel zu hoch eingeschätzt haben", und er findet „mitschuldige: die unterrichtsbehörden, die in der wertung jeder einzelnen fremden sprache als eines hauptfaches den schwerpunkt des unterrichts

[1] Vgl. auch J. Clasens aufsatz, *N. Spr.* XXIII, heft 4.



auf die fremden sprachen gelegt haben und nicht auf das deutsche, wie das doch eigentlich selbstverständlich sein sollte“. Ich kann mich dieser meinung nicht anschließen. Ganz abgesehen davon, daß sicherlich keiner unserer soldaten, die jetzt draußen im felde stehen, durch die gründliche kenntnis der fremden sprachen den geringsten nachteil erfahren wird, möchte ich auf die lehrpläne hinweisen, die ausdrücklich sagen, daß der unterricht im deutschen der erziehlich bedeutsamste ist; „er muß die herzen unserer jugend für deutsche sprache, deutsches volkstum und deutsche geistesgröße erwärmen; die pflege des vaterländischen sinnes ist seine besondere aufgabe“. Wenn das nicht genügend geschehen ist, so muß allerdings nachdrücklich darauf hingearbeitet werden, und ich glaube wohl, daß in mancher unterrichtsstunde eine verschiebung des interesses zugunsten des deutschen gedankens leicht möglich und oft nötig wäre. Ob es aber heilsam ist, an die stelle der freiheit, die die lehrpläne gerade in der erreichung dieses höchsten zieles übrigens allen fächern ausdrücklich lassen, künftighin ins einzelne gehende bestimmungen zu setzen, möchte ich bezweifeln.

Wohl mag es auch nötig sein, daß die sonderlehrpläne für die fremden sprachen im hinblick auf die bedürfnisse der gegenwart einer durchsicht unterzogen werden, eine arbeit, die z. b. für die prüfungsordnung zum einjährig-freiwilligen dienst nach der deutschen wehrordnung recht dringlich ist. Dort liest man unter den anforderungen in den neueren fremdsprachen u. a.: „Die fähigkeit, prosaische schriften von mittlerer schwierigkeit zu übersetzen, im französischen beispielsweise Voltaires *Charles XII*, Barthélémys *Voyage du jeune Anacharsis*, Fénelons *Télémaque*, Michauds *Histoire des croisades*, Ségurs *Histoire universelle*, Ploetz' *Chrestomathie* u. dgl.; im englischen beispielsweise Goldsmiths *Vicar of Wakefield*, Scotts *Tales of a Grandfather*, Irvings *Sketchbook* u. dgl.“ Diese lektüreauswahl, die bekanntlich von den unglückseligen prüflingen nicht als vorschlag, sondern als grundbedingung angesehen wird, kann gewiß eine „modernisierung“ vertragen.

Unter keinen umständen aber liegt ein grund vor, mißgriffe und fehler — denn als solche muß man es bezeichnen, wenn „in den oberen klassen minderwertige französische dramen in äußerst holperiges deutsch übertragen werden“ — mit mangelhafter fassung der lehrpläne erklären zu wollen. In diesem zusammenhange muß ich es auch zurückweisen, daß „die schule, besonders die realen charakters, die jugend geradezu zu einem

ganz besonderen respekt vor dem französischen erzieht". Fast unverständlich erscheint es mir, wie ein schulmann gewissermaßen als beweis für diese behauptung sagen kann: „erlebt die schule doch alljährlich, daß so und so viele in der versetzung gerade am französischen scheitern". Es würde mich von meinem gegenstand ablenken, wenn ich die wirklichen gründe für das scheitern so mancher elemente auf der höheren schule bringen wollte. Ich behaupte nur, daß das französische an sich daran unschuldig ist, und ich bezweifle sehr, ob selbst für solche schüler das heil gefunden wäre, wenn das französische, wie Lohmann es wünscht, aus dem lehrplan verschwindet. Aber auch die vorstufen, die zu dieser beseitigung führen sollen, halte ich für höchst bedenklich. Lohmann meint, daß „wir das pädagogisch wertvolle der französischen literatur durch gute übersetzungen der reiferen jugend nahebringen können. Daneben kann ja auch eine gewisse lesefertigkeit das ziel des unterrichts bleiben, nur nicht mehr das parlieren pflegen. Das französische würde in zukunft besser [!] der altphilologe als nebenfach wählen, also als nebenfakultas, da es nicht mehr erforderlich sein wird, daß französisch von oberlehrern mit voller fakultas erteilt wird". Wahrlich, wenn solche wünsche jemals wirklichkeit werden sollten, da weiß ich nicht, ob man die schüler oder den altphilologen mehr bedauern muß, der als neuphilologe zweiter klasse noch ein wenig französisch verzapfen darf. Im übrigen ist es wohl nicht nötig, in dieser zeitschrift noch weiter zu den genannten vorschlägen stellung zu nehmen.

Die bisherigen bemerkungen und einwände sah ich mich genötigt als neusprachler zu machen. Im hinblick auf allgemeinere interessen muß ich schließlich noch einige gedankenwendungen Lohmanns aufnehmen, um damit den boden für meine beantwortung der frage „Der krieg und die neuere philologie" zu gewinnen. Lohmann sagt: „Ich gestehe offen, ich sähe als grundlage (einer höheren schulbildung) am liebsten das lateinische. Wir brauchen die sprache der franzosen nicht mehr; wenn die diplomaten sie auch ferner im verkehr der völker als verständigungsmittel nötig haben, so braucht die schule deshalb sie nicht nach der praktischen seite hin zu pflegen." Und: „Wir (neuphilologen) berühren politische fragen nicht mehr, wenn wir zu den herzen unserer freunde in Frankreich und England wieder den weg finden können." Ich glaube, die *N. Spr.* haben selten erstauntere gesichter bei ihren lesern finden können als

angesichts dieser letzten sätze, die sich so wenig in ihr programm einfügen[1]. Doch auch abgesehen von den mehr oder minder bestimmten erwartungen, die wir neusprachler an eine zeitschrift wie die vorliegende knüpfen, bedeutet es einen bedenklichen angriff auf die gesamte politik des höheren schulwesens der letzten zwanzig jahre, wenn man plötzlich wieder wegweiser aufrichten sieht, die nach der alten, alleinseligmachenden lateinschule zurückführen. Die gewaltigen fortschritte und erfolge unserer zeit und die damit in wechselwirkung stehenden bedürfnisse haben doch wohl bewiesen, daß wir mit der entwicklung unseres höheren schulwesens im großen und ganzen auf der rechten bahn sind. Es wäre wirklich schade, wenn wir jetzt den kaiserlichen erlaß vom jahre 1900, der die eigenartige arbeit der drei höheren schulgattungen — gymnasium, realgymnasium und oberrealschule — mit der verleihung der gleichen berechtigungen offen anerkannte, durch eine derartige grundlegende verschiebung an seinen weiteren glückverheißenden wirkungen hindern wollten. Der krieg hat uns doch bisher nicht die geringste veranlassung gegeben, in unserem schulwesen bedenkliche fehler erkennen zu müssen! Ich will gewiß nicht sagen, daß hier nicht weiter gearbeitet werden müßte, stillstand bedeutet überall rückgang. Jedoch mit vorschlägen, wie sie Lohmann macht, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Im besondern möchte ich die neuere philologie und den neusprachlichen unterricht nicht zu mehr oder minder untätigen, passiven zuschauern in dem sich neugestaltenden größeren Deutschland verurteilt sehen.

Es ist gesagt worden, daß die neuere philologie nach dem kriege von 1870 einen bedeutenden aufschwung genommen hat, ja daß sie geradezu „ihr schnelles emporblühen der großartigen entwicklung des Deutschen Reiches zur weltmacht verdankt“. So richtig das sein mag, so glaube ich andererseits, daß wir heute in der entwicklung unseres landes zur weltmacht nicht am ende, sondern am anfange des weges stehen. Gewaltige aufgaben werden an uns herantreten, wenn wir das gestalten und weiter ausbauen wollen, was jetzt mit dem schwerte errungen wird. Da kann es gar nicht genug kräfte geben, die tätig mit

[1] Es bedarf wohl kaum der versicherung, daß hier wenn irgendwo die bemerkung (s. 1) gilt, daß wir die in jenem aufsatz ausgesprochenen ansichten durch die aufnahme in die *N. Spr.* „keineswegs als zugleich unsere eigenen anerkennen“. *D. red.*



eingreifen, um das hohe werk zur vollendung zu führen. Der „deutsche gedanke“ soll in der welt machtvoll und schöpferisch handel und wandel befruchten und lenken. Dazu wird es wahrlich nicht genügen, unseren diplomaten prokura zu erteilen, was wir doch, wenn auch nur in beschränktem umfange, täten, wenn wir ihnen als verständigungsmittel im verkehr der völker eine sprache einräumen, die im übrigen der pflege nicht bedarf. Es will mir scheinen, als ob wir deutschen angesichts unserer im allgemeinen trefflichen staatlichen organisationen uns der gefahr aussetzen, die kräfte und wirkungsmöglichkeiten aller staatlichen organisation zu überschätzen. Besonders verhängnisvoll wird die daraus entspringende sorglosigkeit und vertrauensseligkeit, wenn es sich um die lebensbedürfnisse unserer landsleute im auslande, kurz um unser ansehen in der welt handelt. Je mehr das deutsche volk zum weltvolk geworden ist, um so dringlicher sind die auswärtigen politischen angelegenheiten in den pflichtkreis jedes einzelnen im volke getreten, und jeder einzelne muß sich bemühen, seine fähigkeiten in den dienst dieser großen sache zu stellen. Die dafür nötigen vorbereitungen und kenntnisse können aber wohl nirgends besser begründet werden als in der schule, die die vaterländische begeisterung der jugend abgesehen von dem hinweis auf die großtaten der väter durch aufstellung neuer hoffnungen und ziele nur um so lebenswahrer und frischer erhalten kann.

Besondere, ersprießliche arbeitsgebiete werden in dieser richtung die neuere philologie und der neusprachliche unterricht finden. Neben der gründlichen erlernung der fremden sprachen, die nach wie vor auf dem weltmarkte erschallen werden, müssen wir neusprachler unsere aufmerksamkeit darauf richten, daß die beschäftigung mit den fremden sprachen und kulturen nie das interesse des deutschen gedankens außer acht läßt. Nachdem es infolge der erneuten, betrübenden erfahrungen, die ganz Deutschland mit England und Frankreich trotz aller aufrichtigen, leider oft zu selbstlosen verständigungsversuche gemacht hat, hoffentlich endgültig mit der törichten liebedienerei vor fremdem wesen und der gänzlich unbegründeten überschätzung alles ausländischen vorbei ist, wird es künftighin dringend nötig sein, in jeder beziehung dem auslande gegenüber den deutschen standpunkt ausdrücklich zu wahren. Ich erinnere nur an die zahllosen klagen unserer austauschkandidaten über unwürdige behandlung in Frankreich und an die von uns

stillschweigend geduldeten französischen schulbücher, die offen unter mißachtung aller wahrheit jahrzehntelang den keim für haß und unfrieden in die französische jugend gelegt haben. Hier muß mit aller bestimmtheit gründliche arbeit geleistet werden, ehe die verbindungen wieder angebahnt werden können. Und auch unsere neuphilologentage, bei denen fachvertreter aller länder zum austausch ihrer gedanken zusammenkommen, sollten die tatsache, daß sie veranstaltungen des Allgemeinen *Deutschen* Neuphilologenverbandes sind, mehr als bisher zutage treten lassen. Wir freuen uns, den fremden kollegen und uns eine gelegenheit zu mündlichem gedankenaustausch geschaffen zu haben, aber wir müssen auch die offene unterstützung unserer arbeit im weiteren sinne von allen seiten verlangen. Wenn wir heute die furchtbaren schädigungen ansehen, die wir durch den schmachvollen lügenfeldzug unserer gegner in den zeitungen der ganzen welt erfahren, so meine ich, wir neusprachler, die wir aus der lektüre der ausländischen presse deren stille, aber zielbewußte arbeit täglich erkennen können, dürfen in zukunft keine möglichkeit außer acht lassen, die uns schädlichen einwirkungen der zeitungen offen zu rügen und für ihre beseitigung zu sorgen. Dabei dürfen wir die unterstützung unserer fachgenossen im ausland billigerweise beanspruchen. Und nicht allein die verhütung bewußter irreführung der fremden völker, sondern auch die positive aufklärung über deutsches wesen und wollen wird künftighin für uns eine wichtige aufgabe sein. Neben allem eifer im studium der fremden sprachen und literaturen, des fremden landes und seiner bewohner, neben aller berechtigten betonung persönlicher und beruflicher interessen darf das nationale pflichtgefühl nicht zurücktreten. In dieser hinsicht kann der engländer als vorbildlich gelten. Zwar wird ihm oft die art, mit der er sein engländertum in den vordergrund rückt, als anmaßung ausgelegt, — mag es so sein, — jedenfalls dürfen wir deutschen, ehe wir gefahr laufen, mit einer solchen eigenschaft einen fehler anzunehmen, noch viel „anmaßender" sein.

Wie verkehrt aber wäre es, wenn wir angesichts solcher aufgaben zu einem zeitpunkt, wo wir endlich damit aufhören wollen, international-farblos zu sein, unser nationales bewußtsein dadurch bekunden wollten, daß wir uns von allem verkehr mit der welt draußen zurückziehen. Scharf gezeichnet ist die grenze zwischen nationalem stolz und nationaler eitelkeit: wir wollen uns hüten, sie zu verwischen. Mit recht sagt Friedrich Naumann

im maiheft der *Hilfe:* „Wir werden übernational, aber nicht international; wir treiben nationale weltpolitik, nicht mehr einfache nationalpolitik.“ Das sind naturnotwendige tatsachen, denen gegenüber es kein zurück gibt. Unsere gegner möchten uns freilich aufhalten und in die stellung eines bescheidenen territorialvolkes zurückdrängen. Wir werden doch nicht dabei unseren feinden an die hand gehen und uns nach allen beweisen unserer kraft in unsere wälder zurückziehen! Es kann keine bedenklichere warnung geben als die, sich in zukunft aus irgendwelchen gründen vom ausland fernzuhalten. Sicherlich wird die erneuerung alter durch den krieg zerstörter verbindungen allerhand opfer kosten. Jedoch ohne kampf kein sieg. Das gilt hier wie dort. Die herrlichen erfolge unserer heere im westen und im osten nehmen uns auch nicht einen deut von der arbeit draußen in der welt ab, die Paul Rohrbach so treffend die „moralischen eroberungen“ nennt. An der geschichte Frankreichs zeigt er z. b. den hohen wert, den die ideellen kulturfaktoren für das wirtschaftliche leben bedeuten. Frankreich konnte deshalb lange zeit eine relativ hohe stellung im welthandel behaupten, weil es den vorzug des geschmackes, der eleganz und eine weltsprache besaß. Freilich hat dasselbe Frankreich auch mehr als einmal den beweis dafür geliefert, welchen gefahren sich ein land aussetzt, wenn es in der abschließung gegen seine nachbarn auf der höhe zu bleiben wähnt.

Wie nötig für uns die moralischen eroberungen sind, weiß jeder, der die heutige zeit mit aufmerksamem auge verfolgt; im besonderen wird jeder neusprachler, der in Frankreich, England oder Amerika gewesen ist, ihre bedeutung erkannt haben. Ich erinnere mich eines falles, der mir im sommer 1914 in England begegnete. Ich war in einem der ferienheime der *Cooperative Holiday Association.* Jeder, der einmal in einem dieser musterhaft eingerichteten heime gewohnt hat, wird nur mit der größten freude und mit dankbarkeit an die dort verlebten tage zurückdenken, wo man wie kaum sonst gelegenheit fand, mit gebildeten und bildung suchenden engländern aller klassen zusammenzutreffen. Es war am ende meines aufenthaltes, nur wenige tage nach der ermordung des österreichischen thronfolgers. Wie üblich, veranstaltete man für die aus dem heim scheidenden eine feier, in der man auch meiner freundschaftlich gedachte. Zum ausdruck meines dankes richtete ich darauf einige worte an die anwesenden, in denen ich — natürlich im sinne der gegen-

seitigen verständigungsbestrebungen — niemand dachte damals an einen krieg — unter anderem auf die durch den mord aufs neue deutlich gewordenen gefahren hinwies, die uns west- und mitteleuropäern vom „osten“ drohen. Ich fand damit die sichtliche zustimmung der weit über hundert zählenden engländer, die dort aus allen teilen des königreiches versammelt waren. Kurz nach meiner ansprache kam eine dame, etwas zaghaft und anscheinend auf eine enttäuschung gefaßt, an mich heran mit der frage: „Sagen Sie, bitte, sind die preußen auch deutsche? Sie sind doch preuße, aber Sie reden so ganz anders; ich meine, nur die österreicher sind deutsche.“ Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, welche befreiung ich in dem frauengemüt durch meine auskunft hervorrief. Immerhin, was müssen wir preußen doch alles auf dem kerbholz haben, ehe eine solche frage mit allen dazu gehörigen vorstellungen so nahe vor unserer tür laut werden kann? Eines tages antwortete mir in einer dorfschule in der nähe von Oxford eine klasse von zwölfjährigen knaben und mädchen auf eine entsprechende frage meinerseits wie aus einem munde: „Deutschland ist England gegenüber feindlich gesinnt.“ Welche ungeheuere arbeit bleibt uns angesichts solcher anschauungen noch übrig zu tun! Es kann gar nicht stark genug betont werden, wie gerade in England die unwissenheit im allgemeinen und die unkenntnis deutschen wesens im besonderen den krieg genährt hat. Freilich kann ich ebensowenig verschweigen, daß auch auf deutscher seite abgesehen von den durch sachkenntnis nicht getrübten, dafür aber mit um so größerem „schneid“ und einem auf die nerven fallenden aufwand von stimme vorgetragenen verkehrten urteilen über die engländer manche fehler begangen worden sind. Demnach wird es hier wie dort gelten, kraftvoll und mutig einzugreifen und mit jener nachsicht, wahrheit und gerechtigkeit die aufklärung zu betreiben, die wir lehrer ja überall dem schüler gegenüber als unsere höchste pflicht betrachten. Wir neusprachler können im besonderen durch unsere beziehungen zum ausland und durch unsere tätigkeit in der schule, wo wir die jugend mit dem rüstzeug für das leben in der heimat und in der fremde ausstatten, dankbare nationale arbeit leisten.

Vielleicht wird man unter hinweis auf all die vergeblichen versuche zur verständigung, die ein so schmähliches ende gefunden haben, den einwand machen, daß unsere mission auch künftighin auf unüberwindliche widerstände stoßen wird, ja daß

solche erneute aufklärungsarbeit geradezu auf kosten unseres nationalbewußtseins gehen wird. Ich möchte diese sorgen nicht gelten lassen. Einmal haben wir, abgesehen von der erwähnten notwendigkeit, das wirkungsgebiet des deutschen gedankens weiter auszudehnen, gefunden, daß wir noch manche, nicht genügend verwertete möglichkeiten haben, im auslande verständnis für das deutschtum zu bereiten. Ich möchte dabei noch auf die gewaltige bedeutung der deutschen auslandschulen hinweisen, deren tätigkeit künftighin gar nicht nachdrücklich genug durch staatliche und private unterstützung gesichert werden muß.

Aber auch das bedenken, wir könnten vielleicht draußen auf mißachtung unserer gerechten sache stoßen und damit unsere nationale ehre beeinträchtigen, wird, glaube und hoffe ich, hinfällig werden, und zwar durch unsere waffenerfolge zu wasser und zu lande im gegenwärtigen kriege. Bei dem nötigen takte unsererseits wird schließlich selbst hartnäckigen besserwissern drüben die erkenntnis kommen, daß es nutzlos und auch unvorteilhaft ist, deutscher arbeit entgegenzuwirken. Wer aber glaubt, daß seine nationale ehre an den grenzen unseres engeren vaterlandes aufhören darf, den möchte ich aufs neue daran erinnern, daß der weltkrieg uns nicht allein vor der gewiß drohenden gefahr, wir könnten unsern charakter verlieren, bewahrt hat. Er hat uns auch nicht minder offen den weltberuf enthüllt, zu dem das deutsche volk im interesse der allgemeinen menschheit bestimmt ist.

Und schließlich möchte ich auch die hoffnung, daß wir uns einmal mit unseren französischen und englischen bekannten auf der grundlage des sichverstehenwollens wiederfinden, nicht ganz fallen lassen. Wer Frankreich und England aus persönlicher berührung kennt und schriftsteller wie Taine und Carlyle gelesen hat, weiß, daß sie nicht alle dort denken und fühlen wie leute vom schlage Poincaré oder Grey und Churchill; er weiß auch, daß die wenigen äußerungen, die jetzt zu uns herüberdringen und kunde geben von unzufriedenheit, mißstimmung oder gar deutlichem widerspruch gegen die regierung, doch verheißungsvolle anfänge für neue, allgemein-menschliche arbeit sind, und er wird daraus die zuversicht ableiten, daß die vernunft schließlich bei vielen, bei denen sie zurzeit zurückgedrängt wird, einmal wiederkehrt. Ich glaube, wir neigen ein wenig dazu, die gegenwärtige regierung und diplomatie Frankreichs und Englands, die mit ihrer unaufrichtigkeit ihre eigenen volks-

genossen vielleicht am empfindlichsten schädigen, zu einer dort traditionellen und typischen erscheinung zu machen. Ich frage aber, ob wirklich heuchelei, list und unwahrheit auf die dauer als einzige kräfte das hätten schaffen können, was England z. b. zweifellos in der welt geschaffen hat. So wenig uns italiener wie Salandra und Sonnino das Italien rauben können, das uns Winckelmann, Goethe und Hehn geschenkt haben, so wenig darf und kann uns der weltkrieg trotz allem furchtbaren von bahnen abbringen, die uns auf dem wege zu unserer größe unentbehrlich sind.

*Wiesbaden.* E. HOLLACK.

---

## VERMISCHTES.

### PROBEN FRANZÖSISCHER KRIEGSLIEDER.

I. *C'est «le Poilu», journal des tranchées de Champagne, Direction: le . . . régiment d'infanterie territoriale. Journal humoristique, littéraire, artistique, de la vie des troglodytes, qui paraîtra quand il pourra et où il pourra. Défendu aux embusqués.*

*Le premier numéro contient, entre autres articles, cette fable en collaboration avec La Fontaine*:

L'Allemagne ayant armé
Tout l'été
Se trouva fort bien pourvue
Quand la guerre fut venue
Et, pour accroître sa chance
D'écraser la belle France,
Elle alla, fourbe et caline
Chez l'Autriche, sa voisine
La priant de lui prêter
Des armes pour résister
Aux Russes: «Alliée fidèle,
Je vous paierai, lui dit-elle,
Si je mets la France à mal,
Un intérêt . . . kolossal!»
Le Teuton d'abord gagna
(Pas longtemps), puis recula,
Et, pour mieux montrer sa rage,
Organisa le pillage.
Il tua, brisa, vola,
Bombarda et incendia
Chez le peuple pacifique
De France et de Belgique,
Mais les alliés, de concert,
Vinrent à bout du Kaiser.

On passa au règlement
Du compte avec l'Allemand.
— Que faisiez-vous, bon larron?
Dit l'Angleterre au Teuton.
— Je pillais, ne vous déplaise.
— Vous pilliez? j'en suis fort aise;
Eh bien! payez maintenant.
Nos «Poilus» connaissent leurs classiques.

---

II. *La marche Franco-Russe-Anglaise et Belge*
ou
*la nouvelle Marseillaise.*

Air: La Marseillaise.

*1er couplet.*

Puisque l'Autriche et l'Allemagne
Ont pris les armes contre nous.
Mettons-nous sans crainte en campagne,
Et de suite écrasons-les tous! (*bis*)
De la Russie et de la France
Tous les vaillants soldats sont prêts.
Et pour assurer nos succès
L'Angleterre offre confiance.

*Refrain.*

Debout, Russes, Français! Debout, Belges, Anglais!
Marchons (*bis*), la Triple-Entente aura tous les succès!

*2me couplet.*

Unis par une Triple-Entente,
Nous ne voulions tous que la Paix.
Mais l'Autriche était mécontente
Et Guillaume nous haïssait! (*bis*)
Voulant nous déclarer la guerre,
Les deux Empereurs — entendus —
A tort, nous croyant tous perdus,
Ont osé franchir la frontière.
*Refrain.*

*3me couplet.*

Guillaume fait verser des larmes
A nos vieillards, femmes, enfants;
C'est à nous de prendre les armes
Pour frapper tous les Allemands! (*bis*)
Marchons en chœur, marchons sans crainte,
Il est trop tard pour reculer;
Pour vaincre ensemble, il faut lutter
Vaillamment pour la cause sainte.
*Refrain.*

*4me couplet.*

Nous avons pour nous la justice,
Le droit, la force et tout l'honneur,
Frappons donc au cœur la Duplice,
Ecrasons ses deux Empereurs! (*bis*)
Contre l'Autriche et l'Allemagne
Sachons unir tous nos efforts!
Et nous resterons les plus forts,
Jusqu'à la fin de la campagne.
*Refrain.*

*5me couplet.*

Nos bons amis de la Belgique
Sont déjà les premiers vainqueurs;
Leur défense est belle, héroïque,
Ils ont droit à tous les honneurs! (*bis*)
Aussi partout, comme à Liège,
Tous ces vaillants se défendront
Jusqu'au jour où nous irons
Avec eux repousser le siège.
*Refrain.*

---

III. *Le 75 ...*[1].
Ça, c'est à nous!
Air: Je vous aime et voilà tout.
Paroles de E. Joullot et Alberty.
Musique d'Eugène Rosi.

I.

Vouz avez certain'ment,
Messieurs les Allemands,
Inventé de très kolossal's machines,
Avec lesquelles, j'imagine,
Vous pensiez terroriser les brav's gens;
Vos hangars étaient pleins
De Taub's et de Zepp'lins
Qui tuent si bien les enfants et les femmes.
Enfin comme ultime réclame
Vous aviez l'quatre'cent vingt[2],
Mais nous avons dans tous les cas,
N'l'oubliez pas:

*Refrain.*

L'soixant'quinze,
Ce mignon petit joujou!
L'soixant'quinze,
C'canon-là c'est un bijou:

---

[1] Das französische feldgeschütz kal. 7,5 cm; die franzosen berechnen das kaliber stets nach mm.
[2] Unsere 42 cm.

Quand il tire
Il ne rat' jamais son coup.
On peut l'dire:
Le soixant'quinz ça c'est à nous.

II.

Vous avez certainement,
Messieurs les Allemands
(Quand vous êtes nombreux), une audace farouche
Dans nos villag's comme Cartouche
Vouz savez détrousser les habitants!
Impertinents comm' tout,
Vous voudriez partout
Imposer votre «kultur» germanique,
Mais cette cultur' symbolique
N'réussit pas chez nous.
C'qui pouss' pour vous sur nos plateaux
C'est bien plutôt:
(*Au refrain.*)

III.

Vous avez certain'ment,
Messieurs les Allemands,
Déversé sur nous des troup's kolossales:
Malgré nos forces inégales
Nous avons aussi des alliés puissants;
Les Belges et leur roi
Ont défendu leurs droits,
Anglais et Russ's tous ont fait des prouesses,
Tandis qu'sur ses ergots se dresse
Notre vieux coq gaulois.
Vous avez eu soixant'dix, mais
N'aurez jamais:
(*Au refrain.*)

*Z. zt. im felde.* PFAU, oberleutnant d. res., aus Hannover.

*

Der reinste zufall spielt mir in dem augenblick, da die vorstehenden proben französischer kriegslieder in die druckerei gehen sollen, ein weniger grimmiges deutsches in die hände, das denn auch hier seinen platz finden mag. Der dichter, Karl Heinz Hill, z. zt. im felde, hat es wohl selbst dem *Wiesbadener Tagblatt* zugesandt, dem ich es entnehme.

*Unser schützengrabenkätzchen.*

Ein kleines niedliches kätzchen
Läuft bei uns im graben herum.
Es hat zwar französische tätzchen,
Doch ist es nicht falsch und nicht dumm.

Es macht uns auch sonst keine chosen,
Und fragt man es: „Hännesche', schau,
Wie geht es denn deinen franzosen?"
Dann sagt es ganz jämmerlich: „Mau!"

W. V.

## KRIEG UND UNTERRICHT IN ÖSTERREICH.

Der freundlichkeit des herrn prof. dr. R. Richter in Wien verdanke ich die zusendung mehrerer sonderdrucke aus dem *Verordnungsblatt für den dienstbereich d. k. k. n. ö. landesschulrates* mit aufsätzen, welche nach einer beigefügten „kundmachung" des landesschulrates „die anregung geben, sich mit den fragen der anpassung des unterrichtes und der erziehung an die durch den weltkrieg erfolgte umwertung mancher bildungsziele zu befassen und auf das erfordernis hinweisen, nicht nur während des krieges, sondern auch über denselben hinaus den beziehungen zwischen schule und leben in gesteigertem maße beachtung zuzuwenden". Wie vielseitig die beleuchtung des gegenstandes ist, ergibt sich aus der großen zahl der in den vier stücken V, VIII, XI und XII des jahrganges 1915 enthaltenen beiträge: es sind nicht weniger als einundzwanzig. Davon sind fünf allgemeinerer art, je drei beziehen sich auf den altsprachlichen unterricht und auf erdkunde, je zwei auf mathematik und physik, je einer auf religion, chemie, zeichnen, deutsch, englisch und französisch; jedoch schlägt einer der erdkundlichen aufsätze (st. V, s. 12—17) zugleich in das französische fach. Er führt den titel: „Der französische kriegsschauplatz im unterrichte" und ist verfaßt von dr. R. Rosenkranz in Wien. Es ist bemerkenswert, daß in der beigefügten literaturangabe neben der anführung von Vidal de la Blache, *Tableau de la géographie de la France*, A. Penck, *Das Deutsche Reich*, und R. Neuse, *Landeskunde von Frankreich*, auf Cäsars *De bello Gallico* und Tacitus' *Germania* verwiesen wird, „die bei der abfassung des aufsatzes berücksichtigt wurden". Der dem französischen ausdrücklich gewidmete aufsatz (st. VIII, s. 4—8) ist von prof. dr. R. Richter in Wien und ist betitelt: „Der krieg und der französische unterricht". Der verfasser geht aus von dem ministerialerlaß vom 7. september 1914, der der „gesamten lehrerschaft" die aufgabe stellt, „die in den jugendlichen gemütern losgelösten gefühle patriotischer begeisterung in pädagogischer beziehung richtig zu erfassen, zu pflegen und zu veredeln". Richter findet es unpatriotisch und unpädagogisch, namentlich jetzt mit den schülern erzählungen zu lesen, die „unter verschleierung der tatsächlichen verhältnisse auf eine verherrlichung Frankreichs und seiner geschichte bei gleichzeitiger verunglimpfung oder doch wenigstens herabsetzung unserer [d. h. also der österreicher] treuen verbündeten sowie unseres eigenen vaterlandes hinzielen". Bei den für übungsbücher hergerichteten lesestücken französischer autoren wäre nach seiner ansicht darauf zu achten, daß sie in einer den deutschen ansprüchen des schülers entsprechenden weise, zunächst durch stoffe aus der heimatlichen geschichte, ergänzt werden. Auch werde man der forderung, den schülern den ernsten zweck und den

besonderen kulturellen wert der kenntnis fremder sprachen und einrichtungen zu erweisen, entschieden besser gerecht, wenn man an der hand der lehrbücher über die neuesten errungenschaften der technik, über staatliche und gesellschaftliche einrichtungen, über menschliche pionierarbeit aller art berichte, als wenn man sich in langatmigen beschreibungen von straßen, plätzen, baudenkmälern u. dgl. ergehe. Neben erzählungen und schilderungen von sport und spiel redet er auch dem eingehen auf den krieg, die französischen heereseinrichtungen usw., eventuell in „supplierungsstunden", das wort, mahnt aber zugleich, nie zu vergessen, daß all dieses fachkundliche doch nur nebenzwecken dient. — Auf den englischen unterricht bezieht sich der artikel (st. XII, s. 12—20) von prof. dr. E. Aschauer in Wien: „Das englische und der krieg". Ein ausgezeichnetes hilfsmittel, das ungeheure interesse, das die schüler an den großen zeitereignissen nehmen, auch dem unterricht in der sprache unserer erbittertsten feinde zugute kommen zu lassen, sieht der verfasser in dem internationalen briefwechsel, der sich für das englische in der gegenwart selbstverständlich auf den verkehr mit nordamerikanischen schülern beschränkt. Dann aber kommt auch Aschauer auf die lektüre — als das „um und auf" des englischen unterrichts — und ihre auswahl zu sprechen. Er empfiehlt für neuauflagen der lehr- und lesebücher und für neuausgaben von schulschriftstellern eine art zensur, durch die vor allem die schlimmsten äußerungen englischen eigendünkels und englischer selbstverherrlichung (wie der nationalhymnus, *Rule, Britannia!* und *Ye Mariners of England*) beseitigt werden. In der jetzigen kriegszeit seien wegen des widerwillens der schüler auch lesestücke, die englische heldentaten, wirkliche oder vermeinte, behandeln (*The Charge of the Light Brigade*, *Casabianca* usw.) zu übergehen. (Dabei ist doch wohl zu bedenken, daß wir unsern schülern die ausländer so vorführen müssen, wie sie, auch in ihrer nationalen literatur, wirklich sind!) Er zeigt sodann, wie sich der weltkrieg im englischen unterricht verwerten lasse, und schließt seinen aufsatz mit einer zusammenstellung von wörtern und phrasen des modernen kriegswesens und mit der wiedergabe englischer schlachtberichte verschiedener herkunft. — Wie man sieht, enthalten diese sonderdrucke eine fülle von anregung. Sie werden der lehrerschaft durch den k. k. schulbücherverlag in Wien I., Schwarzenbergstraße 5, gegen eine vergütung von 20 h. zur verfügung gestellt. W. V.

---

BERICHTIGUNG ZU *N. SPR.* XXIII, s. 48.

Der a. a. o. und anderweit besprochene oxforder ferienkursus ist dennoch der von 1914; der irrtum fällt also nicht herrn H. Barnstorff, sondern mir zur last. Den ersten hinweis auf dieses versehen verdanke ich, wie mir nachträglich zum bewußtsein kommt, herrn prof. Klinghardt, einen zweiten herrn Barnstorff. W. V.

---

DRUCKFEHLERVERBESSERUNG.

*N. Spr.* XXIII, s. 196, z. 1, l.: spinnenarbeit; s. 201, z. 12, l.: sowohl unter.

---

# ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

**BAND XXIII. AUGUST-SEPTEMBER 1915. HEFT 5.**


---

*Französische lehr-, übungs- und lesebücher.*

1. *Der wortschatz der unregelmäßigen verben im französischen.* Von dr. ALBERT WAGNER und ROBERT D'ESTIENNE. Cöthen, Otto Schulze. 1913. VII und 167 s. Geb. m. 1,40.
2. PFEFFER-GANZMANN, *Lehrbuch der französischen sprache.* Für realgymnasien, oberrealschulen, realschulen und höhere mädchenschulen. III. teil. (Tertia bis untersekunda, bzw. 4. bis 2. klasse der höheren mädchenschule.) Mit einer karte von Frankreich und einem plan von Paris. 1914. VIII u. 320 s. Geb. m. 3,20. IV. teil. Grammatik für tertia, sekunda und prima. VII u. 152 s. Geb. m. 1,80. 1914. Berlin, Reuther und Reichard.
3. MAGER-BORNECQUE, *Lehrbuch der französischen sprache für mädchenlyzeen.* I. Unterstufe. Für die ersten zwei jahrgänge. Mit 8 abbildungen und einer farbigen münztafel. 166 s. Geb. 2 k. 20 h. II. Mittelstufe. Mit 13 abbildungen, einem plan von Paris und einer farbigen karte von Frankreich. 255 s. Geb. 3 k. 90 h. 1913. Wien, F. Tempsky.
4. BORNECQUE-WEISSEL, *Le français parlé. Recueil de morceaux récapitulant, d'une manière systématique, le vocabulaire usuel.* Avec 33 illustrations. Vienne, Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag. 1911. 84 s. Geb. m. 1,20 = k. 1,50.
5. F. HEIMANN, *Nouvelle méthode de français basée sur l'enseignement intuitif et sur les procédés de la méthode directe.* Cours supérieur. Ouvrage orné de gravures. Dessins originaux de E. Henziross et P. Wyss. Berne, édition de l'auteur. 204 s. Ohne jahreszahl und Preisangabe.
6. GRUND-NEUMANN, *Französisches lehrbuch.* I. teil für sexta. Mit federzeichnungen von A. Völker in Lübeck. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1913. IX u. 151 s. Geb. m. 2,—.
7. *Cours français du lycée Perse.* Première partie. Série d'actions, récitations et chansons, en transcription phonétique et en orthographe usuelle par L. C. VON GLEHN, M. A., et L. CHOUVILLE, B.-ès-L., et E. ROSE WELLS. III u. 114 s. Geb. 2 s. Deuxième partie. Conjugaison des verbes avec quelques notions de syntaxe par L. C. VON GLEHN et L. CHOUVILLE. IV u. 79 s. Geb. 1 s. 6 d. 1914. Cambridge, W. Heffer et Fils et Cie.
8. *Französische sprachlehre für handelsrealschulen, handelsschulen und verwandte anstalten* von prof. dr. CH. GLAUSER und prof. F. KOHLHEPP. I. teil: Laut- und formenlehre. Zweite auflage. 1912. VIII u. 80 s. Geb. m. 2,—. II. teil: Satzlehre. 1913. XI u. 178 s. Geb. m. 2,70. III. teil: Handelskorrespondenz. 1914. VII u. 198 s. M. 3,—. Lahr in Baden, druck und verlag von Moritz Schauenburg.
9. DAVID WOLFINGER, *Französische grammatik für gymnasien.* Freiburg im Breisgau, Herdersche verlagsbuchhandlung. 1912. IV u. 123 s. Geb. m. 2,40.

10. DERSELBE, *Französisches lesebuch für gymnasien.* Erster teil. 1912. VIII u. 110 s. Geb. m. 2,20. Zweiter teil. 1913. VIII u. 200 s. Geb. m. 3,60. Verlag wie bei 9.
11. *La France, Passé, Présent, Avenir,* par P. M. CRÉTIN. Ouvrage présentant un tableau de l'évolution historique, littéraire, artistique de la France, de sa situation politique, administrative, démographique, matérielle, morale, intellectuelle, militaire, économique etc., et quelques considérations sur son avenir. Avec 10 graphiques, 2 cartes et 1 plan. Leipzig et Berlin, libraire-éditeur B. G. Teubner. 1910. VIII u. 184 s. Geb. m. 2,40.
12. *Französisches lesebuch* von dr. H. WERNEKE. I. teil. Untere stufe. 1912. 50 s. M. 1,20. II. teil. Mittlere stufe. 1912. 96 s. M. 1,20. III. teil. Oberstufe. 1913. 283 s. Geb. m. 2,50. Düsseldorf, L. Kinet.

*Ad* 1. Das büchlein kann sich trotz seines unglücklichen titels als recht nützlich erweisen. Es belehrt über die verwendung der sog. „unregelmäßigen" verben in bestimmten redensarten, sowie über die zu ihnen gehörigen wortfamilien. In letzteren hätte vielleicht bei *férir* (s. 60) noch die im sprichwort *Tel fiert qui ne tue pas* vorkommende form *fiert,* ferner das adjektivisch gebrauchte partizip *féru,* bei *mouvoir* und *émouvoir* (s. 68—71) die subst. *meute* und *émeute,* bei *déchoir* (s. 80) das in der umgangssprache sehr gebräuchliche subst. *dèche,* bei *clore* (s. 156) schließlich das subst. *cloison* erwähnung finden können. Ebenso wäre es für das verständnis der formenbildung wohl förderlich gewesen, wenn man auf die besondere *art* der formellen beziehungen zwischen substantiven wie *dette, recette, suite* usw. und den zugehörigen verben in kürze hingewiesen hätte. Anzufechten wäre schließlich die reihenfolge der verben, bei der man — aus praktischen gründen — auf die formelle zusammengehörigkeit hätte rücksicht nehmen müssen. So durfte *haïr* nicht unmittelbar vor *fuir, ouvrir* usw., sondern erst mit *fleurir* und *bénir* auftreten; ebensowenig verträgt *coudre* die nachbarschaft von *suivre,* sondern gehört zu *moudre* und *résoudre* (im buch 62 seiten auseinander!); *naître* ist zwischen die *-indre*-gruppe und *prendre* statt zu den erst 24 seiten danach aufgeführten *-aître*-verben gestellt worden; zwischen letztere hinwiederum und die formell zu ihnen gehörige *-oître*-gruppe hat man fünf morphologisch anders geartete verben eingeschoben. Auf keinen fall jedoch durfte das zu derselben wortfamilie wie *clore* gehörige *conclure* und *exclure* von ersterem getrennt werden. An solchen anordnungsfehlern sieht man allerdings sehr deutlich, wie gewaltsam man diese verben im banne des „unregelmäßigen" festhalten will.

*Ad* 2. Was ich seinerzeit hier (band XXII, s. 674) über teil I und II sagte, kann im wesentlichen auch von III und IV gelten. In übungsbuch und grammatik ist alles, auch im druck, praktisch angeordnet. Die lesestücke suchen in erster linie kenntnis von land und leuten zu vermitteln; sprachlich sind sie — obwohl vorzugsweise französischen autoren entlehnt — in rücksicht auf das jeweilige grammatische thema häufig noch besonders zugestutzt. Die hinübersetzung nimmt breitesten raum ein, doch sind auch stets schemata für freiere arbeiten vorgesehen. Zahlreiche hübsche abbildungen

beleben den inhalt. Schade, daß das so reichhaltigen und interessanten stoff bietende buch im wesentlichen eben doch den bahnen älterer methodik folgt.

*Ad* 3. Das buch, dessen beide teile den stoff von je zwei jahren umfassen, ist im allgemeinen eine tüchtige leistung. Die übersetzung ist im laufe des systematischen lehrgangs selbst ausgeschaltet; nur dem teil II sind — als anhang — einige übersetzungsstücke beigegeben. Im lesestoff wiegt bei teil I das anekdotische vor, was ja auf der unterstufe kein unglück ist; teil II bringt unter quellenangabe vorzugsweise geschichtliche sowie die volks- und landeskunde betreffende texte, die fast ausschließlich französischen schriftstellern entnommen sind. Der grammatische stoff wird von der ersten lektion an zweisprachig vermittelt, in der linken spalte die französische, in der rechten die deutsche regel, ein recht praktisches verfahren. Auch die *Locutions de classe* in teil I (s. 92) dürften viele lehrer willkommen heißen. Die darstellung der grammatischen erscheinungen an und für sich (besonders des verbums) folgt durchweg der älteren methode. Große unklarheit in die zahlreichen verweise bringt im ersten bande die einteilung der grammatik in zwei abschnitte (I und II) mit unterabteilung in gleichbezifferte paragraphen, dergestalt, daß also die §§ 1, 2 usw. zweimal auftreten, ja sogar ein drittes mal, da auch die „einführung in die lautlehre" (s. 9—14) dieselbe paragrapheneinteilung aufweist. Bedenklich (für den schüler!) erscheint mir die verwendung des schriftzeichens *w* zur darstellung des labiodentalen *v*. An druckfehlern sind mir aufgefallen in teil I, titelblatt, *édute* statt *étude*, und teil II, s. 10, letzte zeile, wo statt *p. 120 p. 116* zu lesen ist.

*Ad* 4. Das buch versteht es, in anziehender weise an der hand kurzer, zumeist in dialogischer form gehaltener lesestücke das zu einer bestimmten gedankengruppe gehörige vokabular mitzuteilen. Die ausdrucksweise lehnt sich ausschließlich und absichtlich an die gegenwärtige (geschriebene wie gesprochene) umgangssprache an. Durch die inhaltliche anordnung der lesestücke führt das werkchen gleichzeitig in die französischen realien ein, die infolge der beigabe zahlreicher hübscher illustrationen ganz besonderes leben gewinnen. Also warm zu empfehlen. — Unschön nimmt sich auf dem titelblatt der druckfehler *parlê* aus.

*Ad* 5. Dieses sehr erfreuliche buch fußt ausschließlich auf der direkten methode. Die grammatik tritt, ohne irgendwie vernachlässigt zu werden, im allgemeinen doch diskret zurück. Der verfasser muß übrigens ein sehr tüchtiger lehrer sein, der die reformmethode virtuos handhabt. Auch diejenigen, die das buch nicht im unterricht verwenden können oder wollen, würden aus der lektüre der 28 seiten umfassenden *Introduction à la méthode* doch viel nützliche anregung gewinnen. In den lesestücken ist das buch stellenweise ersichtlich auf schweizer ton gestimmt, manchmal auch in der ausdrucksweise (vgl. s. 109: *Le chien a aboyé l'animal*).

*Ad* 6. Auch dieses warm zu empfehlende buch führt die anfänger nach der direkten methode in die fremdsprache ein, die es verstehen und sprechen lehrt. Der sprachstoff wird vorwiegend

durch anschauung vermittelt. Sehr praktisch erweist sich die äußere anordnung in der grammatik, wo auf der linken seite das wichtige und charakteristische durch rotdruck hervorgehoben wird, während die gegenüberstehende rechte seite die entsprechenden einsprachigen übungen enthält. Das buch beginnt mit einem lautlichen vorkursus in phonetischer umschrift und bringt im anhang leichte lieder mit melodien meist französischen ursprungs.

*Ad* 7. Ebenfalls ein buch nach der direkten methode, diesmal freilich in ihrer mechanischsten form. Teil I bringt den stoff gleichzeitig in phonetischer transkription und der gewöhnlichen schreibung, teil II nur in letzterer. Das buch, das für den anfangsunterricht zum teil auch die Gouinschen reihen verwendet, ist für englische schulverhältnisse geschrieben (das *lycée Perse* ist in Cambridge!).

Unter den in unserer liste aufgeführten werken ragen zwei beträchtlich über den durchschnitt hinaus, die nummern 8 und 9.

*Ad* 8. Was zunächst Glauser-Kohlhepp anlangt, so ist man erstaunt, in einem für handelsschulen bestimmten werke auf dem gebiet der sprachlehre neuerungen anzutreffen, die man in den lehrbüchern der übrigen höheren unterrichtsanstalten bisher vergeblich gesucht hatte.

Schon im I. teile, der „laut- und formenlehre“, fesselt die einschneidende änderung in der behandlung des verbums. In anlehnung an den französischen ministerialerlaß vom 25. juli 1910, die grammatische terminologie betreffend, gehen die verfasser — sie hätten es vermutlich auch ohne diesen erlaß so gemacht! — nicht mehr, wie bisher üblich, von der infinitivendung aus, um eine einteilung herzustellen, sondern von der endung des *présent de l'indicatif*, und gelangen so zu einer sehr vernünftigen dreiteilung: 1. die zeitwörter nach dem vorbilde von *donner*, *présent* auf *e*; 2. die zeitwörter nach dem vorbild von *finir*, *présent* auf *is*; 3. alle andern zeitwörter nach dem vorbilde von *dormir*, *devoir*, *rendre*, présent auf *s*. Die verfasser gruppieren dann den gesamten verbbestand um folgende konjugationseigenheiten: 1. Zeitwörter auf s (nennform *ir*), die kein *i* oder *iss* einschieben (z. b. *partir*). 2. Zeitwörter auf *s* (nennform *ir*), die in mehreren zeiten die gleichen endungen wie die zeitwörter auf *e* haben (z. b. *offrir*). 3. Zeitwörter auf *s* (nennform *ir*), die ihren stamm verändern (z. b. *tenir*). 4. Zeitwörter auf *s* (nennform *oir*), die den stammvokal nicht verändern (z. b. *pleuvoir*). 5. Zeitwörter auf *s* (nennform *oir*), die ihren stamm verändern (z. b. *recevoir*). 6. Zeitwörter auf *s* (nennform *re*), die ihren stamm nicht verändern (z. b. *battre*). 7. Zeitwörter auf *s* (nennform *re*) mit dem mittelwort der gegenwart auf *isant* oder *ivant* (z. b. *dire*, *suivre*). 8. Zeitwörter auf *s* (nennform *re*) mit der erzählenden vergangenheit auf *us* (z. b. *lire*). 9. Zeitwörter auf *s* (nennform *re*), deren stamm in bestimmten zeiten sich verändert (z. b. *boire*). 10. Zeitwörter auf *s* (nennform *re*) mit einem *accent circonflexe* auf dem *i* vor *t*, und die in der erzählenden vergangenheit *us* haben (z. b. *croître*). 11. Zeitwörter auf *s* (nennform *re*), die nur in der zukunft das wurzel-*d* der nennform behalten (z. b. *craindre*).

Gewiß ist in dieser einteilung noch nicht alles vollkommen. So läßt

z. b. die rein mechanische aufstellung von verben mit part. auf *isant* und *irant* das wirklich charakteristische dieser zeitwörter völlig im dunkeln; ebenso sind wieder irrtümlich von *lire, plaire, taire, croître passés définis* auf „*us*“ konstruiert und teilweise mit *reçus* zusammengestellt worden. Die in gruppe 9 hinwieder erwähnten verben bieten ein gemisch aus mehreren kennzeichen. Auch die bezeichnung der gruppe 2 hätte ich anders formuliert, da die betreffende fassung wohl praktisch sein mag, dem schüler das wesen dieses *e* aber doch nicht verständlich macht. Überhaupt fehlt bei der ganzen verbdarstellung noch das eingehen auf die durchgreifenden einheitlichen lautvorgänge. Aber — und das ist das entscheidende — es wird hier doch endlich einmal gebrochen mit der alten sinnlosen einteilung in die bewußten vier konjugationen, folglich auch mit dem begriff des „unregelmäßigen“. Selbstverständlich wird durch diese neue anordnung auch der übungsteil wesentlich betroffen; auch hier folgt nämlich auf den ind. präs. *des verbes type en e* sofort der ind. präs. der andern verben, d. h. „konjugationen“, usw.

Auch auf andern gebieten läßt bereits der I. teil des buches den bruch mit den älteren anschauungen deutlich erkennen. So führt z. b. der artikel (hinsichtlich seiner form) bei Glauser-Kohlhepp nicht mehr wie in den früheren grammatiken ein einzeldasein, sondern wird zugleich mit dem *adj. possess.*, dem *adj. démonstr.*, dem *adj. interr.*, dem *adj. numéral*, dem *adj. indéf.*, dem *adj. qualificatif* der allgemeinen gruppe der adjektiva zugewiesen. Die vorteile, die sich aus dieser einteilung für das syntaktische ergeben, liegen auf der hand. Didaktisch glückliches bietet auch das wörterbuch mit seiner einteilung der vokabeln in *mots variables* und *mots non variables*, die ihrerseits wieder in *noms, adjectifs, pronoms, verbes, adverbes, prépositions, locutions* untergeteilt sind.

Macht sich, wie man gesehen hat, in der darstellung der formen bereits teil I von der traditionellen schablone frei, so bedeutet der II. teil geradezu eine umwälzung auf dem gebiete der syntax. Hier wird mit der alten anordnung des stoffes vollständig gebrochen. Was die bisherige schulgrammatik syntax zu nennen pflegte, war in wirklichkeit nur bedeutungslehre des wortes, keine eigentliche satzlehre. Richtige syntax wird nur da getrieben, wo der satz vom psychologischen gesichtspunkt aus als begriffseinheit vorgeführt wird, die in kleinere einheiten — satzteile, bzw. wortgruppen — zerfällt. Dieses verfahren schlagen die verfasser ein. Sie betrachten den satz nach dreifacher richtung: I. als einzelsatz (*la proposition*), II. als satzgefüge (*la phrase*), III. als summe von wortgruppen und satzreihen (*les moyens d'expression*). Im besonderen wird dann der I. abschnitt (der einzelsatz) nach folgenden gesichtspunkten hin behandelt: form (bejahungssatz, verneinungssatz, fragesatz usw.), bedeutung (satz mit subjektiver, mit objektiver bedeutung usw.), funktion der einzelnen bestandteile (subjekt, prädikat, ergänzungen usw.), beziehung der einzelnen teile zueinander (kongruenz!), und schließlich gliederung der bestandteile des satzes (konstruktion!). Der II. hauptabschnitt, das satzgefüge, handelt zunächst von den einzelnen teilen des gefüges (beigeordneter, untergeordneter, unabhängiger, abhängiger

satz), dann von den einzelnen arten der untergeordneten sätze und ihrer verbindung mit den übergeordneten, um hierauf zu den zeiten und redeweisen des satzgefüges (tempus- und moduslehre!) überzugehen. Abschnitt III schließlich betrachtet die wortgruppen und satzreihen im einzelnen, spricht also z. b. über die verschiedenen ausdrucksweisen für den begriff der menge, des besitztums, der eigenschaft, der art und weise u. a. m.

So bringen also die verfasser in ihrem wertvollen buche den stoff in einer darbietung, zu der man in der bisherigen unterrichtsliteratur wohl gelegentliche ansätze finden mag, die aber meines wissens noch nie so wie bei Glauser und Kohlhepp bis in die äußersten konsequenzen durchgeführt worden war. Dadurch, daß die verfasser den mut hatten, mit der von der antiken sprachlehre übernommenen syntax der redeteile entschieden zu brechen, haben sie eine tat geleistet, deren bedeutung gar nicht hoch genug anzuschlagen ist.

*Ad* 9. Bei diesem buche liegt die bedeutung nicht sowohl in neuen ausblicken auf dem gebiet der syntax, als vielmehr in der wissenschaftlichen vertiefung der formenlehre. Bleibt also verf. in ersterem punkte hinter Glauser und Kohlhepp zurück, so ist er ihnen in letzterem nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen, insofern er für ein neues einteilungsprinzip gleichzeitig die lautgesetzliche basis schafft, die bei dem andern werke fehlt. Wolfinger weist, ähnlich wie Glauser-Kohlhepp — nur noch viel klarer! — darauf hin, daß die aus dem lateinischen stammende einteilung der französischen verben in vier konjugationen nicht nur wissenschaftlich unhaltbar, sondern auch für den praktischen unterricht umständlich und verwirrend ist, da die vierteilung ja nur mehr in einer einzigen erstarrten form, dem infinitiv, erkennbar ist. Die einteilung der verben kann sich also nur auf das prinzip ihrer *bildung* stützen, und letztere tritt auf zwei arten in die erscheinung, einmal in den endungen, dann in den stammvorgängen des präsens, des perfektums und des partiz. perf. Dementsprechend teilt W. sein verbum a) nach den endungen in zwei typen: I. die konjugation der verba auf *er* (mit den endungen *e, es, e*), II. die konjugation aller übrigen verben (mit den endungen *s, s, t*); b) nach der stammbeschaffenheit in einstämmige und mehrstämmige, wobei die veränderungen wieder im vokal oder im stammendkonsonanten vor sich gehen können. Dieser einteilungsmodus hat einen doppelten vorzug: er ist wissenschaftlich durchaus haltbar, da er sich auf die tatsächlichen lautvorgänge stützt, und er ist methodisch praktisch, da methodisch eben nur das einfache praktisch ist; einfach hinwiederum ist aber nur das wissenschaftlich wahre. Es ist deshalb schade, daß W. diese wissenschaftliche wahrheit manchmal andern rücksichten opfern zu sollen glaubt. Warum konstruiert er z. b. in § 83 eine sprachhistorisch anfechtbare und methodisch unklare regel vom perfektstamm bei *dire, faire, lire, plaire, taire,* der ein „verkürzter" präsensstamm sei? Warum nicht einfach den für den lateintreibenden schüler so verständlichen und dabei methodisch förderlichen hinweis darauf, daß es sich hier eben um stammbetonte, sogenannte starke perfekta

handelt? Überhaupt ist das problem des perfektums auch bei W. nicht restlos gelöst. Warum z. b. in § 45 diese — methodisch doch völlig überflüssige — konzession an die „allgemeine auffassung“, die bei vielen perfekten auf *is* und *us* in dem *is* und *us* die endung sieht, während in wirklichkeit dies *i* oder *u* stammhaft ist? In demselben § 45 kann auch der zuweisung von formen wie *il dut*, *je bus*, *je lus*, *je crus*, *je reçus* zur endungsbetonten (schwachen) perfektgruppe nicht beigepflichtet werden, da man in wirklichkeit auch hier wieder vor starken, also stammbetonten vulgär-lateinischen formen steht, also nicht *debúit*, *bebúi*, *legúi*, *credúi*, *recepúi*, sondern *débuit*, *bébui*, *légui*, *crédui*, *reképui* anzusetzen hat. Das verbum *haïr* gehört nicht, oder doch nicht *nur* in § 85, d. h. zu den verben, deren auslautender stammkonsonant in gewissen formen ausfällt, sondern vor allem zu den verben mit stamm*vokal*änderung (*nb.* ähnlicher ablaut wie bei savoir!). Schade auch, daß der verfasser in § 100 (s. 52 oben) plötzlich aus der rolle fällt, wenn er das der alten (innerlich unwahren!) darbietungsmethode angehörige mechanische verfahren des abstreichens von *nt* in der 3. plur. ind. präs., um den konjunktiv zu finden, anempfiehlt. Auf solche gedankenlose, die innern beziehungen fälschenden kniffe sind schüler, die man dazu angehalten hat, das verbum lautgesetzlich zu betrachten, wahrlich nicht angewiesen. Wenn man einen allgemeinen wunsch äußern dürfte, so wäre es der, daß die lautgesetze durchgreifender, in ihrer wirkung auf *alle* wortarten einheitlicher gezeigt würden. So wird z. b. in § 135 abs. 4 nicht gesagt, daß bei *constamment* (wie übrigens auch bei *gentiment*) *vor* der angleichung des *ant* an *ment* (und nur diese angleichung wird erwähnt!) zunächst der ausfall des auslautenden *t* (bzw. *l*) vor der konsonantischen endung eintritt. An solchen beispielen könnte der schüler die beziehungen sehen, die zwischen den lautvorgängen beim verb (vgl. *servt* > *sert*) und denen bei den übrigen wortarten bestehen. Auf dasselbe gesetz des konsonantenschwundes hätte man dann bei *gens* (statt *gents*) und *tous* (statt *touts*) nochmals zurückkommen müssen. Nur so kann man dem schüler die durchgreifende, einheitliche wirkung der lautgesetze zum bewußtsein bringen. Auch sonst hätte ich vielleicht manchen wichtigen lautvorgang, um seine wirkung plastischer hervortreten zu lassen, mit einer bestimmten benennung belegt — um nur zwei zu erwähnen: das analogiegesetz und das hiatusgesetz. Diese kleinen ausstellungen können natürlich das verdienst Wolfingers in keiner weise schmälern; denn das wichtigste und wesentliche ist da: das streben nach einer methodisch möglichst praktischen darbietung des stoffes auf grund wissenschaftlicher anschauung. An allen stellen des buches bemerkt man des verfassers scharfen blick für das didaktisch nützliche, so z. b. in der glücklichen verbindung des formellen mit dem syntaktischen, und zwar nicht nur beim verbum (§ 51—61), sondern auch gelegentlich beim nomen. Um nur einen dieser glücklichen griffe zu erwähnen: verf. bringt die konjunktiv*form* nie *allein*, sondern immer nur in verbindung mit einem sie veranlassenden regierenden ausdruck.

Hervorgehoben sei noch, daß auch der einleitende *phonetische teil* recht gut geraten ist. Alles bekundet einen bemerkenswerten

blick für das charakteristische und *wichtige*. Schade nur, daß hier bei der vokalischen bindung (§ 9) nicht auf den eigentlichen grund der sache (leiser vokaleinsatz!) eingegangen wird. Dementsprechend wäre dann auch in § 23 das über das *h* gesagte etwas zu modifizieren, d. h. zu vertiefen gewesen. Neben der praktischen artikulationsphonetik bringt W. übrigens auch das wichtigste aus der historischen phonetik.

Noch ein letzter besserungsvorschlag: Bei der genusregel in § 100 wäre wohl die behauptung, daß wörter mit *e* nach nur *einem* gesprochenen konsonanten „regelmäßig" weiblich seien, aus praktischen gründen zu rektifizieren, denn ihr widersprechen die vom verf. selbst auf der nächsten seite angeführten „ausnahmen" wie *doute*, *groupe*, *caprice*, zu denen sich noch manche andere finden ließen, wie *blâme*, *blasphème*, *reproche*, *échange*. Vielleicht wäre hier zur klärung der sachlage ein hinweis auf die ableitungsverhältnisse (*dérivation impropre*) nicht zu verachten. Wenn schließlich in § 122 der verf. zur illustrierung der tatsache, daß bei adjektiven der lateinische konsonant sich im femininum vor *e* erhalten habe, während er im maskulinum häufig nicht mehr sichtbar sei, das adjekt. *favori*, *favorite* anführt, so wäre vielleicht lieber ein anderes beispiel heranzuziehen gewesen, da das fem. *favorite* von dem ital. *favorita* entlehnt ist, während das mask. *favori* als part. von *favorir* früher das lautgesetzlich richtige *favorie* besessen hatte, so daß also *favorite* sozusagen nicht das fem. zu *favori* ist.

Wolfingers buch wäre somit bei einer neuauflage noch mancherlei umänderungen und ergänzungen zu wünschen, will es einen charakter größerer einheitlichkeit und vollkommenheit gewinnen. Aber auch in seiner gegenwärtigen gestalt muß man es — wie schon erwähnt — zu den bedeutenderen erscheinungen der unterrichtsliteratur rechnen.

*Ad* 10. Über das zur grammatik gehörige lesebuch möchte ich mich kurz fassen. Beide teile sind methodisch interessant, vornehmlich der I., der ein ineinandergreifen von grammatik und lektüre herzustellen sucht. Wie sich die einzelnen lesestücke zur veranschaulichung der entsprechenden grammatischen erscheinung verwenden lassen, ergibt sich aus der inhaltsübersicht. Der II. teil vermittelt nicht nur realienkenntnisse, sondern dient auch gleichzeitig ästhetischen und literarischen zwecken.

*Ad* 11. Hier haben wir ein gegenstück zu Bornecque-Röttgers bekanntem *La France d'aujourd'hui*. Da letzteres nur das heutige Frankreich behandelt, Crétin dagegen mit den uranfängen anhebt, ergibt sich für die beiden bücher trotz der gleichheit des themas ein merklicher unterschied in der darbietung des stoffes. Politische, literatur- und kunstgeschichte wird bei Crétin in ganz knappen strichen von beginn an vorgeführt, Bornecque-Röttgers dagegen behandeln diesen gegenstand weit gründlicher, da sie die geschichte erst von Ludwig XIV., die literarische und künstlerische evolution sogar erst von 1880 ab bringen. Auch die kapitel über staatsverfassung und staatsverwaltung sind bei Bornecque-Röttgers viel eingehender gearbeitet. Quantitative wie qualitative überlegenheit zeigt

Crétins buch dagegen im geographischen teile durch eine genaue studie über den einfluß des bodens auf die sozialökonomische gestaltung des volkes sowie durch ein sorgfältiges eingehen auf die verhältnisse in landwirtschaft, viehzucht, bergbau, industrie; auch dem thema der bevölkerungsziffer wie überhaupt der gesamten materiellen lage des landes werden recht ausführliche betrachtungen gewidmet. Übersichtlich ist auch der artikel über den volkscharakter; daß verf. nicht alle schattenseiten seiner landsleute gebührend hervorhebt, wird kaum wundernehmen. Ein besonderes kapitel — bei Bornecque-Röttgers findet sich kein gegenstück hierzu — hat Crétin der zukunft Frankreichs gewidmet; hier prophezeit er eine *union économique* seines vaterlandes mit dem übrigen Europa. (Der ausgang wie die folgen des jetzigen krieges werden zu zeigen haben, ob nicht jede art der verständigung zwischen Deutschland und Frankreich für immer in den bereich der utopien gehört!) Paris und alles, was darüber wissenswert ist, hat Crétin — wie auch Bornecque-Röttgers — mit einem besonderen kapitel bedacht, das natürlich bei letzterem wieder viel weiter ausgreift. Abbildungen, an denen Bornecque-Röttgers so reich ist, weist das buch nicht auf, wohl aber einige karten und graphische darstellungen.

*Ad* 12. Dieses dreibändige lesebuch ist in seinem der oberstufe gewidmetem teile nicht ohne verdienst, weil hier der verf. — allerdings ohne sich viel um literarische gesichtspunkte zu kümmern — das französische schrifttum vom 15. jahrhundert bis zur jetztzeit in chronologisch angeordneten kurzen proben an uns vorbeiziehen läßt. In der getroffenen auswahl fällt zweierlei angenehm auf: einmal, daß dem gedankeninhalt nach wertvolles dem stilistisch glänzenden anscheinend vorgezogen worden ist; dann, daß der reichtum an aphorismen und maximen, in denen die franzosen aller zeiten bekanntlich hervorragendes geleistet haben, besonders augenscheinlich zutage tritt.

*Muster guten stils.* Übersetzt aus dem französischen von prof. dr. H. WERNEKE. Düsseldorf, L. Kinet. 1912. 114 s. Geb. m. 1,20.

Der gedanke, deutschen schülern als stilmuster gute übersetzungen französischer schriftsteller vorzulegen, ist originell. Wie man auch darüber denken mag, jedenfalls hat es der verf. fertig gebracht, vorzugsweise aus der literatur des 19. jahrhunderts ausgewählte stellen bei strengster anlehnung an die konstruktionen des originaltextes in idiomatisches deutsch umzugießen. Des zeitgemäßen interesses halber möchte ich die nr. 47, ein bruchstück aus Chateaubriand, „Die Franzosen“ überschrieben, hier zum besten geben: „Söhne des klassischen altertums, sind die franzosen römer durch ihren geist, griechen durch ihren charakter. Unruhig und leichtsinnig im glück; standhaft und unbesieglich im ungemach; zu allen künsten geschickt; gesittet bis zum übermaß während der ruhe des staates, roh und wild in den politischen wirren; schwankend wie schiffe ohne ballast, ein spielball ihrer leidenschaften; jetzt im himmel, gleich danach im abgrunde; begeistert für das gute und das böse, indem sie das eine tun, ohne dank zu verlangen, und das

andere, ohne gewissensbisse zu spüren; sich weder ihrer verbrechen noch ihrer tugenden erinnernd; im frieden kleinmütig am leben hangend, in den schlachten verschwenderisch mit ihrem blute; eitel, spottsüchtig, ehrgeizig, gleichzeitig konservativ und fortschrittlich, alles verachtend außer sich; einzeln die liebenswürdigsten menschen, in ihrer gesamtheit die unangenehmsten von allen; bezaubernd in ihrem eigenen lande, unerträglich in der fremde; bald sanfter und unschuldiger als das lamm, das man erwürgt, bald unerbittlicher und wilder als der reißende tiger: so waren ehemals die athener, und so sind heute die franzosen.“ Wie gut doch der alte Chateaubriand seine landsleute gekannt hat!

*Dresden.* LUDWIG GEYER.

---

R. BÜTTNER, *An English Grammar for use in High Schools, Academies, Training Colleges, and higher educational institutes generally.* Leipzig, Wilhelm Schunke. 1913. XII, 314 s. Geb. m. 3,50.

Diese ganz englisch geschriebene grammatik enthält nach einer sprachgeschichtlichen einleitung drei hauptteile: I. *Sounds* (laute, betonung, orthographie). II. *Words:* Grundstock und entlehnungen (wortklassen und satzteile); bedeutungswandel (figuren, synonyme); wortbildung; flexion; komparation. Dann werden die einzelnen wortklassen ausführlich und mit vielen unterabteilungen behandelt. Unter *noun-formation* fällt auch die verwendung von sätzen an stelle von substantiven (s. u.), und von den verbalformen außer dem gerundium auch der infinitiv mit *to*. Beim verb ist die konjugation sehr eingehend behandelt. Die übersicht und einteilung der präpositionen und konjunktionen nach der bedeutung ist beachtenswert. Überall wird in der formenlehre zugleich der *gebrauch* der wortarten und formen behandelt und nicht einer gesonderten syntax vorbehalten. III. *Sentences:* Die satzlehre hat es nun lediglich mit den arten der sätze, den satzteilen (ergänzung zu II, 2), der unterordnung und beiordnung der sätze zu tun (hier auch die interpunktion). — Auf das alt- (ags.) und mittelenglische wird häufig hingewiesen und so der ursprung der neuenglischen spracherscheinungen erläutert. Die aussprache ist (hauptsächlich im I. teil) nach Daniel Jones mit den zeichen der *Ass. phon. int.* angegeben. Überall findet man ein reiches anschauungsmaterial englischer sätze oder wortreihen, aus denen durch übersichtliche hinweise die klar, aber kurz gefaßten regeln (in kursivdruck) abgeleitet werden. Die sätze sind ohne quellenangabe und zum teil wohl dem mündlichen gebrauch entnommen, aber, soviel ich sehe, durchaus einwandfrei. Manchmal stehen proben der *colloquial speech* und der *literary language* in lehrreichem gegensatz beieinander. Kurze poetische stücke finden sich besonders im phonetischen teil.

Das werk zeugt von gründlicher kenntnis der englischen sprache; die darstellung ist klar und wohlgeordnet.

Daß in den abschnitt *derivation* auch solche wörter aufgenommen sind, die ihre bildung einschließlich der prä- und suffixe bereits in einer fremden sprache erhalten haben, ist theoretisch vielleicht an-

fechtbar, aber praktisch ohne zweifel nützlich und daher auch in neuern grammatiken längst üblich. Doch hiervon abgesehen scheint mir die vfn. in der annahme von suffixen für schulen und seminare teilweise zu weit zu gehen. Oder wie soll in *timber*, *thunder*, *wonder*, *hunger* (s. 106) der wortstamm lauten, wenn *-er*: wie in *honour* (s. 85), wenn *-our* suffix ist? Bei *beam* (suffix *m*), *dream*, *foam* (s. 106) muß man schon auf indogermanische wurzeln (s. *Oxf. D.*) zurückgreifen; näher liegt der stamm bei *bloom*, *blossom* und *doom*. Zur etymologie von *park* (s. 105) und *lady* (s. 100) siehe gleichfalls *Oxf. D.*; *lady* ist danach *kein* deminutivum. Bei *beauty* (s. 20) wird besser nur auf französisches *beauté* zurückgegangen, da ein lateinisches *bellitas* kaum nachzuweisen ist. Neben *bishopric* (nach 105 einziges beispiel einer örtlichen bezeichnung mit englischem suffix) wäre noch *kingdom* zu nennen.

Die s. 83 angenommene dritte art der *conversion* (verwandlung eines redeteils in einen andern), wird *only syntactical* genannt. Als beispiel dient ein nebensatz als objekt zu *believe*, mit der bemerkung *substantive clause = noun* (s. auch s. 98, 99, 164). Die vertretung eines dingworts durch einen satz gehört aber nicht in die wortbildungslehre, wo die vfn. sie einordnet, sondern (wie durch *syntactical* schon halb eingeräumt wird) in die satzlehre, wo sie z. b. bei Poutsma behandelt wird.

Noch etwas nicht grammatisches: ob *honourable* (s. 81) in der rede des Antonius ironisch zu verstehen sei, ist bekanntlich streitig. Dem zweck der rede entspricht es aber, daß die zuhörer es zunächst für ernst halten; denn dem redner muß vorläufig daran liegen, als einig mit den augenblicklichen machthabern zu erscheinen.

Druckfehler sind selten. Ich bemerke: *by read* (s. 103, 9) statt *be read*, *salled* (s. 175) statt *called*, *the friendship of B. was worth seeing* (s. 258) statt *suing*; *Philipp* (s. 203 u. ö.) statt *Philip*; *widow* und *widower* (s. 195) haben ihre plätze vertauscht. Die ligatur für *a* + *e* (s. 145 u. ö.) sieht zu sehr wie *o* + *e* aus.

Was den gebrauch des buches in *high schools* und *training colleges* betrifft, so bestimmen für Preußen die lehrpläne von 1908 für die weiblichen höheren lehranstalten, einschließlich der lyzeen (jetzt oberlyzeen) und studienanstalten, daß die systematische behandlung der grammatik grundsätzlich in deutscher sprache zu geschehen hat. Ob diese vorschrift auch für oberrealschulen und realgymnasien gilt, ist mir nicht bekannt; Hausknecht gibt im *English Scholar* viele regeln englisch. Da außerdem viel gelesen werden soll („die lektüre steht im mittelpunkt des unterrichts") und auch literaturgeschichte, sprechübungen und schriftliche arbeiten nötig sind, so werden selbst oberlyzeum und studienanstalt kaum die zeit für eine so eingehende und wissenschaftliche behandlung der grammatik finden. Hinsichtlich der genannten realanstalten und der schulen außerhalb Preußens kann ich nicht urteilen. Am meisten scheint das vorliegende buch für angehende philologen geeignet; auch lehrer und lehrerinnen werden es mit nutzen zu rate ziehen.

*Kassel.* M. Krummacher.

---

Dr. Paul Ziertmann, *Pädagogik als wissenschaft und professuren der pädagogik* (Schriften der Wheelergesellschaft, heft 2). Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1914. 65 s. Geh. m. 2,—.

Eine eingehende würdigung dieser gehaltreichen schrift ist hier nicht am platze. Es sei nur hervorgehoben, daß in den klaren erörterungen des verfassers der pädagogik ein hervorragender platz im systeme der wissenschaften zugesprochen wird, und eine erweiterung ihres bereiches vieles einbezieht, was bisher kaum bearbeitet wurde. An der aufklärung und darstellung der bildungsideale z. b. können auch neuphilologen mitarbeiten, etwa in der art wie Bülbring in seiner ausgabe von Defoe's *Compleat Gentleman* ein englisches bildungsideal zu erfassen suchte. Im übrigen verweist der verfasser auf das typisch deutsche dilemma: weil die pädagogik als wissenschaft an den universitäten nicht eben häufig und da nicht immer im hauptamte vertreten ist, entbehrt die pädagogische forschertätigkeit eines festen haltes und fördert die erkenntnis wichtiger schulfragen fast gar nicht, so daß diese dilettantischer oder parteiischer behandlung verfallen; und weil andrerseits diese art der pädagogischen schriftstellerei „jeden, der an wissenschaftliche betrachtung einer sache gewöhnt ist, nur abzuschrecken vermag", wird die pädagogik an den universitäten geringgeschätzt. Ziertmanns vorschläge, diesem wenig erfreulichen zustande abzuhelfen, sind sehr zu begrüßen, einiges davon ist durch die österreichische prüfungsordnung bereits erprobt, und wenn auch bei uns in jüngster zeit durch ein groß angelegtes werk der auffassung vorschub geleistet wurde, als käme es beim unterrichten nur auf praktische methodik an, wird doch angesichts der wilden kritik, die unberufene auch am österreichischen höheren schulwesen üben und auf die man nur mit pädagogischen und statistischen exakten daten erwidern kann, die forderung nach wissenschaftlicher pädagogischer vorbildung und durchbildung gerade in lehrerkreisen sich lebendig erhalten. Die bedenken, welche der verfasser gegen die berufung von schulmännern zu professoren der pädagogik geltend macht, scheinen mir nicht durchaus gerechtfertigt, gerade im hinblick auf österreichische verhältnisse. Denn es besteht kein hindernis, einem praktischen schulmanne, der sich pädagogisch besonders betätigt, durch urlaube, stundenkürzung, stipendien, reiseerleichterungen und anderes mehr gelegenheit zu geben, seine wissenschaftlichen studien mit aller gründlichkeit zu treiben. Er kann dabei besser fahren als ein universitätsprofessor, der im jahr, wie es Minor einmal berechnete, durchschnittlich zehntausend seiten prüfungsarbeiten durchzulesen hat. In Österreich ist übrigens — und das möchte ich auch zu meinen ausführungen *N. Spr.* bd. XXII heft 9/10 bemerken — vor einiger zeit ein hervorragender experimentalphysiker mit der aufgabe betraut worden, methodische vorträge über sein fach an der universität zu halten. Bei der bedeutung der von Ziertmann behandelten fragen, deren soziologische wichtigkeit er gebührend herausgestellt hat, ist die schrift als sehr gute zusammenfassung bestens zu empfehlen, zumal sie recht oft auf wissenschaftliches neuland hinüberführt.

Schriften der Wheelergesellschaft zur erörterung von fragen des deutschen und ausländischen bildungswesens, 3. heft: *Verhandlungsberichte über die sitzungen vom 6. mai 1910 bis zum 30. september 1913.* Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1914. 92 s. Geh. m. 2,80.

Von den neun vorträgen, welche hier vollständig oder in ausführlichen inhaltsangaben abgedruckt sind, beziehen sich vier auf Nordamerika und interessieren auch den neuphilologen; der vortrag von C. v. Klenze über *Deutsche kultureinflüsse in Amerika* ist wegen der eingehenden darlegung des geringen einflusses des deutschtums in Amerika sehr lehrreich und erklärt die merkwürdige haltung der Vereinigten Staaten, besonders wenn man Hugo Münsterbergs schönes buch *The War and America* noch dazu nimmt. Der aufsatz über *Deutsche schulen in Argentinien* weist auf die eigentümliche lage des deutschen schulwesens im auslande hin. Es ist schade, daß die an die vorträge sich anschließende debatte meist nur kurz angedeutet ist; aber auch so bieten die verhandlungen sehr viel, das gerade den neuphilologen angeht; die ausführungen s. 85—87 berühren sich vielfach mit dem, was ich in den *N. Spr.* XXII, heft 10 vorbrachte, und mehrfach ist die bedeutung des fremdsprachlichen unterrichtes an den höheren schulen des auslandes gestreift, in einer zeit recht wertvoll, die mit allen möglichen argumenten gegen den fremdsprachlichen unterricht in Deutschland stimmung macht.

Dr. Gustav Baumann, *Ursprung und wachstum der sprache.* München und Berlin, R. Oldenbourg. 1913. 153 s. Geh. m. 4,50.

Das buch ist in seinem sprachlichen teile völlig verfehlt, eine sammlung wüster etymologien, die anerkanntes, mögliches und kraß unmögliches bunt durcheinander werfen, einer theorie zuliebe, welche auch im heutigen sprachstande alles als nachahmung von naturlauten ansieht und oft in der wunderlichsten weise etymologisch erklärt. Der beweis für den satz „alle sprachzeichen sind aus willkürlicher nachahmung entsprungen“ läßt sich in der art, wie es der verfasser tut, nicht erbringen, vor allem nicht an jungem sprachgute. Denn wie die gebärdensprache tritt auch die naturlaute nachahmende sprache mit dem fortschritte der bildung immer mehr zurück. „Im deutschen übertrug sich ‚tasten‘ durch begriffserweiterung auf ‚tun‘. Dasselbe ist im englischen der fall, woselbst aus *touch* = tasten *do* = tun wird, während die variation *to*, kraftwörtern vorangesetzt, den infinitiv anzeigt“ (s. 111). „Im Latein finden wir *nihil* (früher gewiß *nicil*) = nichts, vernichtetes, dann *nox* = nacht, vernichtetes licht“ (s. 118). „Wallen. Dieser deutsche name übertrug sich einerseits wegen ähnlichkeit auf das wollen und andererseits wegen zeitlichen und räumlichen zusammenhanges auf die welle, der name der welle sodann wegen ähnlichkeit, nämlich wegen der gekräuselten form des wellenkammes auf die wolle, der name der wolle kausal wegen des wohligen anfühlens derselben auf den eigenschaftsbegriff wohl. Dieser zunächst sich auf die tastempfindung beschränkende begriff gewann die allgemeine bedeutung gesund. Von welle stammt quelle = das gewelle, ferner weilen, indem die welle zugleich fortschreitet

und an derselben stelle sich neu bildet. Sodann ist aus weilen weiler = stätte des weilens abgeleitet“ (s. 110). „Die trambahn, anfänglich mit pferden betrieben, ist nach dem trampeln der pferde benannt“ (s. 118). Das sehen ist ein herbeisaugen mit den augen usw. usw. Dabei hat der verfasser die schwierigkeiten des problems klar erkannt (vgl. s. 67); er hätte besser sich darauf beschränkt, auf den sammlungen seiner vorgänger fußend (Wackernagels *Voces variae animantium*, Wintelers *Naturlaute und sprache*), das zahlreiche gesicherte material aus dialekten, der volkssprache, kindersprache und neubildungen wie aus der reichen volkskundlichen literatur zu ergänzen und die lautsymbolik weniger entwickelter sprachen zu untersuchen; übrigens ist auch ein ausblick auf andere, höher entwickelte sprachgruppen vorteilhaft; Meyer-Lübkes *Romanisches etymologisches wörterbuch* verzeichnet unter 8509 nummern 145 schall-, lall- und lockworte, die als grundlage der romanischen entwicklung sich sehr fruchtbar erwiesen. Dann hätte er seiner theorie mindestens denselben hohen grad von wahrscheinlichkeit zu verleihen vermocht, den L. Noirés synergastische theorie, gegen die er wenig stichhaltiges beibringt, weil er Büchers *Arbeit und rhythmus* nicht heranzieht, oder die unlängst vorgebrachte ansicht Sperbers vom sexuellen ursprung der sprache für sich in anspruch nehmen können. Im 7. kapitel über das problem einer internationalen sprache sind die forderungen nach kürze (= grammatischer einfachheit) und freier beweglichkeit der sprache schwer unter einen hut zu bringen, die schwierigkeiten der wortschöpfung nicht erfaßt. Wie der verfasser daneben greift, zeigt seine erklärung von hund als das hu-ende tier (s. 69, 87); in frz. *huette* hätte er eine sichere stütze gefunden. Vom sanskrit werden griechische, deutsche, lateinische wörter abgeleitet, in etymologischen gleichungen polnische wörter angeführt, welche, aus dem deutschen entlehnt, gar nichts beweisen. Die psychologischen ausführungen wie der theoretische teil des buches sind reich an guten und anregenden bemerkungen und beweisen, daß der verfasser offenbar in einer frage der grenzwissenschaft seine kräfte überspannte. Wer, in etymologie und sprachwissenschaft sattelfest, die behauptungen des verfassers überall nachprüfen kann, wird aus dem buche manche anregung schöpfen. Einen indirekten beitrag zur sprachlichen lautnachahmenden neubildung möchte ich noch anfügen: bei unserer feuertaufe am 29. august v. j. beehrten uns die russen mit schweren 15 cm-haubitzgranaten, die meine mittelsteirer „rollwagerln“ tauften. Erst nachträglich erfuhr ich, daß rollwagerl soviel ist wie draisine; auf das seltsame, stoßartige geräusch, mit dem sich so ein brummer ankündigte, paßte der name vorzüglich, wenn man an eine fahrende draisine dachte.

Dr. Ludwig Sütterlin, *Werden und wesen der sprache.* Leipzig, Quelle und Meyer. 1913. 175 s. Geb. m. 3,80.

Aus frankfurter vorträgen ist dieses schöne buch hervorgegangen, das in lebendiger, anziehender sprachgestaltung, deren wirkung eine glückliche bildhafte ausdrucksweise noch erhöht, alles wesentliche über die sprache und besonders unsere sprache bringt, von der

sprachschöpfung ausgehend, wo der verfasser den heutigen stand unseres wissens oder besser nichtwissens vorsichtig umschreibt, bis tief hinein in die schwierigsten fragen sprachlicher entwicklung. Auch im praktischen leben wichtige fragen, wie die einer weltsprache oder der wahl zwischen deutscher und lateinischer schrift, werden erörtert; besonders gut hat mir Sütterlins stellung zum fremdwort gefallen: „auskommen kann man aber jedenfalls auch ohne alle fremdwörter — wie die griechen ja auch so ziemlich ohne sie ausgekommen sind —, wenn man will" (s. 140); sein buch ist der beste beweis dafür. Eines würde den nutzen des buches wesentlich erhöhen, eine bibliographie oder bibliographische hinweise, die zu weiterer vertiefung in die behandelten fragen führen; wo Adolf Noreen den zweckgedanken ausgesprochen, Marbe und Thumb die analogiewirkungen untersucht haben, wird besonders auch der fachmann gern erfahren. Einige sprachliche unebenheiten und druckfehler sind in dem buche stehen geblieben, von fremdsprachlichen *Mediterranée* s. 43, *chassis* s. 47, *sacre nom* s. 50, *house of Cesar* s. 71. Es wäre vielleicht nicht überflüssig gewesen, s. 4 darauf hinzuweisen, daß schon in der humanistenzeit und später nach dem dreißigjährigen kriege eine beschäftigung mit der älteren deutschen sprache einsetzt, die ebenso von vaterländischer begeisterung getragen ist wie später die romantischen anfänge der deutschen philologie, wobei außer dem hebräischen auch die deutsche „ur- und hauptsprache" als ältester geistiger besitz des menschengeschlechtes angesehen wurde. Die abkürzung *Pen. and Or.* für *Peninsular and Oriental Line* war mir nicht bekannt, mir ist nur *P. & O.* [*'pi:ə'nou*] geläufig. Bei backfisch s. 50 sind die worte groß und klein offenbar verwechselt worden; und ich zweifle, ob man von einem *einseitigen* gelehrten, der niemals einen pferderücken unter sich gehabt hat, sagen kann, er sei in allen sätteln gerecht (s. 55); denn nach meinem empfinden ist „einseitiger gelehrter" in einen begriff verwachsen, den man nur auf einseitige wissenschaftliche tätigkeit anwendet. Die verfallserscheinungen durch zerstörung und neuaufbau der formen (s. 84, 86) treten nicht bei allen gebildeten sprachen unseres Europa so auffällig zutage; mit ausnahme des bulgarischen zeigen heute noch die slawischen sprachen die unangenehm verwickelte beugungsart der alten sprachen, eine geschichtlich auch mit rücksicht auf ihre wirkungen höchst bedeutende erscheinung. S. 90 lies „Sewerowostotschnoj = nordost(kap)". Irrig ist es, zu sagen, daß das *ea* in englisch *mean* wirklich einmal e-a (*méan*) lautete (s. 104), hier liegt umgekehrte schreibung vor. Auf s. 107 hätte doch die satzzerstückelung, in lebendiger *rede* nicht störend, geglättet werden sollen. Sehr vernünftig ist gerade jetzt (das buch erschien vor dem kriege) die ansicht des verfassers über den fremdsprachlichen unterricht (s 161/62). Sie ist, wie überhaupt das ganze buch, die beste erwiderung auf die äußerungen all derer, die nun — noch mehr als früher — im fremdsprachlichen unterrichte eine schwere gefährdung einer gesunden nationalen erziehung erblicken. Je mehr der deutsche unterricht sich auch als *scientia amabilis* präsentiert, je weiter er von der dürren weide der formalgrammatik zum tieferen eindringen in die ver-

schlungenen waldpfade des sprachlebens lockt, desto weniger wird er vom fremdsprachlichen unterrichte eine störung seiner kreise zu fürchten haben, und zu den guten büchern, die Hildebrands gedanken weitertrugen und ausbauten, gesellt sich auch dieses buch, das mit wissenschaftlicher unbefangenheit und vorurteilslosigkeit ruhiges und festes völkisches empfinden glücklich vereint.

*Bruck a. Mur.* FRITZ KARPF.

---

B. KAHLE, *Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre zeitgenossen.* Mit 7 bildnissen und 4 tafeln. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1908. („Aus natur und geisteswelt" nr. 193.) Geb. m. 1,25.

In ansprechender, flüssiger darstellung gibt das bändchen eine gute einführung in die neuere literatur Norwegens. Naturgemäß nimmt den breitesten raum ein die entwicklung von Ibsens und Björnsons werdegang, ihrer bedeutung für das schrifttum ihres vaterlandes und ihrer stellung in der weltliteratur. Das schlußkapitel würdigt Jonas Lie, Alexander Kielland, Amalie Skram, Arne Garborg, Knut Hamsun, die größtenteils in Deutschland nicht minder bekannt und geschätzt sind als in ihrer heimat. Das bändchen sei jedem freunde nordischer literatur angelegentlichst empfohlen.

O. LYON, prof. dr., *Neuere deutsche lyrik. Auswahl.* Mit 12 abbildungen, Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig. 1913. Geb. m. 2,50.

Es ist ein trefflicher gedanke, der neueren deutschen lyrik in der schullektüre den gebührenden platz einzuräumen. Lyons sammlung bedeutet einen großen fortschritt, doch nur eine etappe auf dem weg zum ziel. Eine jedermann befriedigende *lyrische* anthologie zu bringen, wird wohl ewig ein unmögliches ding bleiben: im letzten grunde muß ein jeder seine eigenste auslese sich selber zusammensuchen. Handelt es sich nun um eine auswahl für den schulgebrauch, so ist das beste gerade gut genug, in möglichst konzentrierter dosis. Die meister nur dürfen zu wort kommen, in einem umfang, der ihrem werte angemessen ist. Und da liegen meines erachtens die schwächen von Lyons sammlung. Die grenzen sind zu weit gesteckt, die proben nicht immer charakteristisch und im umfang der bedeutung des dichters entsprechend. Zu viele mitläufer werden eingeschwärzt, — als ärgstes beispiel sei M. R. von Stern genannt —, andere, wie Stefan George und Rilke, Schaukal und Dauthendey, sind durch ziemlich farblose proben vertreten, die der eigenart dieser dichter (man mag denken über sie, wie man will) nicht gerecht werden. Trotz allem hat man das gefühl, daß Lyon die erwünschte anthologie zusammenstellen könnte; er hat ein feines lyrisches empfinden (ich verweise auf die gute auswahl aus Hartleben und Münchhausen). Nur mußte er den auchlyrikern gegenüber die nötige rücksichtslosigkeit walten lassen und bei eventuellen ergänzungen für die übrigbleibenden vielleicht noch etwas mehr im auge behalten, daß sein buch vornehmlich jungen leuten in die hand gegeben wird, denen man im alt- und neusprachlichen wie im deutschen unterricht kost für erwachsene vorsetzt.

*Frankfurt a. M.* L. PETRY.

---

Druck von C. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.





J. Schipper.

Neuere Sprachen. Bd. XXIII. Zu Heft 2.

Nach Orig.-Aufn. von L. Grillich, Hofphotograph in Wien.

# DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXIII. **OKTOBER 1915.** HEFT 6.

## ZUR KÜNFTIGEN AKADEMISCHEN VORBILDUNG DER NEUPHILOLOGEN.

*Vorbemerkung.* Von der überzeugung ausgehend, daß eine schulreform, die diesen ehrentitel voll und ganz verdient, in besonderem maße der *steigerung der persönlichen leistungsfähigkeit der oberlehrer* ihre aufmerksamkeit zuzuwenden hat, soll obige frage hier erörtert werden. Da sie auf den neuphilologentagen der letzten jahre mehrmals gegenstand sehr eingehender besprechungen gewesen ist, muß zur innern rechtfertigung einer nochmaligen behandlung des themas schon der eine oder der andere wesentlich neue gesichtspunkt aufgestellt werden. Zudem hat ja das problem der akademischen vorbildung der neuphilologen seit der veröffentlichung des *Entwurfs zu einer neuen ordnung der prüfung für das lehramt an höheren schulen* neue seiten gewonnen. — Betreffs des ganges der erörterung sei vorangeschickt, daß zuerst staatsprüfung und promotion, dann das studium als solches besprochen werden soll. Dieser gedankengang scheint zweckmäßig, weil die anforderungen in staatsprüfung und promotion gang und art des studiums beeinflussen. Jedoch liegt dem schreiber dieses die anschauung fern, als sei der stete und womöglich einzige hinblick auf die beiden prüfungen zugleich *der* maßgebende gesichtspunkt.

### I.

Bekanntlich fordert nunmehr der neue entwurf für die zukunft *zwei* hauptfächer von jedem kandidaten. Daß die formulierung des maßes der anforderungen in dem ersten bzw. zweiten hauptfache eine glückliche genannt werden kann, wird man schwerlich behaupten[1]. Da man bei der abfassung einer be-

[1] Vgl. *Neuere Sprachen* XXII, s. 408.

stimmung von so weittragender bedeutung eine unter sonstigen verhältnissen vielleicht verzeihliche gedankenlosigkeit kaum annehmen kann, liegt leider die vermutung nahe, daß künftig *eine und dieselbe volle* lehrbefähigung mit zweierlei maß gemessen werden soll.

Als völlig neu treten im entwurf die *zusatzfächer* auf. Soweit ich sehe, findet diese einrichtung starken beifall; glauben doch viele, hochschullehrer wie schulmänner, damit die mittlere linie gefunden zu haben, auf der sich die wissenschaftliche arbeit der universität mit der schulpraxis begegnet. Es wurden sogar stimmen laut, die — nehmt alles nur in allem — die zusatzfächer geradezu als ei des Kolumbus begrüßten. Ich verkenne nicht das bestechende des gedankens, der der neuen einrichtung zugrunde liegt. Anders wird das gesamtbild, wenn man nicht — oder doch nicht in erster linie — von sachlich-theoretischen, sondern von praktisch-persönlichen erwägungen ausgeht. Als schweres bedenken gegen die zusatzfächer ergibt sich dann einmal das folgende. Aus dem entwurf ist nicht mit sicherheit zu entnehmen, ob der erwerb einer lehrbefähigung in einem zusatzfache von der ablegung einer prüfung in einem nebenfache entbindet. Falls dies nicht oder nur mit einschränkungen der fall sein sollte, würde das zusatzfach zwei hauptfächer und ein nebenfach zur *voraussetzung* haben, — eine leistung, die schon jetzt, und zwar nicht am wenigsten bei den *vielseitigen* anforderungen an die neuphilologen, die ganze kraft eines einelnen voll in anspruch nimmt. Sollte aber bei dem vorhandensein einer lehrbefähigung in einem zusatzfache von einem nebenfache abgesehen werden, liegt die gefahr nahe, daß (wenigstens nach der vorherrschenden meinung maßgebender stellen) die verwendungsmöglichkeit des kandidaten zu sehr beeinträchtigt wird. Als ausweg erscheint alsdann nur zu leicht die nicht selten ständige beschäftigung des betreffenden in solchen fächern, in denen er (oder der schulleiter) auch ohne akademische fachvorbildung etwa bis tertia oder sekunda hinauf an ausreichende unterrichtserteilung glaubt. (Man denke nur an deutsch oder erdkunde!) Diese immer noch vielgeübte gepflogenheit dürfte nur schwer mit den grundlinien des entwurfs, der das spezifisch-fachmännische stark unterstreicht, in einklang zu bringen sein.

In wissenschaftlicher, teilweise auch in praktischer hinsicht vortrefflich sind zweifellos verbindungen wie die nunmehr amtlich empfohlenen: englisch und deutsch, etwa mit philosophischer

propädeutik oder dänisch als zusatzfach, ferner französisch und latein, nebst italienisch oder spanisch, philosophische propädeutik oder kunstgeschichte. Aber eine frage ist wohl nicht von der hand zu weisen: was hilft es unsern höheren schulen *im ganzen*, wenn vielleicht je einer von zehn oder zwanzig neuphilologen sich wirklich eingehend mit andern als dem speziell französisch-provenzalischen teilgebiet der romanistik beschäftigt hat? Denn der ganz verschwindend geringe bedarf der höheren schulen an lehrern des italienischen (frauenschule!) oder des spanischen kommt doch praktisch kaum in frage. Wer ist ferner optimist genug, um zu glauben, der in zukunft möglicherweise häufige erwerb der philosophischen propädeutik als zusatzfach seitens der neuphilologen werde eine, wenn auch nur ganz elementare bekanntschaft mit französischer und englischer philosophie in weiteren kreisen der gebildeten anbahnen??

Muß endlich überhaupt alles und jedes sonderstudium, das eine wünschenswerte vertiefung des studiums nach dieser oder jener richtung herbeiführt, auf grund einer prüfung amtlich bestätigt werden? Wie der entwurf unzweideutig sagt, ist bei den zusatzfächern wesentlich auf solche kandidaten rücksicht genommen worden, die (durch irgendwelche äußere oder innere führung) auf einem grenzgebiet des höheren schulunterrichts gelandet sind, dessen wissenschaftliche beherrschung *allein* zum erwerb einer selbständigen lehrbefähigung nicht hinreichen würde. Das wolle man doch nicht vergessen! Selbst wenn sich aber die zusatzfächer dereinst als die so überaus wertvolle und zweckdienliche einrichtung, als die man sie gegenwärtig hinstellt, bewähren sollten, so scheint doch zurückhaltung in der erteilung der betreffenden lehrbefähigungen seitens der prüfenden dringend geboten, denn es besteht die begründete vermutung, daß über kurz oder lang die eben angedeutete besondere bestimmung kaum noch beachtet, um so mehr aber womöglich vom ersten semester auch seitens der neuphilologischen studenten auf eine der genannten zusatzlehrbefähigungen hingearbeitet werde, — nicht immer zum vorteil des übrigen studiums, noch weniger im interesse der höheren schulen!

Ich verkenne keineswegs den gesunden gedanken, der den „zusatzfächern“ zugrunde liegt. Diese einrichtung im ganzen ablehnen (d. h. soweit sie *nicht* unterrichtlich selbständige fächer, wie z. b. dänisch oder hebräisch, betrifft) heißt, praktisch ausführbare vorschläge zur erreichung der ziele machen, deren

herbeiführung die zusatzfächer allem anschein nach dienen sollen. Will man ernstlich neusprachliche lehrer, die nach menschenmöglichkeit ihre schüler mit möglichst vielen seiten der „geistigen und materiellen kultur“ der franzosen bzw. der engländer, mit ihren sitten und gebräuchen bekannt machen, so stelle man die anforderungen in der prüfung (für ein und dieselbe stufe) derart, daß eine gewisse, nicht zu niedrig bemessene kenntnis der in betracht kommenden gebiete tatsächlich bei *allen* kandidaten gewährleistet wird, so vor allem in politischer und kulturgeschichte, in landes- und wirtschaftskunde, in staatlichen und sozialen einrichtungen, in philosophie, religion und kunst. Denn für den schulunterricht, und selbst auf der oberstufe, kommt es doch vielmehr darauf an, ein *gesamt*bild der landeskultur nach und nach zu entwerfen, das natürlich bald nach dieser, bald nach jener seite hin erweitert ist. Für diesen zweck ist aber eine besondere lehrbefähigung, etwa in philosophie oder kunstgeschichte, sehr entbehrlich. (Vgl. abschnitt II.)

Was die neusprachlichen fächer betrifft, ist fernerhin die trennung von französisch und englisch als nebeneinanderstehenden *haupt*fächern zu betrachten: ein entschluß, der sicher, zumal von den freunden der direkten methode, lebhaft begrüßt worden ist. Bis aber die empfohlenen verbindungen französisch und latein, bzw. englisch und deutsch, wirklich die vorherrschenden werden, sind noch manche hemmnisse aus dem wege zu räumen. Dahin rechne ich einmal die auch in fachkreisen anzutreffende vorstellung, französisch und englisch gehörten für den schulgebrauch in ähnlicher weise zusammen wie etwa latein und griechisch. Ein weiteres hindernis bilden gewisse alte gepflogenheiten maßgebender stellen, die nun einmal mit *dem* typus des zweisprachigen (richtiger dreisprachigen) neuphilologen rechnen, zumal im hinblick auf die unterrichtsverteilung. Auch bleibt abzuwarten, ob die verbindung französisch-latein seitens des prüfenden klassischen philologen nicht oft auf schwierigkeiten, mindestens aber auf starke vorurteile stoßen wird. Ob nicht der bloße gedanke, es könne möglicherweise jemand in prima latein unterrichten, der im griechischen nur gymnasialkenntnisse besitzt (oder selbst diese nicht in vollem umfange!), manches mal genügen wird, um manchen examinator von vornherein gegen den kandidaten einzunehmen? Was man auch dafür oder dawider sagen mag: die empfindlichkeit gegenüber solchen kandidaten der sprachlich-historischen fächer, die nicht hoher oder

höchster humanistischer weihen teilhaftig geworden, scheint stellenweise noch sehr groß. (Man denke nur an die einschlägigen bestimmungen über den erwerb der lehrbefähigung in geschichte, selbst der für die zweite stufe!) Wieviel nachsichtiger, ja, nicht selten gewiß allzu nachsichtig wird bei dem nachweis von kenntnissen aus wichtigen nachbar- oder grenzwissenschaften in *andern* fächern verfahren! Wenn irgend etwas, so zeigt meines erachtens gerade diese gegenüberstellung, wie sehr unser wissenschaftliches bildungsideal auch heute noch im weitesten bereich der gelehrten und der schulwelt einseitig auf den humanismus oder vielmehr auf das humanistische gymnasium eingestellt ist.

Wie gesagt, ist die empfehlung der trennung der beiden neusprachlichen hauptfächer nur zu begrüßen. Es bleibt nur noch zu wünschen, daß man es nicht bei der anrechnung der an ausländischen universitäten zugebrachten studienzeit bewenden ließe, sondern ein entsprechendes, mindestens ein- bis zweisemestriges studium zur *vorbedingung* des erwerbs der lehrbefähigung — jedenfalls der vollen — machte. Wenn seit 1913 in Württemberg ähnliche bestimmungen getroffen worden sind, warum sollten sie in Preußen und andern bundesstaaten nicht durchführbar sein? Zudem ist ja durch die empfohlene beschränkung auf *ein* neusprachliches hauptfach bereits eine nicht zu unterschätzende erleichterung nach dieser richtung geschaffen. Ferienkurse allein sind in der regel zu kurz, um auf die dauer sehr viel mehr als bloße anregung zu bieten. Meines erachtens mögen sie am ersten auf praktisch-phonetischem gebiet wirklich greifbare erfolge aufweisen und, wenn auch in bescheidenstem maßstabe, etwas in sich geschlossenes als bleibende wirkung hinterlassen. Voraussetzung bleibt allerdings, daß der ferienkurs den teilnehmer theoretisch wie praktisch-phonetisch hinreichend vorgebildet findet.

Hoffentlich wird die empfohlene trennung von französisch und englisch als hauptfächern insofern von allgemeinem vorteil sein, als, abgesehen von der nun ermöglichten vertiefung und der größeren übung im mündlichen und schriftlichen sprachgebrauch, nun auch die übrigen fächer des kandidaten sich in erhöhtem grade ideell um das jeweilige erste hauptfach gruppieren können. Nur treffe man vorkehrungen, daß der vorteil, den die beschränkung im gefolge haben *soll*, tatsächlich und stets gewährleistet wird. Dies wird z. b. beinahe zur unmöglichkeit, wenn etwa bei einer drohenden überfülle an kandidaten

der eine dem andern den rang abzulaufen sucht mit hilfe von möglichst vielen und am liebsten recht „nahrhaften“ nebenlehrbefähigungen! Zweifellos liegt ein derartiges jagen nach lehrbefähigungen nicht im sinne der gewünschten vertiefung („konzentration“) des studiums; ebensowenig ist es den weitaus meisten möglich, die anforderungen an methodische und didaktische übung, wie sie fast jedes fach in anderer weise verlangt, auf die dauer zu befriedigen, wenn sich die dazu erforderlichen fähigkeiten auf gar zu viele gebiete erstrecken soll. Und nun gar die fortgesetzte fühlung mit der fachwissenschaft und den fortschritten der unterrichtsmethodik! *Will* man ernstlich die nötige wissenschaftliche vertiefung und zugleich eine methodik, die sich einigermaßen unabhängig von den ausgefahrenen geleisen einstiger bequemlichkeit vorwärts bewegt, so mache man folgerichtig dem meist auf rein äußerliche ziele gerichteten erwerb von recht *vielen* lehrbefähigungen ein ende durch *einführung eines* numerus clausus *der lehrbefähigungen. Wer mehr als durchschnittliche begabung und durchschnittskraft in sich fühlt, wirke sich dann getrost in die tiefe, nicht in die breite aus.*

Soweit die prüfungsvorschriften. Man muß an die allmacht der druckerschwärze glauben, um zu wähnen, die paar auf das französische und englische bezüglichen zeilen der prüfungsordnung böten *allein* volle gewähr für eine sinngemäße ausführung. Als weniger wichtig erscheint mir dabei die tatsache, daß die persönliche auffassung des prüfenden von dem maß der nach dieser oder jener richtung zu stellenden anforderungen naturgemäß häufig weit auseinandergehen. Viel bedeutsamer ist die frage nach der eigenen unterrichtserfahrung, auf grund deren der examinator seine anforderungen stellt, und im hinblick auf die er die prüfungsergebnisse abwägt und beurteilt. Schrumpft nicht manche wissenschaftlich hochwichtige und interessante frage einer fachwissenschaft für den schulunterricht beinahe zu einem nichts zusammen; heben sich andrerseits aus der fast unübersehbaren mannigfaltigkeit wissenschaftlicher tatsachen und probleme nicht manche heraus, deren gründliche beherrschung für eine künftige bewährung des kandidaten im schulunterricht unerläßlich ist? Die unterscheidung des für den schulunterricht bedeutsamen und des mehr theoretisch-wissenschaftlichen läßt sich aber nun und nimmermehr gleichsam *a priori* bestimmen; es würde auch nicht viel nützen, wollte man, einem natürlichen hange des deutschen folgend, die praxis zum gegenstand des

theoretisierens machen, oder, im günstigsten falle, erfahrungen und einsichten anderer auf diesem gebiet sich kurzerhand aneignen. *Hier tut's die praxis freilich allein* — wenn auch nicht notwendigerweise eine bis auf die gegenwart fortgesetzte, so doch eine nicht allzu knapp bemessene *eigene* unterrichtserfahrung des prüfenden überhaupt. In dieser beziehung sind die neuphilologen gegenüber den meisten vertretern anderer fächer anscheinend durchschnittlich günstig gestellt, wiewohl im einzelnen noch manches zu wünschen bleibt.

Zwei hauptfächer, darunter für neuphilologen entweder französisch *oder* englisch, müßten nicht die *conditio sine qua non* darstellen, sondern *allein* schon als zureichend für ein volles oberlehrerzeugnis angesehen werden; darüber hinaus dürfte nur *ein* nebenfach, oder, wenn es doch sein muß, *ein* zusatzfach *gestattet* werden. Die sattsam bekannten „schultechnischen gründe“, die bis zum überdruß gegen diese als theoretisch notwendig anerkannte beschränkung angeführt werden, erweisen sich bei näherem zusehen häufig, sehr häufig als nicht stichhaltig; ehrlicher wille vorausgesetzt, könnte, zumal an größeren lehranstalten, diese beschränkung auch jetzt schon in der hauptsache durchgeführt werden, wäre es nicht immer wieder die macht der gewohnheit in verbindung mit einer starken dosis schlendrian, die einer besserung entgegenstehen. *Ganz* ohne härten geht es allerdings bei *keiner* reform ab; immerhin fragt es sich, auf welcher seite das größere übel liegt. Im hinblick auf kleinere anstalten, vor allem nichtvollanstalten, halte man an der bisher möglichen erteilung von oberlehrerzeugnissen mit „nur“ *einem* hauptfache fest, dem dann als ausgleich *zwei* nebenfächer zur seite ständen.

Auf die *promotion* kann in diesem zusammenhang nur kurz eingegangen werden. So sehr auch im interesse seines künftigen berufes dem staatsexamenkandidaten ein möglichst von vornherein geregelter studiengang zu wünschen ist, müßte man selbstverständlich mit rücksicht auf die promotion nach wie vor die möglichkeit spezialistischer vertiefung bestehen lassen. Beide ziele schließen einander nicht aus; sie würden sich noch weniger gegenseitig behindern, wenn es mehr und mehr die regel würde, daß man die doktorarbeit nicht womöglich bereits im fünften oder sechsten semester beginnt, sondern sie für die zeit nach beendigtem staatsexamen aufspart. Ich verkenne nicht die schwierigkeiten, die sich heute noch in den meisten fällen der

promotion *nach* dem staatsexamen, d. h. etwa während der praktischen ausbildung oder später, entgegenstellen. Wenn aber erst einmal der heute allzu schroffe gegensatz zwischen studium und schulpraxis gemildert sein wird, dann ist es an der zeit, dieser sonderfrage näherzutreten. Ein bescheidener anfang nach dieser richtung ist bereits vorhanden, insofern seit einigen jahren bei weitem nicht mehr in dem umfange, wie früher statthaft war, die dissertation als ersatz einer staatsexamensarbeit angenommen zu werden pflegt. Was man auch gegen diesen meinen vorschlag sagen mag: idealer zugleich und zweckmäßiger (vom wissenschaftlichen standpunkt) ist es sicher, wenn der doktorand die größtmögliche wissenschaftliche reife und urteilsfähigkeit zu seiner aufgabe mitbringt; nicht zuletzt wäre vielen doktoranden auch größere selbstkritik ihrer leistungsfähigkeit zu wünschen. Die geforderten eigenschaften aber stellen sich bei den weitaus meisten nicht schon nach ein paar studiensemestern ein, sondern nur zu oft erst, nachdem der *ganze* umkreis der fachwissenschaft an ihrem geistigen auge vorübergezogen ist. Endlich darf man auch mit zuversicht voraussagen, daß nach einer reform im angedeutetem sinne die notfruchtartigen dissertationen seltener werden würden, desgleichen die unzähligen unvollendeten promotionsversuche, — meist versuche mit unzureichenden mitteln. Das ansehen des philosophischen doktortitels könnte auf diese weise nur gewinnen.

II.

Es bleibt uns übrig, aus den im ersten teil aufgestellten forderungen die notwendigen folgerungen für die künftige gestaltung des neusprachlichen studiums abzuleiten. Zwei umstände sind dabei nicht außer acht zu lassen: einmal die rastlos weiterschreitende wissenschaftliche forschung, und, hand in hand damit gehend, die immer mehr hervortretende spezialisierung; sodann die im entwurf — jedenfalls theoretisch — völlig freigestellte wahl der verbindung von prüfungsfächern in der staatsprüfung. Längst bevor ähnliche zustände wie die heutigen auf wissenschaftlichem gebiete bestanden, gab ein preußischer ministerialerlaß eine diesbezügliche anweisung an die lehrer der prima. Er stammt aus dem jahre 1834 und wurde 1866 wiederholt. Da er in unseren tagen, soweit ich sehe, gänzlich in vergessenheit geraten ist, ist es vielleicht nicht ohne interesse, einiges daraus wörtlich anzuführen. „... Diejenigen schüler

der oberen klassen, welche sich für das höhere lehrfach bestimmen und nach ihrer ganzen persönlichkeit gegründete hoffnung erwecken ..., sind von den direktoren der gymnasien frühzeitig ... auch insbesondere nach anleitung des prüfungsreglements in nähere kenntnis aller der anforderungen zu setzen, welche späterhin die prüfung *pro facultate docendi* an sie machen wird. Da ferner nach den bisherigen erfahrungen diejenigen, welche sich dem höheren lehrfache widmen, selten auf der universität ihre vorbereitenden studien planmäßig einrichten und deshalb in vielen fällen das vorgesteckte ziel verfehlen, so wünscht das ministerium recht dringend, daß die direktoren, oder auch geeignete lehrer der gymnasien, ihnen im letzten semester vor ihrem abgange eine gehörige anleitung geben, bei welcher ebensowohl auf die forderungen des reglements und auf die wesentlichen bedürfnisse der gelehrten schulen, als auf die hauptrichtung, welche der einzelne vermöge seiner eigentümlichen anlagen und fähigkeiten in seinen universitätsstudien zu verfolgen willens ist, die nötige rücksicht zu nehmen ist."

Diese beiden erlasse, so schien es 1898, waren nahe daran, aus dem grau des theoretisierens in die wirklichkeit überführt zu werden. „Der erlaß von *studienplänen* bleibt vorbehalten," heißt es in der preußischen prüfungsordnung von 1898. Es muß sich wohl ein recht unangenehmer nebensinn mit dem begriff der studienpläne verbunden haben; denn sie scheinen einstweilen geradezu von der bildfläche verschwunden. (Ich denke nur an *amtliche* studienpläne!) Auch der neue entwurf von 1914 erwähnt sie nicht. Nun sei gern zugegeben, daß hier und da, nicht zuletzt auch seitens der inhaber romanistischer und anglistischer lehrstühle, im letzten jahrzehnt eine wendung zum besseren aus eigener kraft der beteiligten erfolgt ist. *Im ganzen* aber darf dieser an sich erfreuliche fortschritt doch nicht zu hoch eingeschätzt werden. Denn der wirkungskreis der einzelnen dozenten, der lektoren, universitätsseminare usw. ist nach lage der dinge ein verhältnismäßig beschränkter. Auch in diesem falle sind es meines erachtens „weniger die dinge als die meinungen über die dinge", die einer besserung im wege stehen. Wann werden sich *alle* maßgebenden stellen entschließen können, die „studienpläne" nicht mehr und nicht weniger sein zu lassen als das, was sie vernünftigerweise sein sollen und sein können: *ein leitstern für den anfänger, eine richtschnur für den vorgeschrittenen: keine zweck- und sinnlose einengung persön-*

*licher lern- und lehrfreiheit, sondern ein wegweiser über den ozean der schulwissenschaften; keine erziehung zum pflichtbanausentum, sondern zu zielbewußtem arbeiten; kein öder schematismus, der zur übertretung reizt, sondern eine zweckdienliche ordnung.*

Die zeiten sind wohl endgültig vorüber, da man kollegia über „einführung in das (!) akademische studium“ las. Aber für die jungen anfänger des neuphilologischen studiums wäre dringend zu wünschen, daß, mehr als bisher geschehen, vorlesungen, lieber noch anderweitige veranstaltungen geboten würden, die einen wesentlich einleitend-enzyklopädischen und in etwas auch allgemein-methodologischen charakter tragen. (Die menschlich begreifliche scheu mancher dozenten, über dinge vorzutragen, die ihrer eigentlichen *forscher*tätigkeit einigermaßen fernliegen, würde sich gewiß in vielen fällen als nicht unüberwindlich herausstellen.) Zwar geht nach meinung vieler der sicherste weg zu bleibender und persönlich wertvoller erkenntnis durch irrtum hindurch, d. h. für uns: durch eine schiefe auffassung von wesen, art und zweck des philologischen studiums. Es fragt sich aber, ob gerade *dieser* irrtum, in seinen folgen betrachtet, nachträglich so wertvoll ist, wie man ihn bisweilen hingestellt findet. Ich vermag z. b. nicht einzusehen, daß es besonders „ideal“ sei, etwa die historische sprachbetrachtung semesterlang schlechthin als „die“ wissenschaftliche anzusehen, — weil man nämlich keine andere rechtzeitig kennen lernte. Und ist es denn für den jünger der wissenschaft gerade förderlich, wenn er das zweifelhafte glück hatte, etwa Shakespeare und seine literarischen zeitgenossen während des akademischen studiums *einseitig* durch die lupe der quellenforschung, bzw. der textkritik kennen zu lernen??

So wichtig, ja, so unentbehrlich der philologischen *forschung* die spezialistische vertiefung ist, so verhängnisvoll vermag sie, wenn zum obersten grundsatz akademischen *lehrbetriebes* erhoben, der *bildung der wissenschaftlichen persönlichkeit* zu werden. *Nach dieser seite hin vorbeugend zu wirken, sollte einer der leitenden gesichtspunkte künftiger amtlicher studienpläne sein.*

*Weiterhin würde ihnen die wichtige aufgabe zufallen, die verschiedenen studienfächer des einzelnen nach möglichkeit untereinander rechtzeitig in organischen zusammenhang zu bringen.* War dies schon unter den bisherigen einfacheren verhältnissen selbst beim besten willen des studierenden nicht immer leicht und bisweilen nahezu unmöglich, so wird in zukunft auch diese gefahr der

zersplitterung und zusammenhanglosigkeit wachsen in dem maße, wie auch der ideelle schwerpunkt des studiums allzu leicht gänzlich aus dem gesichtskreise schwindet. Ich denke dabei nicht nur an so extreme, aber künftig mögliche verbindungen wie etwa englisch, biologie und mathematik.

An dieser stelle kann selbstverständlich kein ausgearbeiteter studienplan, sei es auch nur für *ein* fach, vorschlagsweise geboten werden. Ich begnüge mich daher mit einigen andeutungen. Grundgedanken der studienpläne, die dem anfänger als solche leicht erkennbar sein müßten, wären etwa diese: *erst ein klares ziel, dann der weg; erst die unentbehrlichen vorkenntnisse und grundlagen, dann möglichst zahlreiche und methodisch aneinandergereihte übungen; erst das allgemeine, wichtige, dann das besondere, minder wesentliche; erst das einfachere, dann das schwierigere.* Die so ermöglichte zeit- und kraftersparnis käme dann von selbst, ohne bewußte betätigung spezialistischer einseitigkeit, der gründlichkeit und der vertiefung zugute. Es ist also *kein* „pflichtbanausentum", das künstlich großgezogen werden soll, sowenig etwa, wie die auf hoher stufe stehende organisation wissenschaftlicher *forschung* das „banausentum" züchtet. Eine enzyklopädische vorlesung würde über umfang, hauptgebiete und aufgaben des betreffenden faches orientieren; auf die beziehungen zu wichtigen nachbar- und grenzgebieten wäre hinzuweisen. Bezüglich des sprachstudiums fehlt es immer noch allzu häufig am rechten verhältnis zwischen wissenschaftlichem studium und praktischer sprachbeherrschung, zumal gründlicher phonetischer schulung. Immer noch erscheint vielen, sehr vielen die phonetik als bloßes *grenzgebiet* der sprachwissenschaft, viel zu wenig dagegen als eine der unentbehrlichen grundlagen des gesamten wissenschaftlichen wie praktischen sprachstudiums; man könnte auch sagen: als modernes anhängsel der wissenschaftlichen, d. h. vergleichenden und historischen grammatik, gebiete, mit denen die phonetik „kaum in eine organische (!) verbindung treten kann". Es dürfen freilich die eigentümlichen schwierigkeiten des phonetischen spezialstudiums nicht verkannt werden; streift dies „grenzgebiet zwischen physik (akustik), physiologie und sprachwissenschaft" doch zugleich hart an die kunst, derart, daß ein ganz unmusikalischer bereits wegen dieser seiner veranlagung der phonetik in der regel wenig interesse entgegenbringen dürfte. Viel wäre trotzdem schon erreicht, wenn es künftig allgemeiner gelingen sollte, dem anfänger verständlich zu machen, daß die

historische wie die vergleichende und die praktische seite des sprachstudiums in größerer oder geringerer ausdehnung geradezu als „angewandte phonetik" betrachtet werden müssen: *nicht* buchstaben aus allen möglichen alphabeten, mit seltsamen zutaten, verstümmelungen und schnörkeln, die nach natur und geschichte, wesen und veränderlichkeit zu betrachten sind, sondern laute und lautgruppen. Vielleicht wäre *nach* dieser erkenntnis der tag nicht mehr fern, an dem auch eine bresche gelegt würde in das möglicherweise verhängnisvollste schuldogma, den bergeversetzenden glauben an die lateinische grammatik als „normalgrammatik" und an ihre angeblich „kristallklare logik". Als ob sprachen, und seien es die künstlichsten schriftsprachen, meteorgleich vom himmel zur erde kämen; als ob die gedanken, die sie mittels physiologischer und physikalischer vorgänge wiedergeben, nicht notwendigerweise dutzende von geschlechterfolgen und millionen von einzelwesen mit allen ihren persönlichen und völkischen denkeigentümlichkeiten zu ihrer jeweiligen sprachlichen formulierung erforderten!

„Wir wandeln unter geheimnissen." Dies Goethewort trifft auch auf die sprache und ihre erforschung zu; wer sie aber *einseitig* mit hilfe eines logischen oder psychologischen schemas oder, nicht minder einseitig, mit der historischen schablone des neunzehnten jahrhunderts untersucht, löst ihre geheimnisse nicht; im günstigsten falle zerhaut er den knoten.

Ähnliches wie über die phonetik ließe sich über die stellung der metrik im gesamtstudium des neuphilologen sagen. Doch ist nicht zu vergessen, daß besonders bei humanistisch vorgebildeten die metrik als solche einer gewissen abneigung begegnet; der vor allem in die antike metrik hineinphantasierte formalismus ist an diesem zustand schuldig. Es dürfte auf philologischem gebiete schwerlich ein sonderfach geben, in dem wissenschaftliche systemwut schwereren schaden angerichtet hat, als gerade die metrik. Unter diesen umständen ist dem studierenden neuphilologen oft nicht zu verdenken, wenn er eine gleichsam instinktive abneigung gegen eine, obzwar modern-exakt sich gebärdende, gleichwohl das spezifisch-scholastische streifende gelehrsamkeit an den tag legt. Und doch, ist nicht die metrik nächst der gesamtinterpretation geradezu *das* philologische sondergebiet, in dem sich sprachwissenschaftliche und literarische forschungsmethoden aufs engste begegnen und wie zu einer höheren einheit verschmelzen — sollten? Leider ist

*im ganzen* der akademische lehrbetrieb gerade in diesem punkte recht unzulänglich, und man ist versucht, das scheinbare paradoxon aufzustellen: je mehr *natürliche* veranlagung und sinn für recht eigentlich „metrische fragen" der student mitbringt, desto unbefriedigender ist das, was ihm die universität an „metrik" bietet: sehr zum schaden des bezüglichen schulunterrichts, der auf diese weise sicher niemals über die nahezu sprichwörtliche langeweile hinwegkommt, die der bloße begriff „metrik" für viele in sich birgt.

„Im anfang war der *rhythmus*" (Hans v. Bülow) — aber *nicht* der „takt", wie eine legion musikanten von fach und aus liebhaberei wähnen. Auf die gebundene form dichterischer gestaltung übertragen: im anfang war die (bewußte oder unbewußte) kunst des dichters, die seinen schöpfungen bald diese, bald jene metrische form verlieh. Darum sollte sich die metrik — jedenfalls die der modernen sprachen — endlich ganz freimachen von zwangsvorstellungen, die unter dem namen „hebung und senkung" oder gar „versfuß" ein zähes leben führen[1]. — Ähnlich also wie bei der phonetik ist *bei der metrik ein großer mangel der gegenwärtig noch herrschenden akademischen lehr- und lernmethode ihre ungenügende allgemeine wissenschaftliche grundlegung, die man auch die „unphilosophische" nennen könnte.*

Die literaturwissenschaftliche seite des neuphilologischen studiums leidet ebenfalls unter dem gegenwärtigen zuschnitt des studiums. Von seiten der lehrer des deutschen wird immer und immer wieder lebhafte klage geführt über die großenteils fehlende ästhetische und allgemein-literaturwissenschaftliche universitätsausbildung, deren einseitigkeit sich zumal bei der behandlung der deutschen lektüre auf der oberstufe unliebsam bemerkbar macht. Mag sein, daß die lehrer des französischen und englischen diesen mangel im ganzen nicht ebenso stark empfinden als die germanisten; immerhin besteht er zweifellos auf neuphilologischem gebiet. Verhängnisvoll wirkt da namentlich die vorherrschaft des allzu-historischen, und dabei sind doch

---

[1] Ungeprüfte grundvorstellungen pflegen sich durch folgerichtiges „wissenschaftliches" verfahren selbst *ad absurdum* zu führen. Nur dem darauf verwandten forschungs*eifer* ist es letzten endes zu danken, wenn vor einigen jahren ein Shakespeareforscher zu dem überraschenden ergebnis kam, Shakespeares verse seien nur etwa zu — 1% „richtig" gebaut. Armer Shakespeare!



gerade dinge wie literarisches quellenstudium und textkritik das für den schulbetrieb vielleicht am ehesten entbehrliche. Allerdings sind wir in diesem punkte zurzeit noch in einer art zwangslage: einerseits eine nach methoden und forschungsgebieten weitverzweigte spezialisierung; andererseits das ernstliche bemühen der schulmethodiker, über das reine literar-*historische* im unterricht hinauszukommen, im literaturwerk den *heute* noch wertvollen ideengehalt zu finden, und, unbeschadet der spezifisch-philologischen und ästhetischen kritik, die kunst des dichters aufzuzeigen.

Alles in allem: je länger, desto mehr läßt das neuphilologische studium — wie wohl überhaupt das studium der schulwissenschaften — die „große linie“ vermissen. Leider muß hinzugefügt werden, daß, von rühmlichen ausnahmen abgesehen, im allgemeinen zudem noch das dringend wünschenswerte *zusammenarbeiten der akademischen vertreter verwandter wissenschaften* oft kaum vorhanden ist. Wäre es denn eine so große sünde gegen den heiligen geist der wissenschaft, wenn sich z. b. ein dozent für neuere geschichte entschlösse, die (leider nicht zu unrecht) beklagten lücken der gerade für den neuphilologen erforderlichen historischen kenntnisse mit einem *ad hoc* zu lesenden kolleg auszufüllen, selbst auf die gefahr hin, rein wissenschaftlich zusammengehöriges auseinanderzureißen und dem besonderen zweck ein wenig systematische gründlichkeit zu opfern? Eigentümlich berührt es daneben, daß z. b. akademische ferienkurse mit ihrer doch viel geringeren verfügbaren stundenzahl gerade in letzterer hinsicht ungleich weniger bedenklich sind (nicht selten gewiß sogar zu unbedenklich). Ebenso wichtig wie die zielbewußte mitarbeit des historikers wäre etwa die des (in Deutschland oft schwer erreichbaren) vertreters der allgemeinen und vergleichenden literaturwissenschaft, desgleichen des sprachwissenschaftlers und des phonetikers, des kunsthistorikers und des geographen, von andern zu schweigen. Was die lektoren nach der seite der sogenannten realien ihres sonderfaches dem studierenden zu bieten vermögen, dürfte sich unter den gegebenen verhältnissen meist auf eine mehr summarische wiedergabe von tausendfach wiederzufindenden angaben und schilderungen beschränken; und wo muß *da* die fachmännische gründlichkeit bleiben? Man hat die fremdsprachlichen lektorate ihrer ganzen heutigen ausgestaltung nach „notbehelfe“ genannt; zweifellos gilt diese bezeichnung, sofern die lektoren die moderne,

geistige und materielle kultur ihres volkes und landes gleichsam *in nuce* übermitteln sollen. Wenn also gegenwärtig noch der ganze zuschnitt des akademischen neuphilologischen studiums viel zu wünschen übrig läßt, so trifft die schuld daran nur zum geringen teil den einzelnen dozenten. Es wäre auch verfehlt, wollte man alle erwartungen bezüglich einer künftigen bessern zusammenarbeit von universität und höherer schule einseitig auf die umgestaltung des akademischen studiums einstellen. Denn auch der neusprachliche unterricht an höheren schulen wird in mehrfacher hinsicht, mehr als bisher geschehen, *innerhalb der grenzen der möglichkeit* nach vorbild der meisten andern fächer spätestens auf der oberstufe einen *einigermaßen* wissenschaftlichen charakter annehmen müssen. Ich erinnere nur an die vielbesprochene „bewegungsfreiheit" (der prima) mit ihren hochgesteckten zielen. Für die persönliche tätigkeit der beteiligten ergibt sich die notwendige folgerung, zunächst im sinne einer stärkeren und allgemeineren fühlung zwischen universitätslehrern und neusprachlichen oberlehrern zu wirken. Die gewöhnlich sehr kurz bemessenen akademischen ferienkurse sind erst ein schwacher ansatz zu künftigem. Ungleich wirksamer würde meines erachtens eine art personalunion des akademischen und des höheren schulunterrichts werden: universitätsprofessoren, die, falls sie nicht aus dem oberlehrerstande hervorgegangen sind, für einige zeit am schulunterricht hospitierend oder selbsttätig teilnehmen; wissenschaftlich besonders tüchtige oberlehrer, die etwa auf einem engumgrenzten sondergebiet oder in geeigneter anderer verwendung bei seminar-, bzw. proseminarübungen mitwirkten.

Über gebühr ist im letzten menschenalter der gewiß nicht zu übersehende gegensatz zwischen universität und höherer schule betont worden. Nun wäre es endlich wieder an der zeit, an die gemeinsamen interessen zu erinnern. Denn es unterliegt wohl keinem zweifel, daß die beste schulvorbildung zugleich die beste voraussetzung für ein erfolgreiches schaffen der hochschullehrer bietet; und je geeigneter im hinblick auf die unterrichtsbedürfnisse der höheren schulen sich der akademische unterricht gestaltet, desto trefflicher vorbereitet wird die höhere schule ihre schüler zur universität entlassen.

In der unmittelbaren gegenwart ist oft und mit vollem recht die rede von den wunderwerken der bis ins einzelne durchgeführten organisation. Wir deutsche nehmen das talent zur

organisation ohne überhebung als ein unserem volke in höchstem maße eigenes in anspruch. In der tat hat auch die wissenschaftliche organisation, soweit sie *der forschung um der wissenschaft willen* diente, schönes geleistet. Aber man kann sich doch dem eindruck nicht verschließen, als sei bei alledem *der mensch*, seine fähigkeiten und seine berechtigten persönlichen anforderungen an die wissenschaft, allzu sehr ins hintertreffen geraten. Praktisch gesprochen: es ist dringend zu wünschen, daß in nicht zu ferner zukunft die wissenschaftliche LEHR*tätigkeit und ihre kunst* wieder mehr beachtung finde; daß sich der universitätsunterricht wieder mehr der *ausbildung und entwicklung der wissenschaftlichen persönlichkeit zuwende; daß endlich die hochschullehrer ihr sonderfach wieder mehr im rahmen des größeren zugehörigen wissenschaftsgebietes würdigen lernen und zu würdigen lehren.* Dann werden die im schuldienst tätigen neuphilologen *mit größerer sicherheit und stetigkeit* den an sie gestellten hohen anforderungen genügen können. Wann wird sich theorie und praxis, wissenschaftliche forschung und haushalten mit geistiger energie zu schöner harmonie vereinigen? Wir warten darauf.

* * *

„Vergeude keine energie, verwende sie.“ Der dies geflügelte wort prägte, dachte anscheinend nicht an die ihm durch beruf und lange erfahrung nächstliegenden aufgaben dieser art, wie sie ihm der durchschnittliche unterrichtsbetrieb der philosophischen fakultäten geboten hätte[1].

*Harburg a. E.* HANS OFFE.

---

# DIE FRAUENBEWEGUNG NACH ENGLISCHEN ROMANEN DER GEGENWART.

(Fortsetzung.)

Das ist die allgemeine richtschnur für Wells' ansicht von der frau und ihrer stellung im leben. Wenden wir uns nun seiner eingehenden beschreibung der suffragetten zu, wie wir sie hauptsächlich kap. X s. 221—252 finden.

Der abschnitt ist lose der erzählung eingefügt. Man hat das gefühl, daß Wells auch hier zu dem modernen problem

[1] Wohl aber half er mit einer durch sachkenntnis kaum getrübten herzhaftigkeit zur verbreitung der ansicht von der philologie als der „wissenschaft vom nichtwissenswerten“.

stellung nehmen will und deshalb diese satire auf die suffragetten eingeflochten hat. Er schildert hier einen angriff aufs parlament, wie er tatsächlich ausgeführt worden ist.

Der fortgeschrittenste teil der frauenrechtlerinnen gehört zu dieser bewegung; was für leute sind dies aber?

„Meistens waren es alleinstehende leute: bildhauer, junge schriftsteller, angestellte; eine große anzahl waren mädchen und frauen — frauen im beruf oder studierende mädchen." (S. 144.)

So setzen sich die sozialistischen und frauenversammlungen zusammen; auch hier werden beide bewegungen häufig zusammen genannt.

Als typische suffragetten werden uns miß Miniver und Kitty Brett geschildert.

„Miß Miniver blickte die welt aus großen, sentimentalen, blauen augen an, welche durch die brille, die sie trug, noch vergrößert wurden; ihre nase war spitz und rosig, und ihr mund war launenhaft. Ihre brillengläser bewegten sich schnell, während ihr blick von einem gesicht zum andern wanderte. Sie schien beinah umzukommen vor verlangen zu sprechen und schien auf die passende gelegenheit zu warten. Am kragen trug sie einen elfenbeinernen knopf mit der aufschrift: ‚Der frau das stimmrecht'." (S. 38.)

Bei jeder gelegenheit spricht sie eifrig über das frauenstimmrecht, dabei ist sie weder originell noch klar. Sie bringt alles durcheinander und redet von nur halb verstandenen dingen. Sie schleppt Ann Veronica unermüdlich in vorträge und versammlungen. Durch die klare, kräftige Ann Veronica wird ihre körperliche und geistige schwäche besonders hervorgehoben, und man kann nur mitleid für dies arme geschöpf empfinden.

Ganz anders ist Kitty Brett, die wohl nach dem modell von Christabel Pankhurst entworfen sein dürfte.

„Der erste eindruck Ann Veronicas von Kitty Brett war, daß sie streitlustig und unangenehm sei, ihr nächster, daß sie eine erstaunliche überredungskunst besitze. Sie war vielleicht dreiundzwanzig jahre alt, rosig und gesund. Man sah viel von dem weißen und wohlgeformten hals über ihrer praktischen, aber allzu weiblichen bluse und viel von dem rundlichen, beweglichen vorderarm unterhalb ihres kurzen ärmels. Sie hatte lebhafte, tief blaugraue augen unter schönen augenbrauen und dunkles, braunes haar, das einfach, aber wirkungsvoll die breite, niedrige stirn freiließ. Sie war so wenig fähig, logisch zu

denken, wie eine losgelassene dampfwalze. Sie war ein zu einem bestimmten zwecke von einer unerbittlichen mutter abgerichtetes wesen.“ (S. 227.)

Wie miß Miniver stellt auch Kitty Brett das stimmrecht für die frauen als die hauptsache hin; alles übrige werde folgen. In diesem sinne antwortet sie auch auf die behauptung, daß die lage der frauen nach der ökonomischen seite hin so schwierig sei. Hier übertreibt Wells wohl, aber es liegt viel wahres darin. So ist z. b. auch in *The Convert* nicht klar ausgeführt, inwiefern das stimmrecht die lage der frauen bessern würde; es wird nur hier und da angedeutet. Andere suffragetten werden noch geschildert, und es wird dem deutschen wohl auffallen, daß es keineswegs mannweiber sind. Da finden wir z. b. eine alte dame, *a nice little old lady in a bonnet*, die aber trotz ihres alters unglaublich schnell laufen kann und mehr kräfte hat, als man vermutet. So stellt man sich schließlich eine suffragette, die ins gefängnis kommt, nicht vor. Aber Wells betont bei allen diesen frauen das exaltierte, hysterische. Wie andere schriftsteller weist er auf ihren fanatischen glauben an ihr märtyrertum hin.

„Und sie preßte fest entschlossen die lippen zusammen und nickte; augenscheinlich war sie von derselben leidenschaft für kampf und aufopferung erfüllt, welche der welt von anbeginn märtyrer gegeben hat.“ (S. 45.)

Aber zu diesen gehört Ann Veronica doch nicht; wie kommt sie dazu, sich ihnen anzuschließen? Das hat der verfasser zwar nicht genügend motiviert, aber er, der sozialist, will es doch wohl aufgefaßt wissen als einen elementaren ausbruch ihrer auflehnung gegen die bestehende ordnung.

„Ich möchte etwas tun. Ich möchte mich gegen alles, was die frauen einengt, stemmen. Ich habe das gefühl, als ob ich ersticken müßte, wenn ich nicht irgend etwas tue — und es bald tue... Ihr schien dies der letzte verzweifelte angriff zu sein auf die welt, welche sie nicht so leben lassen wollte, wie sie es wünschte; welche sie einengte und überwachte und lenkte und ihr tun mißbilligte, auf dieselben unbesiegbaren, schützenden umhüllungen, dieselbe bleierne tyrannei einer welt, die zu überwinden sie sich gelobt hatte nach jenem denkwürdigen konflikt mit ihrem vater in Morningside Park.“ (S. 229.)

Sie ist eigentlich nie eine ganz überzeugte anhängerin der frauenbewegung; zweierlei stößt sie ab: erstens die methode.

„Noch mehr bewegte sie der gedanke eines gleichen bürgerrechtes für männer und frauen durch die erkenntnis, daß eine große, im zunehmen begriffene organisation von frauen gerade jenem persönlichen stolz, jenem streben nach persönlicher freiheit und achtung, welche sie nach London getrieben hatten, form und ausdruck verlieh; aber wenn sie hörte, wie miß Miniver den nächsten schritt in der wahlrechtskampagne besprach, oder wenn sie las, wie an geländer angekettete frauen minister belästigten, oder sich in öffentlicher versammlung erhoben, um mit hoher stimme das wahlrecht zu verlangen, un dann strampelnd und schreiend herausgetragen zu werden, dann empörte sich ihre seele. Sie konnte sich nicht von ihrer würde trennen. Ein noch unbestimmtes etwas in ihr hielt sie von den praktischen folgen dieser überzeugung fern." (S. 47.)

Ihr benehmen während ihrer festnahme und abführung ins gefängnis widerspricht dem allerdings.

Zweitens: die feindschaft gegen das andere geschlecht.

„Den feindseligen ton gegenüber den männern, der das ganze durchzog, die bittere rachsucht, die miß Minivers wangen rötete und aus ihren augen leuchtete, das gefühl eines langsam angehäuften, endlich unerträglich gewordenen unrechts, das begriff sie nicht." (S. 42.)

*Sex antagonism* wird den suffragetten häufig vorgeworfen, von der andern seite aber (z. b. E. Robins in *The Convert*) zurückgewiesen.

Vor allem weist Wells immer und immer wieder auf den mangel an logik bei den frauenrechtlerinnen hin. Hier hat er scharf beobachtet, und die satire ist besonders zutreffend bei miß Minivers rede. (S. 40f.)

Da erinnern uns die vergleiche aus der tierwelt an Olive Schreiner, und solche unsinnige behauptungen, die sich auf wissenschaftliche untersuchungen stützen wollen, finden wir z. b. in *The Awakening of Women, or Woman's Part in Evolution* von Frances Swiney.

Seite 145 heißt es: „Der widerstand des gehirns läßt nach, und wenn es stets aufs neue, zusammenhanglos tätig, auf dieselben ideen stößt, die es schon erledigt, zerlegt, seziert und begraben hat, dann verliert es mehr und mehr die energie, diese operation zu wiederholen. Man hat das gefühl, als müsse etwas wahres an ideen sein, denen eine erfolgreiche aufer-

stehung immer wieder gelingt. Das, was miß Miniver die höhere wahrheit genannt hätte, gewinnt die oberhand.“

Auch das stimmt überein mit den in *The Convert* geschilderten methoden; Elizabeth Robins spricht davon, daß man die ideen „einhämmern“ müßte!

Wenn Wells auch die frauenbewegung, so wie sie ist, verurteilt, so betont er doch wieder und wieder, daß etwas berechtigtes daran ist. Sie ist begründet in den veränderten verhältnissen, unter denen die frau heutzutage lebt. Ich gebe die folgende stelle, die eine übertragung weder recht erlaubt noch lohnen würde, lieber im original.

*"And now, look at us! See what we have become. Toys! Delicate trifles! A sex of invalids. It is we who have become the parasites and toys." It was Ann Veronica felt, at once absurd and extraordinarily right. Hetty, who hat periods of lucid expression, put the thing for her from her pillow. She charged boldly into the space of Miss Miniver's rhetorical pause. "It isn't quite that we're toys. Nobody toys with me. Nobody regards Constance or Vee as a delicate trifle." Teddy made some confused noise, a thoracic street row; some remark was assassinated by a rival in his throat and buried hastily under a cough. "They'd better not," said Hetty. "The point is we're not toys, toys isn't the word; we're litter. We're handfuls. We're regarded as inflammable litter that mustn't be left about. We are the species, and maternity is our game; that's all right, but nobody wants that admitted for fear we should all catch fire, and set about fulfilling the purpose of our beings without waiting for further explanations. As if we didn't know! The practical trouble is our ages. They used to marry us off at seventeen, rush us into things before we had time to protest. They don't now. Heaven knows why! They don't marry most of us off now until high up in the twenties. And the age gets higher. We have to hang about in the interval. There's a great gulf opened, and nobody's got any plans what to do with us. So the world is choked with waste and waiting daughters. Hanging about! And they start thinking and asking questions, and begin to be neither one thing nor the other. We're partly human beings and partly females in suspense."* (S. 43.)

Also auch hier sieht Wells in der frau die mutter und gelangt so wieder zu seinem steckenpferd: *the endowment of motherhood.*

„Sie ließ sich gehen und träumte von jenem paradies in den wolken, von jener neuen welt, an welche die Goopes und Minivers, die fabier und reformatoren glaubten. Über jener welt stand

in lichten buchstaben: *Endowment of motherhood.* Angenommen, es wäre in einer komplizierten, aber denkbaren weise für die frauen gesorgt, sie wären nicht mehr wirtschaftlich und gesellschaftlich vom manne abhängig. ‚Wenn ich frei wäre,' sagte sie, ‚dann könnte ich zu ihm gehen...'" (S. 222). (Vgl. *A Modern Utopia*, s. 163f.; *New Worlds for Old*[1], s. 112f.; *First and Last Things*, s. 244; *An Englishman looks at the World*, s. 130f.)

Damit kehrt die frau in den ihr von der natur vorgeschriebenen kreis zurück. Das endresultat des nachdenkens im gefängnis ist demgemäß:

„Die frau braucht einen wirklichen bund mit einem mann, der tüchtiger ist als sie. Sie sehnt sich danach und bedarf dessen mehr als irgendeines andern dinges in der welt. Es mag ungerecht sein, es mag nicht schön sein, aber es ist nun einmal so. Weder das gesetz, noch die sitte, noch männliche gewalt haben das festgesetzt. Die dinge liegen nur eben so. Sie möchte frei sein — gesetzlich und wirtschaftlich unabhängig, um nicht dem falschen mann untertan zu sein. Aber gott allein, der die welt geschaffen hat, kann die verhältnisse ändern und verhindern, daß sie die sklavin des rechten wird." (S. 248.)

In den nun folgenden romanen tritt das verhältnis der beiden geschlechter zueinander als problem mehr und mehr in den vordergrund. In *The New Machiavelli*[2] (1911) beschäftigt sich Wells hauptsächlich mit den politischen zuständen Englands in der gegenwart. Da ist es bemerkenswert, eine wie große rolle die frauenfrage dabei spielt.

Beide frauen, die für die handlung des romans von bedeutung sind, haben studiert. Margaret gibt wegen überarbeitung ihre studien auf, Isabel aber, die bedeutendere von den zweien, bringt sie zum abschluß mit einem glänzenden examen. Während aber noch in *Ann Veronica* der einfluß auf ihre charakterentwicklung betont und das leben und treiben im college eingehend beschrieben wird, finden wir hier nur wenige allgemeine bemerkungen über die zeit in Newnham, und Isabels aufenthalt in Oxford wird auch nur so weit geschildert, als es für die liebesgeschichte nötig ist. Dieser bildungsgang wird wohl nicht mehr als etwas außergewöhnliches betrachtet, auch ist ein entschei-

[1] *New Worlds for Old.* Tauchnitz 1908.
[2] *The New Machiavelli.* Tauchnitz 1911.

dender einfluß auf die entwicklung der beiden nicht bemerkbar. Die zarte, feine Margaret könnte aus einem roman früherer zeit stammen, und die kluge, lebensfrische Isabel folgt nur ihrem temperament.

Margaret ist bestrebt, ihrem gatten zu helfen; unermüdlich steht sie ihm bei während der wahlen. Aber sie tut es ihrer weiblichen art gemäß.

„Es war lächerlich, sich zu ärgern; es war so bewundernswert von ihr, ein wenig kindisch, unendlich weiblich und liebevoll und fein — und jetzt sehe ich auch, wie rührend.“ (I s. 282.)

Politische meinungsverschiedenheiten führen zur ersten entfremdung. Aber nicht in der weise, wie es von mrs. Humphry Ward geschildert wird, denn hier ist sie in den charakteren bedingt.

Ganz anders ist Isabel. Hier zum ersten und einzigen mal betont Wells das geistige band, das mann und frau fest miteinander verbindet. Margaret hat ihren gatten enttäuscht, und nun tritt die andere ihm als ein neuer typus entgegen; sie erinnert an Ann Veronica. Die eine ist von jener art, die idealisiert und verehrt wird, die andere ist die gefährtin des mannes, die ihm zur seite steht und alle interessen mit ihm teilt.

„Isabel trat in meinen lebenskreis als etwas neues; sie paßte gar nicht zu meinen erfahrungen mit frauen. Im ganzen genommen waren es nicht, wie ich mich zu erklären bemüht habe, sehr ausgedehnte oder sehr tiefgehende erfahrungen; ‚*strangled dinginess*‘ beschreibt sie; aber ich glaube nicht, daß sie begrenzter oder oberflächlicher waren als die vieler anderer männer meiner kreise. Die frauen waren für mich niedlich und schön, eher niedlich als schön, anziehend, ja zuzeiten in überwältigender weise anziehend, oft klug und witzig, aber bei den großen abständen, die sie von mir trennten, fehlte es ihnen kaum merklich, aber unvermeidlich an verständnis. Meine idealisierung Margarets hatte sich unmerklich nach unserer heirat verflüchtigt. Der altar, den ich ihr in meinem innern errichtet hatte, stand unverhüllt leer. Aber Isabel ließ keinen augenblick eine idealisierung oder interessierte verachtung zu. Sie öffnete mir eine neue sphäre weiblichen wesens. Mit ihren ruhigen, braunen augen, ihrem natürlichen interesse für unpersönliches, ihrem schlanken, geraden, blaugekleideten körper, ihrer energie, ihrer entschlossenheit und ihrem mut erschien sie mir eher wie ein neuer und unendlich verfeinerter typus des knabenhaften denn

als ein weibliches wesen nach der art, wie ich die frauen einschätzen gelernt hatte. Sie war mir ein vollkommener freund.“ (I s. 289.)

Ihre freundschaft wird allmählich zur leidenschaftlichen liebe, die deshalb so groß und stark ist, weil Isabel auch an Remingtons arbeit teilnimmt. Sie ist ihm geistig völlig ebenbürtig; ihr klarer verstand, ihr gesundes urteil, ihre fähigkeit als journalistin werden hervorgehoben.

„Wäre sie nur ein schönes, in mich verliebtes mädchen gewesen, ich glaube, ich wäre herr der situation geblieben. Ein- oder zweimal nach meiner verheiratung, ehe Isabel für mein leben von bedeutung wurde, hatte es zwischenfälle mit andern gegeben, vorübergehende versuchungen — von widerstand läßt sich nichts erzählen. Ich glaube nicht, daß schönheit und leidenschaft allein mich bezwungen hätten. Aber zwischen mir und Isabel wurde alles unheilbar erschwert durch unsere geistige sympathie, unser herrliches inneres zusammengehen. Das ist stets von ungeheurer bedeutung gewesen. Ich hätte dasselbe bedürfnis nach ihrer gesellschaft gehabt, wenn sie irgendeine gebrechliche alte dame gewesen wäre; wir wären zusammen auf die jagd gegangen wie zwei männer. Aber zwei männer hätten niemals dieselbe bereitwillige geduld miteinander gehabt. Seit jahren hatte ich niemanden kennen gelernt, bei dem ich mit so sorgloser sicherheit auf verständnis rechnen konnte, oder dem ich mit solcher leichtigkeit und hingabe zuhören konnte.“ (II s. 153.)

Sie fühlen beide, daß keiner über dem andern steht, so daß Remington sagt: „Wir kamen tatsächlich nicht auf den gedanken, daß es irgendeine persönliche ungleichheit zwischen uns gebe. Ich wußte, daß sie mir geistig ebenbürtig war; in vielem war sie unvergleichlich klüger als ich; ihr mut übertraf den meinen.“ (II s. 159.)

Trotzdem bildet sie einen scharfen gegensatz zu der sich politisch betätigenden Altiora. Denn als höchstes erscheinen ihr die vereinigung mit dem geliebten und mutterglück, während Altiora hierfür gar keinen sinn hat. Sie und ihr gatte leben nur ihrer arbeit. Altiora zeigt die unangenehmen erscheinungen der frauenbewegung. Interessant ist es, daß Wells auch hier dem roman großen einfluß zuschreibt; hier handelt es sich um *Marcella*.

„Sie trat hervor als eine der tüchtigeren aus der kleinen

schar junger frauen, welche durch den einfluß der ersten romane der mrs. Humphry Ward zu politisch philanthropischer tätigkeit angeregt wurden — dem marcellanachwuchs. Sie ging mit großer energie ‚*slumming*', und das war damals etwas ganz gewöhnliches. Aber von ihren erfahrungen als amateurblumenmädchen kehrte sie mit klaren und eigenartigen ansichten über das problem zurück, und das ist und war stets etwas außergewöhnliches." (I s. 220.)

Remington, der held, nennt sich selbst einen feministen, und das *endowment of motherhood* wird schließlich die idee, für die er in seiner zeitschrift und im parlament eintritt. Daher finden wir die frauenfrage (das wort hier im weitesten sinne gefaßt) als wichtiges problem von anfang an in den mittelpunkt gestellt. Da wird hervorgehoben, daß die frau von Machiavelli noch nicht berücksichtigt zu werden brauchte; aber jetzt ist die welt zu dem bewußtsein gekommen, daß die andere hälfte der menschheit auch von ungeheurer wichtigkeit ist.

„Ich habe schon vorher das schicksal des modernen schriftstellers mit Machiavelli verglichen, der in seinem studierzimmer schreibt. Zu seiner zeit ließ man das weibliche geschlecht bei diesen wichtigen angelegenheiten ebenso unbeachtet wie heute z. b. die chemie der luft oder den willen der tiere auf dem felde; heutzutage liegt der fall ganz anders, und neben den hohen leuchten steht heute die frau, halb im licht, halb von den geheimnissen des schattens umgeben, anspruchsvoll, unterbrechend, eine ganz unvorhergesehene aufmerksamkeit unbarmherzig fordernd. Ich fühle, daß hierin mein leben beinah typisch für unsere zeit gewesen ist. Die frau betont ihre gegenwart. Sie ist nicht mehr bloß ein physisches bedürfnis, ein ästhetisches zwischenspiel, ein gefühlvoller hintergrund; sie ist eine moralische und geistige notwendigkeit im leben des mannes. Sie kommt zum politiker und fragt, ob sie ein verzärtelter schwächling oder eine ebenbürtige gefährtin, eine notwendige gehilfin sei. Soll sie geprüft und des vertrauens gewürdigt, oder soll sie behütet und bewacht werden, frei oder gebunden sein? Denn wenn sie eine gefährtin ist, muß man ihr zugleich vertrauen und mehr von ihr fordern: schwere arbeit, mut und das härteste, notwendigste von allem, die klarste, schamloseste offenheit des verständnisses." (II s. 124.)

Von diesem gesichtspunkte aus betrachtet, ist auch die stimmrechtsbewegung nicht eine einzelerscheinung, sondern fügt sich in die große umwälzung ein.

II s. 124—130 spricht Wells wohlabgewogene und objektive worte hierüber. Er verwirft zwar die mittel der suffragetten, er erkennt aber an, daß mut und hingebung gezeigt worden sind. Er ist überzeugt, daß etwas tieferes dahinter liegt, und weist darauf hin, daß man alle arten von frauen unter den suffragists sieht.

„Da standen grauhaarige, alte damen unentwegt anmutig im regen, heruntergekommen aussehende, zweifelhafte frauen, denen man etwas von der verzweifelten bitterkeit heruntergekommener frauen an den augen ansah, fabrikmädchen aus dem norden, billig gekleidete frauen aus den vorstädten, nette, behagliche familienmütter, tapfer aussehende frauen, die studiert hatten oder noch studierten, lange, hungrig aussehende wesen, welche die phantasie anregten; eine sehr zierliche, kleine frau in tiefer trauer ist mir im gedächtnis geblieben, ernst und standhaft, mit augen, die in die ferne gerichtet waren. (II s. 127.)

In *Marriage*[1] (1912) beschäftigt sich Wells mit der modernen ehe, die so viele schwierige, neue probleme bietet, weil sich die stellung der frau, ihre ansichten, ihre lebensanschauung geändert haben. Ihr streben nach unabhängigkeit und freiheit stehen im widerspruch mit ihrer ökonomischen abhängigkeit vom manne, so daß selbst die so glücklich verheiratete Marjorie auf den gedanken des *endowment of motherhood* kommt. Die frauenfrage, im besondern die stimmrechtsbewegung, wird öfters gestreift und den suffragetten hier und da ein kräftiger hieb versetzt. Eine längere diskussion darüber findet sich I s. 249 f.

Auch Marjorie gehört zu den modernen frauen, welche die freiheit fern vom elternhause auf der universität kennen gelernt haben; doch beeinflußt diese zeit sie nicht wesentlich. Mr. Maynet ist derselbe typus wie mr. Manning in *Ann Veronica;* Trafford sucht wie Capes in der frau einen kameraden, eine wirkliche gefährtin. Was sonst noch für oder gegen die frauenbewegung gesagt wird, deckt sich mit den früher geäußerten ansichten, und sie finden sich nur so vereinzelt und verstreut, daß sie hier übergangen werden können.

Es ist aber von bedeutung, daß Marjorie und Trafford trotz ihrer liebe zueinander doch allmählich auseinandergleiten und erst in den primitivsten verhältnissen sich wiederfinden, in Labrador, wo sie in der wildnis ganz aufeinander angewiesen

[1] *Marriage.* Tauchnitz 1912.

sind. Ich meine aber, damit ist das problem doch keineswegs gelöst; wir können doch nicht zu den primitiven verhältnissen der wilden zurückkehren!

Auch in *The Passionate Friends*[1] (1913) werden die zustände der jetzigen zeit kritisch betrachtet und verurteilt. Sozialismus und andere mittel zur besserung werden verworfen; ebenso wendet sich Wells dagegen, das *labour problem* als einziges in den mittelpunkt zu stellen. In der verbreitung der kultur, der geistigen güter sieht er den einzigen weg zu einer verbrüderung der völker und zum weltfrieden. Daher wendet er sich hier auch entschieden gegen die frauenbewegung. Mary, in der er einen neuen typus, die frau der zukunft, aufstellt, verwirft sie aufs entschiedenste, ganz im gegensatz zu Ann Veronica und Marjorie, die sich beide eine zeitlang mit diesen fragen beschäftigen. Aber auch hier ist die große forderung, die alles andere überragt, die nach persönlicher freiheit und unabhängigkeit vom mann und seinen ansichten. Die frau will als gleichwertiges wesen vom mann geachtet werden. Ganz klar ist das nicht herausgearbeitet, und Marys moral wird den meisten unannehmbar sein. Ihre handlungen widersprechen ihren worten mehr als einmal. Will Wells vielleicht zeigen, wie übel die ökonomische abhängigkeit der frau ist? Nach seinen übrigen romanen zu schließen, wäre es möglich.

Die worte, die er Mary in den mund legt, sind mancher modernen frau aus dem herzen gesprochen und entsprechen in vielem den forderungen der frauenbewegung, trotzdem Mary diese ausdrücklich verurteilt. Wir sehen hier eine kluge, feine frau, welche die zustände, denen sie sich beugen und die sie ertragen muß, als unerträglich empfindet und daran zugrunde geht.

Das verhältnis des erzählenden zu seiner frau und zu Mary entspricht dem Remingtons zu Margaret und Isabella, und seine ansichten über die frau machen dieselbe entwicklung durch. Neu ist, daß Wells die erklärung für die herrschenden ansichten, die er für falsch hält, dem umstand zuschreibt, daß der mann meistens eine frau liebt, die jünger ist als er.

„Es ist aber eine ausnahme, wenn ein mann eine gleichalterige frau heiratet; es ist eher die regel, daß er ein mädchen, das jünger ist als er, liebt. Das gilt besonders für unsere

[1] *The Passionate Friends.* Tauchnitz 1913.

kreise; die männer in den dreißigern oder vierzigern heiraten frauen in den zwanzigern; das vorherrschende gefühl und die sitten zwischen den geschlechtern ergeben sich naturgemäß hieraus.

„Wir betrachten die größere gereiftheit als männliche eigenart; wir behandeln den mann, als wäre er von natur der ältere, wir erwarten beim mädchen schwäche und schüchterne ehrfurcht. Ich und Mary liebten einander wie zwei flüsse zusammenfließen auf dem wege zum meer; bis zu dem augenblick, da wir uns küßten, waren wir seite an seite aufgewachsen; eure mutter suchte ich mir, ich beobachtete sie, begehrte sie, wählte sie, wenn auch sehr zärtlich und ehrerbietig, als die meine. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich im innern die entsprechende absicht gehegt hätte, der ihre zu sein. Ich glaube gar nicht, daß ich überhaupt auf den gedanken kam. Sie war etwas, das man erwarb, das eine minderwertige und nebensächliche rolle spielte. Meine ganze haltung ihr gegenüber war gekünstelt; ich überlegte, was sie interessieren, ihr freude bereiten würde. Von anfang an wußte ich, daß das, was sie in mir sah, was jene tiefe, scheue glut der freude ihr in die wangen trieb, eine illusion war, eine illusion, die ich verpflichtet war, aufrechtzuerhalten. Und so gewann ich sie, und lange jahre mußten vergehen, jahre heimlicher einsamkeit und verborgener gefühle, empörender heuchelei und versteckter unruhe, ehe wir von jener lähmenden überlieferung der ungleichheit loskamen und einander mit verständnis und vergebung in die augen blickten als mann und frau.“ (I s. 207.)

Etwas muß getan werden, um die unerträglichen zustände zu bessern. Aber was? Von wem sollen die neuerungen ausgehen?

„Was die frauenrechtlerinnen tun, ist zweck- und sinnlos. Etwas muß für die frauen getan werden, Stephen, — und bald — nichts ist erreicht, ehe das geschehen ist, irgendeine art befreiung von ihrer unerträglichen gebundenheit an das geschlecht, durch die für uns alles andere im leben, achtung, freiheit, gesellschaftliche stellung zur nebensächlichkeit wird. Aber was soll man tun? Wir frauen wissen es nicht. Unsere anstrengungen, es zu erfahren, bieten eins der traurigsten schauspiele. Ich habe die schriften der suffragetten gelesen; sie wirken mehr wie aufgeregte gänse auf der dorfwiese, als es bei menschlichen wesen erlaubt ist...“ (II s. 168.)

Die frau weiß selbst keine abhilfe. Mary aber ist das symbol einer besseren, künftigen zeit, die auch für die frau freiheit bringen wird.

„Bei Mary, so kommt es mir vor, fand ich weiblichkeit und kameradschaft zugleich, ich fand das, was sich viele erträumt haben, freigebig geschenkte liebe und freundschaft, und ich mußte nach ihr greifen, um sie zu meinem besitz zu machen. Ich wollte ihr nur als einen teil meines daseins zu leben erlauben. Jetzt sehe ich sie vor mir und verstehe sie besser als damals, da sie noch am leben war; ich erinnere mich an dinge, die sie sagte und schrieb, und es ist mir klar, klarer vielleicht, als es ihr jemals war, daß sie mit ihrem widerstreben, in irgendeinem sinne eigentum zu sein, ihrem selbständigen denken, ihrer unabhängigkeit vom durchschnittlichen, das urbild selbst jener schwester und geliebten zugleich war, welche an die stelle der verführerischen und verworfenen weiblichkeit treten muß, die jetzt die welt verwüstet. Und sie war eigentum, sie wurde beherrscht, in die verborgenheit gezwungen. Was für eine wahl blieb ihr? Was für eine wahl wäre irgendeiner frau geblieben? Vielleicht hätte sie sich ihre freiheit erhalten können durch schlecht bezahlte arbeit, indem sie als preis jeden andern impuls ihrer beweglichen und leidenschaftlichen natur geopfert hätte. Sie wurde vernichtet, nicht durch die unbedachten, unüberlegten leidenschaften ihres gatten und ihres geliebten, sondern durch die unendliche tradition, welche die unterwerfung ihres geschlechts aufrechterhält und erzwingt. Was ich an ihr hatte und was sie war, ist mir eine andeutung dessen, was sie und ich aus uns und der welt hätten machen können.“ (II s. 250.)

So hat Wells eine ganze anzahl probleme behandelt, ohne eine abhilfe zu finden. Daß die frauenbewegung tatsächlich gegen diese mißstände ankämpft und wie sie hier zu bessern sucht, zeigt Olive Schreiners *Woman and Labour*. Aus diesem grunde können wir das buch, trotzdem es kein roman ist, hier nicht übergehen. Es ergänzt und bestätigt vieles, was Wells sagt, aber die schlußfolgerungen sind verschieden. Das buch unterscheidet sich von allen romanen, die für uns hier in betracht kommen. Diese sind für den augenblick geschrieben, beschäftigen sich mit tagesfragen; sie sind in kurzer zeit entstanden, sind nicht das ergebnis langer arbeit.

Hier aber liegt das lebenswerk einer frau vor uns, wenn auch nur ein bruchstück davon erhalten ist.

In *The Story of an African Farm*[1] (1883) finden wir schon dieselben gedanken angedeutet (s. 194 f.). *Three Dreams in a Desert* sind ihrem hauptwerk entnommen, das 1899 beendet wurde und dann in Johannesburg während des burenkrieges verbrannte. Über die entstehungsgeschichte und den dem buche zugrunde liegenden plan vgl. das vorwort der verfasserin zu *Woman and Labour*. Hieraus möchte ich zwei stellen — und zwar um der vollendeten form willen englisch — zitieren, die zeigen, wie nahe sich ihre, der frauenrechtlerin, ideen mit den eben behandelten von Wells berühren.

*Especially on this point I have feared this book might lead to a misconception, if by its great insistence on the problem of sex parasitism and the lighter dealing with other aspects, it should lead to the impression that woman's domestic labour at the present day (something quite distinct from, though indirectly connected with the sexual relation between man and woman) should not be highly and most highly recognised and recompensed. I believe it will be in the future, and then when woman gives up her independent field of labour for domestic or marital duty of any kind, she will not receive her share of the earnings of the man as a more or less eleemosynary benefaction, placing her in a position of subjection, but an equal share, as the fair division, in an equal partnership.* (S. 20.)

*In the last chapter of the original book, the longest, and I believe the most important, I dealt with the problems connected with marriage and the personal relations of men and women in the modern world. In it I tried to give expression to that which I hold to be a great truth, and one on which I should not fear to challenge the verdict of long future generations — that, the direction in which the endeavour of woman to readjust herself to the new conditions of life is leading to-day, is not towards a greater sexual laxity, or promiscuity, or to an increased self-indulgence, but toward a higher appreciation of the sacredness of all sex relations, and a clearer perception of the sex relation between man and woman as the basis of human society, on whose integrity, beauty and healthfulness depend the health and beauty of human life as a whole. Above all, that it will lead to a closer, more permanent, more emotionally and intellectually complete and intimate relation between the individual man and woman.* (S. 23.)

---

[1] *The Story of an African Farm.* London 1896.



Wie schon der titel sagt, behandelt das buch das *labour problem* der frau.

Kapitel 1 schildert das verhältnis der frau zur arbeit von den frühesten zeiten bis auf heute. Mann und frau haben stets mit-, neben- und füreinander gearbeitet. Schon früh fand die arbeitsteilung statt; sie war notwendig und ergab sich aus den lebensverhältnissen. Sie ergänzten sich so und bildeten zusammen ein ganzes mit gemeinsamen interessen. Während der mann in den krieg oder auf die jagd ging, bestellte sie das land, erntete, gestaltete das heim wohnlicher, webte, verfertigte das häusliche gerät; sie war die heilkundige und oft die gottgeweihte und priesterin. Daneben gebar sie die kinder und zog sie groß. Ihre arbeit war endlos und überwältigend. Die zeiten änderten sich allmählich, jagd und krieg nahmen den mann nicht mehr vollständig in anspruch, und er übernahm einen teil der arbeit, die früher der frau zugefallen war. Dennoch hatte sie reichlich zu tun, ihr leben war ausgefüllt von segensreicher tätigkeit. Aber jetzt ist eine neue zeit angebrochen, die zeit der maschine. Die körperliche kraft verliert an wert, die geistige wird immer mehr zur herrschenden. Die folge hiervon macht sich auf dem gebiete der arbeit des mannes geltend als das problem der arbeitslosen. Es betrifft aber nur einen kleinen teil der menschheit, denn die möglichkeiten und arbeitsgelegenheiten auf geistigem gebiete haben dafür unendlich zugenommen.

Der frau ist ein großer teil ihrer tätigkeit durch die maschine entzogen worden. Je mehr die zivilisation vorschreitet, um so mehr macht sich dies bemerkbar, daher mehr in England und Amerika als in Italien und Spanien, mehr unter den reichen als bei den armen. Nicht nur in bezug auf die häusliche arbeit gilt dies, sondern auch für die mutterpflichten. Heute wird alles und schon früh spezialisiert. Die schule entreißt das kind früh der mutter; sie hat nicht mehr denselben anteil an der erziehung wie früher.

„Mag auch die alte behauptung, daß die erziehung und heranbildung ihrer kinder ausschließlich die pflicht der mutter ist, in bezug auf eine ferne vergangenheit stimmen, jetzt ist sie durchaus falsch, und die frau, die heutigentages darauf bestände, ihre kinder ganz allein zu erziehen, würde in neun von zehn fällen ihnen einen nicht wieder gut zu machenden schaden zufügen, da sie dazu unfähig ist.“ (S. 52.)

In anderer weise noch ist die arbeit der frau als mutter

eingeschränkt worden. In früherer zeit, als kindersterblichkeit, krieg und pest die bevölkerung ständig dezimierten, als die bevölkerungsdichte von heute noch nicht erreicht war, schien es wünchenswert, daß möglichst viel kinder geboren würden. Dem afrikanischen wilden ist eine große kinderzahl noch jetzt der größte segen. Das ist bei uns anders geworden. Kindersterblichkeit, verheerende krankheiten und kriege haben abgenommen. Man legt mehr gewicht auf die qualität als auf die quantität der kinder, die geboren werden. Auch machen die schwierigeren lebensbedingungen oft eine zahlreiche familie unmöglich. (Auch Wells betont dies.) Dazu kommen noch eine große anzahl unverheirateter frauen, die darauf angewiesen sind, sich durch ihre arbeit zu erhalten oder der prostitution anheimzufallen. (Diese frauen läßt Wells dagegen unberücksichtigt.) So kommt Olive Schreiner zu dem schluß: „Überblicken wir also mit der äußersten unparteilichkeit, über die wir verfügen, das ganze gebiet der überlieferten, früheren arbeit der frau. Wir werden finden, daß gut drei viertel davon für immer zusammengeschrumpft sind, und daß das übrige viertel auch im abnehmen begriffen ist.“ (S. 63.)

Man kann die früheren zustände nicht wiederherstellen (wie es z. b. Chesterton möchte); die zeiten und die zivilisation gehen weiter. Daher muß die forderung aufgestellt werden: „Wir verlangen, daß in jener wunderbaren, neuen welt, welche gleicherweise für den mann und die frau entsteht, wo nichts ist, wie es war, und alle dinge eine neue gestalt annehmen und in neue beziehungen zueinander treten, daß in dieser neuen welt wir auch unsern anteil erhalten an geschätzter und sozial wertvoller menschenarbeit, unsere volle hälfte der lasten der menschenkinder. Wir verlangen nicht mehr als dies, und wir werden nicht weniger annehmen. Dies ist unser ‚frauenrecht‘!“ (S. 65.)

Man vergleiche hierzu Wells, *Marriage*, s. 14 und 35, wo beschrieben wird, wie Marjorie nicht genügend beschäftigung in ihrem haushalt findet und sich der frauenfrage zuwendet, um so ihre zeit auszufüllen.

Diese forderung wird in kapitel 2 näher begründet:

1. Ist uns die hausarbeit durch maschinenarbeit ersetzt worden, dann wollen wir an dieser teilhaben, dann es ist unser altes gebiet.

2. Ist nur für einen teil der frauen die mutterschaft möglich, dann gebt den andern als ersatz andere wirkungskreise.

3. Ist die erziehung eine schwierige, höhere aufgabe geworden, dann gebt den müttern die hierzu nötige ausbildung.

4. Füllt die mutterschaft jetzt einen geringeren teil des frauenlebens aus, dann gebt uns das, was in der übrigen zeit befriedigung gewährt.

5. Tritt die geistige arbeit gegenüber der körperlichen mehr und mehr in den vordergrund, dann gebt uns kultur und handlungsfreiheit, die uns auch für diese befähigt.

6. Ist die zeit der demokratie gekommen, dann gebt der hälfte des volkes, den frauen, ihren vollen anteil an den pflichten und arbeiten der regierung und gesetzgebung.

1., 2., 4. werden von Wells ganz unberücksichtigt gelassen 3. und 5. sind ihm selbstverständliche voraussetzungen.

In 6. finden wir den punkt der berührung mit den sozialisten. (Vgl. Whiteing, *Ring in the New.*) Warum fordert die frau aber dies?

*We make this demand, not for own sakes alone, but for the succour of the race.* (S. 68.) Denn das problem der arbeitslosigkeit des mannes ist nicht dasselbe wie das der frau. Sie haben beide denselben ursprung. Aber für den mann ist es eine lebensfrage. Für die frau dagegen bleibt im falle der arbeitslosigkeit noch das, was Olive Schreiner *sex parasitism* nennt. Sich nur auf die geschlechtlichen funktionen beschränkend, läßt sie sich vom manne ernähren. Hierin liegt für sie die große gefahr. Verfall der lebenskraft und intelligenz bei der frau und dadurch auch ihren nachkommen wäre die folge. Breitet sich der parasitische typus der frau aus, die nicht arbeitet, der selbst das gebären eine zu große last wird, so führt das zum untergang der nation.

„Ihr, der schön gekleideten und zart behüteten, wurde das leben einfach zur erfüllung ihrer eigenen physischen und sexuellen gelüste und der gelüste des mannes, die sie nur zu reizen brauchte, um sich versorgt zu sehen. Und ob als unterhaltene frau, unterhaltene mätresse oder als prostituierte, sie trug nichts zur tätigen und erhaltenden arbeit der menschlichen gesellschaft bei. So war jener typus zur vollen entwicklung gekommen, welcher überall, sei es im modernen Paris, oder Neuyork, oder London, oder im alten Griechenland, Assyrien oder Rom, derselbe ist in allen grundzügen, in seinem wesen und in seinen resultaten. Sie war die ‚feine dame', der menschliche, weibliche parasit — das tödlichste lebewesen, das an der oberfläche eines sozialen gebildes erscheinen kann." (S. 101.)

Den zusammenbruch von Griechenland und Rom führt die verfasserin auf diese erscheinung zurück und betont den gegensatz zur germanischen frau, die dem manne gefährtin und mitarbeiterin war, die von ihm geliebt und geehrt wurde.

Uns droht heute diese gefahr.

„Wir, die europäischen frauen dieses zeitalters, stehen heute, wo immer wieder in der geschichte der vergangenheit die frauen anderer rassen gestanden haben; aber unsere lage ist noch ernster und von größerer bedeutung für die menschheit als ganzes, als die ihre jemals gewesen ist.“ (S. 106.)

Bis jetzt drohte diese gefahr nur den oberen klassen, für welche die unteren dann arbeiten mußten. Heute wird die physische arbeit zum teil durch mechanische ersetzt, die höhere, geistige aber vom manne ausgeführt, so daß die große masse der frauen dem parasitismus anheimzufallen droht.

„... Die frauen der rasse könnten sehr wohl, sei es als prostituierte, als unterhaltene mätressen, als unterhaltene frauen, aufhören, irgendwelche menschliche arbeit zu verrichten, und als die passiven werkzeuge der geschlechtlichen reproduktion oder, noch dekadenter, als bloße vermittler der lust in einen zustand des vollkommensten und hilflosesten sexuellen para sitismus (*sex parasitism*) versinken.“ (S. 110.)

Stimmt diese warnung nicht mit dem überein, was Wells im letzten kapitel von *Tono-Bungay* sagt? Auch in seinen andern büchern spricht er hierüber, teils warnend, teils nur feststellend, daß diese lebensart der frauen im zunehmen begriffen ist. Man vergleiche Wells: *A Modern Utopia*, s. 145; *Anticipations*, s. 111, 119; *First and Last Things*, s. 150; *An Englishman looks at the World*, s. 130.

Während aber Wells nur das *endowment of motherhood* vorschlägt, will Olive Schreiner, daß die frau selbst arbeitet, selbst verdient.

Daß tatsächlich das arbeitsproblem der frau wesentlich verschieden ist von dem des mannes, zeigt sich auch darin, daß das *Woman Labour Movement* von den oberen schichten ausging (vgl. G. Atherton, *Julia France and her Times*). So liegen dieser bewegung vor allem ein verlangen nach geistiger arbeit, ideale motive zugrunde.

„Diese tatsache, das bewußtsein bei den frauen, welche anteil haben an der frauenbewegung unserer zeit, daß ihre bemühungen ihnen keine unmittelbaren vorteile bringen oder

bringen können, sondern daß sie beinah notwendigerweise zu verlust und entsagung führen, dies gibt der bewegung ihr eigenartiges gepräge, gibt ihr eine stellung abseits von der großen menge der ökonomischen bewegungen und stellt sie auf eine stufe mit jenen ungeheuren entwicklungen, welche in gewissen zeiträumen die menschheit fortgerissen und die welt unwiderstehlich verändert und umgestaltet haben.“ (S. 119.)

Das gibt der bewegung ihre vielseitigkeit.

Diese ansicht teilt auch Wells, wie wir gesehen haben, in *The New Machiavelli.*

Man spricht heutzutage viel von der *new woman*; hiergegen wendet sich die verfasserin. Wir sind nicht anders als unsere vorfahren, sagt sie, wir verlangen nichts anderes als das, was wir früher schon als unser recht in anspruch nahmen: unsern teil der arbeit des lebens, unsere hälfte der kulturarbeit, die uns durch die großen umwälzungen unserer zeit genommen worden ist. Sie beruft sich hier auf die germanischen frauen.

*Marburg (Lahn).* E. ADOLPH.

(Fortsetzung folgt.)

---

## BEITRÄGE ZUR FRANZÖSISCHEN SYNTAX[1].

*Schulgrammatik und sprachgebrauch.*

### IV. ÜBER EINIGE KONJUNKTIONEN.

1. Das *Dictionnaire général de la langue française* von Darmesteter-Hatzfeld erklärt *malgré que* als konjunktion für veraltet und erlaubt die verbindung *malgré* mit *que* nur in ausdrücken wie *il faut être de son sentiment malgré qu'on en ait* (= *quoique ce soit de mauvais gré*). Auch Littré läßt *malgré que* nur in demselben sinne mit *avoir* gelten (*malgré que j'en aie* = *en depit de moi*) und bezeichnet jede andere verwendung, z. b. *malgré qu'il ait agi ainsi* statt *quoiqu'il ait agi ainsi,* ausdrücklich als fehlerhaft. Zur begründung fügt er hinzu: *La raison en est que* malgré que *veut dire* mauvais gré que, quelque mauvais gré que. In den von deutschen verfaßten wörterbüchern (Sachs-Villatte usw.) findet man dieselbe beschränkung des gebrauchs von *malgré que.* Plattner, *Ausführliche grammatik der französischen sprache* (II 3, 55) erwähnt das vorkommen der konjunktion *malgré que*

---

[1] Vgl. die früheren artikel I—III, *N. Spr.* XXIII, 70ff., 155ff.

und gibt je ein beispiel aus Daudet (mit *être*) und P. Bourget (mit *traverser*). Bei Lücking heißt es: *Malgré que* (als konjunktion) ist in der schriftsprache sehr selten und gilt als fehlerhaft. Französische grammatiker bekämpfen den gebrauch von *malgré que* statt *quoique.* Paul Stapfer z. b. bezeichnet ihn in seinen *Récréations grammaticales et littéraires* (Paris 1909) als *un lourd barbarisme qui a les deux vices rédhibitoires, la laideur et l'inutilité* und knüpft an den satz *La mère du roi de Sardaigne s'appelle toujours la princesse de Carignan, malgré qu'elle ait épousé M. de Montléar* die folgenden bemerkungen: *C'est la duchesse de Berry qui parle ainsi dans une lettre citée par Chateaubriand, et l'autorité de cette personne nous est parfaitement indifférente. Mais, — ce qui est plus grave, — M. Brunot, en terminant son* Histoire de la langue française, *déclare que* malgré que *«est devenu usuel», et il en prend son parti. M. Faguet, de son côté, convient quelque part qu'il s'y habituera. Moi, jamais.*

In wirklichkeit ist *malgré que* neben *quoique* (*bien que*) der heutigen sprache ganz geläufig, wie einige beispiele zeigen mögen: Malgré qu'*il soit désirable de voir l'Allemagne acquiescer à l'action de la France, elle se trouve dans la limite de ses droits stricts en poursuivant une politique personnelle.* *Revue de Paris* XII 10, 438. *Législateurs, censeurs, juges, toutes ces fonctions constituaient les Parlements en véritables cours souveraines,* malgré que *le roi leur contestât cette épithète qui l'outrageait.* Ebd. XII 11, 538. *Il s'irritait à mesure qu'il parlait,* malgré qu'*il tâchât seulement de remonter le moral du malheureux père.* Ebd. XII 14, 353. *Nous le [le bateau] prenons jusqu'à Christiansund,* malgré qu'*il ne soit pas installé pour les voyageurs.* Ebd. XII 14, 369. *Quand nous vîmes arriver ce vieillard, nous craignîmes d'abord,* malgré qu'*il fût droit et vert sous son auréole de cheveux blancs, que . . .* *Annales pol. et litt.*, 12. mai 1907, s. 291. *M. Gaud gardait sa voix pure et fraîche,* malgré qu'*il approchât des quatre-vingts ans.* *R. d. d. M.*, 15. juni 1906, s. 827. Malgré qu'*il ne chantât plus depuis longtemps, il avait aussi voulu venir.* Ebd., 1. august 1906, s. 628. Malgré que *la Chine soit une des nations asiatiques les moins accessibles à toute nouveauté, la civilisation moderne y pénètre lentement.* *L'Illustration*, 28. november 1908, s. 363.

Wie man sieht, folgt auf *malgré que* das verb stets im konjunktiv. Der konjunktiv scheint aber nur für die literarische sprache obligatorisch zu sein. Auf einer karte, die mir ein

französischer gymnasialprofessor, der sich vor einigen jahren in Hamburg aufhielt, schrieb, hieß es: Malgré que j'étais *très décidé à aller lundi à Altona, je ne l'ai pas pu,* und diese verbindung von *malgré que* mit dem indikativ wurde mir von mehreren gebildeten nationalen als gutes, wenn auch familiäres französisch bezeichnet.

2. In der von jeder schulgrammatik verzeichneten wendung *à peine . . . que* kann *et voici* verstärkend vor *que* treten: *A peine les étoiles ont-elles commencé de blanchir,* et voici que *l'Orient recule en des profondeurs d'or. Revue de Paris* XI 22, 255.

Ferner ist zu bemerken, daß die konjunktion *que* wegfallen kann: *A peine étions-nous arrivées à Pétersbourg, Aniouta écrivit à Dostoievsky pour le prier de venir nous voir. Revue de Paris* I 15, 172. *A peine est-il rentré au régiment, le 22 novembre, il est rappelé auprès de sa mère.* Ebd. IX 3, 596. *A peine eut-il accosté, le bac se délesta.* Ebd. IX 9, 171. *Mais à peine avait-il conçu cet horrible désir de vengeance, la voix du sang protestait* (übersetzung aus dem spanischen). Ebd. XI 15, 569. *A peine a-t-il remis l'épée au fourreau, il rebâtit les villes et les villages. R. d. d. M.* 1. märz 1899, s. 221. Dasselbe mit inversion: *A peine sommes-nous installés, arrive le rajah. Revue de Paris* V 14, 395.

Endlich ist zu erwähnen, daß im gegensatz zur grammatik auch die konjunktionen *quand* und *lorsque* nach *à peine* folgen können: *Charlie avait à peine fait quelques pas* lorsqu'*il se trouva en face d'Antoine. Revue de Paris* XII 1, 201. *A peine était-elle prête* quand *Norbert rentra pour déjeuner. R. d. d. M.*, 15. august 1901, s. 823. *Le coupé s'arrêtait à peine devant l'hôtel Grasset, avenue du Bois,* lorsqu'*Yvonne Avrey en sortit lestement. R. d. d. M.*, 1. juli 1910, s. 38 (zwei seiten weiter liest man dagegen: *La porte se refermait à peine qu'Yvonne . . .*). *Nous étions à peine rentrés à Paris,* quand *on vint nous dire que des gens munis de voitures à bras déménageaient tranquillement notre demeure. Annales pol. et litt.*, 3. nov. 1901, s. 275.

3. Die schulgrammatik lehrt vielfach, daß die wiederholung derselben konjunktion durch *que* ersetzt werden kann, wenn die sätze durch *et* (*ou*) verbunden sind (vgl. z. b. Ploetz-Kares). Diese fassung der regel ist zunächst insofern irreführend, als *que* auch dann als ersatz gebraucht wird, wenn jene konjunktionen fehlen: *Pendant que l'on remuait les terres,* qu'*on dressait les épanchements,* qu'*on nivelait la place réservée aux plates-formes, les trains de chemins de fer se succédaient sans interruption* (Lücking). Vgl. auch

weiter unten den zweiten satz unter 10. Es ist also falsch, wenn Weitzenböck in seinem *Lehrbuch der französischen sprache* in bezug auf dieses *que* sagt: Es ist nicht gestattet, den zweiten satz ohne unterordnendes bindewort anzufügen. — Außerdem ist zu beachten, daß die verbindung der sätze nicht notwendig durch *et* oder *ou* zu erfolgen braucht: *Et ce peuple préfère encore l'esclavage et le couteau musulmans à la délivrance orthodoxe, parce que ceux-là coûtent la vie à nombre d'individus, de familles, de communautés entières,* mais que *celle-ci coûterait l'existence à toute la nation. Revue de Paris* X 16, 876.

4. An die stelle von *lorsque* oder *quand* kann *que* treten, wenn der hauptsatz oder der nebensatz die negation oder eins der adverbien *déjà* und *encore* enthält: *Elle n'y était pas depuis quinze jours* qu'*elle voulait partir. Revue de Paris* IX 16, 688. *Et le cortège n'était pas rentré dans l'église* que *déjà la pluie tombait.* Ebd. XI 1, 70. Vgl. Plattner I 276. Ein solches *que* kann aber auch dann *lorsque* ersetzen, wenn der sinn des satzes die *ergänzung* eines jener adverbien zuläßt: *Nous étions dans la rue* (schon auf der straße), que *M. Rudet de Portiragnes nous redisait trois fois: Chut, mes enfants! chut! chut! Revue de Paris* I 10, 132.

5. Die konjunktion *attendu que* (= *vu que, comme*) ist nach grammatik und wörterbuch auf den gerichtsstil beschränkt, im übrigen veraltet. Sie findet sich gelegentlich auch in der literarischen sprache: *Le potin du jour, c'est le divorce de Lustrac. — D'où sortez-vous, mon cher? Voilà un mois qu'on n'en parle plus. — Mais voici deux heures qu'on en reparle,* attendu qu'*ils se sont remis ensemble. Revue de Paris* X 5, 12. *Le chiffre exact de ces contingents est très difficile à donner,* attendu qu'*aucun recensement officiel n'en pouvait être fait. L'Illustration,* 7. märz 1914, s. 172. Auch Lavedan gebraucht *attendu que* in seinem *Courrier de Paris. L'Illustration,* 20. märz 1909, s. 186.

6. Der konjunktionale ausdruck *en outre de ce que*, den ich weder in der grammatik noch im wörterbuch finde, kann wie *outre que* (*outre qu'elle est riche, elle est belle et sage*) gebraucht werden: *Je fais mes frais avec les hommes, parce que je les amuse, et toi,* en outre de ce que *tu es très jolie, parce que tu les excites. Revue de Paris* XI 3, 497.

7. Während präpositionales *faute de* (*faute d'argent*), das neben *à défaut de* (*à défaut de vin, on boit du cidre*) gebräuchlich ist, von grammatik und wörterbuch verzeichnet wird, fand ich nirgends konjunktionales *faute que* (mit folgendem konjunktiv),

das in der tat sehr selten zu sein scheint: *Et si vous n'avez fait à Amphion qu'une apparition si courte, ce n'est pas* faute qu'*on ait insisté pour vous garder davantage, monsieur! Revue de Paris* XI, 5, 115.

8. Die konjunktion *que* (mit konjunktiv) kann statt *si* in konditionalem sinne stehen: *Et tellement elle semblait un précieux bibelot d'étagère, plutôt qu'un être voué au sort commun de l'humanité, tout le monde en arrivait à penser de même.* Que, *d'aventure, une jeune mariée, débordant du naïf orgueil d'une dignité maternelle toute neuve, lui demandât innocemment si «ce bonheur ne lui manquait point», elle répondait: C'est si petit chez nous! Je ne saurais où le mettre. Revue de Paris* XI 3, 502[1]. *Dans l'état nerveux où il était, plus que jamais on devait lui épargner les contrariétés.* Que *des indiscrétions vinssent à être commises, on serait toujours à temps d'aviser.* Ebd. X 5, 131. Vgl. Plattner II 3, 56.

9. Am satzanfang steht statt des konditionalen *si* zuweilen *que si*: *Je souhaite que cette tentative produise tous ses fruits.* Que si *le snobisme s'en mêle, tant mieux! Le snobisme a du bon. Revue de Paris* XI 9, 213. Vgl. Plattner I 233.

10. *Alors que*, das die grammatik für veraltet erklärt oder auf die poesie beschränkt, findet in der heutigen sprache noch für *lorsque* ausgiebige verwendung. Vgl. Plattner I 235. Besonders häufig wird es in adversativem sinne, also für *tandis que*, gebraucht: *L'Allemand en lui prime l'artiste,* alors que *chez ses prédécesseurs l'artiste prime le national. Revue de Paris* I 16, 439. *Pour lui, en effet, il est surprenant de penser qu'à l'étranger, par exemple, il soit tenu pour un maître illustre dans la poésie française de ce siècle,* alors qu'*ici on le relègue, que les critiques le dénaturent, que les anthologies le négligent.* Ebd. I 9, 180. *Et ce qui ajoute du piquant aux expressions choisies, c'est que les soldats de la Compagnie tuaient les Matabélés avec des mitrailleuses,* alors que *les pauvres sauvages n'avaient que des bâtons et des javelines pour massacrer les envahisseurs de leur patrie.* Ebd. I 11, 92. *Nos musées sont une école qui doit être accessible à tous; mais, jusqu'à présent, ils sont ouverts six jours par semaine: y aurait-il de si graves inconvénients à établir un tourniquet pour trois jours, quatre au maximum,* alors que *les autres jours, dont le dimanche et le jeudi, seraient réservés aux entrées gratuites?* Ebd. I 19, 223.

---

[1] Beachtenswert ist in diesem beispiel auch, daß vor *tout le monde* die konjunktion *que* ausgelassen ist.

11. Plattner (I 235) zitiert ein beispiel für das nicht seltene *alors même que* aus Guizot und meint, daß *lors même que* gar nicht vorkommen dürfte. Letzteres findet sich aber ebenfalls: Lors même qu'*il s'aventure dans l'époque moderne, il maintient le contact avec les formes primitives* (Maurice Barrès). *Annales pol. et litt.*, 20. januar 1907, s. 44. *Dans notre pays, en particulier, l'alliance que l'Église avait conclue avec l'État a été parfois troublée, et,* lors même qu'*elle semblait la plus étroite, cette alliance, qui avait assurément sa grandeur, avait aussi ses périls qui ont fini par apparaître* (aus einer rede in der *Académie française*). Ebd. 10. februar 1907, s. 93. *Oui, pensait-elle, monsieur de Morailles est parfaitement beau:* lors même que *je l'évitais, je lui rendais cette justice. Revue de Paris* XII 6, 278. Auch durch *donc* kann *lorsque* getrennt werden: Lors donc qu'*ils vous ont ligoté en de savantes chaînes, forgées avec le fer des piques libératrices de la Révolution française, ces hommes divins* (d. h. die französische regierung) *prennent un plaisir extrême à faire danser d'habiles plumitifs convenablement muselés, pour l'amusement d'un frivole public, à l'exemple du bon ours Atta Troll au bout de son lien* (Clémenceau in seiner zeitung *L'Homme enchaîné* vom 29. april 1915).

12. Daß dem deutschen *warten bis* im französischen *attendre que* entspricht, erwähnt jede grammatik. *Attendre* mit folgendem *jusqu'à ce que* ist sehr selten; vgl. die beiden beispiele bei Plattner (II 3, 49). Auch *attendre pour que* dürfte nur ausnahmsweise vorkommen: *Quand le pêcheur arrive enfin dans les parages fréquentés par ce bel animal, il n'a pas longtemps à* attendre pour que *la ligne, amorcée avec un petit poisson, se tende brusquement sous l'effort du tarpon. L'Illustration*, 8. mai 1909, s. 326.

13. Bekanntlich steht nach verben wie *s'étonner* statt *que* häufig *de ce que*; ebenso *à ce que* statt *que* nach *consentir* usw. Nach *aimer* aber soll nach Plattner, *Grammatisches lexikon der französischen sprache,* nur *que* folgen, nicht *à ce que*. Letzteres ist aber möglich, wenn auch sicherlich äußerst selten. Nur ein einziges mal ist es mir begegnet, und zwar in der folgenden stelle, wo von dem bilde *M^me Vigée-Lebrun et sa fille* die rede ist: *Le seul regret qu'aient formulé souvent les amateurs qui* aiment à ce que, *suivant une vieille tradition, toute estampe de leur collection ait un pendant, c'était précisément de ne pouvoir, en regard de cette œuvre séduisante, en mettre une autre qui lui répondît harmonieusement. L'Illustration*, 29. dezember 1906, s. 430. Über *aimer de ce que* (= *parce que*) vgl. Plattner II 3, 60.

14. Sehr häufig ist im modernen französisch der subjektsinfinitiv mit *de* statt des präpositionslosen infinitivs, den die grammatik verlangt: D'écouter *les doléances du vieil ouvrier,* de le remonter *par de bonnes paroles, détourna le cours de ses idées. R. d. d. M.*, 1. dezember 1906, s. 520. De reconstituer *ses traits,* d'augurer *de son caractère,* de l'observer *ainsi incognito avant d'entrer en relation, cela donnait un passe-temps très agréable.* Champol, *Cas de Conscience,* s. 28. Näheres über diese erscheinung findet man bei Jos. Machens, *Der infinitiv mit* de *und der infinitiv ohne präposition im französischen als ausdruck gleicher beziehungen im satze.* Beilage zum jahresbericht der oberrealschule zu Fulda. Ostern 1909.

Entsprechend dieser infinitivkonstruktion werden in der neueren literatur öfter nebensätze mit dem konjunktionalen ausdruck *de ce que* eingeleitet: De ce qu'*il n'est pas aujourd'hui* persona grata, *est-ce une raison pour qu'il ne le soit pas demain? Annales pol. et litt.* 28. januar 1906, s. 53. De ce qu'*avec Napoléon nous nous soyons grisés chez eux* [*les Allemands*] *de l'odieux esprit de conquête, cela légitime-t-il qu'ils viennent s'en saouler chez nous* (von Machens a. a. o. zitiert aus Margueritte, *Les Tronçons du Glaive*)*?* De ce qu'*elle n'apparaissait pas, tout lui semblait arrêté, le cours même du temps et les battements de sa vie. Revue de Paris* XI 10, 250. De ce que *vous désertez le toit conjugal, cela ne modifie en rien les clauses du contrat.* Ebd. XI 3, 487. Das letzte beispiel ist dem roman *Ame d'argile* von Anne Bovet entnommen, aus deren roman *Autour de l'Étendard* vor einigen jahren in der *Frankfurter Zeitung* ein ähnlicher satz mit *de ce que* angeführt und als unkorrektes französisch bezeichnet wurde.

15. Von den in der grammatik nicht erwähnten oder als veraltet erklärten konjunktionen sind *durant que, cependant que, devant que* und *hors que* auch heute noch in der schriftsprache in gebrauch: *La lanterne rouge des pompiers, au rez-de-chaussée de la mairie, s'effaçait dans le lointain,* durant que *grandissait, au bout de la traverse obscure du faubourg, la lueur jaune marquant le seuil de la gare. Revue de Paris* I 13, 615. Durant que *Joséphine menait cette vie aux Trois-Ilets et à Fort-Royal, qu'était devenu Alexandre de Beauharnais?* Ebd. II 10, 324. Dasselbe: Ebd. II 7, 596; XI 18, 230 usw. Der verfasser des romans *La Vie finissante* (*R. d. d. M.*, 15. juni 1906 ff.) gebraucht ausnahmslos *durant que* (ebenso die präposition *durant*). *Durant que,* das Darmesteter-Hatzfeld für *vieilli* erklärt, ist also ziemlich häufig.

Rodhe, *Les grammairiens et le français parlé*, s. 132, sagt: Durant que *est rare et n'est guère à imiter.* Dagegen heißt es bei Littré: *Les grammairiens ont condamné* durant que *comme vieilli; il est trop autorisé par de bons écrivains et trop logique pour qu'on le rejette. — Cette miss Bell ..., qui, laide et séduisante, presque un peu ridicule et tout à fait exquise, vivait à Fiesole en esthète et en philosophe,* cependant que *l'Angleterre la célébrait comme sa poétesse la plus aimée* (Anatole France). *Revue de Paris* I 5, 3. *La moustache du père devint toute grise et des rides se creusèrent sur le fin visage de la maman,* cependant que *Désiré restait un simple rapin et ne gagnait pas sa vie* (François Coppée). Ebd. I 22, 770. *Enfin, péniblement, longuement, la perception se fait,* cependant que *du pont du navire des hommes, qu'on ne distingue pas, nous crient: «Dépêchez, n ... de D ..., dépêchez!»* Ebd. I 16, 422. Cependant que *nous avançons à pied à travers les plateaux ondulés de terre rouge et d'herbes, qui occupent une grande partie de Madagascar, tout le monde dans notre colonne se tait.* Ebd. III 10, 227. *Toujours muettes au milieu du tumulte des fêtes, elles* [*quatre princesses*] *recevaient avec une dignité naïve les hommages des courtisans, et se tenaient comme enchâssées dans d'énormes fauteuils où elles paraissaient étrangement menues et fragiles;* cependant que *derrière le pendoppo illuminé du sultan, les princesses, leurs mères, accroupies dans la demi-obscurité d'une pauvre salle isolée, jouaient silencieusement aux cartes avec des compagnes de gloire et de servitude.* Ebd. III 21, 217. Die drei letzten beispiele finden sich in reiseberichten aus Majorka, Madagaskar und Java von Édouard Conte, Henri-Ph. d'Orléans und Robert Godet. *Dans une série de tableaux, dont la succession n'était pas nécessaire, des personnages, qui nous restent totalement inconnus, passent par des émotions violentes,* cependant que *le sort frappe sur eux, à coups précipités et surtout redoublés* (René Doumic). *R. d. d. M.*, 15. februar 1907, s. 931. Dasselbe: *Revue de Paris* XI 14, 220; XI 19, 509; XII 15, 595 usw. Littré geht also zu weit, wenn er sagt: Cependant que *ne se dit plus qu'en poésie.* Rodhe (a. a. o., s. 132) erklärt *cependant que* mit recht für *mort dans la langue parlée*; wenn er aber hinzufügt: *Même dans la langue écrite, il est presque toujours solennel et comique,* so trifft meines erachtens die bezeichnung *comique* auf keinen der eben angeführten fälle zu, während in dem einen oder andern der zitierten beispiele der stil zweifellos *solennel* genannt werden kann. — *Elle parlait continûment, interrogeait et répondait elle-même, habile à lire sur la physionomie les paroles*

devant qu'*elles fussent prononcées. Revue de Paris* VIII 8, 701. Dasselbe: Ebd. IV 6, 359. Mit *ne* vor dem folgenden verbum wird *devant que* von René Doumic gebraucht: *A quoi bon revenir sur des œuvres qui étaient déjà bicentenaires* devant que *nous ne fussions nés* (ironisch)? *Et puisqu'il faut bien se rendre à la toute-puissance de l'opinion, qu'elle [la Comédie française] lui donne une prompte satisfaction, en abandonnant,* devant que *la semaine ne s'achève, les fâcheux erremens introduits par M. Perrin et contre lesquels se fait cette formidable levée de boucliers. R. d. d. M.*, 15. november 1899, s. 440 und 441. *Devant que de* statt *avant (que) de* vor dem infinitiv: *Il faudra d'abord qu'Achille rattrape la tortue* devant que de *la dépasser. Revue de Paris* XI 15, 464. *Quand il mourait, on le momifiait* devant que de *le conduire, en pompe solennelle, à son sépulcre.* Ebd. XI 15, 491. Dasselbe: Ebd. XI 16, 766; XI 17, 145. Von *devant que* sagt Rodhe (a. a. o., s. 131): *Il est bien vrai qu'il se trouve encore quelquefois dans la littérature, mais alors on peut être à peu près sûr que c'est toujours un archaïsme voulu.* Diese bemerkung trifft zu für die letzten vier beispiele, die alle denselben verfasser haben. Bei Littré liest man: Devant que *a été condamné comme une expression vieillie; mais, cette locution étant autorisée comme elle est, on pourrait très bien s'en servir, surtout en poésie.* Nach Plattner (II 3, 49) ist *devant que* jetzt nur noch in familiärer sprache üblich, in zeitungen ziemlich häufig. Man sieht, die angeführten urteile stehen unter sich und mit meinen belegen für *devant que* in widerspruch. Jedenfalls ist diese konjunktion in der literarischen sprache selten und nicht nachzuahmen[1]. Völlig veraltet ist

[1] Dasselbe gilt auch, wie ich hier bemerken will, von mancher anderen in den vorhergehenden und folgenden *beiträgen* von mir erwähnten grammatischen erscheinung. Nicht alles, was sich bei schriftstellern findet, ist nachahmenswert. Das ist selbstverständlich, und der lehrer, der seine grammatischen kenntnisse aus der besten quelle, d. h. aus umfangreicher lektüre moderner prosa, zu erweitern sich bemüht, wird mit richtigem takt herausfinden, was für die schule geeignet und was beiseite zu lassen ist. Wer aber heute noch ein *partir en Allemagne, venir de l'Allemagne, je ne doute pas qu'il vienne, aimer faire qch., c'est eux* und vieles andere mehr den schülern als fehler anrechnet, kann nicht den anspruch erheben, daß er gerecht zensiert. Es ist auf sprachlichem gebiet nicht alles so sicher und so einfach, wie es manche grammatik lehrt, und der lehrer hat deshalb alle ursache, in der verwendung der roten tinte recht vorsichtig zu sein.

*premier que*, das in einer früheren sprachperiode für *avant que* gebraucht wurde und sich heute nur in absichtlicher nachahmung des stils älterer zeit findet: *Hyacinthe, ma fille, sonnez votre chambrière et qu'elle aille vous préparer du vin chaud avec des épices. Rien n'est meilleur pour l'estomac* premier que *d'aller au lit* (aus dem roman *La Vie amoureuse de François Barbazanges* von Marcelle Tynaire). *Revue de Paris* XI 2, 339. Dieser roman ist geschrieben, wie ein kritiker sagt, *dans ce français élégant et spirituel qui fut la langue des siècles passés et que tous nos meilleurs écrivains modernes se plaisent parfois à reprendre pour nous raconter quelque belle histoire d'autrefois.* — Was endlich *hors que* betrifft, so wird es von Littré und von den grammatiken, die ich einsehen konnte, nicht erwähnt. Sachs-Villatte erklärt es für wenig gebräuchlich. Darmesteter-Hatzfeld bringt nur ein beispiel für *hors que ... ne* (= *à moins que ...*) mit subj. aus Molière. Es scheint statt *hormis que, outre que, sauf que* selten zu sein: Hors que *l'heure était insolite, cela n'était pas pour le surprendre. Revue de Paris* IV 10, 416. Dasselbe: Ebd. XI 6, 381.

16. Die volkssprache erweitert konjunktionen, das relativadverb *où* und das frageadverb *pourquoi* gern durch die konjunktion *que*: Si qu'*on prenait quelque chose, Francesca? Eh bien,* si qu'*on dînerait à la fin des fins.* Léon Gaudillot, *Vers l'amour* I 1 und 5. — *Mais, pour ça, faudrait que quelqu'un soit malade. Ou fasse* comme si qu'*il le serait. Le Journal amusant* 2. mai 1908. — *Le temps* où que *j'étions ...* Ebd. 23. mai 1908. — *J'étais bien sûre qu'elle me détestait. Elle me l'avait montré assez souvent!* — Pourquoi que *tu m'as envoyée la voir, en ce cas? Revue de Paris* XII 5, 161. Pourquoi que *tu n'es pas venu?* Pourquoi que *tu ne veux plus?* Ebd. XII 5, 162. Diese ausdrücke erwähne ich hier nur, weil ich sie auch in größeren grammatischen werken und in wörterbüchern vermißte.

*Altona.* H. SCHMIDT.

---

## VERMISCHTES.

### ZUR KLARSTELLUNG.

Nachdem mir der herausgeber der *Neueren Sprachen* das erste wort verstattet hat in der besprechung der frage „Die neuere philologie und der krieg", muß ich ihn bitten, mir „zur geschäftsordnung" noch einmal ein paar worte zu erlauben, ehe die besprechung meiner ausführungen in der aprilnummer ihren fortgang nimmt; denn leider

zeigt mir der aufsatz des kollegen Clasen in der julinummer, daß ich nicht verstanden bin. Es erscheint mir daher notwendig, hier einige klärende worte zu sagen.

Clasen irrt vor allem darin, wenn er meint, der alles maß übersteigende haß der franzosen, und zwar nicht nur der zeitungsschreiber, sondern der führenden geister gegen alles, was deutsch ist, habe aus dem neuphilologen, der über ein menschenalter in schule und hochschule mit voller befriedigung das französische gelehrt hat, plötzlich einen verächter der schönen, wohllautenden sprache und der reichen in ihr niedergelegten literatur gemacht. Das wäre in der tat chauvinismus; als deutscher bleibe ich dem treu, was ich als wertvoll erkannt. Ich fühle mich frei von jedem haß gegen das volk und seine kultur, seine kunst und literatur. Das sage ich freilich nicht nur von dem französischen, sondern auch von dem englischen volke. Das haßgedicht Lissauers — auch das muß ich hier sagen, da die erwähnung in meinem aufsatz falsch gedeutet worden ist — hat mich persönlich überaus peinlich berührt; ich stehe nicht an zu erklären, es wäre besser nicht geschrieben. Haß oder richtiger verachtung kann man doch nie und nimmer für die völker als solche fühlen; auch die gefühle für unsere freunde in den feindesländern werden nicht berührt. Haß und verachtung gelten nur den elenden leitern der politik; fluch den lebenden, fluch den toten!

Auch ich bin gewiß, daß, wenn die kriegsstürme einmal schweigen werden, sich die beziehungen mit den franzosen und engländern werden wieder anknüpfen lassen; wir sind auf den verkehr mit ihnen angewiesen, und sie auf den verkehr mit uns, aber diese beziehungen können *nur* geschäftliche, nur äußerliche sein. Der aufenthalt des neuphilologen im ausland setzt aber „freundliche“ beziehungen voraus. Wenn schon nach dem kriege von 1870/71 der aufenthalt in Frankreich, „dem gastlichen“, wie es sich gern nennt, zum mindesten höchst ungemütlich war — Clasen gibt uns ja einen beleg dafür —, so wird das nach diesem kriege, zu dem sich der von 1870/71 wie ein auftakt verhält, noch viel schlimmer sein. Schon aus diesem grunde wird der zukünftige neuphilologe in dem französischen ausland (zu dem ich die *Suisse romande* rechne) nur schwer die erforderlichen praktischen studien machen können. Gewiß gilt dasselbe auch für das englische ausland, aber doch nicht in dem maße, da eben das englische, zu dem ich das in Amerika und sonst in der welt gesprochene rechne, in viel höherem maße weltsprache ist als das französische; es ist eben, wie Jakob Grimm sagt, *die* weltsprache. Selbst wenn es uns gelingt, die alleinherrschaft Englands zur see zu beseitigen, so bleibt seine sprache doch für uns, d. h. für alle, die die herrschaft Englands im weltverkehr, in handel und industrie brechen wollen, das wichtigste mittel zu diesem zweck. In gleichem maße, wie Frankreichs weltmachtstellung abnimmt, verliert das französische für uns an praktischer bedeutung, und ich möchte behaupten, daß sogar das spanische und das russische aus diesen rein praktischen, weltpolitischen gründen für uns in zukunft wichtiger sein werden als das französische; denn unsere beziehungen zur südamerikanischen und slawischen welt werden in zukunft für uns bedeutungs-

voller sein als die zu der romanischen. Diese rein praktischen gesichtspunkte können aber — und in dem punkte scheint Clasen mich nicht verstanden zu haben — für die schule nicht in betracht kommen, vor allem nicht für die schulen, denen, wie den realschulen und den lyzeen, endlich auch den mittelschulen, die weit überwiegende masse der jugend der höheren schulen zugeführt wird. Wer aus „geschäftlichen“ rücksichten fremde sprachen nötig hat, der mag in die Berlitzschulen gehen; dahin gehört auch das esperanto oder sonstige weltsprachen. Die schule — ich wiederhole: die für die große masse bestimmte form — kann höchstens eine allgemeine sprachliche grundlage schaffen, und schon deshalb muß neben der muttersprache eine fremde sprache gepflegt werden, aber eben auch nur *eine*; denn in *zweien* leistet der durchschnittsschüler ungenügendes, kann er nur ungenügendes leisten; denn in sechs oder sieben jahren, die im allgemeinen für das französische, in drei oder vier jahren ,die auf das englische verwendet werden, können „kinder“ (bis zum alter von 16 bis 17 jahren dürfen wir wohl unsere schüler als solche bezeichnen), selbst wenn man für jede fremde sprache vier oder gar fünf wochenstunden ansetzt, nicht so weit gefördert werden, daß sie „in die kultur des fremden volkes“, wie man so kühn verlangt, mit hilfe ihrer sprachkenntnisse eindringen. Legen sie einen sicheren grund zu einer einigermaßen korrekten aussprache, zu einem beschränkten wortschatz, zu dem verständnis einzelner weniger, dem kindlichen verständnis zugänglicher werke der literatur, so hat die schule geleistet, was sie konnte; man soll sie nicht schelten, wenn sie sich damit bescheidet. Nie und nimmer wird es gelingen, den kindern zu zeigen, wie die französische und englische sprache und literatur auf die deutsche eingewirkt haben; nie wird man den kindern die größe Molières und Shakespeares, um nur diese zu nennen, verständlich machen. Die erschließung der fremden kulturen ist nicht sache der schule; das ist sache der universität, vielleicht auch schon der primen der vollanstalten, obwohl auch für diese, wie ich glaube, die ziele nicht zu hoch gesteckt werden dürfen.

Ich bin sicher nicht der einzige, der den fremdsprachenkult in den deutschen schulen bekämpft. Paulsen sagt, „sie seufzen alle unter diesem druck“. Dieser druck *muß* beseitigt werden, und dafür werde ich kämpfen, solange ich eine feder rühren kann, einmal deshalb, weil unsere jugend nicht „gedrückt“ werden soll, vor allem aber deswegen, weil die beiden fremden sprachen, mit der doppelten stundenzahl, als sie das deutsche hat, das deutschnationale element zugunsten des fremden zurückdrängen. Da dieser weltkrieg gerade das nationalbewußtsein gehoben hat, so ist sichere hoffnung vorhanden, daß wir in dieser richtung vorwärts kommen. Auch um dem naturwissenschaftlich-mathematischen, dem geschichtlichen, dem erdkundlichen unterricht die ihm gebührende stellung zuzuweisen, muß der fremdsprachenbetrieb eingeschränkt werden. Damit soll niemandem verwehrt sein, wenn er in den ersten drei schuljahren sich als „sprachbegabt“ erwiesen hat, noch eine zweite dazuzunehmen; nur soll man kein deutsches kind dazu zwingen.

Welches nun diese erste fremde sprache sein soll, darüber hat

wohl jeder seine meinung. Wenn ich gesagt habe, daß ich das latein als die beste grundlage für die erlernung fremder sprachen betrachte, so stehe ich mit dieser ansicht nicht allein; ich weiß aber auch, daß es ganz ausgeschlossen ist, daß das latein sich noch weiter verbreite, vielleicht gar auf den realschulen und lyzeen als erste fremde sprache eingeführt werde. Das latein ist entschieden im rückgang. Trotzdem bleibe ich als alter humangymnasiast dabei, daß sich keine sprache so wie das lateinische eignet zur erwerbung grammatischer grundkenntnisse und eines geordneten wortschatzes für die neueren sprachen. Ich weise auf das zitat von Karl Schurz in der Reinhardtschen schrift *Die schriftlichen arbeiten in den preußischen höheren lehranstalten* hin (s. 44): „Wer lateinisch versteht, wird das französische, englische, spanische, italienische und portugiesische nicht allein viel leichter erlernen, sondern auch viel besser. Ich kann von mir selbst sagen, daß ich in der tat nur die lateinische grammatik ganz gründlich verstanden habe, daß diese kenntnis mir die grammatischen studien in den modernen romanischen und germanischen sprachen aller mühseligkeit entkleidet und spielend leicht gemacht hat.“ Dies ist auch meine erfahrung, und ich bleibe dabei, daß das neuphilologische studium eine möglichst gründliche vorbildung in den alten sprachen zur voraussetzung haben muß. Daß ich auf dem humanistischen gymnasium, von dem das französische ja schon jetzt im verschwinden begriffen ist, — viele führen statt dessen schon das englische ein, — das französische in die hand des altphilologen legen möchte, meine ich deshalb, weil dieser den geschichtlichen zusammenhang besser herausarbeiten kann; natürlich müßte der betreffende eine *gute* mittelfakultas besitzen. Auf allen schulen, wo französisch hauptfach bleibt, darf es selbstverständlich nur oberlehrern mit voller fakultas anvertraut werden.

Endlich glaube ich durchaus nicht, daß nach dem kriege sogleich eine bewegung einsetzen wird, die das französische auf unseren schulen zurückdrängt; dazu ist die vorliebe des deutschen für das französische zu groß. Es ist auch durchaus nicht zu leugnen, daß das französische, richtig betrieben, „eine disziplinierende kraft“ hat (Reinhardt a. a. o., s. 42). Ob diese aber größer ist als bei dem englischen, ist eine offene frage, über die wohl auch erst die zukunft entscheiden wird; zurzeit sind die versuche mit englisch als erster fremder sprache zu gering, um ein sicheres urteil gewähren zu können.

Aber das ist sicher, daß in zukunft *beide* fremde sprachen von der großen masse der jugend unserer höheren schulen nicht mehr in dem bisherigen umfang betrieben werden können. Deutsch vor allem, dann aber auch geschichte und die naturwissenschaften verlangen in zukunft einen breiteren raum, und da wir mit einer durchschnittlichen aufnahmefähigkeit der schüler rechnen müssen, so muß eine gründliche stoffbeschränkung eintreten, und diese ist meines erachtens nur möglich durch beschränkung auf *eine* fremde sprache. Mommsen nennt den einen gebildeten mann, der imstande ist, in zwei sprachen (der muttersprache und *einer* fremden) zu denken und sich auszudrücken. Reinhardt, dem ich auch dies zitat entnehme

(a. a. o., s. 41), gesteht die „einseitigkeit dieses urteils“ zu; es genügt auch ihm, in *einer* fremdsprache „so heimisch zu werden, daß man ihre ausdrucksmittel nachzubilden vermag“.

Daß unsere amtsgenossen, wenn sie aus den schützengräben heimkehren, schon vor der tatsache stehen werden, daß die neueren sprachen aus ihrem bisherigen besitzstand verdrängt wären, brauchen sie nicht zu fürchten. Zu reformen so einschneidender art ist jetzt nicht die zeit. Erst nach dem kriege, und auch dann sehr allmählich und vorsichtig, wird man zu einer gründlichen reform unserer höheren schulen schreiten können. Und neigen wollen wir alten, die daheim bleiben mußten, uns dann vor unseren feldgrauen und *sie* fragen, was *sie* für unsere zukünftige jugend als das wertvollste anzusehen gelernt haben. Ob sie nicht sagen werden: vor allem ein gesunder leib, starke nerven, klarer, scharfer blick, und dann *deutsches* fühlen und wollen sind wichtiger als das fremde in vergangenheit und gegenwart!? Und es sind ja nicht allein unsere fachgenossen, die heimkehren, auch altsprachler, mathematiker, naturwissenschaftler; sie alle müssen und sollen gehört werden. Eine stimme hat sich schon aus den schützengräben vernehmen lassen. Gymnasialdirektor dr. Heeren aus Bückeburg, ein „begeisterter humanist“, wie er sich selbst nennt, erklärt in dem mai-juni-heft der *Monatsschrift für höhere schulen*, das latein werde in zukunft „nur noch vereinzelte liebhaber finden, da es seine rolle als kulturvermittler ausgespielt“ habe; das griechische will er sogar „der universität überweisen“, das französische, „entsprechend seiner gesunkenen wichtigkeit“, nur noch fakultativ in den drei oberen klassen behandelt sehen. Wenn so ein altphilologe über seine fächer denkt, sollten da wir neuphilologen uns nicht auch einmal gründlich überlegen, ob wir nicht in der begeisterung für unser schönes studium zu weit gegangen sind, ob wir wirklich immer in erster linie an das gedacht haben, was *unsere jugend* auf dem gebiete der neueren sprachen leisten *kann*, und ob wir nicht in zukunft auf unseren höheren schulen zu einem richtigeren verhältnis der einzelnen fächergruppen gelangen müssen?

*Hannover.* O. Lohmann.

---

## DER „VERWÜNSCHTE VÖLKERKRIEG“.

Ein sehr geschätzter kollege schrieb mir nach dem erscheinen des juli-heftes, es tue ihm „innerlich leid“, seite 203 eben dieses heftes „*meiner*“ zeitschrift das gegenwärtige ringen um das leben, die freiheit, die zukunft unseres volkes schlankweg als „verwünschten völkerkrieg“ bezeichnet zu sehen. Der verfasser des aufsatzes könne es schon gar nicht mehr erwarten, die bande der „kultur“ mit Frankreich wieder anzuknüpfen. Möge man doch lieber den franzosen diese sorge überlassen.

Ich konnte sogleich brieflich erwidern, daß diese auffassung des ausdrucks weder meiner eigenen, noch, wie ich bestimmt annehmen dürfe, der meinung des verfassers entspreche. Da nun aber die gefahr eines mißverstehens offenbar vorliegt, habe ich herrn dr. Clasen

als den verfasser von den bedenken des briefschreibers — übrigens ohne nennung des namens — in kenntnis gesetzt. Wie herr dr. Clasen versichert, hat er das beiwort „verwünscht“ lediglich zur abwechselung im sinne von „heillos“, „unselig“ gebraucht. Daß es die gefühle des betreffenden herrn habe verletzen können, sei ihm unverständlich. Auch begreife er nicht, wie dieser daraus den schluß ziehe, daß er selbst die bande der kultur — ein ausdruck, den er nirgends gebraucht habe — mit Frankreich vorzeitig wieder anknüpfen möchte. Gerade das gegenteil sei doch in dem schlußsatze (s. 211) deutlich zu lesen. — Damit ist die sache gewiß auch für den schreiber des ersterwähnten briefes zur zufriedenheit geklärt. W. V.

## FRANZÖSISCH UND ENGLISCH FÜRS FELD.

Sprachführer für unsere soldaten gibt es eine anzahl seit kriegsbeginn von verschiedener güte. Es ist nicht ohne interesse, wie sich einer der anspruchslosesten — er wird von einer kakaofirma als beilage gegeben — mit der aussprache abfindet. Hier unkorrigiert eine französische und eine englische probe:

Montreh moa lö schmäng oh büroh dö post
oh füreh.
Kongdüiseh moa scheh längstitütör.
Wöneh sawäck moa schüßköla.
Schö wöh öng gib oh wilasch.

Ui ahr kwoterd wiß juh for faif dehs.
Dohnt fihr änißing ui ahr wärri pihßful.
Juh möst förnisch ös wiß bord änd resibenß.
Schoh ös ße ruhms, plihß, uär ui uill ßlihp.

Zu dem ß gehört die nicht so üble bemerkung: „*th*, in der aussprache durch ß bezeichnet, ist ein laut, der dadurch hervorgebracht wird, daß man die zunge leicht zwischen die zähne preßt“ (nur ist der atem und ev. der stimmton hier vergessen); „es klingt, als ob man mit der zunge anstieße“. Dasselbe zeichen ist dann freilich auch für *s*-laute verwandt. Daß sich auch mit dem deutschen alphabet manches denn doch besser geben ließe, bedarf keiner ausführung.
W. V.

## MITTEILUNG.

Herr professor dr. A. RAMBEAU, der vom zweiten jahrgang (1894—95) an unsere zeitschrift mitgeleitet hat, ist mit ende des sommerhalbjahres 1915 aus der redaktion ausgeschieden. An seine stelle tritt der professor der romanischen philologie an der universität Würzburg, dr. WALTHER KÜCHLER.

# ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

**BAND XXIII. OKTOBER 1915. HEFT 6.**

Ernst Dick (Basel), *Words to Learn*. A Selection of Words from *Twelve Chapters from Standard Authors*. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 1912. 64 s. Geb. m. 0,80.

Der zweck dieses vokabulars ist aus dem titel ersichtlich. Die 12 prosastücke des lesebuchs *Twelve Chapters* usw. sind in 96 kürzere abschnitte zerlegt, und von diesen sind die vokabeln unter den gleichen nummern nebst angabe des zusammenhanges aufgeführt und mit deutscher übersetzung versehen. Außerdem ist ein alphabetisches verzeichnis der wörter mit angabe des abschnitts beigefügt. Ferner finden sich an passenden stellen grammatische und phraseologische belehrungen (unregelmäßige verben; *idioms*; gebrauch von *to get*). Ein kapitel über die aussprache steht gleich zu anfang. Allen lesern der *Twelve Chapters* ist das vokabular sehr zu empfehlen, da es allen ansprüchen genügt und durch zeitersparnis ein schnelleres lesen ermöglicht. *Untrimmed* ungezimmert (35), besser: unbehauen. *Cobra*, *crook*, *dock* (ampfer), *mongoose* sind nicht erklärt.

Ernst Dick, *Englische satzlehre*, zusammengestellt auf grund von beispielen aus dem englischen lesebuch *Twelve Chapters* usw. I. teil: Grammatik. II. teil: Übungsbuch. Ebd. 1912. 155 u. 63 s. Geb. m. 2,40.

Der erste teil dieses werkes kann zur not ohne das genannte lesebuch gebraucht werden. Doch wird der nutzen weit größer sein, wenn der lernende bereits mit dem lesebuch bekannt ist. Manches beispiel, das ihn in der vereinzelung vielleicht befremdet, wird ihn dann als alter bekannter anheimeln und an den zusammenhang erinnern. Da die zwölf kapitel sämtlich sehr anziehend und dabei inhaltlich sehr verschieden sind, kann man den plan, auf diesen texten ein grammatisches lehrbuch aufzubauen, nur sehr glücklich finden. Bei jedem beispiel ist die stelle des lesebuchs, wo es zu finden ist, angegeben. Obwohl satzlehre betitelt, enthält dies buch auch das nötige aus der formenlehre, etwa die zahlwörter ausgenommen. Der lehrstoff ist nach den wortklassen geordnet, wobei mit dem verb angefangen wird. Wortfolge, satzbau, satzzeichen fehlen nicht. Es mag noch bemerkt werden, daß ein kleiner teil der beispiele nicht aus dem lesebuch genommen ist: s. 32, 102, 105, 106; in einigen fällen wird nur auf die stelle im lesebuch verwiesen: s. 154 f. Das dritte beispiel in § 96 ist nicht wörtlich entlehnt.

Die regeln sind kurz gefaßt, aber für die schule ausreichend. Die zahlreichen beispiele machen längere theoretische belehrungen unnötig. Das gilt besonders, doch nicht allein, von den präpositionen und konjunktionen. Die anmerkung auf s. 18 sollte lieber sagen, daß das ursprünglich verschiedene *pres. part.* später die endung des *gerund* angenommen hat. In mehreren der komposita in § 52 ist die *-ing*-form nicht adjektivisch gebrauchtes partizip: *writing-table* (nicht schreibender tisch, sondern *table for writing*); *hunting ground*; *drinking-saloon*, *dining-room*, *riding-whip* usw., und sollte hier

als *gerund* betrachtet werden. So auch Hausknecht, *English Scholar* § 89a. Man vergleiche: *mining men, sailing vessel. Every means . . . were tried* § 66 kann als *constructio ad sensum* aufgefaßt werden (*every* bezeichnet dem sinne nach eine mehrheit); vgl. das gar nicht seltene *anybody in their senses*. In den zwei letzten beispielen zu *by* § 156 bedeutet *by* an . . . vorbei. *Must not* § 43 kann allerdings auch ein verbot ausdrücken, s. *Oxf. D.* und Kruisinga. Der rat des arztes § 47 wird vom patienten mit recht als ge- oder verbot respektiert. Vor *Grasmere* § 53 wird *Lake* gewöhnlich weggelassen, da *mere* = *lake* ist. § 120, 2: in den zwei ersten beispielen mit *never* ist *had* nicht hilfsverb. Verdruckt sind einige zahlen (s. 29: 57, 39 l. 57, 30; s. 52, b: 30, 83 l. 30, 38; s. 153: 71, 1 l. 72, 38; s. 150 mitte: § 105 l. § 103); s. 34, c das fragezeichen hinter *live*; 40 unten: klammer gehört hinter *to*; ferner s. 97 unten: *head* l. *heard*; 102 unten: *argus* l. *argue*; 117, 4: *to other* l. *the other*; 152: vor *Turning* fehlt b); 153, 2: vor *This* fehlt c). S. 123: *worn to death by* wird durch ausfall von *a brute* unverständlich, wenigstens sollte die lücke durch punkte angedeutet sein.

Das übungsbuch besteht aus deutschen sätzen, die zum übersetzen ins englische bestimmt sind. Der erste teil (zur einübung der wörter) schließt sich an das vokabular unter hinweis auf die 96 abschnitte, der zweite (zur einübung der grammatik) an diese an, wobei die wörter aus den lesestücken zu nehmen sind und bekanntschaft mit letzteren vorausgesetzt wird. Für das übungsbuch ist daher *Twelve Chapters* unentbehrlich. Es handelt sich also um eine freie rückübersetzung, gegen welche auch von gegnern des hinübersetzens methodische bedenken kaum erhoben werden dürften, zumal die übungssätze sehr geschickt hergestellt sind.

1. W. van Doorn, *Golden Hours with English Poets.* Lyrics, Ballads and Other Poems, Chiefly Modern. Amsterdam, Meulenhoff & Co., o. j. 290 s.
2. Ders., *Golden Hours* usw. Modern Lyrics, Ballads and Other Poems, British, American, Australian. Gleicher verlag. 254 s.

Der herausgeber, lehrer an einer holländischen schule, hat diese sammlung zunächst für seine schüler bestimmt, hofft aber auch reiferen lesern willkommenes zu bieten. Der erste teil enthält die allbekannten namen von Chaucer bis einschließlich Tennyson und M. Arnold, der zweite die späteren, zum teil noch lebenden dichter, sowie die irländer, amerikaner und (drei) australier. Zwei literargeschichtliche übersichten enthalten kurze biographien (besonders erwünscht bei den neuesten autoren), hin und wieder auch urteile, und zwar meines erachtens treffende. Die aufnahme zeitgenössischer dichter verteidigt der herausgeber in der vorrede zum zweiten teil nicht ungeschickt. Wenn auch zur einführung als schulbuch zu umfangreich, verdient das werk für die schulbibliotheken zum privatstudium für geförderte schüler empfehlung. Auch lehrern bietet besonders der zweite teil gelegenheit, manche sonst schwer zugänglichen dichter einigermaßen kennen zu lernen.

*Kassel.* M. Krummacher.

Johanna Bube, *Englisches lesebuch für höhere mädchenschulen, lyzeen und studienanstalten.* Nach den reformbestimmungen für das höhere mädchenschulwesen vom 18. august und 12. dezember 1908 bearbeitet von J. B., ehemals lehrerin der englischen sprache an dem städt. lehrerinnenseminar und der städt. höheren mädchenschule in Neuwied. In drei teilen. Leipzig, G. Freytag. Teil I (7. u. 8. schuljahr). 147 textseiten, 28 abbildungen im text und 4 karten im anhang. Geb. m. 2,80. 1910. — Teil II (9. u. 10. schuljahr). 337 textseiten, anschließend 26 seiten *Biographical Sketches*, 34 abbildungen, 2 karten. Geb. m. 4,50. 1911. — Teil III (für lyzeen und studienanstalten). 380 textseiten, anschließend 82 seiten *The Great Authors of English and American Literature.* Geb. m. 5,—. 1912. Zu teil III ein ergänzungsband (geb. m. 1,50), bringt erst 2 seiten *Growth and Origin of the English Language*, dann 5 seiten *Outlines of English Prosody*, 89 seiten vokabularium und sacherklärungen zu den im lesebuch teil III enthaltenen stücken und zu den dichterbiographien. Am schluß findet sich das schon in teil II angekündigte, dort aber fehlende alphabetische verzeichnis der eigennamen.

Vorliegendes werk will „einen einblick in die eigenart, die lebens- und weltanschauung, die materielle und geistige kultur der engländer und amerikaner gewähren". Es erfreut in hohem grade durch sorgfältige, liebevolle stoffauswahl, durch reichhaltigkeit und einheitlichkeit. Der leser bleibt stets innerhalb englischer oder amerikanischer anschauungswelt und schöpft stets aus der quelle selbst. Wunderbar schöne reproduktionen berühmter englischer gemälde und treffliche photographien schmücken alle drei teile. Was schon in sonderschulausgaben besteht, ist fortgelassen, so fehlt *Enoch Arden.* J. Bube will offenbar neben ihrem lesebuch noch solche sonderausgaben gelesen wissen. Dazu sind aber teil II und III zu reichhaltig und zu teuer. Oder ein teil daraus wäre der privatlektüre oder vorträgen zu überweisen. Solche sammlungen edelster geistesprodukte wie J. Bubes bücher zeigen so recht den vorzug gegenüber einzellektüre, die nur einen ausschnitt gewährt.

*Teil I* zerfällt in 1. *The World of Childhood,* 2. *In Golden Realms* (*British Fairy and Folk Tales*, *Nature Myths*), 3. *The British Isles and their Inhabitants.* Der anschauungskreis entspricht dem leben des kindes. S. 14: *An Arithmetic Lesson* ist unnötig und zu schwer für deutsche schüler. S. 107: bild von *St. Paul's Cathedral* ist minderwertig. S. 45: *An English Drawing-Room*; es sollte auch von ärmeren kreisen die wohnung abgebildet sein, sonst gibt's eine falsche vorstellung in den köpfen. S. 56, z. 18: *lowing* fehlt hinten im vokabularium. S. 105: *Tower Bridge*, besonders schöne photographie, weil hinten der Tower auch noch sichtbar. Auf der brücke scheint eine prozession (krönungszug??) entlangzuziehen, alle gebäude sind beflaggt. S. 132: *Joan of Arc*: J. R. Green verschweigt vollständig, daß Johanna den engländern ausgeliefert und *von diesen* verbrannt wurde!

*Teil II* „stellt Großbritannien als weltmacht und kolonialreich dar" und bereitet auf das studium der literatur vor. Einteilung:

Part I: 1. *Legends and Folk Tales*, 2. *The English and The Americans* (*Characters and Scenes, Sights and Scenes in London, Glimpses of the British Dominions and the United States, Scenes from English and American History*), 3. *Steps to Literature.* Part II: 1. *Nineteenth Century Prose*, 2. *Poetry* (aus verschiedenen jahrhunderten), 3. *Biographical Sketches* (dichterbiographien zu Part II, no. 1 u. 2). Die numerierung der lesestücke wäre besser *durchgeführt*, statt mit Part II neu begonnen zu werden. Das buch, gebunden, wiegt 855 g, ist zu schwer! Kürzungen am stoff wären daher erwünscht. S. 118ff.: hinrichtung Karls I., und s. 144ff.: hinrichtung Maria Stuarts, sind doppelt, blieben als unästhetisch am besten ganz fort. Die geschichte dieser königin ist ja vertreten auf s. 196—208, *Lochleven Castle.* Doppelten gegenstand (*Coronation*) behandeln auch s. 87 nr. 30 und s. 270 nr. 17. Denselben gegenstand, einmal in prosa, dann in poesie, behandeln s. 146 nr. 54 und s. 148 nr. 55, ebenso s. 154 nr. 58 und s. 157 nr. 59. — Dagegen fehlt ein beitrag aus Kiplings Tommy Atkins balladen. S. 97: *Rule Britannia* dürfte nach den erfahrungen des krieges in einer künftigen auflage besser fehlen. S. 80ff. nr. 27, *A Ride round London*: die bemerkenswerten namen sollten schräg gedruckt sein, wie auf s. 97ff. geschehen. Die *Biographical Sketches* s. 346ff. ebenso wie die dichterbiographien in teil III würden besser nach gruppen, der dichtungsgattung gemäß, geordnet, statt nach den geburtsjahren. Das ehepaar Browning wird daher voneinander getrennt! Ein schwacher versuch zu gruppierung wird in teil III gemacht und von Bube entschuldigt. Die bilder von Milton, Burns, Byron sind zu idealisiert, das geschniegelte paßt nicht zum farmer und *exciseman* Burns. Zu bemerken ist, daß die noten und vokabularien zu teil II englisch und deutsch, die zu teil III dagegen nur englisch geschrieben sind. — S. 208, *Macbeth*, und s. 216, *A Letter to Wordsworth*, sind umgekehrt numeriert!

*Teil III* „führt die englische literatur in ihrer geschichtlichen entwicklung vor". Die einteilung ergibt sich mechanisch durch die gleichmäßigen überschriften *The Age of Shakespeare, The Age of Milton* usw. Leider sind die lesestücke nicht numeriert. Das buch wiegt gebunden 755 g, ist gleichfalls zu schwer. Wegfallen als widerlich und ungeeignet für schulen überhaupt muß die hinrichtung Monmouths s. 215ff. S. 26: *The Disgrace of Wolsey* aus Shakespeare wäre besser durch anderes aus diesem dichter zu ersetzen, da die geschichte jener zeit schon in teil II genug vertreten ist. S. 74: *Sir Roger at Church* ist überflüssig, da ähnlicher gegenstand vorher auf s. 69, *In Westminster Abbey*, ebenfalls aus dem *Spectator*. Edgar Allan Poe ist etwas dürftig vertreten mit nur einem beitrag. George Eliot, s. 284ff., nimmt dreizehn seiten ein mit zwei stücken aus ein und demselben roman. Besser wären zwei verschiedene romane. Ruskin s. 303ff. mit dreizehn seiten wird zu reich bedacht gegen Olive Schreiner s. 371 mit nur einer seite. Im *Age of Shakespeare* fehlt gänzlich Sir Philip Sidney, ein stück aus der *Arcadia* dürfte als beitrag zum schäferroman nicht fehlen. Sehr hübsch ist, daß Moores *Paradise and the Peri* vollständig gegeben ist (s. 157ff.), nur müßte gesagt werden, worin die im vorwort angedeutete bedeutung dieser

dichtung für die deutsche tonkunst beruht. Die dichterbiographien fangen etwas eintönig an, jedesmal mit „Bunyan *was* . . .“, „Shakespeare *was* . . .“, „John Milton *was* . . .“. Mehr abbildungen zu den dichtern wären erwünscht. Leider kommen die einflüsse der englischen auf die deutsche literatur (z. b. Byron, Scott, Goldsmith usw.) nicht zur sprache. Für die phrase (s. 421) *the literary world owes a debt of gratitude to the Irish Bishop* (Percy) wäre es nützlicher, zu sagen, worin sein verdienst bestand. Herders und Goethes namen sucht man hier vergebens.

Die interpunktion scheint bei Bube nicht durchweg einheitlich. Teil I s. 119 z. 29 hat kein komma nach der an den satzanfang gestellten zeitbestimmung, dagegen richtig ein komma auf s. 128 z. 28. Auf der karte von England und Wales sind zuviel namen. Hübsch ist überall die bemalung der von kelten bewohnten gebiete.

Die gemachten ausstände sollen keineswegs die freude an der durchaus gelungenen und zu empfehlenden arbeit Bubes verderben. Möchte das lesebuch die verdiente verbreitung finden.

Ellinger u. Butler, *Lehrbuch der englischen sprache* (prof. dr. Johann E. und universitätslektor A. J. Percival B.). *Ausgabe A* für realschulen, gymnasien und verwandte höhere lehranstalten. I. teil. Elementarbuch. *Ausgabe B* für mädchenlyzeen und andere höhere töchterschulen. Teil I. Elementarbuch. 1913². 2 k 50 h. — Teil II. *An English Reader.* 1913². Geb. 5 kronen. — Teil III. *A Short English Syntax and Exercises.* Geb. 2 k 40 h. 1913². Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag.

Die bücher sind wohl durch österreichische ministerialerlasse für „allgemein zulässig erklärt“ und nach dem normallehrplan vom 14. juni 1912 umgearbeitet. Leider fehlt allen die vorrede, so daß auf die bei der abfassung maßgebenden prinzipien nicht zurückgegangen werden kann. Teil II u. III sind für das zweite und dritte schuljahr bestimmt.

*Elementarbuch Ausgabe A u. B, teil I*: Jedes mit acht abbildungen und einer münztafel. Es ist ein und dasselbe werk, abgesehen von der besonderen bearbeitung für knaben und mädchen. Dem vorkursus in deutscher sprache, der die lautschrift und den gedruckten text einprägt, folgen je 28 *Lessons*, die vollständig englisch gehalten sind. Erst kommt ein englischer text (sätze oder zusammenhängendes stück), dann in kleinerem druck a) *Questions and Answers*, b) *Pronunciation*, c) *Grammar* (bloßer hinweis auf die hintenstehende grammatik), d) *Exercises* (phonetische und grammatikalische übungen). Wenn entbehrlich, fehlt die eine oder andere dieser unterabteilungen. An die *Lessons* schließen sich an *Schoolroom Phrases*, *Proverbs*, *English Money* ..., *Explanations to the Texts*, sprachstücke in lautschrift, grammatik, deutsche übungsstücke zum übersetzen ins englische (sieben seiten, zu den einzelnen *Lessons*), *Vocabulary* (leider nur englisch-deutsch, aber mit lautschrift zu jeder vokabel).

Die bücher gefallen durch sparsamkeit im gebotenen, durch übersicht und sauberen druck. Der anschauungskreis bleibt innerhalb des englischen. Angenehm begleitet die phonetische umschrift

das ganze buch, leider allerdings nicht in den *Explanations to the Texts.* Bei den grundzahlen stören im text die akzente, sie sind unnötig, da sie schon daneben in der umschrift bezeichnet werden. Die regelmäßigen verben sind unübersichtlich, weil sie in sieben rubriken geteilt sind und die drei stammformen statt hintereinander in rubrik 1, 4, 6 erscheinen. Hübsch ist die einprägung der uhr in zwölf bildern im zwischenraum von je fünf minuten. Die bilder *Spring* und *Summer* müssen herumgedreht werden, mit den füßen der personen nach innen. Sonst muß der leser das buch herumdrehen. Auch sollte auf der gegenüberliegenden rechten seite der text zu dem bild vollständig stehen, nicht zum teil auf der rückseite des bildes selbst. Die verbalformen von *to have* und *to be* sind unklar zu sehen, weil mit der phonetischen umschrift verschwimmend, diese muß durch größeren zwischenraum abseits gestellt werden. Albern erscheint in den *Schoolroom Phrases* der satz „*Go on, Paul White!* Fahren Sie fort, Paul Weiß!“ Bei den mädchen ist's geändert in *Maud White*!!! — „*Nehmen Sie den schwamm* und wischen Sie ab“ und „*Nehmen Sie ein stück kreide* und schreiben Sie ...!“ So umständlich sprechen wir nicht, der teil mit „nehmen“ ist künstliches deutsch. Ebenso umständlich und unnatürlich ist: „Bitte, herr professor, *sagen Sie mir*, was *penholder* auf deutsch heißt.“ Dahinter steht wohl besser ! statt ?. In ausgabe B sind die teile a bis e, die in den *Lessons* hinter den lesestücken folgen, zu klein gedruckt, das ist augenpulver. Der text in ausgabe A hat eine größere type. Ferner stimmen in ausgabe B die seitenzahlen des inhaltsverzeichnisses mit denen im buch selber nicht überein. — Die grammatikregeln werden teils induktiv gewonnen, teils deduktiv erläutert.

Beide bücher werden gute dienste leisten, für gymnasien bedeutet allerdings die englische bezeichnung von ausdrücken der grammatik eine überlastung. Dazu mangelt es an zeit.

*Ausgabe B, teil II, An English Reader*, ähnlich angelegt wie Bube, mit teils denselben bildern und karten. Hübsch, was bei J. Bube fehlt, die bilder von Shakespeares geburtshaus und Trinity Church. Auch manche texte sind dieselben. Bube bringt erst den dichternamen, hier steht er erst am ende des stückes, jene weise ist vorzuziehen. Manche stücke haben am schluß ein *Summary*, oder *Outline*, oder *Composition Exercises*; die beiden ersten ständen am besten vor dem stück als überschriften. J. Bube hat leider solche praktischen hinweise nicht. Hinrichtung von Raleigh s. 19 ist unästhetisch. S. 69, St. Paul's, dasselbe schlechte bild wie bei Bube. S. 107 ff., Nelson: die sätze werden fortwährend auf neuer linie angefangen, ist sinnwidrig und unökonomisch, besonders störend auf s. III. *Rule Britannia* s. 236 und *Ye Mariners of England* s. 243 fallen jetzt besser fort. J. Bube ordnet nach dichtern, daher prosa und poesie gemischt. Hier wird nach gattungen getrennt, scheint vorteilhafter. Die einteilung ist: A. *First Part A. Stories and Sketches.* — B. *Fairy Tales, Legends, Sagas.* — C. *Conversations.* — D. *The United Kingdom of Great Britain and Ireland.* — E. *English Customs, Life, and Institutions.* — F. *Pictures from English History.* — G. *The British Colonies.* — *Second Part.* H. *Specimens of Prose Fiction.* — I. *Specimens of Essays, Letters and Speeches.* —

J. *Specimens of Poetry* (inkl. dramatische szenen!). — K. *Lives of some prominent English Authors.* Appendix I s. 296 bringt eine willkommene tabellarische übersicht über die englische literatur, auch zum teil nach gattungen. Die dichterbiographien stimmen zum teil mit denen bei J. Bube wörtlich überein.

Wem J. Bube teil II u. III zuviel ist, wird in diesem *Reader* von Ellinger-Butler eine hinreichende zusammenstellung finden. Er wird gleichfalls gute dienste leisten.

*Ausgabe B, teil III, A Short English Syntax and Exercises*, wie der eben besprochene *Reader* auch fürs zweite und dritte schuljahr bestimmt. Unter dem deutschen text der syntaktischen regeln erscheint genau derselbe in kleinerem drucke in englischer sprache. Das ist eine unnütze belastung des kopfes und des geldbeutels. Die künftigen lehrerinnen lernen die fachausdrücke auch aus anderen büchern, dem schüler sollte es nicht zugemutet werden. Die methode in dieser syntax ist teils deduktiv, teils induktiv. Alles ist präzise und knapp. Die beispiele zeichnen sich meist durch kürze aus. Die ersten dreieinhalb seiten bringen eine sprachgeschichtliche einleitung. Die tabelle der lautverschiebungen aus dem altenglischen ist besonders willkommen. Dann folgt *First Part: A Short English Syntax*, 69 seiten in 180 paragraphen; *Second Part: Exercises with an English-German and a German-English Glossary.* Erst ein *Reading Exercise* englisch, darauf ein oder zwei *Translation Exercises* zur übersetzung ins englische. Die texte stimmen zuweilen miteinander überein. Der gefahr, daß, wie in anderen büchern der deutsche text nur eine wiederholung des englischen ist und daher neugier und interesse getötet werden, ist hier vorgebeugt dadurch, daß der deutsche text eine „fortsetzung" des englischen bildet. S. 63: gebrauch der mode, druckfehler für modi. S. 94: „Ich kam gestern abends" ist wohl lokale ausdrucksweise. S. 100, „wir werden nach dem frühstück einen schönen spaziergang machen können", ebenso s. 101, „wir werden ein gewitter haben": das „werden" ist nicht deutsche gebrauchsweise. Der schüler muß gerade lernen, daß wir das präsens setzen, wo der engländer und franzose genauer das futur. Falsch ist es, zuliebe der erleichterung für den schüler dem sprachgebrauch gewalt anzutun. Das „sachregister zur syntax" wird besonders großen nutzen stiften. *Appendix 1*, tabellen der verben, sollte besser erst alle drei stammformen bringen, dann die deutsche bedeutung. Es lernt sich eher. Die *Recapitulation of Grammar* (*Appendix 2*) in englisch s. 146—150 ist unnötig. *Appendix 3, Letter-Writing*, hat für die einleitung auf s. 151/152 und den schluß s. 160 zu kleinen druck.

Im ganzen: ein brauchbares buch, auch für knabenschulen.

ELLINGER-BUTLER, *Englisches unterrichtswerk für realgymnasien.* Teil V für die VI. bis VIII. klasse. *A Literay Reader*, with 28 illustrations and 6 coloured maps. Geb. 5 k 70 h. = 5 m. Verlag wie oben. 1913.

Ein seitenstück zu oben besprochenem *Reader* für mädchen, daher auch teilweise mit gleichem text, gleichen bildern und karten. Die einteilung geschieht diesmal nach jahrhunderten, A. 16. u. 17., B. 18., C. 19. u. 20. Als D. folgt *An Outline of the History of the*

*English Literature* (*with Biographies of the prominent Authors*). Bei diesem letzten teil wird wieder nach *ages* eingeteilt. Wie obiger *Reader* und Bubes werk hat auch dieses buch wieder die moderne lektüre vorwiegend berücksichtigt. S. 95 bringt Burkes *impeachment* gegen Hastings, nach Clives taten s. 80ff. eine rühmlich anzuerkennende gerechtigkeit in diesem buche. S. 108: *From "The Rape of the Lock"* ist statt mit nr. 29 mit nr. 75 versehen!! Nr. 32, *Rule, Britannia*, und nr. 62, *Ye Mariners of England*, fallen besser in neuer auflage fort, wie schon oben bemerkt. Nr. 34, *Elegy Written in a Country Churchyard*, ist wegen des einflusses auf die deutsche elegiendichtung sehr zu begrüßen. Nr. 35, *From "Clarissa Harlowe"*: Richardson fehlt ganz bei Bube, dort auch in den dichterbiographien. Nr. 49, *Yankee Doodle*, ist zu begrüßen, ebensosehr s. 86 *Beowulf's Fight with Grendel* von Morris, es hätte nur etwas mehr sein dürfen. Hübsch sind hier und da in den dichterbiographien inhaltsangaben bedeutender romane. Diese *Outline* zeichnet sich aus durch systematischen nachweis des einflusses auf die deutsche literatur, was bei Bube leider fehlt.

Solch ein vorzüglicher *Reader*, der auch literaturgeschichtlich so sorgfältig für deutsche bedürfnisse bearbeitet ist, sollte allgemein eingeführt werden.

*Marienwerder i. Westpr.* Alfred Schumann.

---

Otto Menges, *La Guerre mondiale, Der weltkrieg.* Tatsachen, sätze, wendungen und wörter nebst aufgaben für aufsätze und vorträge (deutsch und französisch) für den gebrauch in schule und haus. 1. teil. Halle, Gesenius. 1915. Geh. m. —,80.

Wer es durchaus für nötig hält, die ereignisse des gegenwärtigen weltkrieges schon jetzt im französischen unterricht zur grundlage von sprechübungen zu machen, findet in dem heftchen einen stattlichen vorrat von sätzen, wendungen und wörtern, auch von aufgaben für aufsätze und vorträge, und im anhang einen kleinen, sehr kleinen französischen wortschatz für einen vaterlandsverteidiger. Der verfasser, der durch andere ähnliche sammelbücher dem, der nicht gern mit dem wörterbuch arbeitet, bereits manche wertvolle erleichterung verschafft hat, wird auch durch das vorliegende heftchen dank von gleicher stelle ernten. Ob der nutzen, der sich für die theoretische stilistik aus der gegenüberstellung des deutschen und französischen textes ergeben kann, größer ist als der nachteil, der bei der verwendung des büchleins in der schule — und daran denkt der verfasser auch — infolge der doppelsprachigkeit in erscheinung treten wird, möchte ich bezweifeln. Auch glaube ich, daß die fußnote im vorwort des vorliegenden ersten heftes, die das erscheinen des zweiten teiles für die zeit nach dem friedensschluß ankündigt, damit eine weise zurückhaltung in sich schließt, die auch dem ersten hefte nichts geschadet hätte.

Max Kuttner, *Deutsche verbrechen?* Wider Joseph Bédier, *Les crimes allemands d'après des témoignages allemands.* Zugleich eine antwort aus französischen dokumenten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Geh. m. —,50.

Wenn wir auch im kampfe gegen die lüge, mit der unsere gegner uns in erwartung und angesichts der schweren niederlagen in ehrlichem waffengange wenigstens im neutralen auslande aus dem felde zu schlagen suchen, heute im großen und ganzen die schlimmsten angriffe abgewehrt haben und hoffentlich weiter abwehren werden, so verdient das buch von Kuttner mit vollem rechte mit unter den waffen genannt zu werden, die uns in diesem widerlichen kampfe zum siege helfen. Mit strenger sachlichkeit und unermüdlichem fleiße nimmt er an der hand von amtlichen dokumenten die anklagen unter die lupe, die Joseph Bédier, professor am *Collège de France*, in bewußter ausnutzung seines überall, auch bei uns anerkannten rufes als literarischer kritiker unserm heere in seiner kriegführung auf grund von tagebuchblättern gefangener deutscher soldaten vorwirft. Kuttner findet, daß sie durchweg auf irrtümern, mißverständnissen und meist auf beabsichtigter verkehrung und fälschung des französischen *gelehrten* beruhen. Gleichzeitig führt Kuttner eine stattliche zahl von beispielen der gröbsten zuchtlosigkeit an, deren sich die französischen soldaten im eigenen lande sogar ihren landsleuten gegenüber schuldig gemacht haben, und für die der französische oberbefehlshaber strenge bestrafung anordnet. Bédier hat sich mit den anklagen, die er gegen uns richtete, das eigene urteil gesprochen, und man ist geneigt, die schlußfolgerung, die Kuttner aus einem französischen feldpostbrief zieht: „Tänzelnd, mit jubelndem revanchegeschrei hinaus dem ruhme, vielmehr der ‚*gloire*' entgegen — heim humpelnd, rache winselnd!" auf weitere kreise in Frankreich auszudehnen, selbst auf solche, die an der wissenschaft eigentlich einen halt finden sollten, um vor so tiefem fall, wie ihn Bédier tut, bewahrt zu bleiben. Ich kann dem wunsche, daß Kuttners büchlein in der welt seinen siegreichen weg gehen möge, nur die hoffnung beigeben, daß wir zu jeder zeit, auch später, wenn wieder friede herrscht, immer männer haben möchten, die, wie Kuttner, kenner des fremden landes und seiner sprache, taktvoll und doch nötigenfalls rücksichtslos treue wacht halten über dem, was unsere nationale ehre verlangt.

*Wiesbaden.* E. Hollack.

---

*Französische lehrbücher.*

1. *The French Verb.* Its forms and tense uses. By William A. Nitze and Ernest H. Wilkins. The University of Chicago Press. Chicago, Illinois. 40 S. Ohne jahreszahl und preisangabe.
2. *Lehrgang der französischen sprache für höhere mädchenschulen.* I. teil (1. u. 2. schuljahr). Von dr. Karl Fr. Schmid. München und Berlin, druck und verlag von R. Oldenbourg. 1914. IX u. 251 s. Geb. m. 2,50.

3. *Kurzgefaßtes lehrbuch der französischen sprache* von Wilhelm Ricken 1. auflage. Berlin und München, druck und verlag von R. Oldenbourg. 1913. 187 s. Geb. m. 2,—.
4. Sokoll u. Wyplel, *Lehrbuch der französischen sprache* für realschulen und verwandte lehranstalten. Wien, Franz Deutike.
   I. teil. (Erstes und zweites schuljahr.) Dritte auflage. 1912. VIII u. 275 s. Geb. k. 3,50.
   II. teil. (Drittes schuljahr.) Zweite auflage. Mit 14 tafeln und 1 karte. 1914. V u. 208 s. Geb. k. 3,50 = m. 3,—.
   III. teil. (Viertes schuljahr.) 1908. V u. 169 s. Geb. k. 2,80.
   Dasselbe. Ausgabe für realgymnasien, bearbeitet von dr. phil. Richard Weinert. Mit 10 illustrationen und 1 karte. 1911. V u. 152 s. Geb. k. 2,80.
   IV. teil. (Fünftes bis siebentes schuljahr.) 1910. IX u. 221 s. Geb. k. 3,50.
   V. teil. (7. u. 8. klasse.) Ausgabe für realgymnasien, bearbeitet von dr. phil. Richard Weinert. 1914, VI u. 138 s. Geb. k. 2,40 = m. 2,—.
   V. teil. *Französische sprachlehre.* Ausgabe A: Ungekürzte fassung 1910. XI u. 356 s. Geb. k. 4,80.
   Dasselbe. Ausgabe B: Gekürzte fassung. 1910. IX u. 206 s. Geb. k. 3,50.
5. *Wirklichkeit und sprache. Eine neue art der sprachenbetrachtung* von prof. Ludwig Wyplel. Wien und Leipzig, Franz Deutike. 1914. 172 s. Geh. m. 4,—.

*Ad* 1. Will praktisch sein und versucht sogar eigene wege zu gehen, ist aber mit seiner einteilung der verben in „regelmäßige" und „unregelmäßige" doch recht alt, trotzdem es sich auf folgende begriffsbestimmung anscheinend nicht wenig einbildet: *A regular verb is one whose stem remains the same throughout its conjugation to which it belongs. — An irregular verb is one whose stem varies in the course of its conjugation, or which in its endings varies from the set of endings prescribed for the conjugation to which it belongs.* Das alte versteckspiel!

*Ad* 2. Ein buch der vermittelnden richtung mit ihren vorzügen und schwächen. Wenn hier altes und neues gemischt wird, so sollten doch wenigstens vom alten nicht gerade die schwachen seiten übernommen sein, wie s. 25, wo es heißt: „In der frageform ... erhält das endungs-*e* der 1. pers. sg. einen *accent aigu* aus gründen des wohllauts", denn dies ist doch praktisch ebenso ungebräuchlich wie philologisch falsch. Auch die gleich darauf folgende behauptung bezüglich des in der frageform eingeschobenen *t* ist sprachhistorisch unhaltbar, denn bekanntlich verdankt das *t* weder dem „wohllaut" seine entstehung, noch dem umstand, daß es „früher" bei der aussageform ebenfalls vorhanden gewesen wäre, sondern man hat es hier einfach mit einer analogiewirkung zu tun. Im übrigen glaube ich, daß das buch den kindern freude macht, und damit ist ja schon viel gewonnen.

*Ad* 3. Aus wesentlich anderem holze ist freilich dieser Ricken geschnitzt, der für die unter- und mittelklassen der höheren schulen

gedacht ist. Im grammatischen teil fällt die wissenschaftlich-biologische darstellung auf, z. b. beim verbum, die psychologische beim *subjonctif.* Im übungsabschnitt, der trotz der übersetzungsstücke weit mehr reformgedanken in bewegung setzt als manches andere, in äußeren dingen sich reformerisch gebärdende buch, fesselt überall eine gewisse lebendige anschaulichkeit und das bestreben, den schüler zum nachdenken anzuregen. Also ein — so dünkt mich — durch und durch vorzügliches buch.

*Ad* 4. Auch bei dem unterrichtswerk von Sokoll und Wyplel befinden wir uns keiner alltäglichen erscheinung gegenüber. Es ist ein reformbuch, wohl noch mehr als Ricken, besonders im teil der „sprachlehre" (hiervon weiter unten), doch auch schon in den für die einzelnen schuljahre bestimmten übungsbüchern. Dieser reformcharakter tritt gleich bei teil I sehr stark in die erscheinung: er enthält phonetisches, Gouinsche reihen, viele *leçons de choses*, daneben auch „grammatik" im eigentlichen sinne. Vom zweiten schuljahr an wird die grammatik gleichzeitig in deutscher und französischer sprache gegeben. Teil II gesellt noch die übersetzug hinzu, doch so, daß sie hinter den breitesten raum einnehmenden einsprachigen übungen diskret zurücktritt. Stofflich führt dieser teil in die landeskunde ein, in der grammatik wird schon viel syntaktisches erledigt. Bei der an und für sich guten behandlung des verbums fällt hier — wie auch schon in teil I — eine gewisse ungleichheit auf; während nämlich bei manchen verben die stammverhältnisse restlos klargelegt sind, werden sie bei vielen andern wieder im unklaren gelassen, insofern in den überschriften immer nur der unbetonte stamm angegeben wird. Überflüssig ist übrigens bei der verfasser darstellungsart der ausdruck „unregelmäßig", da sie die „unregelmäßigen" verben solchen mit veränderlichem stamm gleichsetzen. In teil III dreht sich der lesestoff um die geschichte Frankreichs. Daß in einem anno 1908 gedruckten buche als „gegenwärtiger" präsident der republik Fallières aufgeführt wird, hat natürlich an und für sich nichts verwunderliches, nimmt sich aber inmitten der zurzeit die welt bewegenden ereignisse doch etwas putzig aus. Die grammatik bringt vorwiegend syntaktisches. (In der ausgabe für realgymnasien finden wir zur einen hälfte den in teil II, zur andern den in teil III der realschule behandelten stoff wieder, wie auch — dies sei hier vorausgenommen — teil V für das realgymnasium dem teil IV der realschule entspricht.) Das hauptthema des recht originellen teiles IV heißt *A travers la langue.* Die verfasser ordnen hier den sprachstoff nach ideengruppen an, d. h. sie suchen die gewissen typischen gruppen eigenen ausdrucksformen und wortzusammenstellungen zu treffen. So behandeln sie im fünften schuljahr die gruppen *Schaffen und zerstören, Entstehen und vergehen,* im sechsten folgende themata: *Sinneswahrnehmung — Wille, begehr — Ort — Beförderung, bewegung — Besitz,* im siebenten jahre schließlich (ich zitiere die überschriften wiederum wörtlich, wenn auch gekürzt): *Das recht — La volonté — La parole — La morale — L'enseignement, les connaissances — La société (humaine, civile).*

Daß ein nach diesem lehrbuch — besonders seinem V. teil —

arbeitender schüler auf ebenso eigenartige wie gründliche weise in die ausdrucksformen der sprache eingeführt wird, steht außer zweifel. Ich habe dabei nur ein bedenken: der stoff muß schier erdrückend wirken. Dieser befürchtung kann man sich gleich bei teil I nicht erwehren; denn schon hier ist meiner ansicht nach die lesematerie so reichhaltig, daß sie der schüler kaum wird verarbeiten können. Auch teil II und III bringen für *ein* lehrjahr kolossal viel stoff. Bei teil IV tritt zu der fülle noch die schwierigkeit, und zwar sowohl in den französischen lesestücken, als auch bei den deutschen übersetzungskapiteln, die teilweise idiomatische vorlagen bringen, wie bruchstücke aus Lessings *Minna von Barnhelm*, Schillers *Jungfrau von Orléans*, Chamissos *Peter Schlehmil*, Herder usw.

Scheint also das übungsbuch darin wohl zu fehlen, daß es an den schüler in stoffmenge wie stoffschwierigkeit zum teil zu hohe anforderungen stellt, so haben die verfasser dagegen in ihrer *Sprachlehre* ein werk geschaffen, an dem — von unbedeutenden einzelheiten abgesehen — nicht nur nichts auszusetzen ist, sondern das in seiner ganzen anlage geradezu als vorbildliche tat bezeichnet werden muß. Sokoll und Wyplel wandeln in ähnlichen bahnen wie die kürzlich hier (s. 308 ff.) behandelten Glauser und Kohlhepp. Welchem von den beiden autorenpaaren in dem völlig neuen, das sie bringen, die priorität gebührt, ob und inwieweit eine beeinflussung des einen durch das andere stattgefunden hat, möchte ich hier nicht ohne weiteres entscheiden, wenn freilich das erscheinungsjahr einerseits — Sokoll-Wyplels sprachlehre fällt auf 1910, Glauser-Kohlhepp auf 1913 —, wie auch die ganze behandlung des stoffes andrerseits zu der annahme drängen, daß die ersteren von den letzteren nichts profitiert haben können. Denn so viel ist sicher: Sokoll und Wyplel gehen überall tiefer als Glauser und Kohlhepp, die neuerungen in der anordnung des stoffes sind bei jenen kühner und durchgreifender als bei diesen, und allein durch die wissenschaftlich-psychologische begründung, die zum teil gegeben, zum teil versucht wird, stellt ersteres verfasserpaar letzteres ohne weiteres in den schatten.

Diese quantitative wie qualitative überlegenheit zeigt sich gleich in der *lautlehre*, die schon ihrer ausführlichkeit wegen sich über das in andern lehrbüchern gebotene beträchtlich erhebt. Die verfasser vertiefen übrigens ihre lautlehre auch durch historische betrachtungsweise, da sie sich in einem besonderen kapitel zusammenhängend über die lautgesetze äußern, vielleicht der gelungenste teil des ganzen buches. Auch sonst wären mancherlei einzelheiten herauszuheben, z. b der hinweis auf den leisen vokaleinsatz, den man in andern lehrbüchern fast stets vermißt. Manches wird man ja freilich auch nicht ganz ohne widerspruch hinnehmen, so z. b. das auf seite 3 über geschlossenes und offenes *a* gesagte nebst den zugehörigen beispielen.

Die *formenlehre* weicht von der bisher üblichen darstellung insofern ab, als sie bereits auch wortbedeutungslehre, d. h. also syntax der älteren darstellung bringt, sehr zum nutzen des ganzen, weil dadurch die wahre syntax ihrem eigentlichen gebiete zugewiesen

wird. Einzelne kleine schwächen fallen wohl auch in diesem teile auf. So hätte man vielleicht bei den regeln über das genus der wörter auf *e* ein etwas genaueres eingehen auf die verschiedene herkunft und den verschiedenen zweck dieses *e* und damit eine andere einteilung der wörter auf *e* erwarten können, als sie tatsächlich gegeben wird. Befremdend wirken ferner in dieser sozusagen wissenschaftlichen darstellung gewisse konzessionen an die ältere auffassung; so wird von einer „unregelmäßigen steigerung" gesprochen. Dieselbe ausstellung wäre beim verbum zu machen, da auch hier die „unregelmäßigen" von den „regelmäßigen" zeitwörtern unterschieden werden. (Nebenbei bemerkt, halte ich in diesem kapitel die einteilung der verben in alle diese vielen untergruppen für didaktisch nicht nur überflüssig, sondern geradezu falsch. Denn je weniger einzelgruppen aufgestellt werden, desto deutlicher kommt dem schüler die einheit der französischen konjugation zum bewußtsein. Die *überall* gleichmäßig wirkenden lautgesetze soll er erkennen und anwenden!)

Der hauptwert des buches, fast möchte ich sagen sein hauptreiz, liegt in der eigenartigen darstellung der *syntax*. Hier haben wir *wirkliche* syntax, die den satz als psychologisches und begriffliches ganzes vorführt, und nicht etwa nur — wie es die ältere schulsyntax tat — regeln über die anwendung der einzelnen redeteile gibt. Um subjekt, prädikat, die bestimmenden und erweiternden satzglieder, ihre ausdrucksformen, ihre gegenseitigen beziehungen und verknüpfungen drehen sich die grammatischen betrachtungen beim einfachen satz, die dann in einem II. abschnitt mit der behandlung des periodischen satzbaues fortfahren. Damit ist natürlich auch die bisher übliche äußere anordnung des stoffes über den haufen geworfen; es gibt also keine ein sonderdasein führende artikellehre, pronominallehre, moduslehre usw. mehr, weil eben richtige lehre des *satzes*, nicht lehre der *redeteile* getrieben wird. Man erwarte demgemäß z. b. kein einzelkapitel über den infinitiv, sondern suche ihn entweder im kapitel des subjekts oder in dem des objekts, sofern er nicht unter den ergänzungen des hauptwortes oder eigenschaftswortes seinen platz gefunden hat. Durch diese art der darstellung werden die grammatischen erscheinungen zuweilen in ganz neues licht gerückt, z. b. die frage des doppelten akkusativs (vgl. unter *prädikat*, § 241) oder die der unpersönlichen subjektskonstruktion (§ 226). Dergleichen ausblicke hatte bisher noch keine schulgrammatik geboten. Diese neue darbietung des stoffes ging natürlich nicht ganz ohne neue terminologie ab, und da scheinen mir ausdrücke wie „subjektsprädikat", „objektsprädikat" dem gedankengang des verfassers durchaus glücklich zu entsprechen. An andern, wie der einteilung der objekte in ziel-, richtungs- und beziehungsobjekte, mag man ja vielleicht anstoß nehmen; allein es muß anerkannt werden, daß eine solche abgruppierung den schüler eben doch zum schärferen erfassen der verschiedenen arten der inneren beziehungen zwischen verb und beifügung bringt. Und dann ist der name an und für sich ja gleichgültig; hauptsache bleibt, daß durch die benennung eine klärung der begriffe eintritt. Und diesen zweck er-

reichen die verfasser unleugbar. Das buch schließt im anhang mit einer übersicht über die *wortbildungslehre* (ein sehr nützliches, sonst zumeist vernachlässigtes kapitel), *synonyma* und den *versbau*.

Alles in allem hat man es hier, besonders im syntaktischen teile[1], mit einer bemerkenswerten erscheinung zu tun, von der man gerne eine recht tiefgehende und weitreichende beeinflussung der künftigen schulliteratur erwarten möchte.

*Ad* 5. Das buch enthält sozusagen die grundlinien zu einer großangelegten syntax. Es mag in gewissem sinne als schlüssel zu den eben besprochenen praktischen übungsbüchern des verfassers dienen und erklärt im besonderen, warum Wyplel im IV. teile seines lehrbuchs gerade zu der erwähnten einteilung der sprachlichen ausdrucksformen in die bewußten satztypen gekommen ist, erschließt damit auch das verständnis für die anordnung des stoffes im syntaktischen teile der sprachlehre. Wer also des verfassers praktische lehrbücher voll verstehen und würdigen will, lese diese scharfsinnige theoretische abhandlung. Wie dort in praxis, so wird hier in theorie ausgeführt, daß bei allen sprachlichen untersuchungen vom *satz* ausgegangen werden muß, nicht vom wort, und daß bei allen satzbildungen, seien sie konkreter oder abstrakter natur, sich mit strenger gesetzmäßigkeit dieselben satztypen erkennen lassen, der „typus der veränderung“ und der „typus der zusammensetzung und trennung mit seinen unterordnungen: dem besitz-, dem ortsverhältnis“. Aus den beziehungen zwischen der rolle, die auf grund des eben angedeuteten typensystems den wörtern im satze zukommt, und derjenigen, die den dingen bei den vorgängen der wirklichkeit zufällt, erklärt sich der titel der untersuchung: „wirklichkeit und sprache“. Vom rein didaktisch-methodischen standpunkt bietet eine solche darbietung des sprachstoffs nicht nur hohes theoretisches interesse, sondern ist dazu angetan, auch die behandlung der *syntax* mehr als bisher reformlerischer ausnutzug dienstbar zu machen; denn da die stoffdarbietung der „wirklichkeit“ entspricht, kann so der umweg über die muttersprache leichter vermieden werden. Die tiefgründende arbeit, die sich wegen ihres abstrakten charakters im übrigen einer kurzen analyse entzieht, ist ernster beachtung wert.

*Dresden.* LUDWIG GEYER.

---

HERMANN ITSCHNER, *Sprachlehre für die kinder des volkes.* Stoff und anregungen zur methodischen gestaltung. VIII u. 148 s. Leipzig. 1911. Preis m. 3,—.

Itschner, der weimarer seminarlehrer, hat in einer vortrefflichen unterrichtslehre (3 bände, Leipzig 1910—12) seine anschauung vom „unterricht als entbindung gestaltender kraft“ für alle stoffe und nach allen seiten hin eingehend begründet. Hier legt er nun eine anwendung seiner lehre auf den deutschen unterricht an volksschulen vor.

Dies prächtige buch, das dem lehrer stoff und anregungen zur

[1] Ein irrtum ist zu berichtigen: die auf s. 150 als möglich angegebene ausdrucksweise *c'est une honte que mentir* ist zu streichen.



methodischen gestaltung des deutschen sprachunterrichts bietet, macht ernst mit Rudolf Hildebrands vier leitsätzen. (Mit der sprache ist auch der lebensgehalt der sprache zu erfassen; es ist nichts zu lehren, was der schüler aus sich selbst finden kann; das hauptgewicht ist auf die gesprochene, nicht auf die geschriebene und gesehene sprache zu legen; das hochdeutsche ist nicht als fremdsprache, sondern im anschluß an die volkssprache zu lehren.) Die vor allem seit dem neuen jahrhundert erschienenen forschungen (z. b. Sütterlin, Mauthner, Hirt, Seiler) sind mit geschick ausgenutzt.

In zwei teilen (1.—4., 5.—8. schuljahr) gibt Itschner eine äußerst reiche stoffsammlung nicht nur für die erkenntnis der formen, sondern besonders auch für die bedeutungslehre. Mit dieser betritt er wege, die in der schule z. t. noch ganz unbegangen sind. Vom ersten schuljahr an werden die schallnachahmungen und ersten sprechversuche der kleinsten zum selbstfinden lautlicher und grammatischer erscheinungen benutzt und, vom anschauungsstoff aus, etwa der sinn für bildlichen ausdruck, begriffsübertragung (fließen s. 14) und begriffsklärung (s. 36—42) geschärft. Auf den späteren stufen wird dann das gewonnene geschichtlich vertieft und unter berücksichtigung von bedeutungswandel, namenkunde, lehn- und fremdwort, standessprachen u. v. a. fruchtbar gemacht. Neben diesen vielseitigen zusammenstellungen für die bedeutungslehre wird die formenlehre nicht vergessen. Von der lauterzeugung ausgehend (hart und weich s. 22 sollte durch stimmlos und stimmhaft ersetzt werden), gelangt er — mit geschickter einfügung von rechtschreibungsabschnitten — zum erarbeiten der wort- und satzarten; auf der oberstufe wird die lautlehre durch beispiele für lautwandel, angleichung und umstellung (nach Meyer-Rinteln) u. a. erweitert, wort- und satzlehre eingehend entwickelt. — Die methodische behandlung, meist nur auf knappe andeutungen beschränkt, ist oft sehr fein (zeiten s. 77f., nebensätze s. 83f.); der in anlehnung an Hildebrand gemiedene systemzwang hat aber an einer stelle (geschlecht der dingwörter) zu einer zwar interessanten, doch ungeschichtlichen und gewagten begründung des grammatischen geschlechts geführt. Aber die geistvolle unbefangenheit und glückliche einfälle schaffen im übrigen dem lehrer zahlreiche möglichkeiten, den grammatikunterricht zu beleben und zu vertiefen. Dazu dient vor allem auch die reiche verwertung der mundart (hier die von Weimar und Mannheim) und, als stets fruchtbarer ausgangspunkt, der schülerfehler. — Die grammatischen ausdrücke sind (außer tautologie) durchweg deutsch.

Ein frischer zug weht durch das ganze buch. An seiner hand den schüler „die schöpferische kraft der sprache nachempfinden zu lassen“, wird auch für den lehrer genußreich sein.

Hermann Werth, *Deutsche grammatik für die oberklassen höherer lehranstalten und für seminare.* VIII u. 161 s. Frankfurt. 1911. M. 1,80.

Ein tüchtiges, reichhaltiges buch! In neun kapiteln (geschichte der deutschen sprache mit einem beispielanhang, mhd. paradigmen, formenlehre, wortbildungslehre, bedeutungswandel, lehnwort und fremdwort, syntaktisches, phonetisches, deutsche mundarten) finden

all die wichtigen fragen der sprachgeschichte, die im unterricht der oberklassen (leider nur) angeschnitten werden können, sorgsame, auf guter kenntnis der literatur begründete darstellung und erklärung. Zahlreiche beispiele und verweise, phonetische begründung des lautwandels, historische und kulturhistorische wortbetrachtung, vorzügliche auseinandersetzungen besonders über den bedeutungswandel und die fremdkörper im deutschen machen das buch für den unterricht, wie zur schnellen orientierung gleich brauchbar.

Wie die phonetische erklärung zur entwicklung des einzelnen wortes, so ist zur erkenntnis des satzbaues die psychologische deutung angewandt worden. Freilich stellen diese syntaktischen abschnitte (die ja nach der einleitung „mehr nur beispiele für syntaktische streifzüge sein wollen“) nur einen dankenswerten versuch in der angegebenen richtung dar, kommen aus mangel an vorarbeiten (gleich Wunderlich, auf den sie sich gründen) zu keiner abrundung und bleiben z. t. in bloßer systematik stecken. Auch scheint mir gerade bei diesem 7. kapitel die verwendung poetischer beispiele wenig glücklich: sie geben ein teils veraltetes, teils bewußt gewähltes, teils unter rhythmischem zwang entstandenes deutsch und haben an einer stelle (indirekte rede, s. 112) geradezu zu der unhaltbaren annahme veranlaßt, der konjunktiv des imperfekts bezeichne größere unwahrscheinlichkeit. Hier mußte der sprachgebrauch unsrer besten *modernen* schriftsteller entscheiden: wenn Werth gelegentlich Hauptmann und Schönherr zitiert. warum dann hier nicht künstler der sprache wie Friedrich Huch und Thomas Mann?

Gewiß, der sprachgebrauch ist schwankend; aber daß s. 43 *unserer* und *eurer* (in sätzen wie: er dachte euer, wir waren unser 100) für nicht falsch erklärt wird, wundert mich bei einem manne wie Werth, der doch (s. 28) *frägt* und *verkäuft* mit recht tadelt, der (s. 35) das dativ-*e* retten will und auch sonst dies und jenes zu brauchen und zu meiden rät.

Auch daß (s. 62) *untiefe* außer einer nicht tiefen auch eine sehr tiefe stelle bedeuten könne, daß (s. 36) *orte* in gewählter, *örter* in gewöhnlicher rede gebraucht werde (wohin gehören dann die geometrischen örter?), daß (s. 38) die z. b. in Sachsen doch ganz gebräuchliche beugung der personennamen (*Ernsten*, *Greten*) nur noch in der volkssprache vorkomme, wird sich nicht halten lassen. Bei den personennamen *Bayer*, *Heß*, *Westphal* u. ä. (s. 69) ist zu bemerken, daß sie nicht nur die herkunft zu bezeichnen brauchen, sondern auch rückgewanderten beigelegt wurden (wie heute manches dorf seinen amerikaner hat).

Gegenüber der gründlichen, sorgfältig entwickelnden art des buches wollen jedoch diese paar ausstellungen nichts besagen. Solche einzelversehen sind bei der fülle des stoffes begreiflich. Ich kann daher mit freuden den wunsch des vf. bekräftigen, daß dies nützliche buch außer an lyzeen und seminaren auch an höheren knabenschulen verwendung finden möge.

*Flensburg.* OTTO WEIDENMÜLLER.

---

Druck von C. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

# DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXIII. NOVEMBER 1915. HEFT 7.

## VON SINN UND WERT UNSERER ARBEIT.

Gewaltige ereignisse üben eine zwiefache wirkung auf die menschen aus. Sie können die menschen verwirren, oder sie können sie veranlassen, einen augenblick innezuhalten und über die bedeutung der großen ereignisse für allerlei große und kleine dinge des daseins, für das gewohnte tun und denken nachzusinnen.

Ein solches ereignis ist der krieg. Er regt zum nachdenken an, und er verwirrt. Ja, er läßt wohl auch die verwirrten denken und forderungen stellen. Diese letztere wirkung ist vom übel. Es ist zu befürchten, daß menschen, deren empfindungs- und denkvermögen allzu stark unter dem verwirrenden eindruck des augenblicks steht, zu anschauungen gelangen und ansprüche äußern, die aus dem ungeklärten augenblick eben nur für den augenblick geboren sind und daher für die nachwelt verloren bleiben.

Alle rechte arbeit aber ist arbeit für die zukunft. Die arbeit des geistes — nur mit dieser haben wir es hier zu tun — besteht im ausgleich zwischen den ewigen und idealen bedürfnissen und forderungen des geistigen menschen mit den unaufhörlich wechselnden verhältnissen einer schnell vorübergleitenden gegenwart.

Jeder augenblick des lebens und der arbeit zwingt den nachdenklichen, schönheit oder werte schaffenden menschen, einen solchen ausgleich zu erstreben, das ideal mit der wirklichkeit versöhnen zu wollen. Ausgleich und versöhnung jedoch nicht auf kosten, sondern vielmehr zwecks verwirklichung des ideals, das ist der sinn des mit hilfe der dinge arbeitenden oder im kampfe gegen sie ringenden höheren strebens.

Darum, wenn auch „des wilden augenblicks gewalt“ dazu

drängt, alle möglichen zustände, bestrebungen, beziehungen, wünsche und erfordernisse des einzelnen und der gesamtheit mit plötzlich verstärkter aufmerksamkeit zu überdenken, so werden wir uns doch tief bewußt bleiben, daß der krieg die schnell vorübergleitende gegenwart ist, morgen der vergangenheit angehören wird, und daß die ewigen bedürfnisse des menschlichen geistes, die wir pflegen und befriedigen wollen, sich nicht geändert haben.

Es wäre sicher verfehlt, zu behaupten, daß der krieg gar keinen einfluß auf studium und unterricht der neueren sprachen haben wird, aber die gewißheit dürfen wir zuversichtlich aussprechen: der sinn und die bedeutung, die wir unserer von idealen zwecken geleiteten arbeit bisher gegeben haben, sie sind uns nicht zerstört. Wir dürfen und wir müssen weiterarbeiten. Die innere berechtigung und notwendigkeit unseres strebens fühlen wir wie zuvor, das ziel ist uns das gleiche geblieben. Den weg suchen wir uns mit jedem schritt, den wir tun in das unbekannte vor uns.

Zu welchem zwecke lehrten, lehren und werden wir die fremden sprachen lehren und lernen? Im letzten grunde doch nur, weil unser eigenstes inneres wesen nicht besteht ohne die fremden dinge um uns herum; weil wir, indem wir sie ergreifen, verarbeiten und frei mit ihnen verkehren, in beständigem geben und nehmen, in beglückendem kräfteaustausch erst zum bewußtsein, dann zur ausbildung unseres selbst gelangen. Aus eigenem und fremden das in höherem sinne eigene, das persönliche zu schaffen, ist unser ziel: das eigenartige und einzigartige aus dem boden des allgemein menschlichen erblühen zu lassen.

Studium und unterricht der neueren sprachen, insofern sie höhere bildungswerte erzeugen — und das ist ihr vornehmster beruf — sind dazu da, verständnis zu erwecken und zu pflegen für den gedanken, daß nichts auf der welt verbindungs- und beziehungslos ist, daß nur aus der verschmelzung des eigenen wesens mit fremdem wesen, durch neigung oder durch kampf, große und schöne werke, große und schöne charaktere entstehen.

Aus dieser überzeugung heraus treiben wir die beschäftigung mit den dingen des auslands, mit sprache, literatur, kunst, geschichte, philosophie, mit der gesamten kultur fremder völker; nicht dem fremden zuliebe, nicht weil wir das fremde dem

eigenen vorzögen, sondern bewußt dem eigenen zuliebe, dem eigenen menschentum zuliebe, dem heimischen zuliebe, dessen bildung zu wahrer, freier, schöner menschlichkeit die arbeit unseres lebens gilt. Fest im angestammten boden wurzelnd und aus seinen kräften dankbar unsere kraft empfangend, lassen wir unsere blicke schweifen, soweit sie tragen, und holen uns das beste, das nah und fern, bei uns und andern, bei allen menschen aller zeiten die besten erdacht und erschaffen haben.

Der neusprachler, der in diesem gedanken lebt, lehrt und lernt, kann nicht befürchten, daß durch den schrecklichsten krieg grund und bedingung seiner arbeit zerstört würden. Die unzähligen kriege zu allen zeiten und an allen orten haben nicht verhindern können, daß die menschen sich immer wieder die hände gereicht haben über die blutgetränkten grenzen hinweg, daß aus der verbindung der vorher feindlichen völker die fruchtbarsten kulturgemeinschaften erblüht sind, daß der lange widerstreit zuletzt in harmonie und versöhnung ausgeklungen ist.

Für den augenblick können wir nur mitkämpfen oder nur warten auf das ende des großen kampfes. Aber unsere zeit wird wieder kommen. Noch während die glocken den frieden läuten, werden geschäftige hände mit fieberhafter hast bemüht sein, die durch den krieg zerrissenen bande wiederanzuknüpfen. Wilder denn je wird das rennen um märkte, um absatz der waren, um den reichtum an gold in aller welt wieder einsetzen. Engländer und deutsche und russen und franzosen werden wieder beginnen, geschäfte miteinander zu machen. Die durchdringung der völker als industriestaaten und handelsgesellschaften wird stürmischer und verwickelter sein als vor dem kriege. Es wird ein ruheloses und aufregendes schauspiel für den philosophischen betrachter sein.

Und wo die handelsherren und bankhalter, die baumwollfabrikanten und viehzüchter, die getreidehändler, die könige des eisens und der kohle über alle grenzen und meere hinweg sich wieder zusammenfinden werden, um die menschen mit den materiellen gütern zu versorgen und um geld zu verdienen, da sollte das eine, was not tut, der geist, der geistige verkehr und austausch, zurückbleiben und verkümmern? Wo der kaufmann in Manchester kein bedenken tragen wird, wieder an den kunden oder lieferanten in Solingen zu schreiben, weil er auch weiterhin einträgliche geschäfte machen will, da sollten die geistigen arbeiter sich zürnend und verbittert voneinander zurückhalten?

Sie könnten es nicht und dürften es nicht. Schon deswegen nicht, weil sie auf der wacht stehen für ihr vaterland und erspähen müssen, was an geistigen bewegungen jenseits der grenzen vorgeht. Weil sie die aufgabe haben, mit dazu zu helfen, daß ihr vaterland geistig gerüstet sei im geistigen wettkampf der völker. Kein einziges der jetzt auf leben und tod sich zerfleischenden völker wird nach dem kriege sich hinter seinen grenzen, wie hinter einer mauer, wie die schnecke in ihr haus, einschließen dürfen. Jedes volk wird mit aller kraft seine eigenart, seine interessen und seine ideale betonen und im kreise der anderen völker durchsetzen wollen. Je nach anlage und neigung mögen die einzelnen unter uns mehr für die interessen oder die ideale kämpfen. Wir, die wir neue sprachen lehren, können beiden zwecken dienen und haben es in der hand, den einen zweck durch den andern zu veredeln. Wir können sprache und kultur der fremden völker lehren, um den deutschen im ausland geschickt zu machen in der betreibung seiner und Deutschlands materieller interessen, und wir können es tun, indem wir durch unsere forschung und durch unseren unterricht zur universalen bildung der deutschen beitragen, d. h. zu der geistesbildung, die sich ihre nahrung holt aus der gedankenarbeit der ganzen menschheit und sich, das vaterland und alle vaterländer als die große einheit auffaßt, aus der alles wahre leben fließt, und der es wieder zuströmt.

Die lehrer der neueren sprachen dürfen sich zu den vornehmsten erzeugern und trägern der deutschen nationalbildung zählen. Für die innere bildungskraft und für die nach außen wirkende kulturelle betätigung eines volkes ist es von höchster bedeutung, daß möglichst zahlreiche kreise der nation sich über das verhältnis des eigenen zum fremden klar werden, daß sie es lernen, das fremde richtig einzuschätzen, weder zu überschätzen, noch zu unterschätzen; daß alle törichten vorurteile fallen, vorurteile gegenüber dem eigenen, wie gegenüber dem fremden volkstum. Das fremde darf nicht eine seltsame merkwürdigkeit bleiben, die man mit einer mischung von scheu und geringschätzung bestaunt, sondern muß ein gegenstand unseres erkenntnisdranges sein. So werden wir ihm gerecht werden und uns selbst hüten vor enttäuschung und schaden.

Innere freiheit ist das ziel jeder erziehung und bildung. Freiheit in seiner eigenen haut und freiheit gegenüber allen mächten von außen. Sich selbst und allem fremden frei und

fest ins auge schauen, sich nicht vor sich selbst und vor anderen verkriechen. Diesem bildungsideal dienen wir lehrer der neueren sprachen an unserem teile. Wir lehren die phonetisch richtige aussprache des englischen und französischen, wir machen den zukünftigen kaufmann fähig, seine handlungsbriefe in den fremden sprachen abzufassen, wir lesen mit unseren schülern die besten werke der fremden literaturen, wir treiben auf der universität englische und romanische philologie, wir versenken uns in Dante und Shakespeare so gut wie in Goethe und Schiller, weil ohne unser studium und unseren unterricht die deutsche volksbildung unvollständig, stückwerk bliebe.

Auf diesen sinn unserer arbeit bleibt der krieg ohne jeden einfluß. Wer von uns seine arbeit in rechtem sinn aufgefaßt hat, den konnte wohl einen augenblick tiefe traurigkeit befallen über den furchtbaren schlag, der sein lebenswerk traf, aber dann durfte er sich aufrichten mit dem gedanken, wie wertvoll dieses werk, wie innerlich berechtigt es war, und daß es von allen, die der tod verschont, ungebrochen und unverzagt weitergeführt werden muß. Die schwierigkeiten und hemmnisse werden allerdings groß sein. Aber der widerstand von innen und von außen braucht uns nicht zu entmutigen. Wer in sich selbst die überzeugung trägt, daß seine arbeit gut und wertvoll ist, den werden weder schwierigkeiten noch enttäuschungen schrecken. Wer sich einmal mit der weisheit abgefunden hat, daß viel arbeit und mühe geleistet, ja verschwendet werden muß, damit nur ein wenig gutes, nur ein kleiner fortschritt erzielt werden könne, der wird gelassenen mutes von neuem wieder ans werk gehen und weiter unbekümmert höchsten idealen nachstreben, um wenigstens ein winzig bruchteil des erstrebten zu erraffen.

*Würzburg.* Walther Küchler.

---

# DARSTELLUNG EINES SYSTEMATISCHEN LAUTIERKURSES IM FREMDSPRACHLICHEN ANFANGSUNTERRICHT.

Die folgenden ausführungen gründen sich auf praktische erfahrungen im französischen und englischen anfangsunterricht. Im einzelnen dürfte manches davon durch bücher wie Quiehls *Französische aussprache und sprachfertigkeit* und die in den neueren lehrbüchern enthaltenen lautlichen vorkurse bekannt sein und

längst befolgt werden. Neu wird aber die zusammenfassung der bisherigen methodischen fortschritte auf diesem gebiet zu einem einheitlichen, systematischen lautierkursus sein. Für die ersten anregungen zu diesem anfangsunterricht und die im folgenden vertretenen grundsätze fühle ich mich herrn professor Askevold in Kassel zu dauerndem dank verpflichtet.

Die neusprachliche reformbewegung verurteilte an dem früheren betriebe des neusprachlichen unterrichts vor allem die mangelhafte aussprache. Nicht mit unrecht erklärten ihre vorkämpfer, daß an die stelle des schlesischen, sächsischen, schwäbischen französisch das wirklich idiomatische französisch zu treten habe. Noch 1907 erklärte uns der englische lektor im berliner universitätsseminar: *I have to improve your English that I do no longer hear what part of Germany you come from.* Heute dürfte es allgemeine praxis sein, zur einführung in die fremde sprache einen besonderen lautierkursus zu geben, den ja auch die preußischen lehrpläne fordern. Der lautliche vorkursus hat noch eine über den zweck der einführung hinausgehende allgemeinere bedeutung darin, daß er die grundlage bildet, auf die man bei späteren ausspracheübungen und -fehlern stets zurückgreifen kann, und daß er von vornherein die schüler erzieht, die fremde sprache durchs ohr aufzunehmen, und sie gerade in diesem aussprachekursus zu angespannter aufmerksamkeit auf aussprachefehler und deren verbesserung anhält. Über die gestaltung und methodik des lautierkurses gehen die meinungen freilich sehr auseinander. Es würde hier zu weit führen, die verschiedenen, z. t. sehr sonderbaren methoden aufzuzählen, es möge nur ein kritischer überblick über die typischen den eignen darlegungen vorausgeschickt werden.

*1.* Im anschluß an Ploetz gestaltete sich früher die sache ganz allgemein so: Man begann gleich mit dem lesen der *ersten lektion des lehrbuchs.* Dafür wurden lediglich einige anweisungen gegeben, z. b. *ou* ist wie *u*, *u* wie *ü*, *ai* wie *ä*, *ch* wie *sch* usw. auszusprechen. Man ging also vom gedruckten französischen wort aus und ließ den schüler für gewisse *französische buchstaben* seine *deutschen* (natürlich meist auch noch dialektisch gefärbten) *laute* einsetzen. Mit dem durch die phonetik zerstörten grundirrtum dieses verfahrens, daß die deutschen und französischen laute sich deckten, dürfte diese art der einführung endgültig überwunden sein.

*2.* Man übt die aussprache der französischen laute an einem

*zusammenhängenden stoff*, gewöhnlich einem gedicht, ein. Das hat wegen des zusammenhangs und auch sonst mancherlei vorzüge: durch den reim prägt sich der sprachstoff leicht ein, er kann deklamiert und zur besseren übung und ermunterung auch gesungen werden. Aber die nachteile sind vor allem die: ausdrucksweise und wortstellung des gedichtes ist meist eigenartig, das lesen von versen, besonders französischen, ist an und für sich für die allererste erlernung schwer und mit besonderheiten verknüpft, auch der natürliche akzent der gesprochenen rede ist in gefahr. Der für uns ausschlaggebende, schwerwiegendste aber besteht darin, daß einmal die laute eingeübt werden müssen, wie sie kommen, es fehlt die möglichkeit planmäßiger anordnung und einübung, zum andern, daß sich an den sprachstoff der üblichen gedichte keine anschaulichen einfachen sprechübungen anknüpfen lassen.

3. Andere verfahren nach dem muster der *rednerschulen*. Man übt zunächst die konsonanten, darauf die vokale ein und verbindet erst die stimmhaften, dann die stimmlosen konsonanten der reihe nach mit den vokalen, also *pap, pep, pip, pop, pup* — *bab, beb, bib, bob, bub* usw. Auf diese schulung der lautbildung folgen alsdann geläufigkeitsübungen von wörtern zu sätzen. Daß dieser beharrliche weg zum ziele führt, wird kaum jemand bezweifeln. Nach rund 30 stunden solcher lautübungen folgt bei P. Kiene (*Der unheilvolle konflikt*) der erste kurze satz, ganz unvermittelt: *Mon canard est mort*. Was kann langweiliger sein als dieser lautkursus! Der zweck heiligt doch nicht die mittel! Ich fürchte, unsern schülern wird durch dies geistlose verfahren das im anfang sehr starke interesse an der fremden sprache gewaltsam ausgetrieben.

4. Man geht von einzelnen *musterwörtern* aus. (Diesen weg schlagen jetzt die meisten französischen und englischen lehrbücher ein.) Die musterwörter stehen in den meisten fällen zusammenhanglos da. Ein durch einige wochen fortgesetztes einüben, wie es erforderlich ist, wird nicht weniger ermüdend sein als das oben erwähnte einüben einzelner laute. Hausknecht gibt zwar in seinem englischen lehrbuch die musterwörter möglichst in zusammenhängender form (sprichwörter), was er in seinem hauptsächlich für tertianer berechneten buche wohl unbedenklich tun konnte, doch würden diese sätze für den französischen anfangsunterricht in sexta zu abstrakt sein; sie gehen zu wenig von der anschauung aus und erlauben ebenfalls nicht

die für die lebendige ausgestaltung des anfangsunterrichts höchst wertvollen sprechübungen. Diese letzte erwägung scheint übrigens die herren Grund und Neumann in dem nach meiner ansicht ganz vortrefflichen lehrbuch für sexta veranlaßt zu haben, die lautliche schulung an kleinen aus der anschauung gewonnenen sätzen vorzunehmen; leider vermisse ich hierbei einen plan in der anordnung. Es ist hier aber vor allem der hauptnachteil der musterwörter vermieden, den ich darin sehe, daß die üblichen musterwörter zusammenhanglose, leere worthülsen sind, mit denen die schüler wohl ein deutsches übersetzungswort, aber keine sachvorstellung assoziieren, was für den anfangsunterricht, soll er lebendig sein, gefordert werden muß. Gelingt es nun, auf dem von Grund und Neumann betretenen weg: die musterwörter in anschaulichen, zu sprechübungen geeigneten sätzen zu bringen, einen methodischen plan einzuhalten, so sind wir am ziel.

Doch ehe ich auf diese methodische ausgestaltung der musterwörter eingehe, sind zunächst zwei grundlegende fragen allgemeiner art zu erledigen:

### 1. *Verwendung der lautschrift.*

Soll als hilfsmittel eine einfache lautschrift angewandt werden, oder glaubt man, sich auf das nachsprechen des allein durchs ohr aufgenommenen verlassen zu dürfen? Bei der erlernung einer fremden sprache wird dem verstande der neue stoff auf zwei wegen zugeführt: durch das ohr und durch das auge. Die unterrichtserfahrungen haben gezeigt, daß der weg durch das ohr allein nicht genügt. Aus den eigenen erfahrungen hat sich mir ergeben, daß trotz wiederholten vorsprechens der größere teil der schüler die einzelnen laute nicht richtig wiedergibt. Diejenigen, die leicht und genau durchs ohr aufnehmen und auch ein gutes akustisches gedächtnis haben, sind in der minderzahl. Hat doch auch der der fremdsprache vorausgehende unterricht in der muttersprache sich meistenteils durch tafel und lesebuch des auges bedient.

Es ist auch oft auseinandergesetzt worden, daß es unmöglich ist, die schüler eine fremde sprache auf demselben wege erlernen zu lassen, wie sie vor etwa zehn jahren ihre muttersprache sprechen gelernt haben, also nur durch das gehör. Wir müssen das auge zur unterstützung des ohres zu rate ziehen. Da das auge aber die orthographie vermittelt, so müßten — wenn es eine unterstützung sein soll — orthographie und laut zusammen-

fallen. Das trifft bei keiner lebenden sprache zu, also auch nicht bei der französischen und am wenigsten beim englischen. Schon im französischen gibt ein wort wie *oiseau* in seinem schriftbild von den gesprochenen lauten nur das *s* wieder, das obendrein noch zweideutig ist. Hinzukommt vor allem, daß unsere vokale und konsonanten zwar in der schrift mit denen der franzosen und engländer übereinstimmen, lautlich sich aber nur in wenigen fällen ganz decken. Das orthographische schriftbild bringt darum den schüler stets in die versuchung, die deutschen laute, die er mit den gewöhnlichen buchstaben zu verbinden gewohnt ist, auch beim lesen des fremdsprachlichen schriftbildes einzusetzen, da ihm außer den mit den gewöhnlichen schriftzeichen fest assoziierten deutschen lauten bei der ersten einführung in die fremde sprache noch keine andern zur verfügung stehen. Interessant war mir die ziemlich häufige beobachtung, daß schüler im englischen anfangsunterricht der untertertia zuweilen französische laute einsetzen, da die einstellung auf eine fremde artikulationsbasis für sie bisher drei jahre lang mit französischen lauten verknüpft war. So muß unbedingt der störende einfluß der orthographie in der für die weitere entwicklung wichtigen zeit des ersten unterrichts vom schüler ferngehalten werden. Das verlangt auch Münch, dessen maßvolle besonnenheit überall anerkannt sein dürfte, klar und entschieden (*Zur förderung des französischen unterrichts* s. 25): „Die lautlehre soll nicht von vornherein durch die damit verquickte orthographielehre verwirrt und verdorben werden, sondern hier muß eine gründliche sonderung und säuberung stattfinden.“ So kann man wohl verstehen, daß Passy für lange zeit (die ersten achtzehn monate!) nur lautschrift anwenden will. Natürlich machen uns das unsere lehrpläne unmöglich. Aber amtlich anerkannt ist die lautschrift nunmehr doch, da in den letzten lehrplänen das frühere verbot der lautschrift aufgehoben ist. Ich halte die verwendung der lautschrift für die zeit des einführenden lautierkurses von etwa acht wochen zunächst für ausreichend; freilich wird man später bei schwereren ausspracheiehlern, oder um ein hilfsmittel für die aussprache schwierigerer wörter zu haben, stets wieder auf die lautschrift zurückgreifen, um recht nachdrücklich an die mit diesen zeichen verbundene idiomatische aussprache zu erinnern. Das lautzeichen soll für den schüler das sichtbare bild des richtig ausgesprochenen fremden lautes sein, ein visuelles symbol für das klangbild. Ferner ist dem schüler durch die phonetische

umschrift das mittel in die hand gegeben, das in der schule durchgenommene zu hause zu wiederholen, eine unterstützung der schularbeit, die sonst fehlen würde. Von den gegnern der lautschrift wird hauptsächlich geltend gemacht: sie belaste das gedächtnis. Seitdem wir in der lautschrift der *Association phonétique internationale* eine einfache, bewährte lautschrift besitzen und in den Viëtorschen lauttafeln ein für den schulunterricht sehr praktisches hilfsmittel, erlernt der schüler die lautschrift spielend nebenher. Die lautliche schreibung wird überhaupt nicht besonders gelernt. Ganz nebenbei haben sich die schüler mit ihr vertraut gemacht dadurch, daß sie beim hervorbringen des lautes das betreffende zeichen ansehen mußten, auf das der zeigestock wies. Quiehl betont darum ausdrücklich: „ein gedächtnismäßiges einlernen der lautlichen schreibung darf bei richtig betriebenem lautunterricht nicht vorkommen". Daß man die schüler selbst lautschrift schriftlich gebrauchen lasse bei lautlichen diktaten, mag für den lehrer eine gute kontrolle über die richtige erfassung vorgesprochener laute sein, wäre aber eine mehrbelastung des anfangsunterrichts, die man sich ersparen kann. Der schüler lernt die lautschrift lesen, was natürlich nicht besagt, daß er sie auch richtig schreibt; verschiedene der zeichen dürften besonders einem sextaner beim schreiben schwierigkeiten machen. Außerdem ist richtiges nachsprechen der wörter eine sicherere kontrolle als nachschreiben, erfordert vor allem weniger zeit, überhaupt würde der lebendige betrieb im anfangsunterricht durch solches schreibwerk, durch das verbessern usw. gestört werden. Die lautschrift ist eben nur mittel zum zweck, zu vergleichen mit einem baugerüst, ohne das ein hausbau wohl dreimal soviel mühe kosten würde. Die kenntnis der phonetischen umschrift der *Association phonétique internationale* ist auch an und für sich für unsere schüler wünschenswert. Die nach modernen grundsätzen gearbeiteten lehrbücher verwenden sie ausschließlich, ebenso die Diesterwegschen schulausgaben; es wäre zu wünschen, daß auch die üblichen schulwörterbücher, wie bereits das englische von Ziegler-Seiz, endlich diese umschrift annehmen wollten. Im interesse des schulunterrichts wäre es ganz dringend nötig, daß hier einheitlichkeit herrscht.

### 2. *Die phonetik im unterricht.*

Daß es den schülern in vielen fällen nicht gelingt, durch bloße nachahmung die fremden laute richtig zu treffen, wurde

soeben bei der befürwortung der lautschrift geltend gemacht. Wie nahe liegt es da, dem schüler in solchen fällen auch phonetische anweisungen zu geben, um ihm zu zeigen, wie er seine sprachwerkzeuge zur hervorbringung des fremden lautes zu gebrauchen hat. Es ist nicht einzusehen, warum sich so viele stimmen erheben und rundweg erklären: die phonetik gehört nicht auf die schule; andererseits scheint mir die forderung, systematische phonetische unterweisungen dem fremdsprachlichen unterricht voraufgehen zu lassen, zu weit zu gehen. Die phonetik ist wie die lautschrift für den lehrer nicht um ihrer selbst willen da, sondern als ein willkommenes hilfsmittel, das ihm die waffen stärkt im kampfe gegen die deutschmundartliche aussprache des französischen und englischen und ihm ermöglicht, seinen schülern praktische fingerzeige für die richtige aussprache zu geben. So hören z. b. meine schüler hier, die überhaupt kein stimmhaftes *s* kennen, auch zunächst keinen unterschied zwischen der aussprache der *s*-laute in *vaisseau* und *oiseau*. Langsames vorsprechen der laute [s] und [z] mit kurzem hinweis auf das schwingen der stimmbänder und das hinzutreten der stimme beim [z], wovon sie sich auf die bekannten arten überzeugen können, führt in diesem fall schnell zum ziel. Dabei lernen die schüler gleich an stelle der bezeichnungen hartes und weiches *s* die beiden laute phonetisch als stimmloses und stimmhaftes *s* zu bezeichnen, benennungen, die übrigens die schüler selbst finden, und die sie stets an das eigentliche, ihnen bisher unbekannte wesen dieser laute erinnern und sie sofort auf die fehler hinweisen, sobald sie wieder für [z] den heimischen *s*-laut einsetzen wollen. In unserer gegend wird das [v] bilabial gesprochen; durch bloßes vor- und nachsprechen wird der schüler schwerlich das richtige französische und englische labiodentale [v] herausbringen. Gibt man ihm die phonetische anweisung, die oberzähne auf die unterlippe zu setzen, so ist man sofort am ziel. Die phonetischen anweisungen werden sich nur auf erreichbares, d. h. willkürlich zu beeinflussendes erstrecken, also vor allem auf die lippentätigkeit, die weite der mundöffnung, das gaumensegel, die lage der zunge, die mitwirkung des stimmtones. Will der lehrer die eigenheiten der landschaftlichen mundart wirksam bekämpfen, so muß er sich bemühen, diese zuvor mit hilfe seiner eigenen phonetischen schulung zu erkennen. Auch den unterschied zwischen einem falschen und richtigen laut, etwa dem hiesigen sehr geschlossenen [o] und dem franzö-

sischen [ɔ] oder den deutschen und französischen nasalvokalen, wird der lehrer durch phonetische anweisungen klarzumachen haben.

## Die ausgestaltung der methode der musterwörter.

Nach diesen voraussetzungen betrachten wir eingehender die ausgestaltung der methode der musterwörter, die uns die grundlage für den anfangsunterricht geben wird. Ich werde im folgenden der einfachheit halber meine ausführungen nur am französischen anfangsunterricht erläutern. Nach drei gesichtspunkten sind die musterwörter zu vervollkommnen:

### 1. *Die musterwörter werden systematisch angeordnet.*

Alle vom deutschen abweichenden laute des französischen und englischen (und das sind fast alle) kommen vor. Jeder laut wird für sich an einer reihe von beispielen geübt. Auf diese weise wird dem bedenken Quiehls, daß die anzahl der in beiden sprachen verschiedenen laute zu groß sei, um gleich mit ganzen wörtern beginnen zu können, rechnung getragen. Ein einziger laut wird vorgenommen, erst einzeln und dann an einer reihe von beispielen eingeübt; dabei ist allerdings nicht zu vermeiden, daß dieser laut in immer neuen lautverbindungen vorkommt, was zwar für seine sichere einübung durchaus erwünscht ist, aber den lehrer zwingt, diese laute für sich wieder einzeln zu üben, und das betreffende musterwort aus den einzellauten zusammensetzen zu lassen; das ist im anfang umständlich, geht aber nach einiger zeit ziemlich flott und sicher. Ferner geschieht die anordnung der musterwörter möglichst nach der phonetischen schwierigkeit der einzuübenden laute. Die nasalvokale werden nach den einfachen mundvokalen eingeübt, ferner die langen vokale vor den kurzen, so daß sich folgende reihenfolge ergibt: [i, e, ɛ, a, ɑ, ɔ, o, u, y, ɵ, ɐ, ə; ɔ̃, ɑ̃, ɛ̃, ɐ̃]. Diese anordnung, die der auf den Viëtorschen lauttafeln entspricht, hat den vorzug, daß man leicht durch veränderung des kieferwinkels von [i] über [e—ɛ—a] zu [ɑ] übergehen kann und dann von [ɑ] über [ɔ—o] zu [u] kommt durch zunehmende lippenrundung, wodurch die bildung und unterschiede der vokale den schülern deutlich werden. Zugleich hat man damit vokaltonleitern, die man ohne absetzen der stimme im chor hersprechen läßt, um die wichtige vokalische bindung vorzubereiten. Die hauptschwierigkeit bei der erlernung der konsonanten bildet für unsre thüringer gegend,

wie überhaupt für ganz mitteldeutschland, die unterscheidung von stimmhaften und stimmlosen konsonanten, namentlich im auslaut englischer wörter. Dabei lasse ich im französischen im anfangsunterricht anfangs auch die aspirierten laute [p, t, k] sprechen, um den unterschied zu den stimmhaften lauten zunächst zu übertreiben und recht deutlich zu machen. Zuerst wird der stimmlose laut eingeübt als der unsern schülern am nächsten liegende, darauf der stimmhafte mit hinzutreten des stimmtones. Es werden gegensätzliche wortpaare zusammengestellt wie: französisch: *le chiffre, le livre; la baguette, la casquette;* englisch: *hat — head; white — wide; cap — cab* usw.

2. *Die musterwörter werden dem gesichtskreis des schülers entnommen.* (Gesichtskreis nicht nur im übertragenen, sondern in wirklich örtlichem sinne gemeint.)

Um die spracherlernung auf der anschauung aufzubauen, werden die gegenstände des klassenzimmers, körperteile, kleidungsstücke, zahlen, farben und verben, die nach Gouinscher methode veranschaulicht werden, herangezogen. Dadurch wird dem lehrer ermöglicht, die sachvorstellung unmittelbar mit der fremdsprachlichen bezeichnung zu verknüpfen. Über die verbindung der sach- mit der wortvorstellung, die für die erlernung der fremden sprache die wichtigste voraussetzung sein sollte, wie ja ohne sie eine beherrschung der fremden sprache nicht möglich ist, kann hier nicht gehandelt werden. Jeder, der nach Ploetz in sexta französisch unterrichtet, wird an sich selbst erfahren haben, wie schwer, teilweise unmöglich ein derartiges buch den anschaulichen unterricht macht. Nach Ploetz und ähnlichen büchern spielt sich die einführung in den wortschatz der fremden sprache so ab: sache — muttersprache — fremdes wort. Weil aber in vielen fällen nicht von der sache ausgegangen wird, da der dargebotene stoff, zum wenigsten für sextaner, nicht anschaulich ist, so bleibt bloß: muttersprache — fremdes wort, vgl. Ploetz auf der ersten seite: *Le roi a bâti ce port. Le port de notre ville est mauvais* usw.

Gerade der anfangsunterricht, und besonders die einführung in die fremde sprache sollte anschaulich sein. Es soll damit nicht der grundsätzlichen ausschließung des deutschen das wort geredet werden. Ein vorsichtiger lehrer wird zur kontrolle in den meisten fällen sich doch nachträglich von der richtigen auffassung der schüler durch fragen nach der deutschen bedeutung

überzeugen. Zeigt der lehrer z. b. auf die nase und sagt: *c'est le nez*, so wird hier ein mißverständnis ausgeschlossen sein und der schüler die richtige assoziation zwischen sache und französischer bezeichnung herstellen. Die notwendigkeit der nachprüfung in weniger eindeutigen fällen zeigt folgendes vorkommnis: ich zeigte auf den rücken: *c'est le dos*; schüler: „die jacke“. Schaltet man das deutsche wort möglichst aus, so ist natürlich bei wiederholungen streng darauf zu halten, daß stets auf den betreffenden gegenstand gezeigt wird; so werden im anfangsunterricht die vokabeln gelernt; es ist freilich nicht ungezwungen möglich, diese art späterhin stets beizubehalten. Die gänzliche ausschließung des deutschen wortes führt meines erachtens zu umständlichen umschreibungen und dürfte wegen der ungewißheit über die richtige auffassung pädagogisch unhaltbar sein. Bei konkreten dingen hilft man sich durch einfache skizzen an die wandtafel; so wurde z. b. ein englisches stück über die obstarten durch eine sprechübung vorbereitet, in der die englischen bezeichnungen der obstarten an tafelskizzen eingeübt wurden.

Der hauptvorteil, den die besprochene auswahl der musterwörter aus der anschauung bietet, ist die möglichkeit, sofort kleine sprechübungen vornehmen zu können. So entwickelt sich schon im ersten anfangsunterricht ein lebhaftes frage- und antwortspiel zwischen lehrer und schüler untereinander, nachdem der lehrer für die allererste grundlage die ausdrücke: *c'est, qu'est-ce que c'est?, montre!, voilà* erklärt hat. Wählt man abstrakte musterwörter, so sind diese sprechübungen, die das hauptmittel der lautlichen einübung sind, nicht möglich. Man befriedigt damit auch die forderungen derer, die ein ausgehen von sätzen an stelle zusammenhangloser musterwörter fordern, denn so kommt jedes musterwort in einem, wenn auch ganz einfachen satze vor: *c'est le livre*; *voilà la porte*; *la fenêtre est ouverte, je montre deux doigts* usw. Bei diesen sprechübungen im anfangsunterricht gebrauchen die schüler die sprache erfahrungsgemäß viel unbefangener als in den oberen klassen. Es macht ihnen großes vergnügen, den dingen ihrer umgebung fremde namen geben zu können und mit ihrem lehrer ein so sonderbares frage- und antwortspiel zu treiben. Gerade diese fröhliche lebendigkeit ist eine der angenehmsten erfahrungen, die ich im anfangsunterricht erhielt; so wird auch der lautierkursus nicht, wie mehrfach behauptet wird, „für lehrer und schüler unerquicklich langweilig“ sein.

3. *Die musterwörter werden so angeordnet,*
*daß sie für den systematischen übergang von der lautschrift zur rechtschreibung als beispiele dienen können.*

Um den gefürchteten übergang von der phonetischen umschrift zur rechtschreibung zu erleichtern, wird die anordnung der musterwörter von vornherein so getroffen, daß der schüler ein gewisses system darin erkennt, indem er die im französischen, aber auch im englischen (abgesehen vom vokalismus) zahlreichen regelmäßigen entsprechungen von laut- und schriftbild kennen lernt. Dadurch wird es ihm ermöglicht, von der aussprache eines wortes mit einiger sicherheit auf seine schreibung und umgekehrt zu schließen. Es finden sich also unter den musterwörtern bei den einzelnen lauten vertreter für die wichtigen, *typischen* schreibungen dieses lautes, wobei natürlich keine systematische vollständigkeit angestrebt wird.

DER UNTERRICHTSGANG AUF GRUND DER MUSTERWÖRTER.

Es sei nunmehr versucht zu schildern, wie sich der anfangsunterricht nach den dargelegten grundsätzen auf seinen einzelnen stufen gestalten wird.

1. *Die systematische einübung der laute.*

Der erste laut, der im französischen geübt wird, ist [iː]. Der lehrer spricht das deutsche wort *lied*, darauf das französische *le livre* vor. Die schüler stellen selbst als unterschied fest, daß das französische *i* viel geschlossener ist als das deutsche. Der lehrer läßt, indem er vom deutschen zum französischen [iː] übergeht, die schüler die veränderung seiner lippenstellung beobachten und fordert zur nachahmung auf. Der laut [iː] wird an der lauttafel gezeigt und eingeübt. Die beispielwörter sind im anfang sehr langsam und deutlich einzuüben, da ja jeder laut, nicht nur der gerade besonders geübte, neu ist. Die wörter werden laut für laut vor- und nachgesprochen, die laute werden dabei an der lauttafel gezeigt und vom lehrer an die tafel geschrieben, so daß das wort vor den augen des schülers an der tafel aus seinen einzellauten entsteht. Nachdem die ausdrücke *c'est* und *qu'est-ce que c'est* erklärt und geübt sind, beginnen von der zweiten stunde an die sprechübungen. Der lehrer zeigt auf den gegenstand und fragt die klasse *qu'est-ce que c'est?* Der chor antwortet: *c'est le livre.* So werden unter ständigem chor- und einzelsprechen in frage und antwort, nicht in fortgesetzt

mechanischem nachsprechen, die weiteren musterwörter für [iː], dann für [i] eingeübt. Es folgen dann [ɛː] und [ɛ], wofür die beispiele zahlreich zu wählen sind, einmal, da diese laute von deutschen in der regel zu geschlossen gesprochen werden, und zum andern wegen der orthographie, die fünf typische schreibungen des [ɛ]-lautes hat. Allmählich geht es immer schneller vorwärts, da dieselben laute immer wiederkehren, auch wird man darauf bedacht nehmen, dieselben musterwörter an möglichst vielen stellen wieder zu verwenden, ohne aber den wortschatz zu eintönig zu machen, z. b. wird das wort *le livre* verwandt als beispiel für [iː], [v], [ə]. Eine zählung der von mir verwandten musterwörter ergibt, daß das verhältnis der übungswörter zu den beispielen etwa 1 : 2 ist, also im durchschnitt jedes wort zweimal verwandt wird. Über das einüben der nasalvokale kann ich aus der erfahrung folgendes berichten: es wird begonnen mit dem am leichtesten auszusprechenden [ɔ̃]. Die schüler sprechen im chor zunächst den offenen [ɔ]-laut, darauf haben sie mit der hand die nase zuzuhalten und werden dann aufgefordert, den so mit äußerer nachhilfe erzeugten nasalvokal [ɔ̃] anzuhalten, nachdem die hand von der nase fortgenommen ist. Die hauptsache für schüler unserer gegend, wie überhaupt Norddeutschlands, bleibt dabei, den häßlichen [ŋ]-nachklang zu verhüten; die schüler haben deshalb, wenn sie im chor oder einzeln die nasalvokale langgehalten sprechen oder singen, auf ein zeichen des lehrers sofort abzubrechen; hier ist von großem nutzen, daß die orthographie, die durch die schreibungen *on*, *an* usw. sehr leicht zu dem konsonantischen [ŋ]-nachklang verleitet, noch gänzlich unbekannt ist. Andrer art sind die schwierigkeiten der stimmhaften und stimmlosen verschluß- und engelaute. Die einübung an und für sich bereitet keine schwierigkeiten, bereitet sogar besonderen spaß, da man den schülern zunächst gern das vergnügen läßt, zu übertreiben, so daß bei [p, t, k] überkräftige explosionen entstehen, beim [b] die aufgeblasenen backen des posaunenbläsers nachgeahmt werden, und beim [z] ein summen wie von millionen bienen entsteht. Das bringt zugleich auch eine schulung der sprechwerkzeuge mit sich, die hoffentlich auch der muttersprache zugute kommt. Sobald nun aber einer dieser laute im zusammenhang eines wortes vorkommt, ohne daß vorher nachdrücklich darauf hingewiesen wurde, wird er unter zehn fällen neunmal falsch ausgesprochen. Hier gilt es einen ständigen, geduldigen kampf des lehrers

gegen das zurückfallen des schülers in seine trägen sprachgewohnheiten. Der lehrer fragt immer wieder, falls sich die klasse nicht gemeldet hat: *quel son était faux?* Worauf der schüler antwortet: *le son* [p] *dans le mot «porte» était faux.* Das ohr der schüler soll durch ständige aufmerksamkeit auf aussprachefehler zur genauen erfassung der fremden sprachlaute erzogen werden.

Nachdem die einzelnen laute eingeübt sind, die schüler auf grund der anschauung eine größere zahl vokabeln gelernt und diese in sprechübungen angewandt haben, gibt man ihnen jetzt die bisher im unterricht eingeübten wörter zur häuslichen wiederholung auf. Hier macht sich das dringende bedürfnis geltend' eine gedruckte unterlage zu besitzen[1]. Ich habe mir bisher so geholfen, daß ich die schüler die musterwörter von der tafel in lautschrift abschreiben ließ, später haben sie auch die orthographische schreibung dahinterzusetzen, das alles ist zeitraubend und hat auch sonstige, bereits geäußerte bedenken. Daß dem schüler erst jetzt, nachdem der ganze stoff in etwa vier bis fünf wochen gründlich durchgearbeitet ist, die beispielwörter zur häuslichen wiederholung aufgegeben werden, hat seine guten gründe. Gibt man ihm zu früh die beispiele zur häuslichen wiederholung, so besteht große gefahr, daß er sich zu hause, wo die kontrolle des lehrers fehlt, etwas falsches einübt, besonders wenn ältere, lautlich nicht geschulte angehörige helfen. Erst muß eine gewisse sicherheit erzielt sein und der schüler genau wissen, worauf es ankommt. Selbstverständlich wird jede gruppe von musterwörtern, die zur häuslichen wiederholung aufgegeben ist, vorher noch einmal in der klasse lautiert. Es wird jetzt nach lautschrift lautierend gelesen, wie im ersten leseunterricht der volksschule. Dieses lesen nach lautschrift bildet die vorstufe des lesens nach der rechtschreibung aus dem lehrbuch.

2. *Erster größerer, zusammenhängender sprachstoff.*

Nach dieser ersten allgemeinen wiederholung pflegte ich den schülern zusammenhängenden sprachstoff in form eines singbaren gedichtchens zu bieten, im englischen: *Our home is the ocean*, im französischen: *Un, deux, trois, j'irai dans le bois.* Nach der eingehenden lautschulung kann die aussprache keine besonderen schwierigkeiten mehr machen. Die einübung des französischen liedchens, von dem auch die meisten wörter bereits

[1] Sie ist von herrn prof. Askevold zu erhoffen.

bekannt sind, dauerte z. b. nur eine halbe stunde. Jetzt schon kann der lehrer die ersten früchte der bisherigen mühen ernten. Das lied wird in lautschrift während des nachsprechens an die tafel geschrieben, übersetzt, vom chor gelesen und gesungen. Beim singen werden die nasalvokale und die stimmhaften [z] in *cerises, onze, douze,* das [ʒ] in *rouges* möglichst lange gehalten. Das ganze einüben dauerte eine halbe stunde. Vergleiche ich damit das verfahren, im lautierkursus von der ersten stunde an von einem lied, etwa dem vielfach üblichen *J'avais un camarade* auszugehen, wobei, wie Quiehl anführt, auf die einübung der beiden ersten wörter allein eine ganze stunde verwandt wird, so wird man wohl, da es noch einige zeit in diesem tempo weitergehen dürfte, kaum noch etwas von den vorteilen des zusammenhängenden sprachstoffes verspüren. Das singen des eingeübten liedes, dem bald noch andere folgen, wie das aufmunternde *Enfants de l'école,* und das chorsprechen der wichtigen laute der Viëtorschen lauttafel gehört lange zeit hindurch zum festen bestand jeder stunde, wodurch gleichsam jedem schüler zu beginn der stunde in erinnerung gebracht wird: so sorgfältig mußt du in dieser stunde jeden vorkommenden laut aussprechen.

3. *Sprechübungen.*

Die dem übergang zur rechtschreibung voraufgehenden wiederholungen finden, außer in den besprochenen leseübungen, in sprechübungen statt. Ich gebe hier einen zusammenfassenden überblick über die art dieser sprechübungen, die sich im laufe des einführenden lautierkurses allmählich entwickeln. Die musterwörter stellte ich zu folgenden sprechübungseinheiten, die durch die auswahl der wörter aus der anschauung gegeben sind, zusammen: 1. körperteile, 2. kleidung, 3. klassenzimmer, 4. zahlen, 5. farben, 6. Gouinsche reihen. Die sprechübungen beruhen auf den acht folgenden typen:

1. *Qu'est-ce que c'est que ça? — C'est la fenêtre.*
2. *Où est la fenêtre?* } *Voilà la fenêtre.*
   *Montre la fenêtre!* } *Je montre la fenêtre.*
3. *Est-ce la fenêtre? — Oui, monsieur, c'est la fenêtre.*
4. *Est-ce la fenêtre? — Non, monsieur, c'est la porte.*
5. *Combien de fenêtres a notre classe?*
6. *Comment est la fenêtre?* (*Ouverte, fermée.*)
7. *De quelle couleur est la fenêtre?* (*Blanche.*)
8. *Que fait-il? — Il ferme la fenêtre.*

Diese sprechübungen verbürgen nicht allein die lebendigkeit und natürlichkeit des anfangsunterrichts, sie geben auch gelegenheit zur einübung des wichtigsten aus der satzphonetik. Vor allem wird dabei von vornherein darauf geachtet, die wörter untereinander zu binden, also: *la fenêtre est ouverte, le plafond est blanc.* Die vokalischen bindungen werden auch an der lauttafel durch mannigfaltige übergänge von einem zum andern vokal fleißig geübt. Im französischen wird zugleich der französische satzakzent an diesen kleinen sätzchen geübt.

4. *Übergang zur rechtschreibung.*

Nachdem sicherheit in der aussprache erreicht ist, so daß die schüler imstande sind, die französischen laute in den verschiedenen lautlichen umgebungen richtig hervorzubringen, geht man zur rechtschreibung über. Die schüler sind sehr gespannt darauf, die bekannten wörter nun in orthographischer schreibung kennen zu lernen. Die erfahrungen Quiehls über die erste einführung in die orthographie fand ich durchaus bestätigt: „Als ich das erstemal den übergang zur rechtschreibung im unterricht ausführte, war ich erstaunt, wie leicht die schüler das schriftbild auffaßten und behielten, nachdem ihnen die aussprache keine schwierigkeiten mehr bereitete.“ Wenn es dann bei Quiehl weiter heißt: „Mit der zeit werden die schüler dahin gelangen, die fälle festzustellen, in denen ein und derselbe laut immer durch denselben buchstaben oder dieselbe buchstabenverbindung wiedergegeben wird,“ so möchte ich doch sagen: man soll das nicht allein der zeit überlassen. Führt man systematisch in die orthographie ein, so werden von vornherein viele unsicherheiten und fehler vermieden. Es werden an typischen beispielen grundlegende normen gewonnen, die dann im lauf der zeit durch immer neue fälle veranschaulicht und zu festem besitz gemacht werden. Vor allem habe ich die erfahrung gemacht, daß auf diese weise der gefürchteten verwechslung von lautschrift und rechtschreibung mit vollem erfolg vorgebeugt wird. Ich habe in den ersten diktaten ganz selten lautschriftliche buchstaben gefunden. Ich bin im allgemeinen so vorgegangen, daß entweder die schüler — handelt es sich z. b. um die schreibung des französischen [ɛ] — die ihnen bekannten wörter mit [ɛ] zu nennen haben, die der lehrer dann in übersichtlichen gruppen an die tafel schreibt, oder daß der lehrer wörter anschreibt, in denen die schüler dann mit großem eifer alte be-

kannte zu erkennen versuchen. Wenn sich bei dieser einführung in die orthographie auch die meisen tatsachen aus den beispielen ohne weiteres einprägen, ohne daß regeln formuliert zu werden brauchen, so ergeben sich doch auch einige für immer praktische regeln, wie z. b. im englischen die verschiedenheit der aussprache eines vokals in offener und in geschlossener silbe, oder im französischen, daß *e* mit einem akzent nur am ende einer schreibsilbe auftritt. Auf eins wird während dieser zeit des unterrichts mit verdoppelter sorgfalt zu achten sein: auf die aussprache beim lesen nach dem schriftbild, um die mögliche gefahr einer einwirkung des schriftbildes auf die aussprache fernzuhalten; denn es liegt nahe, daß der schüler z. b. in dem englischen *his* ein stimmloses [s] spricht, da er bisher gewohnt war, mit dem zeichen *s* den stimmlosen laut zu verbinden. Die aussprache muß also bereits zu fester gewöhnung geworden sein, ehe man zur orthographie übergeht, darum erscheint es auch so unpädagogisch, aussprache und orthographie gleich von vornherein zu verquicken. Der grundsatz: erst der laut, dann die schrift, wird auch für den weiteren neusprachlichen unterricht stets maßgebend bleiben. Die übereinstimmung zwischen laut und schrift wird da, wo sie vorhanden ist, besonders hervorgehoben. Hat der schüler gelernt, die laute richtig auszusprechen, so wird er sie auch in der schrift richtig wiedergeben, da er die entsprechungen kennen gelernt hat. Wie nach der lautlichen schulung die laute [p] und [b], [t] und [d], [k] und [ɡ], [f] und [v], [ʃ] und [ʒ] vom schüler genau unterschieden werden, so werden dann die entsprechenden schriftzeichen *p, b*; *t, d*; *c* (*qu*), *g*; *f, v*; *ch, g, j* nicht mehr verwechselt werden. So wird die einprägung der orthographie in zahlreichen fällen keine mechanische gedächtnisarbeit, sondern der selbstverständliche ausdruck für die richtige lautliche beherrschung. Die arbeit der gründlichen lautschulung bedeutet also auch in diesem punkt beträchtliche erleichterung für die folgezeit. Werden doch noch falsche buchstaben geschrieben, so beruht das in vielen fällen auf falscher aussprache; dabei ist dem fehler nicht einfach nur durch berichtigung der orthographie, sondern durch einübung der richtigen aussprache abzuhelfen.

### 5. *Grammatischer nebengewinn.*

Der erste anfangsunterricht dient der erlernung der aussprache und der einführung in die orthographie. Daß damit

einfaches sprechen in anschaulichen sprechübungen verbunden ist, dürfte als besonderer vorzug der besprochenen methode gelten und ist wohl eigentlich selbstverständlich, da richtige aussprache erfordert, jeden einzelnen laut nicht nur für sich, sondern auch in lebendigem redezusammenhang richtig auszusprechen. Dagegen eine frucht, die ganz nebenbei reift, ist der gewinn einfacher grammatischer kenntnisse, die zur übersicht hier kurz zusammengefaßt werden sollen, wobei zu bemerken ist, daß, um den anfangsunterricht nicht zu überladen, kein versuch im unterricht gemacht wurde, schon jetzt das intuitiv erfaßte zum system zu erweitern. Was nebenher gelernt wurde, war kurz folgendes:

1. Unterschied zwischen *le* — *la*, *un* — *une*.
2. Aus beispielen wie: *c'est le bras* — *ce sont les bras; c'est la main* — *ce sont les mains* ergibt sich: *les* ist der plural von *le* und *la*, *ce sont* plural von *c'est*.
3. Apostrophierungen wie *c'est, l'œil, l'oreille, l'épaule.*
4. Ein männliches wesen hat den männlichen artikel: *le maître.*
5. Adjektiva haben zwei formen: *le bras droit, la main droite, le livre est ouvert, la fenêtre est ouverte.*
6. Die fürwörter *mon, ton, son; je, tu, il, nous, vous.*
7. Unbewußt, ohne daß die formen grammatisch erklärt werden, gut aber als anknüpfung für später, lernen die schüler:
   a) die imperativendung im plural [e] aus den anweisungen: *asseyez-vous!, prenez, montrez* usw.
   b) die endung der ersten person plur. präs. [ɔ̃]: *nous prenons, nous montrons* usw.

Auf die für den ganzen späteren unterricht grundlegende bedeutung des lautlichen unterrichts brauche ich nur kurz hinzuweisen. In der aussprache soll eine sichere grundlage für die ganze schulzeit gelegt werden. Wie störend ist es für den lehrer, wenn er auf der mittel- oder gar noch auf der oberstufe fortwährend aussprachefehler zu berichtigen hat. Er möchte seine schüler zu einem auf tieferem verständnis der fremdsprachlichen lektüre beruhenden eindrucksvollen lesen erziehen; wie entmutigend ist es dann, wenn die schüler noch nicht einmal die einzelnen laute beherrschen. Wird auf die aussprache nicht von vornherein große sorgfalt verwandt, so wird die traurige folge sein, daß später an den werken der großen schrift-

steller herumgestümpert wird. Für viele schüler, in unserer gegend besonders, bedeutet der lautierkursus zugleich eine schulung der sprachwerkzeuge, die auch seiner aussprache der muttersprache die beste förderung sein wird, da er jetzt lernt, seine sprachorgane in zucht zu nehmen und seine sprache bewußt zu beeinflussen, was ja für die anfängliche erlernung einer fremden sprache unerläßlich ist.

Zum schluß darf ich wohl sagen, daß mir und meinen schülern, besonders den sextanern im französischen, dieser lautierkursus stets freude gemacht hat. Von langweile kann da keine rede sein; im gegenteil; die gefahr der langweile könnte eher für die spätere zeit bestehen, nachdem der übergang zum lehrbuch erfolgt ist, das leicht wie eine papierne scheidewand sich zwischen lehrer und schüler hemmend und lähmend stellen kann. Daher soll ja auch im neusprachlichen klassenunterricht nicht das buch, sondern der lehrer mit seinem gesprochenen wort herrschen. Das buch formuliert die zielleistung einer stunde, damit der schüler danach zu hause wiederholen kann. Die lesestücke des lehrbuchs werden im anfangsunterricht aus anschaulichen sprechübungen, in fortführung des bereits im lautierkursus geübten sprechens, allmählich entstehen, um schließlich, wie es im vorwort zu Grund-Neumanns *Französischem lehrbuch* so schön heißt, aus dem buche „als reife frucht gepflückt zu werden“. Bücher wie dies oder wie Roßmann-Schmidt, Kühn-Diehl denke ich mir als organische fortsetzung des geschilderten lautierkurses, dann wird der übergang zum lehrbuch leicht sein und der lebendige sprachunterricht nicht beeinträchtigt werden, wie das leider schwer zu vermeiden ist, wenn man nach Ploetz zu unterrichten hat, wo in den ersten lektionen von Rom, dem Kieler hafen usw. die rede ist, wo zur veranschaulichung der farbe grün das Seinewasser und für gelb das Elbwasser angeführt wird. Was soll ich in anschaulichem anfangsunterricht mit der lektion 4 anfangen, in der von gott, tod und seele die rede ist? Das genügt schon, um zu ermessen, wie schwer mir der übergang zum Ploetzschen lehrbuch nach dem lautierkursus wird. Möge dieses buch, dem man wohl vereinzelt neue flicken aufgesetzt hat, nun endlich das feld räumen vor den neuen erkenntnissen in der neusprachlichen methodik, wie sie in andern büchern schon längst zur geltung gekommen sind.

*Jena.* KARL RIEMANN.

---

# DIE FRAUENBEWEGUNG NACH ENGLISCHEN ROMANEN DER GEGENWART.

(Fortsetzung.)

„Aber wir sind wirklich nicht neu. Wir, die wir die führenden in dieser bewegung sind, gehören zu jenen germanischen frauen aus uralter vergangenheit, welche vor zwanzig jahrhunderten sich einen weg bahnten durch die europäischen wälder und sümpfe an der seite ihrer männlichen gefährten, welche mit den zimbern nach Italien wanderten, mit den franken über den Rhein, mit den warägern nach Rußland und den alemannen nach der Schweiz, welche Skandinavien bevölkerten und bis nach Britannien vordrangen; deren priesterinnen ihre altäre in deutschen wäldern hatten und den orakelspruch über krieg und frieden verkündeten. In unsern adern rollt das blut von frauen, die nie gekauft oder verkauft wurden; die keinen schleier und an den fußgelenken keine fesseln trugen; deren verwirklichtes ideal der ehe eine geschlechtliche kameradschaft und gleichheit in pflicht und arbeit war; welche in krieg und frieden an der seite der männer standen, die sie liebten, deren kinder, nachdem ihre mütter sie zur welt gebracht hatten, mannhaftigkeit aus ihren brüsten sogen und schon vor ihrer geburt das pochen eines tapferen herzens über sich gehört hatten. Wir sind die frauen eines stammes, dessen rassenideal nicht eine Helena von Troja war, die passiv aus einer männlichen hand in die andere überging, sondern jene Brünhilde, welche Sigurd fand mit helm und brünne bekleidet, eine kriegerin, die ihm rat gab, den tiefsinnigsten, der je lebendem manne gegeben wurde, und ihn zu großen taten antrieb; welche, als er starb, den scheiterhaufen hoch aufschichtete und sich neben ihn legte mit den worten: ‚Dann trifft seine fersen die pforte nicht, wenn ich neben ihm hindurchschreite!' Wir stammen von frauen, die in alten zeiten keine furcht kannten und keinen tod fürchteten und ein freies leben führten und große hoffnungen hegten; und wenn auch einige von uns heute schlimme und entartete zeiten erleben, so pulsiert doch noch in uns das alte blut." (S. 139.)

Man hat sich viel mit der *new woman* beschäftigt, dabei aber übersehen, daß auch der mann sich im laufe der zeit verändert hat.

„Wenn für die typische moderne frau die lebenslängliche gemeinschaft mit einem Tom Jones oder squire Western uner-

träglicher wäre als der tod oder das vollkommenste zölibat, so würde der typischste moderne mann nicht weniger zurückscheuen vor der aussicht einer lebenslänglichen gebundenheit an die gemeinschaft mit einer stets ohnmächtig werdenden, weinenden und erschrockenen Emilie oder der Sophie einer vergangenen zeit." (S. 253.)

Auch dies bestätigt uns Wells in *Ann Veronica, Marriage, Passionate Friends, The New Machiavelli.*

Wie die arbeit zwischen mann und frau zu teilen ist, kann noch nicht gesagt werden. Ganz bestimmte veranlagungen mögen sich im laufe der zeit zeigen, noch kann man aber nichts aus dem bisher von frauen geleisteten schließen, da sie gezwungen waren, sich auf bestimmten gebieten zu betätigen, weil ihnen z. b. alles, was mit der gesetzgebung zusammenhängt, bis jetzt verschlossen war. Man muß den individuellen anlagen raum geben sich zu entfalten; dem, was ihr liegt, wird die frau sich dann naturgemäß von selbst zuwenden.

Aber am kriege kann die frau doch nicht anteil haben, wird man einwenden. Aber sie gebiert doch die krieger! Ihre arbeit ist wahrlich nicht geringer oder minder gefährlich als die des mannes, denn wieviel schmerzen und lasten muß die mutter ertragen, und setzt sie nicht bei der geburt des kindes ihr leben ein? (Vgl. G. B. Shaw, *Press Cuttings.*) Weil sie aber einen so persönlichen anteil am kriege hat, betrachtet sie ihn mit andern augen. Beim anblick der walstatt wird die frau daran denken, wieviel söhne hier liegen, wieviel schmerzen und sorgen sie ihre mütter gekostet haben. Sie hat für den menschen das gefühl und die achtung, die der bildhauer für eine statue hat, weil er weiß, welche arbeit der schaffende künstler an sie gewendet hat, ehe sie wurde. Daher wird sie aber auch, sobald sie einfluß auf die politik erhält, alles daran setzen, den krieg möglichst zu vermindern und zu vermeiden.

Dies stimmt tatsächlich für die meisten frauenrechtlerinnen. Auch ist dies einer der punkte der berührung mit dem sozialismus.

Olive Schreiner hat uns gezeigt, daß der unterschied in der betrachtung des krieges daher rührt, daß die frau hier als mutter fühlt. Hier liegt nach ihrer ansicht der einzige, aber große unterschied zwischen den geschlechtern. Gerade weil er so fundamental ist, muß sie teilhaben an allem, was diesen punkt berührt, „*where sex as sex is concerned*"; mädchenhandel,

prostitution, ehe, stellung der eltern zum kinde, ehescheidung dürfen bei der gesetzgebung nicht vom manne allein geregelt werden.

„Auf diesem gebiete kann jedes der beiden geschlechter etwas von grund auf verschiedenes zur weisheit der rasse beisteuern. Wir betrachten heute das ganze arbeitsfeld als unser gebiet. Wir wollen zutritt zu den neutralen gebieten der geistigen oder physischen arbeit, weil wir heute in diesen keine die geschlechter trennende wand erkennen können, welche uns ausschließt. Wir sind ebenso entschlossen, in solche einzudringen, wo der unterschied der geschlechter eine rolle spielt, weil hier die frau, die gebärerin der rasse, neben dem manne, dem erzeuger, stehen muß, wenn es eine vollkommene, menschliche weisheit geben soll, eine einsicht, der keine seite des menschlichen lebens fremd ist und eine tätigkeit, die im einklang steht mit allem wissen und allen trieben des ganzen menschengeschlechts. Hier kann der mann nicht für die frau eintreten, noch die frau für den mann, sondern beide müssen gemeinsam handeln. Hier gibt jede hälfte der rasse, so eng und unentwirrbar sie sonst miteinander verknüpft sind, ihren eigenen selbständigen beitrag zur gesamtsumme des menschlichen wissens und der menschlichen weisheit. Weder die frau ohne den mann, noch der mann ohne die frau ist die vollendete menschliche intelligenz." (S. 189.)

In kapitel 6 wendet sich Olive Schreiner gegen die auch von Wells vertretene ansicht, daß die mutterschaft eine schwere arbeit sei und der frau nur diese zufallen soll. Die schlechtbezahlte wird ihr gern überlassen. Für die sich abquälende *house drudge* zeigt der mann kein mitleid. Olive Schreiner führt das in ähnlicher weise aus wie Wells in *Ann Veronica* (s. 53 f.).

„Nicht die arbeit selbst oder der umfang der arbeit, sondern vielmehr die höhe des lohns zerstören sein ideal des ewig weiblichen; für gewöhnlich ist er ganz zufrieden damit, daß die frauen für ihn arbeiten sollen, sei es auf teeplantagen, oder am waschfaß, oder bei der arbeit für die kinder, die er in die welt setzt, vorausgesetzt, daß sie keinen hohen lohn erhalten, oder daß es auf den gebieten sei, die er, wenn es ihm beliebt, als sein arbeitsfeld zu betrachten wünscht." (S. 198.)

Nun hat man auch eingewendet, daß die anziehung, welche die frau auf den mann ausübt, ihre liebe zu mann und kind aufhören könnte, wenn sie sich einem berufe zuwendet. Be-

stände diese gefahr, das gibt Olive Schreiner zu, dann dürfte die frau nicht weiter streben. Aber es haben sich noch keine anzeichen dafür gezeigt, und es ist auch nicht anzunehmen, daß triebe, die so im tiefsten innern des weibes wurzeln, so leicht erstickt werden könnten. Im modernen roman finden wir die bestätigung dieser ansicht wieder bei Wells in *Ann Veronica*, *Marriage* (Marjorie Pope), *The New Machiavelli* (Isabella).

Der reiche nichtstuer allerdings würde es dann nicht so leicht haben, denn die *new woman* braucht nicht nach geld zu fragen, da sie sich selbst den lebensunterhalt erwerben kann. Der mann andererseits wird aber auch die nichtstuende, hilflose frau nicht mehr so hoch einschätzen. So würden diese beiden klassen von menschen verschwinden, und das könnte nur zum besten der menschheit sein.

Die gemeinsamen interessen ihrer arbeit werden mann und frau einander wieder näher bringen. Heutzutage, wo auf allen gebieten spezialisiert wird, wo der mann, der tüchtiges leisten will, ganz in seinem beruf aufgehen muß, geht manche ehe innerlich daran zugrunde, daß kein gemeinsames interesse beide teile verbindet. Früher war das anders, als die frau an der primitiveren arbeit teilnahm. Der gleiche beruf, die gleiche fähigkeit werden sie einander wieder näher bringen. Es wird die frauenbewegung die geschlechter nicht auseinanderreißen, sondern sie einem innigeren, gemeinsamen leben wieder zuführen.

Mir scheint diese lösung des problems der ehe unseren verhältnissen besser angepaßt als die, welche Wells uns gibt, wenn er die beiden eheleute, die durch die von Olive Schreiner hier hervorgehobenen verhältnisse unserer zeit sich fremd geworden sind, in die einsamkeit von Labrador schickt.

Angenehm berührt, daß die verfasserin sich bemüht, keine bitterkeit gegen den mann zu zeigen. Sie erkennt im gegenteil an, daß er oft geholfen hat im kampf der frau um geistige arbeit.

„Es ist eine erfreuliche tatsache, welche jede frau bezeugen kann, die erfolge errungen oder gute arbeit geleistet hat auf irgendeinem gebiet, das sonst den männern zufällt (sei es arbeit auf dem der literatur, der wissenschaft, der organisierten berufe), daß die hände, die sich ihr am eifrigsten zum willkommen entgegengestreckt haben, diejenigen der männer gewesen sind, daß die stimmen, die ihren erfolg am herzlichsten begrüßt haben, diejenigen ihrer männlichen mitarbeiter im arbeits-

feld waren, das sie betreten haben. Hinter jeder tür, an welcher die hand der frau angeklopft und eintritt in ein neues gebiet des schaffens gefordert hat, sind auf der andern seite die hände starker und großmütiger männer gewesen, die willig waren, ihr zu öffnen, fast ehe sie geklopft hatte.“ (S. 277.)

Wie ganz anders ist dieser ton als der des suffragettenromans *The Convert*!

Da wird erzählt, wie ein mädchen zur suffragette wird. Die verfasserin, Elizabeth Robins, hat viel für die suffragetten geschrieben. Einzelne artikel hat sie vereint und durch fortlaufende berichte über die stimmrechtsbewegung verbunden zu einem bande: *Way Stations*[1]. *The Convert* ist durchaus tendenzroman und liest sich stellenweise mehr wie ein traktat; die handlung tritt in den hintergrund, die versammlungen der suffragetten und die argumente über das frauenstimmrecht sind hier die hauptsache. So liegt über dem ganzen etwas hartes, fanatisches.

Vida Levering hat als junges mädchen schweres durchgemacht; unerträgliche verhältnisse zu hause treiben sie zur flucht; sie will sich selbständig machen. In ihrer verlassenheit trifft sie einen alten bekannten, der sie verführt. Da sein vater ihn enterben würde, kann er sie nicht heiraten. Ihre neigung für ihn aber stirbt, als sie weiß, daß er das von ihr erwartete kind nur als ein hindernis für sie beide betrachtet. Es kommt tot zur welt; aber sie empfindet keine liebe mehr für den vater.

„‚Glückliche mütter lehren ihre kinder. Meins mußte mich lehren ...‘ ‚Du sprichst, als ob ...‘ ‚... mich lehren, daß eine frau um der liebe willen das zu tun vermag, was die liebe tötet.‘ Sie schwiegen einige sekunden. Das vollständige verständnis fürchtend und von sich schiebend, brach er das schweigen, indem er wie abschließend sagte: ‚Du hast es auf jeden fall deutlich ausgedrückt, daß du keine liebe mehr für mich übrig hattest.‘ ‚Ich brauchte alle für das kind.‘“ (II s. 257.)

Vida aber geht nicht zugrunde an dieser schweren prüfung, sie kehrt ins elternhaus zurück, nimmt ihren platz in der gesellschaft wieder ein und ist überall beliebt, denn sie ist schön und klug. Man wundert sich allgemein, daß sie, jetzt ende zwanzig, nicht geheiratet hat. Stereotyp ist die frage der herren untereinander: Warum hat diese frau nicht geheiratet? Die antwort gibt uns die verfasserin.

[1] *Way Stations.* Tauchnitz 1913.

„‚Warum denn an dem alten märchen festhalten?‘ ‚Welchem mär . . .‘ ‚Daß die ehe um jeden preis das höchste streben jeder frau ist, bis das grab sich über ihr schließt. Sie und ich, wir wissen, daß das nicht wahr ist.‘“ (II s. 240.)

Sie hört viele spöttische, unfreundliche bemerkungen über die beginnende suffragettenkampagne und entschließt sich, selbst zu sehen, was daran wahres ist. Ernestine Blunt gewinnt ihre achtung und freundschaft, und hauptsächlich durch sie wird Vida schließlich suffragette.

Vida ist schön, elegant, liebenswert, kinderlieb. Aus guter familie, reich und unabhängig, gibt sie ein bequemes, angenehmes leben auf, um der von ihr für gut gehaltenen sache zu dienen. Sie gehört zu den heutzutage nicht seltenen frauen, die aus irgendeinem grunde nicht heiraten. Vgl. Wells, *Anticipations*:

„Diese klasse tüchtiger lehrerinnen ist eine der interessantesten sozialen entwicklungen unserer zeit. Zum größten teil sind es frauen, die aus hochgesteigerter feinheit des empfindens, starker geistiger eigenart oder einem ehrlichen mangel an leidenschaft auf das gewöhnliche los der ehe verzichtet haben, oft sind es frauen von außergewöhnlichem charakter, mit viel selbständigkeit, und es ist gut, daß wenigstens auf jeden fall ihr intellekt und charakter nicht fruchtlos dahinschwinden. Die zukunft ist für diesen typus gewiß aussichtsreich.“ (S. 116.)

Diese frauen müssen für die frauenrechte eintreten und für sie kämpfen, denn die gattin und mutter ist ans haus gefesselt, muß es stets sein bis zu einem gewissen grade, wenn sie ihren pflichten nachkommen will. Vor allem aber die frauen, welche selbst viel gelitten haben, werden für ihre schwestern eintreten.

„‚Was bedeutet das unglück einer einzelnen frau? Etwas, was für die große welt so trivial ist, wie es den meisten gemein erscheint. Aber die zeit ist gekommen, in der eine frau sich umsehen und fragen darf: Was für eine allgemeine bedeutung hat mein geheimer schmerz? Stimmt er mit etwas anderem überein? Und ich finde, daß dies der fall ist. Ich bin nicht mehr nur eine frau, die auf dem wege gestrauchelt ist.‘ Mit mühe bezwang sie das beben ihrer stimme. ‚Ich bin eine frau, die verwundet und blutend wieder aufgestanden ist, sich den staub von den händen und die tränen aus dem gesicht gewischt und sich nicht einfach gesagt hat: Hier ist eine unglückliche frau! sondern — hier ist ein stein des anstoßes für viele. Wir

wollen sehen, ob er nicht andern frauen aus dem wege geräumt werden kann. Und sie ruft leute, daß sie kommen sollen und helfen. Kein sterblicher mann und noch viel weniger eine einzelne frau kann jenen stein des anstoßes bewegen. Aber', schloß sie mit einem plötzlichen, düstern emporlodern der begeisterung, ‚wenn viele helfen, Geoffrey, dann kann es getan werden.'" (II s. 268.)

„‚Nun, nun,' sie wischte die tränen fort, ‚da die männer es versucht und nicht fertig gebracht haben, eine erträgliche welt zu schaffen, in der die kleinen kinder leben können, ist es vielleicht gut, daß einige von uns keine kinder haben. Ja', sagte sie ruhig und ergriff hut und mantel, ‚wir sind diejenigen, die keine entschuldigung dafür haben, abseits vom kampfe zu stehen.'" (II s. 270.)

Elizabeth Robins erkennt an, daß die mutterpflichten die frau ans haus fesseln, und daß der wunsch, für kinder zu sorgen, im innersten der frau fest eingewurzelt ist, mag sie arm oder reich, gebildet oder ungebildet sein. Die liebe zu ihrem ungeborenen kinde hatte Vida Levering von Geoffrey Stonnor getrennt, und aus dieser erfahrung heraus sagt sie zu ihm, als er fürchtet, seine braut durch und an die frauenbewegung zu verlieren:

„Soll ich dir ein geheimnis anvertrauen? Jeans glühende träume brauchen dich nicht zu erschrecken, wenn sie ein kind hat. Das — von anfang an war es nicht der starke arm — es war der schwächste; die winzigen arme haben die ungestümsten unter uns bezähmt." (II s. 169.)

Ein beispiel für dieses verlangen der frau ist auch Wark, Vidas zofe. Sie wäre bereit, bei der geliebten herrin zu bleiben, wenn diese heiratete. So aber verläßt sie schweren herzens den dienst, nur um für die fünf kleinen kinder eines witwers zu sorgen.

Hart verfährt die verfasserin mit den reichen mädchen und frauen der oberen klassen. Da sind die jungen mädchen, deren einzige sorge es ist, hübsch auszusehen und den herren zu gefallen, und die frauen, die auch keine andere beschäftigung haben, die höchstens mit schlecht angewandter wohltätigkeit ihre mußestunden ausfüllen. Diesen damen der gesellschaft sind die suffragetten gegenübergestellt. Gewissermaßen zwischen diesen beiden extremen steht mrs. Freddy, glücklich verheiratet, mutter zweier kinder, die suffragistin ist und natürlich das vorgehen der suffragetten verwirft, da sie überzeugt ist, daß sie

der guten sache nur schaden. Etwas abseits steht lady Sophia, tüchtig, klug, nicht suffragette, nimmt sie doch regen anteil am politischen und geistigen leben, steht der frauenbewegung nahe und arbeitet für sie im stillen, wo sie kann.

Ehe wir die suffragetten wirklich kennen lernen, hören wir viel über sie aus den diskussionen, die in allen salons stattfanden. Da spricht man von ihrer schlechten, unordentlichen kleidung, ihrem unschönen äußeren, natürlich sind sie alle alt und häßlich und werden von den herren für verrückt erklärt.

Was für frauen gehören zu dieser bewegung, die armen oder die reichen? Gewiß nicht die parasitische klasse. Aber sonst sind sie aus allen schichten der bevölkerung hervorgegangen.

„Sie brauchen nicht nur, sondern, was wichtiger ist, sie bekommen auch alle arten! Das zeigt ihre stärke mehr als alles andere. Es ist wunderbar zu sehen, wie sie alle zusammenarbeiten. Die ärmsten frauen und diejenigen, die am unwissendsten sind (nur nicht in bezug auf mühsal), arbeiten schulter an schulter mit wohlhabenden, hochgestellten frauen. O ja, diese sorte gewinnen sie jetzt auch, lehrerinnen und frauen, die studiert haben — eine ganze anzahl, die man geistig hochstehend nennen würde, wenn sie männer wären — die das tun, was die männer frauen niemals zugetraut haben: sie arbeiten zusammen.“ (II s. 40.)

Welche frauen sind andererseits dagegen?

„,Mehr frauen würden öffentlich zu uns übergehen, hätten sie nicht angst vor den andern feiglingen. Tausend und abertausend frauen haben mitgefühl für diese bewegung und dürfen es nicht zeigen.‘ ,Viele frauen wollen das stimmrecht nicht.‘ ,Welche frauen wollen es nicht? Macht Ihnen das häuflein sorge, welches glaubt, daß, weil sie daran gewöhnt worden sind, die abhängigkeit zu lieben, alle anderen auch die abhängigkeit lieben sollten? Schon die existenz einer derartigen bewegung trifft sie an der empfindlichsten stelle. Wir sind solchen leuten ein vorwurf und ein stachel. Aber dies ist keine bewegung, die irgend jemand zwingen will, das stimmrecht auszuüben. Es soll solchen, die es wollen, das recht dazu geben — denen, die das zweitgrößte gesuch unterschrieben haben, das jemals auf den tisch des *House of Commons* gelegt worden ist — den 96000 textilarbeiterinnen — den frauen, die vorigen monat als deputation zum premierminister gingen und

die repräsentanten einer halben million waren, welche den gewerkschaften und organisierten verbänden angehören. Mehr noch vielleicht den nichtorganisierten frauen, denen, deren stimmen niemals in der öffentlichkeit gehört werden. Auch sie — das hat mrs. Bewley Ihnen gesagt — sie fangen an, es zu fordern. Die frauen, die über die zeit zu arbeiten gezwungen sind, brauchen das stimmrecht.'" (I s. 216.)

In den meetings werden uns alle möglichen suffragetten vor augen geführt, aber alle überragt Ernestine Blunt, für die wohl Christabel Pankhurst vorbild gewesen ist. Sie versteht es, durch ihre schlagfertigkeit, ihren humor und ihre geistesgegenwart die menge im zaume zu halten. Wie Christabel Pankhurst hat sie jura studiert. Sie ist unermüdlich; von einer versammlung zur andern eilt sie, geht ganz auf in ihrer arbeit und denkt nur an sie. Jede persönliche eitelkeit fehlt ihr. Das ist überhaupt charakteristisch für diese frauen, daß sie nur für diese aufgabe leben. Alles persönliche tritt dabei in den hintergrund; sie sind bereit, alles zu opfern, und fordern eventuell von andern dasselbe. Das fällt Vida zuerst auf, und das ist auch der zug, der bei ihr selbst stark hervortritt im letzten kapitel des romans. Das läßt sie am schluß so hart erscheinen. Diese frauen sind eben fanatisch.

„Mit am merkwürdigsten an diesen *neo-suffragists* war die ungeziertheit, mit der sie hilfe annahmen — die abwesenheit der konventionellen dankbarkeit bei denen, welche die verantwortung hatten. Das wurde für den außenstehenden zu einem gegenstand des erstaunens und auch der belehrung; es hatte den erfolg, den angehenden philanthropen abzukühlen und zu entfremden. Selbst für die großmütigeren, die nicht um beifall oder einfluß feilschen, selbst für diese ist es durch das eingewurzelte mißtrauen gegeneinander, das man uns großzuziehen gelehrt hat, so schwer, vertrauen zu schenken, das man nur solchen wie diesen großherzig geben kann, leuten, die offensichtlich und täglich für ihren glauben litten, welche die dinge, die die meisten von uns erstreben, jeden augenblick verlieren können, leute, die weder bequemlichkeit, noch geld, noch die gute meinung der welt schätzten. Daß sie hilfe und sogar opfer als etwas selbstverständliches annahmen, erschien bei ihnen wie bloße bescheidenheit und vernunft; so, als wenn sie sagten: ,Ich bin nicht so dumm oder von mir selbst eingenommen, um zu glauben, daß du dies für mich tust. Du tust es natürlich um

der sache willen. Es ist deine sache — die aller frauen. Du dienst der menschheit. Wer bin ich, daß ich dir danken sollte?'" (II s. 28.)

Jean Dunbarton zeigt, wie auch junge mädchen heute empfinden, daß die frauen einander beistehen müssen; denn sie ist bereit, gewillt, ihr lebensglück zu opfern, damit Geoffrey Stonnor an Vida wieder gut macht, was er ihr vor jahren an leid zugefügt hat.

Wer aber zu den suffragetten hält, schließt sich damit aus von der guten gesellschaft. Vida gibt das alte leben, die alten freunde und bekannten auf, von denen die neuen anschauungen und ideale sie wie eine weite kluft trennen.

Schon vorher, ehe sie den entscheidenden schritt tut, fällt lord Borrodaile das neue, fremde in ihrem wesen auf, das wir auch in den übrigen schilderungen von suffragetten gefunden haben.

„Borrodaile vertiefte sich in das gesicht, von dem er geglaubt hatte, jede seiner veränderungen zu kennen. Was war das neue darin? Nicht nur bewunderung, nicht liebe allein — etwas beinah grimmiges lag unter der halb schützenden zärtlichkeit, mit der sie den kampf der vorsitzenden mit dem mob beobachtete." (II s. 80.)

Damit vergleiche man das alte ideal der weiblichkeit, wie Filey es beschreibt, das auch Wells lächerlich macht in *Marriage* (Magnets redensarten) und *Ann Veronica* (unterhaltungen zwischen Ann Veronica und Manning).

„,O, ich habe gehört, daß Sie etwas schreiben.' ,Ja, eine art verteidigungsrede für eine ästhetische grundlage der gesellschaft! Es ist die einzige abhilfe für die greuel der modernen zivilisation — für gerade das, worüber wir beim tee sprachen! Was sonst haben wir zu tadeln, wenn nicht den verlust des sinnes für schönheit?' Die ellbogen auf den knien, beugte er sich so weit vor, daß er beide gesichter sehen konnte, und doch zeigte das seine den nach innen gekehrten blick — das gesicht desjenigen, der rezitiert. Die damen wußten, daß er sie mit einem auswendig gelernten auszug aus der ,verteidigungsrede für die ästhetische grundlage' beglückte. ,Es kann der welt nichts schlimmeres zustoßen als der verlust des schönheitssinns. Die männer, ob hoch oder niedrig, verehren ihn noch, wie er in den frauen verkörpert ist.' (Hermione legte die fußspitzen übereinander und senkte die langen augenwimpern.) ,Wir

haben die frauen zum gegenstand unserer tiefsten verehrung gemacht! Wir haben sie hoch auf einen goldenen thron gesetzt. Wir haben die welt durchsucht nach juwelen, um sie zu krönen. Wir haben unserm ideal, der weiblichkeit, millionen tempel errichtet und nannten sie heim. Wir haben für sie gekämpft, gestrebt und gesungen — und verlangen dafür nur, daß sie das heilige feuer hüte, damit das licht der schönheit nicht aus der welt scheide.‘ Er war nicht unzufrieden mit dem bau seiner periode. ‚Aber die frauen,‘ er lehnte sich zurück und erläuterte mit den biegsamen, weißen händen, die mit fremdländischen ringen geschmückt waren — ‚die frauen sind nicht zufrieden mit ihrem hohen und heiligen amt.‘ ‚Einige frauen,‘ verbesserte Hermione mit sanfter stimme. ‚Diejenigen, die nicht zufrieden sind, nehmen täglich zu,‘ sagte er streng; dann ließ er sich einen augenblick gehen und neigte sich etwas vor, ‚natürlich meine ich Sie nicht — Sie sind ausnahmen — aber die frauen im allgemeinen! Seht sie an! Sie erzwingen sich anteil an männerarbeit, sie drängen sich in die universitäten — doch, doch!‘ (Vergebens suchte Hermione ihn durch ‚ausnahmen‘ zu beruhigen.) — ‚Schönheit gilt ihnen nichts! Ihre zarten, herausfordernden umhüllungen werfen sie beiseite, sie legen ihre duftenden sandalen ab. Sie ziehen braune stiefel und sporträcke an! Um ihren weißen hals legen sie das joch des mannes aus hartem leinen und klettern von ihrem mit edelsteinen besetzten thron herab, um die rednertribüne und den omnibus zu besteigen!‘ ‚Warum? Warum tun sie das?‘ fragte Vida lachend. ‚Niemand sagt uns, warum. Ich kann nicht glauben, daß sie selbstlos sind, wie Sie es behaupten.‘ ‚Ich!‘ ‚Sie sollten sie bewundern, wenn sie freiwillig all das schöne aufgeben, wo sie doch wissen, daß sie nur den spott des mannes ernten. Denn Sie haben sie immer gewarnt!‘“ (I s. 112.)

Um zur erkenntnis der übelstände zu kommen, denen sie durch die ausübung des stimmrechts abhelfen wollen, haben diese frauen den mut, schlecht und ärmlich gekleidet sich unter die armen zu begeben, das elend der heruntergekommenen, heimatlosen mädchen aus eigener erfahrung kennen zu lernen. Nur so kann man die wahrheit erfahren. Die erlebnisse, die sie haben, das elend, das sie mitansehen müssen, sind so entsetzlich, daß sie krank zu den ihren zurückkehren.

„Sie werden niemals wissen, wieviel einer feingekleideten frau verborgen bleibt. Den frechen, freien blick eines mannes

für eine frau, von der er glaubt, daß sie im elend ist — den muß man auf sich gefühlt haben, ehe man gut die hälfte der geschichte verstehen kann.“ (II s. 131.)

Wie anders ist dies vorgehen als das derjenigen, die ihr gewissen durch wohltätigkeit beschwichtigen. „*Slumming*“ ist ja seit anfang der neunziger jahre mode geworden; die soziale bewegung hat die wohltätigkeit in diese bahnen gelenkt. Die frauenrechtlerin hält nur wenig von dieser milden betätigung, die mrs. Fox-Moore ausübt. (I s. 72.)

Private wohltätigkeit kann dem elend der armen frauen und mädchen nicht nützen. Die männer aber haben hierfür kein verständnis, und daher versagt hier die gesetzgebung.

„‚Das ist ein grund,‘ unterbrach sie, ‚warum ich das experiment machen muß. Wenn ein mann wie Sie — ein so guter mann‘ — wiederholte sie mit wachsendem erstaunen — ‚wenn Sie und all die andern guten männer, deren es so viele in der welt gibt, wenn Sie alle das wissen, was diese frau weiß — und mehr! und dennoch nichts darin finden, was ihre gefühle erklärt, die gefühle, die ich auch zu empfinden beginne . . .‘ Sie brach ab. ‚Leben Sie wohl! Wenn ich diesen neuen weg weit gehe, so habe ich Ihnen dafür zu danken.‘“ (II s. 101.)

Dasselbe betont die verfasserin auch in dem gegen den mädchenhandel gerichteten *Where are you going to?*[1] (S. 283.)

Welches sind nun die mißstände, welche die frauen nach erlangung des stimmrechts bekämpfen und beseitigen wollen? Sie werden natürlich in *The Convert* öfters aufgezählt und erörtert. Es handelt sich, wie auch hier hervorgehoben wird, hauptsächlich um die schlechte bezahlung der frauenarbeit. Die frau erhält geringen lohn und ist überarbeitet. Der staat hat ein interesse daran, daß das anders wird, denn solche frauen können keine kräftigen, gesunden kinder gebären. Wie Olive Schreiner weist auch E. Robins darauf hin, daß die schlecht bezahlte arbeit ohne weiteres der frau überlassen wird.

„‚Wissen Sie nicht, daß es in dieser stadt frauen und mädchen gibt, die früh und spät für reiche männer arbeiten, und von denen diese arbeitgeber erwarten, daß sie von 6 mark in der woche leben? Vielleicht habe ich unrecht, wenn ich sage, die männer erwarten, daß die frauen davon leben. Vielleicht wissen sie, daß kein mädchen das kann — vielleicht wissen sie, wie

[1] *Where are you going to?* Tauchnitz 1913.

der kampf endet. Aber kehren sie sich daran? Kümmern sie sich um ritterlichkeit? Und doch sind sie und Sie alle entsetzlich aufgeregt aus angst, daß das stimmrecht die frau unweiblich machen könnte. Wir sind zu zerbrechlich — frauen sind solch zarte blumen.‘ Das gesichtchen glühte vor empörung. ‚Ich sah einige von den zarten blumen vorige woche; ich will Ihnen sagen, wo. Es war kein sehr passender ort für blumen. Es war eine seitenstraße in Liverpool. Die «blumen» (o der hohn, den sie in das unschuldige wort legte!) ‚die «blumen» sahen ziemlich staubig aus — aber sie waren nicht ganz verwelkt. Ich stand und sah sie mir an. Hunderte von müden frauen kamen die steilen treppen herunter und ergossen sich in die straße. Was hatten sie dort getan in dem — garten, hätte ich beinah gesagt! — dem großen, düstern gebäude? Sie hatten zigarren gemacht! — Die besten jahre ihres lebens, ihre ganze jugend verbringen sie in jener düsteren, schmutzigen straße und machen zigarren für die männer. Wessen ritterlichkeit verhindert das? Warum kamen sie zu jener stunde des tages heraus? Weil ihr erbärmlicher, kleiner lohn heruntergesetzt werden sollte, und mit dem mut der verzweiflung beschlossen sie zu streiken. Keine ritterlichkeit hindert die männer daran, die frauen mit den allerniedrigsten löhnen anzustellen. (Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß der niedrige lohn hierbei die hauptsache ist.) Die männer zwingen diese frauen, von denen sie sagen, daß sie so zart und gebrechlich sind, zu der fast unerträglichen qual der seilerbahn. Sie zwingen die frauen, backsteine zu machen. Mädchen werden dazu getrieben, wenn sie nicht zu schlimmerem getrieben werden — sie werden dazu getrieben, *lodging-house slaveys* oder küchenmädchen zu werden. Das ist in der ordnung! Man erlaubt den frauen gnädigst, sich mit der wäsche anderer leute abzuquälen, während sie sich um ihre kinder kümmern sollten. In Birmingham —‘ sie erhob die klare stimme und beugte ihr leicht gerötetes gesicht über die menge — ‚in Birmingham fabrizieren jene «zarten blumen» fahrräder, um am leben zu bleiben. In Cradley Heath machen wir ketten. In den gruben sortieren wir kohlen. Aber das stimmrecht würde unsere hände beschmutzen. Ihr könnt frauenleben in fabriken ruinieren, ihr könnt ihnen in den *slums* hungerlöhne zahlen, ihr könnt sie auf die straße treiben! Ihr tut es. Aber das stimmrecht würde sie unweiblich machen.‘“ (I s. 206.)

Hieraus ergibt sich, daß gerade für die arbeiterklassen die frage von bedeutung ist, und an sie wenden sich daher die suffragetten hauptsächlich. Der arbeiter sollte fühlen, daß hier mann und frau zusammengehen müssen, denn ihre niedrigen löhne drücken die seinen herab.

So finden wir auch die arbeiterfrau als rednerin in den versammlungen und den sozialisten Lothian Scott, ein mitglied der arbeiterpartei. Gefordert wird ferner, daß auch frauen herangezogen werden, wenn es sich um angelegenheiten und gesetzentwürfe handelt, welche besonders die frauen angehen. Ihr einfluß auf die politik in bezug auf den krieg wird ähnlich geschildert wie in *Woman and Labour*.

„Und wenn wir in öffentlichen angelegenheiten mitzureden haben, wird der krieg weniger wahrscheinlich werden. War nicht das buch einer frau, der baronin von Suttner, der eckstein des friedenskongresses? Hat nicht dieses buch den millionenreichen fabrikanten von kriegsmitteln bekehrt? War es nicht das buch der baronin von Suttner, welches Nobel veranlaßte, die großen internationalen preise für die künste des friedens auszusetzen? Ich sage nicht, daß frauen nicht kämpfen können. Aber wir frauen wissen, daß jeder krieg vom übel ist, und wir sind für den frieden. Unsere arbeit — wir sind stolz in der erinnerung daran — unsere arbeit ist es gewesen, in kriegszeiten hinter euch männern herzugehen und die stücke aufzulesen.“ (II s. 184.)

*Militant tactics* werden, wie stets bei den suffragetten, gerechtfertigt durch den hinweis auf 1867.

„Nachdem im gegensatz zur hergebrachten sitte des demagogen der kleine politiker im flausrock den männern vor ihm seine meinung über sie anvertraut hatte, sagte er ihnen, daß die frauenbewegung, die lächerlich zu machen ihnen so klug vorkomme, heute ziemlich in derselben lage sei wie die ausdehnung des wahlrechts für männer im jahre 1867. Wären die demonstrationen nicht gewesen (im vergleich zu denen die handlungen, welche die frauen ins gefängnis gebracht hatten, kinderspiel waren), so hätten heute weder er, der sprecher, noch irgendwelche der männer vor ihm heute das stimmrecht. ‚Ihr höhnt und schmäht diese frauen, weil sie auf friedliche weise — ja, ich sage auf friedliche weise — versuchen, ihr bürgerrecht zu erlangen. Wißt ihr, was unsere väter taten, um es für uns zu erlangen? Sie rissen das geländer von Hyde Park herunter,

sie brannten die städtischen gebäude in Bristol nieder, es kam zu aufruhrszenen, und sie vergossen blut. Diese frauen haben niemand etwas zuleide getan.'" (I s. 149.)

Einen überblick über die entwicklung der frauenfrage von 1894 bis 1910 gibt uns GERTRUD ATHERTONS *Julia France and her Times.* Kurz zusammengefaßt finden wir hier die gesamten probleme, die wir bei mrs. Humphry Ward, H. G. Wells, Olive Schreiner und Elizabeth Robins kennen gelernt haben. Der roman will das wiedergeben, was die obersten gesellschaftskreise Englands in dem angegebenen zeitraum bewegt.

Julia France wächst einsam, behütet und bewacht von ihrer strengen mutter, auf Nevis auf. Mit 18 jahren wird sie mit Harold France, der erbe eines herzogstitels ist, verheiratet. Sie kommt nach London und entwickelt sich hier zu einer ausgeprägten persönlichkeit. Hierzu tragen bei ihr eigener wissensdrang, das leben in der gesellschaft und die furchtbaren erlebnisse mit ihrem gatten. Außerdem wirken noch einige freundinnen auf sie ein und ziehen sie in die der frauenbewegung nahestehenden kreise. Sie wirkt, nachdem ihr gatte unheilbar erkrankt ist, in der suffragebewegung und arbeitet vier jahre mit hingabe für diese. Nach dem tode von Harold France aber zieht sie sich hiervon zurück, um, der neigung ihres herzens folgend, einen amerikaner zu heiraten, dem sie bei seiner politisch-reformatorischen tätigkeit helfen wird.

Störend für das deutsche gefühl wirkt das hereinspielen des orientalischen okkultismus, mit dem man sich in der londoner gesellschaft wohl jetzt viel beschäftigt, denn er taucht im modernen englischen roman häufig auf (z. b. E. Thorneycroft Fowler: *In Subjection*), der aber hier so entbehrlich ist, daß wir ihn hier bei der betrachtung ganz ausschalten können. Schon die genaue datierung der ereignisse zeigt, daß die verfasserin sich bemüht, die wirklichkeit möglichst getreu zu schildern. In der zeit von 1894 bis 1906 werden die politischen verhältnisse, wenn auch nur ziemlich flüchtig, öfters berührt. Dann erhalten wir eine eingehende schilderung der ereignisse der suffragebewegung mit angabe der daten und namen. Julia France arbeitet zusammen mit mrs. Pankhurst und mrs. Pethik Lawrence. Ja, die art und weise, wie sie es durchsetzt, auch die qualen im gefängnis durchzumachen, erinnern an die erlebnisse der lady Constance Lytton. Man vergleiche nur den bericht von Elizabeth Robins, *Way Stations* s. 124 und *Julia France* II s. 51, 105. Auch

mrs. Maundrell macht ähnliche erfahrungen (II s. 17). Während aber in anderen romanen, z. b. *The Convert*, die soziale bewegung mehr im vordergrund steht und das mitgefühl für die armen und verwahrlosten, für die arbeiterfrau einen großen raum einnimmt, finden wir hier wenig davon. Gewiß, Gertrude Atherton kann diese seite der frage nicht mit stillschweigen übergehen, sie spielt ja überall mit hinein, aber im tiefsten herzen haben Julia und ihr kreis kein mitgefühl für die untersten schichten der bevölkerung; sie sind mitglieder der aristokratie, hochgebildete frauen, und können im grunde nur verachtung fühlen für die armen.

Julia kommt zu einer zeit nach England, da die gebildete frau anfängt, energisch das recht ihrer persönlichkeit zu fordern. Sie wird sich dessen bewußt, daß gerade das verhältnis der geschlechter zueinander der besserung bedarf. Oft erniedrigt die ehe die frau. Wir sind in der zeit, in der z. b. Sarah Grand diese probleme in ihren romanen behandelt. So erinnert der folgende abschnitt, den ich lieber englisch wiedergebe, in vielem an das, was sie in den *Heavenly Twins* berührt.

*Marburg (Lahn).* E. Adolph.

(Schluß folgt.)

---

## VERMISCHTES.

### DER KRIEG IM FRANZÖSISCHEN UNTERRICHT.

#### I. *Kriegsfranzösisch*[1].

Für den neusprachlichen unterricht waren heuer vom ersten schultage an ganz andere voraussetzungen als früher vorhanden denn wenn sich auch der ruhigdenkende sagen mußte, daß die jetzige gegnerschaft Frankreichs und Englands, schon im hinblick auf den formalen bildungswert dieser zwei fremdsprachen und auf unsere durch jahrhunderte bestandenen geistigen beziehungen zu den beiden völkern, keineswegs abhalten darf, diese idiome zu erlernen, so ist doch andererseits leicht einzusehen, daß gerade unsere patriotisch fühlende jugend, beeinflußt von der stimmung des tages, dem studium des französischen und englischen zurzeit nur zu leicht eine oft bis zur abneigung gesteigerte unlust entgegenbringt. Den daraus erwachsenden hemmnissen des unterrichts wird der lehrer nach jeglicher seite rechnung tragen müssen, sowohl bei der wahl der lektüre, als auch bei der didaktischen behandlung des grammatischen lehrstoffes (beispiele, die sich auf den krieg oder auf kriegerische ereignisse

[1] Dieser aufsatz wird auch in der kriegssonderbeilage zum amtsblatte des n.-ö. landesschulrates (k. k. schulbücherverlag) erscheinen.

beziehen) und bei der beurteilung der schülerleistungen. Aufgabe des lehrers wird es aber auch sein, gerade an der hand solcher *der gegenwart entnommenen beispiele* und unter dem hinweis auf den kampf unserer bundesgenossen den schüler davon zu überzeugen, welche wertvolle, ja geradezu unentbehrliche waffe die sprachenkenntnis in diesem kriege bildet.

Soll allerdings diese *aktuelle* färbung der *lehrstunde* gelingen, ohne daß die wissenschaftliche höhe des unterrichtbetriebes herabgedrückt wird, so bedarf es nicht nur des vollen taktes, sondern auch eines besonderen geschickes des lehrers. Vor allem braucht der unterrichtende auch geeignete behelfe. Als ein solches hilfsmittel erweisen sich von der vierten bis zur siebenten klasse, während der kriegszeit, vor allem gute französische übersetzungen deutscher und österreichischer generalstabsberichte (*bulletins officiels*).

Es erfordert wohl keine weitere ausführung, welchen zauber alle kriegerischen ereignisse heute auf unsere jugend ausüben, welche begeisterung in den jugendlichen herzen die heldentaten der österreichischen und deutschen truppen, vornehmlich die eines Hindenburg, Lerch, Weddigen u. a., wachgerufen haben und welch tiefes interesse gerade unsere mittelschüler allen errungenschaften der modernen technik entgegenbringen [1].

Die vom lehrer ausgewählten berichte können in verschiedener art fruchtbringende verwendung finden. Da es sich gewöhnlich um kriegsereignisse handelt, die den schülern aus unseren tagesblättern bekannt sind, so erweist sich das bloße vorlesen allein schon als eine vortreffliche *hörübung*. Der lehrer mag sich im anschluß daran durch einfache fragen, die er an die schüler richtet, davon überzeugen, ob und wie weit der fremdsprachliche text verstanden worden ist. Nachdem nichtverstandenes noch ergänzt und erklärt worden, kann derselbe diktiert, von den schülern niedergeschrieben und auch ins deutsche übersetzt werden. Diese übung würde hauptsächlich der bereicherung des französischen wort- und phrasenschatzes dienen. Dagegen wird ein vergleich des fremdsprachlichen textes mit der deutschen urfassung vornehmlich für die stilistische schulung in der fremdsprache, wie sie Strohmeyer in seiner *Stilistik* anstrebt, und so auch für die vorgeschriebenen freien aufsätze, die zurzeit militärischen einschlag aufweisen können, von großem nutzen sein.

Wie die erfahrung bereits gelehrt hat, ist der gewinn, den die schüler aus der verwertung solcher kriegsberichte ziehen, ein ziemlich bedeutender. Die unmittelbare gegenwart und das pulsierende leben unserer zeit tragen viel dazu bei, daß die schüler sich das umfangreiche wort- und phrasenmaterial ohne schwierigkeiten dauernd einprägen. Der gewinn wäre noch größer, wenn der ausnützung der französischen texte nicht durch das stundenausmaß zu enge grenzen

---

[1] Um die verwertung solcher französischer wiedergaben den geschätzten herren fachgenossen zu ermöglichen, läßt der verfasser im anschluß an diesen aufsatz eine reihe beachtenswerter kriegsberichte als sonderdruck im verlage dieser zeitschrift erscheinen.



gezogen und wenn alle texte auch den schülern zur häuslichen lektüre zugänglich wären[1].

Hier sei kurz berichtet, was der verfasser selbst aus nur wenigen berichten in der zeit vom 9. bis zum 15. jänner für den unterricht nutzbar machte. Zunächst fand sich eine stattliche reihe kriegstechnischer wörter und wendungen, von denen manche in selbst neueren wörterbüchern entweder gar nicht oder wenigstens nicht in derselben bedeutung verzeichnet sind, z. b. *le théâtre* (kriegsschauplatz), *la force* (streitkraft), dazu *un groupement des forces*, *avec des forces peu importantes*; *le front* in *le front du combat* (breite des schlachtfeldes), *organiser* oder *forcer le front* u. a. m.; *la ligne d'avant-postes* (vorpostenlinie), *un détachement en reconnaissance* (abteilung auf aufklärung); *un lance-mine* (minenwerfer[2]), *un canon de gros calibre* (schweres geschütz), daneben der sammelbegriff *des batteries lourdes*, *un canon de montagne à tir rapide* (schnellfeuergebirgskanone[3]), *le secteur (restreint) des opérations* (der [beschränkte] gefechtsraum), *en colonne serrée* (in geschlossener masse), *la colonne déployée en tirailleurs* (schwarmlinie[3]) u. a. m.[4].

---

[1] Im übrigen sei hier auf drei beachtenswerte zusammenstellungen französischer kriegsberichte hingewiesen, so: *Le Français et la guerre de 1914/15* und *Le journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914*, beide bearbeitet von dr. Rudolph (verlag Nemnich, Leipzig 1915). Noch brauchbarer für schulzwecke erscheint wohl das heft *Dépêches de guerre* 1914/15 (verlag Boll und Pickardt, Berlin), das nur offizielle kriegsberichte enthält.

[2] Laut einer militärfachmännischen auskunft sind „minenwerfer" nach art von mörsern gebaute wurfgeschütze, mittels welcher bomben, die mit sprengmaterial gefüllt sind, also sprengbomben, auf kleinere distanz, z. b. von schützengraben zu schützengraben, geschleudert werden.

[3] Beispiele für die schwierigkeit der wortbildung im französischen.

[4] Der lehrer wird sich auch hier aus didaktischen gründen die gelegenheit nicht entgehen lassen, auf etwa schon bekannte ausdrücke hinzuweisen und sie zu sachgruppen zu vereinigen, z. b. *un mortier*, *une mitrailleuse* (früher: kugelspritze, heute: maschinengewehr), *un obus* (vom deutschen *haubitze*, tschech. *houfnice*, für steinschleuder in den hussitenkriegen zum ersten male gebraucht), *la tranchée* u. a. Hier verdienen auch die den französischen wiedergaben der deutschen admiralitätsberichte entnommenen kriegsnautischen ausdrücke erwähnung, wie: *le croiseur*, *le cuirassé*, *une escadre* (geschwader), *le torpilleur* (torpedoboot), von *la torpille* (torpedo, unterseegeschoß), bezeichnet ursprünglich den zitterrochen, mit dessen gestalt der torpedo ähnlichkeit hat, *le sous-marin* (unterseeboot), *le projecteur* (scheinwerfer), außerdem noch *le (filet) pare-torpilles* (torpedofänger, -netz); *la mine-flottante* oder *la mine fixe* (seemine), dementsprechend *un pare-mines* (minenfänger), *le contre-torpilleur* (torpedozerstörer), *le dragueur* (baggerschiff, minensucher); berichte über kühne flüge deutscher piloten lieferten bezeichnungen wie: *le Zeppelin*

Sind auch viele von diesen vokabeln fachausdrücke, die es bedenklich erscheinen lassen könnten, das gedächtnis des schülers mit ihnen zu belasten, so muß doch andererseits zugebilligt werden, daß gerade die aneignung von wörtern, die im zusammenhang mit dingen vorkommen, die das interesse der jugend auf das lebhafteste beschäftigen, keiner schwierigkeit begegnet. Der so erarbeitete wortschatz bildet unter den obwaltenden umständen aber auch eine gute und sichere grundlage für die aneignung anderer vokabeln und für die stilistische bildung des schülers, zumal die wörter stets im zusammenhängenden gedankenausdruck und in typischen satzformen erlernt werden, die für den schriftlichen ausdruck beim freien französischen aufsatz als vorbilder dienen können.

Folgende zusammenstellungen mögen dartun, wie die schüler das so erarbeitete wort- und phrasenmaterial in ihr vokabelheft im allgemeinen ohne deutsche übersetzung eintragen sollen[1], um es gelegentlich, z. b. im freien aufsatz, selbständig verwerten zu können:

LA TRANCHÉE, *établir une tr.*, *enlever une tr.*, *évacuer* (*nettoyer*, *débarrasser*) *une tr.* (*de q. ch.*).

syn. *la position* (adj. *ennemie*, *dominante*, *avancée*); *traverser* (*prendre*, *abandonner*) *les p.*, *fuir hors de* (*leur*) *p.*, *chasser l'ennemi de ses positions* — *gagner du terrain*, vgl.: *se trouver la plupart du temps à une très faible distance les uns des autres*; *un point d'appui.*

LE FRONT, *le front du combat*; *envoyer au front*; syn. *le champ de bataille.*

UNE ATTAQUE, adj.: *nocturne* — *de nuit*, *vigoureuse*, *petite*, *forte*, *russe*, *française* usw.; *une attaque de nouveau*, *une a. à la sape*, *une contre-attaque*; *faire une attaque* (*attaquer* [*à nouveau*]), *passer* (*de nouveau*) *à une attaque*; syn.: *faire un assaut* (*prendre d'assaut*); *repousser* (*rejeter*) *l'attaque*; syn.: *chasser* (*disperser*, *anéantir*) *l'ennemi*; *l'attaque progresse* (*s'avance*); syn.: *un assaut* (sturm), vgl.: *prendre possession de*, *s'emparer de q. ch.*, *pénétrer dans la zone occupée par l'ennemi*; *avancer de* 100 *mètres par* 100 *mètres.*

LE COMBAT, adj.: *acharné*, *violent*, *terrible*, *un combat de peu d'importance*, *d'une courte durée*; *le c. recommence*, *se poursuit*, *continue* [*sur ce point*], *se livre*; *un combat d'artillerie*; syn.: *un duel d'artillerie*: *il se produit un combat d'artillerie*; vgl.: *une canonnade* (syn.: *feu de canons*), *exposer au feu des canons* (*à courte distance*), *bombarder*, *prendre sous feu*; *incendier q. ch.* (in brand schießen); *essuyer le*

---

oder *le dirigeable*, allgemein auch ein *un aéronef* (griech. ἀήρ und lat. *navem*), sonst *un aéroplane* oder *un avion* (flugmaschine, motorflugzeug); sehr beliebt in französischen berichten ist das dem deutschen entlehnte *le Taube* [Vgl. den aufsatz von A. Heinrich, *N. Spr.* XXII, s. 108ff., und hier unten s. 431 ff. *D. red.*]

[1] Dies ist auch, um mit Münch (V, 17) zu sprechen, der weg, um in die sprache nach ihrer stilistisch-phraseologischen seite am besten einzudringen. Vgl. auch Thiergen, *Methodik des neuphilologischen unterrichts*, 3. aufl. s. 145.

*feu de l'ennemi* (das feuer des feindes aushalten), *être tué à l'ennemi* (vor dem feinde fallen); *s'opérer sous le feu* (*des batteries lourdes* — unter feuer liegen); vgl.: *une escarmouche* (plänkelei).

LES PERTES, adj.: *grandes* (*très graves*), *fortes, élevées, importantes; subir* (*éprouver*) *des pertes.*

L'EMPRUNT (*de guerre*); *les conscriptions au nouvel emprunt de guerre allemande atteignent le septième milliard,* oder: *le résultat du nouvel emprunt comportera en chiffres ronds 7 milliards.*

Für die in den kriegsberichten oft wiederkehrende meldung, daß sich „nichts bedeutsames" oder „gar nichts" ereignet habe, verwendet der franzose folgende wendungen:

*il n'y a pas eu de changement*; *la situation* (*générale*) *est inchangée* (*sans changement, n'est pas modifiée*), (*il n'y a*) *rien à signaler, rien d'essentiel n'est survenu, rien de particulier*; oder es heißt: *on signale d'insignifiants combats de reconnaissance,* wenn es sich bloß um unbedeutende aufklärungsgefechte handelt.

Eine besondere beachtung verdienen auch die in den kriegsberichten vorkommenden meteorologischen bezeichnungen, z. b. *à cause du mauvais temps persistant, une forte gelée, une pluie battante* u. a.

Am reichsten erweist sich wohl die ausbeute für die stilistische schulung. Hier wird vor allem der vergleich der französischen wiedergabe mit der deutschen urfassung fruchtbringend sein. Der schüler eignet sich auf diesem wege nicht nur eine reihe typischer satzformen, wie sie das französische bietet, spielend an, sondern gelangt auch gleichzeitig zur erkenntnis, daß sich die französische sprachform wesentlich von der deutschen unterscheidet. Beides gereicht ihm bei der pflege des freien französischen aufsatzes zum vorteil.

Zu den *eigenarten des französischen stiles* gehört auch die sorgfältige verwendung der zeitformen. Es zeigt sich in allen französischen wiedergaben deutscher kriegsberichte, daß der franzose beharrlich dort, wo es sich um geschehnisse der letzten tage handelt, das *passé composé* verwendet, während sich die deutsche und österreichische kriegsberichterstattung in diesem falle immer des präteritums bedient. Den schülern kann die eigentliche bedeutung des französischen perfekts wohl kaum klarer dargetan werden, als an der hand solcher aktueller beispiele, wie:

| | |
|---|---|
| *Bulletin allemand du 12 mars. Deux navires de ligne ennemis, accompagnés de quelques torpilleurs,* ont tiré *hier soixante-dix coups sur Westende-les-Bains sans causer le moindre dégât.* | Großes hauptquartier, den 12. märz. Zwei feindliche linienschiffe, begleitet von einigen torpedobooten, *feuerten* gestern auf bad Westende mit 70 schuß, ohne irgendwelchen schaden anzurichten. |

Zu den bezeichnendsten merkmalen des französischen stils gehört die *große vorliebe* des franzosen *für das zeitwort,* besonders als bindeglied zweier redeteile, die wir deutsche ohne weiteres nebeneinander stellen. Solche beispiele sind:

| | |
|---|---|
| *une attaque* entreprise *hier* | ein *gestriger* angriff |
| „ „ „ sans succès | „ *erfolgloser* „ |
| des militaires appartenant *à l'armée russe* | *angehörige* der russischen armee |
| *la neige* qui tombait *en masse* | das heftige schneetreiben |
| *toutes les troupes françaises* qui l'occupaient | die ganze französische *besatzung* |
| *les pertes* éprouvées *par les Français du 12 et du 14 janvier 1915 sont de beaucoup supérieures à celles* qu'ils ont éprouvées *le 18 août 1870.* | die *französischen verluste* vom 12. und 14. jänner übersteigen *die der franzosen* am 18. august 1870 um ein beträchtliches. |

Der franzose setzt meist dort einen satz (mit zeitwort), wo wir deutsche ein einzelnes wort gebrauchen, z. b.:

| | |
|---|---|
| (*pendant*) *les 3 jours qu'a duré le combat* | (während) des 3tägigen kampfes |
| . . . *qui s'y trouvent* | dortig |
| . . . *ce qui restait* | der rest |
| *à ce qu'il me semble* | augenscheinlich (umstandswort) |
| *continuant l'attaque* | in fortsetzung des angriffes |
| *après que leurs tranchées eurent été remises en état* | nach wiederaufbau ihrer schützengräben |

Die wortarmut der französischen sprache im vergleich zur deutschen zwingt, manches durch umschreibung auszudrücken, daher:

| | |
|---|---|
| *un duel d'artillerie* d'une courte durée | ein kurzer geschützkampf |
| les terrains bas *de la rivière* | die flußniederungen |
| le total du *butin* | die gesamte beute |
| *4000* cadavres de *Français* | 4000 tote franzosen |

Dagegen prägt sich eine größere knappheit im französischen aus, wenn wir finden:

| | |
|---|---|
| *cette nouvelle est* fausse (*une invention, une pure invention*) | diese nachricht ist *erfunden* |
| *nos* partisans *arabes* | die auf unserer seite stehenden araber[1] |

Die interessanteste eigenart des französischen stils ist wohl die *wortstellung*, die zweifellos dem nichtfranzosen die größten schwierigkeiten bietet. Daher hat es für unsere schüler einen großen wert, wenn ihnen die hervorstechendsten unterschiede, die gerade hierin zwischen der deutschen und der französischen sprachform bestehen, an solchen beispielen klargelegt werden, die unbedingt zu logischem denken zwingen. Wie die versuche gezeigt haben, ist es nicht schwer, selbst den mittelmäßigen schüler, der sich der aneignung

---

[1] Aus einem türkischen generalstabsbericht.

starrer grammatischer regeln als wenig zugänglich erwiesen hat, durch diese psychologische behandlung der fremden sprachform (vergleiche mit der muttersprachlichen) zum logischen denken zu erziehen. Nicht wenig trägt allerdings dazu bei, daß der gedankeninhalt durchaus aktuell ist. Das hauptaugenmerk richtet sich bei dieser sprachbetrachtung zunächst auf die tatsache, daß die sätze der deutschen kriegsberichte bei der französischen übertragung meist eine umstellung ihrer redeteile erfahren haben. Diese betrachtung führt zu dem schlusse, daß der franzose sehr oft einen andern redeteil als der deutsche als *logisches* subjekt empfindet und eben dieses dann in den vordergrund rückt. Einige beispiele mögen dies dartun[1]:

| | |
|---|---|
| *Pendant les 3 jours qu'a duré le combat au nord de Soissons* nous (S) avons fait 5200 *prisonniers et pris* 6 *mitrailleuses et plusieurs canons-revolver.* | *Unsere beute* (S) aus den 3 tägigen kämpfen nördlich von Soissons beläuft sich auf rund 5200 gefangene, 6 maschinengewehre und mehrere revolverkanonen. |
| *Un feu particulièrement violent* (S) *a été dirigé par l'ennemi contre Westende-les-Bains.* (leidende form) | Besonders starkes feuer richtete der feind (S) auf bad Westende. (tätige form) |
| *nous* (S) *avons fait prisonniers* 1 *commandant,* 3 *capitaines etc.* (tätige form) | Den franzosen sind 1 major, 3 hauptleute usw. (S) abgenommen worden. (leidende form) |
| *Par suite de la neige qui tombait en masse pendant la nuit, il n'a pas été possible de se rendre compte des pertes des Russes.* (subjektsatz) | Die verluste (S) bei den russen konnten bei dem heftigen schneetreiben, das in der nacht herrschte, nicht festgestellt werden. |

Die tatsache, daß im französischen der nebensatz (N), die unterordnung eines satzes, weniger beliebt ist als im deutschen und daß der franzose im schreiben ebenso wie im sprechen die *beiordnung von hauptsätzen* (H) bevorzugt, mag folgendes schulbeispiel veranschaulichen:

| | |
|---|---|
| *L'importance des combats au nord de Soissons ne peut pas être comparée à celle de la bataille du* 18 *août* 1870 (H), *et pourtant le front était presque aussi étendu que celui de Gravelotte-St. Privat.* | Wenn auch die bedeutung der gefechte nördlich von Soissons mit derjenigen der schlacht vom 18. august 1870 nicht zu vergleichen ist (N), so entspricht doch die breite des kampffeldes annähernd der von Gravelotte-St. Privat. |

Außer den kriegsberichten könnten auch andere auf die zeit bezugnehmende verlautbarungen in französischer übersetzung (pro-

[1] Das logische subjekt im französischen wie im deutschen text sei durch ein in klammern beigesetztes (S) bezeichnet.

klamationen der herrscher, befehle der feldherren u.a.) verwertet werden, schließlich auch feldpostbriefe, die von kriegsgefangenen franzosen herrühren und veröffentlicht wurden, etwa auch verschiedene anzeigen, sei es, daß es sich um einen im felde gefallenen soldaten oder um einen vermißten handelt, wie folgende beispiele zeigen:

| | | |
|---|---|---|
| *Monsieur Jean N. tombé glorieusement à Rothan (Meuse) le 22 août dans sa 26me année.* | *Monsieur Jean M..... Sous-lieutenant au 10e cuirassiers décédé le 7 octobre à Amiens des suites des blessures reçues au champ d'honneur sur le Lys.* | *André B....... de Paris du 226e infanterie disparu depuis le 25 août. Forte récompense à qui pourra donner de ses nouvelles à Mme D..., Genève.* |

Die so in einzelnen losen proben geschilderte sprachbetrachtung bewährt sich wohl gerade in einer zeit, wo die politische gegnerschaft uns frankreich entfremdet hat. Es ist kein zweifel, daß auf diesem wege gerade die hemmnisse des unterrichts, die in unlustgefühlen der jugend wurzeln, am leichtesten überwunden werden. Aber auch der unmittelbar erziehliche wert dieses vorganges ist nicht gering einzuschätzen: er zwingt zur achtung der fremden sprache. Unbeschadet ihrer vaterländischen und dynastischen gefühle möge unsere jugend vor vorurteil und geringschätzung anderen kulturvölkern gegenüber bewahrt bleiben! Ein richtiges urteil über eine fremde nation und die kenntnis ihrer sprache stärken uns schließlich auch in der liebe zum eigenen volke.

*Wien.* W. A. Hammer.

II. *Ein sprachlicher streifzug durch französische zeitungen.*

Auch die sprache steht unter dem zeichen des kriegs. Ausdrücke und wendungen, die vordem allein in kriegstechnischen werken, ab und zu in populärwissenschaftlichen abhandlungen vorkamen, sind heute in aller munde. Neue namen sind entstanden für neue kriegswerkzeuge, der bedeutungsgehalt des vorhandenen sprachgutes bedurfte der erweiterung und anpassung an die geschehnisse, von denen die sprache uns kunde geben soll. Die einzig zugängliche quelle, aus der wir zurzeit die kenntnis dieser durch den krieg bedingten bereicherung und umgestaltung des französischen wortschatzes schöpfen können, sind die zeitungen. Im folgenden sind aus verschiedenen französischen tagesblättern ausdrücke und wendungen zusammengestellt, deren kenntnis und aneignung zum zwecke zeitgemäßer sprechübungen im französischen unterricht wünschenswert erscheint. Dabei ist bisher schon geläufiges oder leicht auffindbares vermieden worden, wie auch seltene, dem täglichen sprachgebrauch offenbar noch nicht oder voraussichtlich nie angehörige dinge unbeachtet blieben.

Die ausdrücke beziehen sich auf das heerwesen im allgemeinen, ein eigener abschnitt behandelt die mit dem flugwesen zusammenhängenden redewendungen.

Das material ist der übersicht halber in eine *nominale* und *verbale* gruppe geschieden und, soweit angängig, in alphabetische reihenfolge gebracht.

A. Heerwesen im allgemeinen.

1. *bouclier portatif* tragschild (beim sturmangriff): *nos soldats ont gagné du terrain en se couvrant avec* („mittels) *des* boucliers portatifs (*Temps*, 1. 2. 15).
2. *cisaille* drahtschere: *nos soldats, armés de* cisailles, *de grenades* ... (*Matin*, 3. 6. 15).
3. *enchevêtrement de fils barbelés* drahthindernis, stacheldrahtverhau: *des* enchevêtrements de fils barbelés *au sommet d'escarpements neigeux* (*Matin*, 31. 3. 15).
4. *gaz asphyxiant* stickgas (als kampfmittel): *les* gaz asphyxiants (*Matin*, 3. 6. 15), auch *un nuage asphyxiant* (*Matin*, 3. 6. 15).
5. *grenade, grenade à main* handgranate: vgl. oben nr. 2 und *il lance* la grenade à main *en forme de bouteille* ... (*Matin*, 25. 7. 15).
6. *lance-bombes* bombenwerfer (*Echo de Paris*, 2. 2. 15).
7. *masque respiratoire* atemmaske (gegen betäubende gase) (*Matin* 25. 7. 15).
8. *feu «nourri»* „lebhaftes" feuer (*Matin*, 31. 12. 14).
9. *obusier* mörser: *les fameux* obusiers *de 420* (*Matin*, 3. 5. 15).
10. *poilu* soldat im schützengraben, dann allgemein gleich unserem „feldgrauer". Das wort, ursprünglich adjektiv in der bedeutung haarig, behaart, ist in diesem sinne neu. Der eigenartige stellungskrieg an der westfront hat den typ des haarigen, verwildert aussehenden kriegers, der wie ein tier in seiner erdhöhle lebt, und damit die neue bezeichnung geschaffen. Ein *L'Ethnographie dans la Tranchée* überschriebener artikel des *Matin* vom 25. 7. 15 hat den untertitel: *Les Races et les Variétés de Poilus*, und daraus eine stelle: ... *ce serait une erreur grave d'imaginer tous les* poilus *taillés sur le même modèle* ... *Le* poilu *de l'Argonne ne ressemble pas à son congénère des Vosges, celui de l'Artois se différencie de ceux qui combattent plus au nord, auprès de nos frères les Anglais* ...
11. *sape.* Die französische definition dieses kampfmittels, dessen namen wir ins deutsche als „sappe" übernommen haben, lautet im *Matin* vom 26. 12. 14: *une tranchée d'attaque que pratiquent les troupes du génie en cheminant vers les fortifications ou les tranchées de l'adversaire, et dont le parapet ou talus extérieur se trouve garni, une fois l'ouvrage terminé, de gabions* (faschinen) *et de sacs à terre.*
    *L'établissement des sapes constitue, en quelque sorte, le travail offensif élémentaire de l'arme du génie, d'où le nom de «sapeurs», sous lequel on désigne les soldats de ce corps.*
12. *secteur* frontabschnitt, geländeabschnitt: *dans les autres* secteurs *l'ennemi a été obligé de se replier sur ses positions* (*Matin*, 29. 12. 14).
13. *skieur* schneeschuhläufer: *les* skieurs *wurtembergeois* (*Echo de Paris*, 2. 2. 15).
14. *transfert* truppenverschiebung: *un* transfert *de troupes vers l'ouest* (*Matin*, 29. 12. 14). Das wort erscheint bisher als a) übertragungsurkunde, b) übertragung eines rechts (Sachs-Villatte),

c) = *transfèrement* überführung von leichen usw. (Hatzfeld-Darmesteter), d) verlegung (Thibaut, 1908), woraus sich die obige bedeutung zwanglos ergibt.

15. *briser net* rundweg abschlagen (angriff): *l'attaque fut brisée net* (*Temps*, 13. 5. 15).
16. *combler* ausfüllen, auffüllen (von truppen): *ils ne peuvent pas* combler *leurs vides*.
17. *consolider* befestigen, ausbauen: consolider *les positions* (*Matin*, 31. 12. 14); (*Temps*, 19. 1. 15).
18. *contre-attaquer*, intr., einen gegenangriff machen. Das verb ist eine neubildung zu dem bisher allein vorkommenden subst. *contre-attaque* (*Temps*, 13. 5. 15).
19. *déborder* abschneiden (armee, festung): *la forteresse a été* débordée, *investie et enlevée* (*Temps*, 13. 5. 15).
20. *dégarnir* entblößen (von truppen): *les Allemands ne peuvent pas* dégarnir *un de leurs fronts* (*Temps*, 19. 1. 15).
21. *évacuer* räumen (stellung): évacuer *les tranchées* (*Echo de Paris*, 2. 2. 15).
22. *prononcer* energisch unternehmen (angriff): prononcer *une attaque*, prononcer *une vigoureuse offensive* (*Matin*, 31. 12. 14).
23. *se replier* sich geordnet zurückziehen (in allen französischen und ins französische übertragenen russischen tagesberichten stehender ausdruck für eigene rückwärtsbewegungen[1]): *un détachement russe* s'est replié *sur la rive gauche du Dniester* (*Temps*, 13. 5. 15).
24. *réussir*, trans., fertig bringen, ausführen. Dieser gebrauch war nach Laveaux, *Dictionnaire des difficultés de la langue française* ([6]1910), bisher auf vereinzelte redensarten beschränkt, die der sprache der kunst entstammen, z. b. *réussir un tableau*. Nun hat sich seiner die sprache der kriegsberichte bemächtigt, und er wird sich von hier aus wohl mehr und mehr durchsetzen: *nous* réussîmes *là de brillantes contre-attaques* (*Matin*, 25. 7. 15); *nos batteries ont* réussi *un certain nombre de réglages heureux* (*Echo de Paris*, 2. 2. 15).

## B. Flugwesen[2].

Die wissenschaftlichen ausdrücke *aéroplane*, *monoplan*, *biplan* usw. neben der gruppe *aviatique*, *aviateur* usw. sind für die umgangssprache zu kompliziert. Gleich dem deutschen worte „flieger", das aus einem gefühl der untrennbaren zusammengehörigkeit beider heraus sowohl den lenker des fahrzeugs wie dieses selbst bezeichnet, hat die französische sprache den ausdruck *avion* geprägt, der in demselben doppelsinne verwendet wird und die anderen technischen bezeichnungen aus der umgangssprache gänzlich zu verdrängen droht: *nos* avions *ont repéré la position des canons allemands* (*Matin*, 3. 6. 15), l'avion *s'infléchit* (*Matin*, 3. 6. 15). Im ersten satz *avion* = *aviateur*, im zweiten = *aéroplane*.

---

[1] Vgl. aber auch oben nr. 12!

[2] Vgl. den s. 424/5, anm. 4 erwähnten aufsatz. *D. red.*

Neben dem exakten ausdruck *hydroaéroplane* steht ein mundgerechteres *hydroplane* und ein obigem *avion* analoges *hydravion*, wasserflugzeug (*Matin*, 31. 12. 14): *des projectiles lancés d'un* hydroplane *tuèrent des civils et blessèrent une fillette* (*Matin*, 31. 3. 15). Die aufnahme unseres wortes *taube* als *le Taube* (*T majuscule!*) (*Matin*, 31. 12. 14) ist ein beredtes zeugnis für den respekt, den unsere flieger sich bei den franzosen zu verschaffen wissen.

Neben dem gebräuchlichen *dirigeable* für lenkluftschiff ist, allerdings nicht häufig, ein *aéronef* f. nach deutscher vorlage gebildet: *les mesures de défence contre les* aéronefs *ennemies* (*Echo de Paris*, 2. 2. 15).

Andere hierher gehörige ausdrücke sind:

1. *aérien* als adj. in zusammensetzungen = luft-: *une escadrille* aérienne *a lancé des bombes* (*Temps*, 1. 2. 15); *cette incursion aérienne a été répétée par nous la nuit dernière* (*Matin*, 25. 7. 15).
2. *aéronautique* für flugwesen: *le directeur de* l'aéronautique (*Matin*, 12. 1. 15).
3. *aéroplanique*, ein neues adj. zu *aéroplane*: *des observations* aéroplaniques (*Matin*, 3. 5. 15).
4. *canon à aéroplanes* flugzeugkanone: *les* canons à aéroplanes *ont dirigé un feu sérieux sur les avions* (*Matin*, 26. 12. 14), und *canon protecteur* abwehrkanone (*Matin*, 12. 1. 15).
5. *hangar à dirigeables* luftschiffhalle (*Matin*, 3. 6. 15).
6. *officier pilote* fliegeroffizier (*Matin*, 12. 1. 15).
7. *indemne* unbeschädigt: *chaque fois nos dirigeables sont revenus* indemnes (*Matin*, 25. 7. 15).
8. *évoluer* kreisen: *des aviateurs français avaient* évolué *au-dessus de Mulhouse* (*Matin*, 29. 12. 14).
9. *s'infléchir* sich senken: vgl. oben.
10. *surplomber* überfliegen: *le pilote rejoignait l'ennemi, le* surplombait (*Matin*, 12. 1. 15).

Die unvollständigkeit der vorliegenden skizze ist niemandem klarer als dem verfasser, der ein umfangreiches material durcharbeitete. Ihren zweck wird sie gleichwohl erfüllen, wenn das darin gebotene dem praktischen sprachunterricht nutzbar gemacht wird.

*Landshut.* HANS BUCK.

---

## DEUTSCHE ZIGARREN IN EINEM FRANZÖSISCHEN SCHÜTZENGRABEN IM JAHRE 1871.

„. . . En 1871 alors que j'aitai dans les tranché près de Paris un matin étant de Garde nous voyons venir des tranché allemande un Gros Chien noir portant quelque chose autour du Cou sarette près de nous en bessant la tète on dèfet un mouchard dans la quelle y avez 25 Cigar avec un mot prenez les cigare ne fette pas de Mal au Chien nous avonts appris que c'était les Bavarois qui était enface de nous Comme tu ais en Baviere ci tu voi un vieux de 70 demande lui s'il n'a pas envoyer les Cigars . . ."

Wort- und schriftgetreuer auszug aus einem briefe, den der bauer Cl. J. aus La Granière (Puy de Dôme) am 16. januar 1915 an seinen in Zw. kriegsgefangenen vetter schrieb. W. K., lt. d. l.

# ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXIII. NOVEMBER 1915. HEFT 7.

*Englische lehrbücher.*

1. ELLIOT-WEISZEL, *Young England. A special reader for the practice of idiomatic English.* With 35 illustrations. Wien, Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag. 1913. 129 s. Geb. m. 1,70.
2. MARSEILLE-SCHMIDT, *Englisches elementarbuch.* Marburg i. H., N. G. Elwert. 1914. 138 s. Geb. m. 2,—.
3. DICK, ERNST DR., *A New English Course.* Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1912. 159 s. Geb. m. 2,—.
4. *Junior Book.* Lehr- und lesebuch für den ersten jahrgang des englischen unterrichts an höheren handelsschulen. Von W. SWOBODA, zweite verbesserte auflage von A. LANGE. Wien und Leipzig, Franz Deuticke. 1913. 195 s. Geb. m. 2,50.
5. *An English Primer.* W. SWOBODAS lehrbuch der englischen sprache für realschulen. Zweite, vollständig umgearbeitete auflage, besorgt von dr. A. BRANDEIS und dr. TH. REITTERER. With a diagram showing the organs of speech, a table of English coins and 8 illustrations. Wien und Leipzig, F. Deuticke. 1914. 163 s. Geb. m. 2,50.

6 u. 7. *Lehrgang der englischen sprache für österreichische realgymnasien.* Mit teilweiser benützung von SWOBODAS lehrbuch der englischen sprache für realschulen von dr. A. BRANDEIS und dr. TH. REITTERER. III. teil: *A. First English Reader.* With numerous (31) illustrations, a map of the British Isles, and a bird's-eye view of London. Im selben verlag wie 5. 1913. 129 s. Geb. k. 2,80, IV. teil: *An English Grammar, with Exercises.* With a pronunciation table, a table showing the organs of speech, and a map of the world. Ebenda, 1913. 202 s. Geb. k. 3.60 = m. 3.—.

8. W. GRÜNEWALD, *The Robinson Reader.* Lehrgang der englischen sprache im anschluß an Defoes *Robinson Crusoe.* Braunschweig, G. Westermann. 1914. 220 s. Geb. m. 2,20.

1. Dieses buch ist die beste und übersichtlichste einführung in das englische leben, die ich in diesem umfange kenne, und der umstand, daß es zunächst für mädchenlyzeen bestimmt zu sein scheint (vgl. abschnitt I, 1; II, 3, 4; III, 4, 5), wird wohl die verwendung an knabenschulen nicht hindern. Allerdings hat der weltkrieg eine lage geschaffen, in der gerade über dieses buch leicht ein schiefes urteil möglich wird. Daß die realien und die heutige umgangssprache nicht in den englischen unterricht gehören, ist bei den vorschlägen über die zukünftige gestaltung des neusprachlichen unterrichts mit großem eifer vertreten worden. Und was *colloquialisms* und *slang* anbetrifft, wird man ja über den einschlag an solchen wendungen der rasch wechselnden alltagssprache in dem buche verschiedener meinung sein können. Aber wer in der kenntnis der realien eines fremden volkes eine gefährdung der liebe zur eigenen heimat sieht, wird, wie in den vorhergehenden abschnitten (*Boys and Girls, Family*





*and Social Life*), so besonders auch im letzten kapitel dieses werkes über *National Life* nichts finden, was schönfärberisch und von übertriebener vorliebe für England erfüllt wäre, dagegen manchen hinweis auf soziale schäden und eine scharfe zeichnung des charakters der engländer, von denen es am schlusse heißt: *It is a race full of contradictions, where snobbishness, vainglory, and ignorance are found cheek by jowl with enterprise, tireless energy, administrative power, and self-denying heroism.* Ein irreführender druckfehler ist s. 29, 12 zu verbessern: *frock* für *rock*. Die anmerkungen sind sehr gut und zeigen durchweg eine gründliche kenntnis des modernen sprachgebrauchs und genaue anschauung des heutigen englischen lebens.

2. Eine sehr beachtenswerte neuerung ist hier zum ersten male durchgeführt[1]: neben dem lesestoff in gewöhnlicher schrift erscheint seite für seite die wiedergabe in lautschrift, wobei durch den gebrauch eckiger klammern und die verwendung von hilfszeichen eine langsamere und eine schnellere sprechform angedeutet wird. Die übungsstücke verzichten bewußt auf baldige vertrautheit der schüler mit dem *every day talk* und bringen in der schwierigkeit ansteigende erzählungen, deren methodische verarbeitung dem lehrer überlassen bleibt, da das buch außer den übungsstücken und einem wörterverzeichnis, das nach den stücken geordnet ist, gar nichts bietet. Im wörterverzeichnis ist zu verbessern: 3. lektion: *William* [wiljəm], *mutton* = hammelfleisch; 4. lektion: *nation* ohne umschrift; 7. lektion: *year* [jiə, jə̄], denn die erste aussprache ist doch wohl gebräuchlicher, auch im zusammenhange; 13. lektion: *want* [wɔnt]; 14. lektion: *thérefóre*; 18. lektion: *mature* gewählt *und übertragen* gebraucht; 23. lektion: *tureen* [tjuə'riːn]. Öfter ist die endung *-al* durch [ᵊl] wiedergegeben, ist das druckfehler oder absicht? Die starke verkürzung der nebentonsilben (kmplein, kntent, fulfilmnt) ist auch auffällig, hierfür aber die erklärung in der *Englischen grammatik* gegeben. In mehreren punkten, in der auswahl des übungsstoffes, in der anordnung des wörterverzeichnisses, in dem die vokabeln zu assoziierenden gruppen zusammengestellt sind, und endlich in der durchgehenden einführung der lautschrift haben die verfasser mit großem geschick neue wege eingeschlagen, und andere übungsbücher werden ihnen hoffentlich folgen. Was die umschrift für die schonung des lehrers bedeutet, wieviel sie zur vermeidung des abbröckelns der aussprache und zum rascheren fortschreiten des unterrichtes beiträgt, ist hier zu erörtern nicht nötig, und wenn auch die von den verfassern gebrauchte lautschrift leider von Schröer, Ziegler-Seiz und der *Association phonétique internationale* etwas abweicht und so wieder einen neuen typus schafft, wird das vortreffliche werk gewiß die verdiente verbreitung finden.

3. Der verfasser bezeichnet dieses buch als vorstufe zu seinem unterrichtswerk der englischen sprache für die mittleren und oberen stufen und setzt zu seiner durcharbeitung etwas mehr als ein jahr

[1] Abgesehen von werken wie Viëtor-Dörr-Edwards, Jones' *Poésies enfantines* usw., die ja nicht immer im schulunterrichte verwendet wurden.



an. Es ist schade, daß der verfasser vom geschriebenen zeichen statt vom gesprochenen laut ausgeht und durch diesen methodischen grundsatz für seinen lehrgang einen vorkursus von 33 seiten nötig macht, der mit seiner fülle von regeln und ausnahmen mir nicht klarer scheint als „die verwirrung, die durch die anwendung phonetischer zeichen und durch das ausgehen vom laut in den englischen ausspracheunterricht gebracht worden ist“. Ganz ausgezeichnet ist jedoch die beschränkung auf das wirklich notwendige, die strenge auswahl des wortschatzes und die sparsame darbietung des grammatischen stoffes. Die *Word Practice* überschriebenen abschnitte sind zwar nur eine ziemlich lockere aneinanderreihung von einzelsätzen, aber ein vorzügliches mittel zur wiederholung und befestigung des wortschatzes. Im vorworte findet sich die falsche behauptung, daß sich der laut von *but* zu dem von *hurt* verhalte wie [ɔ] in *hot* zu [ɔː] in *horn*. Nun ist aber [ʌ] *half-open back unrounded*, [əː] *half-open mixed tense unrounded*, es ist also der unterschied erheblich größer als zwischen [ɔ] und [ɔː] und die vom verfasser gewählte bezeichnung *ö* höchst irreführend, wie denn auch Montgomery (*Types of Standard Spoken English* 78) mit gutem grunde vor dieser lautsubstitution warnt, welche durch das gewählte zeichen erleichtert wird. S. 4 findet sich die gleichung *j* = *dsch*, s. 5 die angabe, daß *-d* in *tried, used, blamed, opened sehr weich* gesprochen werde. Ebenda wird die richtige aussprache nach *harten* konsonanten (*t* ist irrtümlich hineingekommen) durch den versuch einer umschrift gestützt: *hoped* = *hopet, liked* = *liket*. S. 6: vor vokalen wird der artikel nicht [ðiː], sondern [ði] gesprochen (wenigstens in natürlicher rede). Die gegenüberstellung englischer und deutscher laute s. 7 ist ebenfalls bedenklich. S. 9: Das *r* der endung ist so gut wie stumm (wie leicht ist es, mit *there is, here you are* oder ähnlichem das richtige zu geben!). S. 12: der laut *u* ist verschieden lang und verschieden hell, in *look* usw. kurz (und dunkel?, dann wäre die regel vollständig), *boot* usw. lang und hell. S. 14: *come* (o = u), *another* (o = ŭ) verwirrt noch mehr wie die einfache umschrift *come* [ʌ] und dazu etwa die erklärung, warum *o* vor *m, n, v* häufig [ʌ] gesprochen wird. In der übersichtlichen darstellung der aussprache der vokale sind (offenbar infolge falscher zeilenbrechung) etliche fehler enthalten: *want* [ɔ]; *œ*: *word, wonder* [*come, son*] soll auf zwei zeilen nach [əː] und [ʌ] verteilt sein, übrigens ist der laut in *servant* und *word* derselbe, warum also einmal *œ̆* und dann *œ*? S. 28, 5 ist ŭ = [u], s. 14 = [ʌ]; *oo* = u in *school, room, book, good, foot*, vgl. punkt 5, wo die kürze angedeutet wird. S. 29: *y* = *i*: *yes, year, young, York*; warum nicht *j*? *s* (hart), *s* (weich), ersteres nach stimmhaften, letzteres nach stimmlosen konsonanten; wirkt diese vielheit von bezeichnungen denn nicht verwirrend? Ich halte es, auch in einem lehrbuche, nicht für ausgeschlossen, mit dem grundsatze des ausgehens vom buchstaben ein gewisses system zustande zu bringen, das eine ziemlich einwandfreie einführung in das englische lautsystem — mit starker anstrengung der *viva vox* des lehrers — gibt; dieses system ist aber hier nicht zu finden, schreibung und lautung werden fortwährend durcheinandergeworfen, [ʃ] und [ʒ] sind nicht genügend auseinander-

gehalten, kurz, das empirische dieser ganzen tabelle sieht nicht nach der richtigen vereinfachung aus. [s] ist in den wortlisten bald ss. bald ß (s. 42). Zu *nor nobody knows* (s. 54) wäre eine anmerkung nötig. S. 56 steht *usual* und *sure*, s. 71/2 *measure* mit [sh]. *Sovereign* mit [ʌ] s. 71 ist unrichtig. S. 103, 115, 119 sind worte abgesprungen, lies: *as if they were fixed to the ground, before I draw the curtain I light the lamp, the dress which you wear, far—near. Persŭade* s. 123 ist unverständlich. Das *past participle* von *I can* heißt *having been able to* (s. 128). *Wickĕd* (s. 125) und *learnĕd* (s. 132) vertragen sich nicht gut. S. 145 lies: *This is the cat that killed the rat* usw. Bei *group* (s. 135) und *soup* (s. 149) nützt die aussprachehilfe *oo* nichts (vgl. oben). In der anlage der grammatik, der *Word Practice* und der *Exercises* ist der arbeitsgedanke jedoch äußerst glücklich durchgeführt, und daß hier manches einen schritt vorwärts bedeutet, wird man dem verfasser zugeben. daß das buch eine hervorragende leistung darstellt, auch dann betonen müssen, wenn man die einführung in die aussprache und die methodischen anschauungen des verfassers über diesen punkt als verfehlt aufzeigen muß. Vielleicht läßt sich bei einer neuauflage etwas mehr system in die sache bringen.

4. Dieser lehrgang ist bei der neuauflage stark geändert worden, vor allem durch eine einführung in die lautlehre an der hand von *Nursery-rhymes*, wie sie auch der *English Primer* für realschulen (nr. 5) ähnlich aufweist. Den bedürfnissen von handelsschulen ist durch die stücke 26—31 und 39 rechnung getragen, *Character Sketches* (Stephenson, Lincoln, Nelson) und geschichtliche darstellungen sorgen für erzählende stücke. Die erklärenden anmerkungen bringen die umschrift für langsames lesen von lektion 6—10 (1—3 sind im text selbst *nur* in lautschrift gegeben), lektion 11, 12, 18, 33 in umschrift für rascheres lesen; durchweg ist eine sehr sorgfältige aussprachebezeichnung beigefügt, wobei gewisse kurzformen [ə, ðə, ði] ausschließlich erscheinen; von lektion 15 wird die aussprache und bedeutung von wörtern, die unter bereits bekannte ausspracheregeln fallen, nicht mehr angegeben, von lektion 19 nur mehr bei ganz unregelmäßigen wörtern. Hier und da finden sich zu viele übersetzungshilfen. S. 6: „*th* ist im auslaut nur in *with* stimmhaft“ ist phonetisch nicht richtig, da stimmhaftes *th* auch in *bathe breathe* im auslaut steht; „am wortende“ wäre besser. S. 11: *Letters of the alphabet* lies: e = ī. S. 34: fragen nach dem subjekt haben keine *do*-konstruktion; vgl. aber zur erweiterung dieser regel noch s. 33, *examples* 6 und 9. S. 39: *she has* = [ʃī əz]. S. 61: *the gold-coins of to-day are the five pound piece, the two pound piece, the sovereign and the half-sovereign.* Die beiden ersten sind nicht mehr im verkehr, dagegen hätte hier die *five pound note* behandelt werden können. S. 62 wird der *gold rouble* = 3/2 angegeben, was in friedenszeiten nicht stimmt, der silberrubel ist 2/2 (= m. 2,16) und das goldagio ist nicht so hoch. S. 99: „*to turn* bedeutet einen plötzlichen übergang von einem zustand in den entgegengesetzten“ gilt wohl für das angeführte beispiel, aber nicht im allgemeinen. Bei den *Synonyms* s. 101 würde die gegenüberstellung *army and navy—fleet* das verständnis erleichtern. S. 100: *The Danes were going to join with France against England* (1805), s. 196: *These*

*victories (of Wellington in Spain) roused all Europe against Napoleon*, s. 109: *The poor potato was despised and forgotten till the reign of the French King Louis XVI., when there lived a Frenchman who had made a study of growing plants for food etc.* und die wunderschön englisch auffrisierte darstellung der schlacht von Waterloo gehören zu jenen dingen, welche auch in neusprachlichen lehrbüchern — auf einmal nach kriegsausbruch — furchtbaren anstoß erregten. Ich meine, jeder lehrer, der es nicht bisher schon getan hat, wird künftig solchen stellen die nötige aufmerksamkeit schenken; insbesondere die legende vom franzosen mit den kartoffeln zerfließt durch den schlichten hinweis auf die kluge fürsorge eines Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., die — nötigenfalls mit gewaltmaßregeln — den anbau dieser nutzpflanze durchsetzten. S. 119 ist für *tell for* „rechenschaft ablegen" passender als „einstehen", s. 122 lies: [fərinstəns], s. 124: [təhiə], [fɔːmmaːstə]. S. 125 stimmt eine stelle der umschrift nicht zum text. S. 126 lies: [frænsis, fɔəfiŋgə, səːˈtifikit], s. 129: [səbdʒʌŋktiv]. Im wörterbuch fehlt die lautumschrift bei einigen wörtern, bei andern ist der akzent nicht richtig angegeben. *Deludge* und *Picadilly* sind druckversehen. *Covent Garden* ist eine große markt*halle*, kein marktplatz.

5—7. Wie in dem eben besprochenen werke sind auch hier gegenüber der ersten auflage starke veränderungen eingetreten, so durch voranstellung eines lautierkurses und außerdem durch einführung neuer lesestücke (nr. 13, 14, 21—25, 26B, 29B, 35), welche an stelle von weniger geeigneten, im unterrichte nicht recht aufzuschließenden stücken traten. Die verfasser haben durch diesen glücklichen griff bei der wahl von neuen stücken und durch zahllose besserungen im einzelnen, die mit schöner pietät für den charakter des alten „Swoboda" verbunden sind, ein ganz ausgezeichnetes werk geschaffen, Text und anmerkungen geben zu keinen besonderen ausstellungen anlaß, im wörterbuche ist die aussprache bei einer reihe von wörtern richtigzustellen.

Das lesebuch für die 5. klasse österreichischer realgymnasien (nr. 6) ist zur einführung in die englische landeskunde bestimmt und enthält in drei abschnitten (*The Home of the English, Lessons* 1—19; *Landmarks of English History, Lessons* 20—39; und *Tales and Stories, Lessons* 40—44) sehr geschickt ausgewählte lesestücke, zwischen die auch passende gedichte eingestreut sind. An die stücke schließen sich *Exercises* mit *Questions* und *Answers*, erklärung von synonymen, systematischen wörterverzeichnissen, fragen zur wortbildungslehre und anleitung zur freien wiedergabe des durchgenommenen stoffes. Übersetzungsübungen fehlen. S. 21 ist es wohl besser zu sagen *What is the battle more appropriately called?* In den *Notes* wird zu s. 9, 22 James Edward als sohn Jakobs II. bezeichnet, der heißt aber Francis Edward (*the Old Pretender*), und dessen sohn ist Charles Edward, *the Young Pretender*. Bei der aufzählung der *tickets* (zu s. 24, 1) sind die *return tickets* vergessen. *Ticket office* kenne ich nur als amerikanisch für das englische *booking-office*. [brʌnswik] zu s. 84, 1 ist falsch. *From Ludgate Hill you can get a good view of the grand western façade of St. Paul's Cathedral* ist leider nicht richtig, denn nirgends läßt diese

straße einen vollen ausblick auf die westseite zu, deren gliederung man nur nach dem teilweise sichtbaren oberbau erraten kann. — Haben in diesem werke die verfasser ganz selbständig gearbeitet, so konnten sie sich in der grammatik wieder an Swobodas schulgrammatik der modernen englischen sprache anlehnen, wobei allerdings auch hier kein stein auf dem andern geblieben ist, die beispiele aus dem unterrichtswerk für realgymnasien sorgfältig zusammengetragen wurden und die beziehungen zum lateinischen, das am realgymnasium als zweite fremdsprache gelehrt wird, durchweg hergestellt werden mußten. Im einzelnen ist zu bemerken: S. 5 ist *gu* = [g] (*guide*) erwähnt, aber nicht *gu* = [gw] (*language, distinguish*). Statt [sj] wird auch [ʃ] gesprochen: *sugar, sure, special, nation* muß es heißen: [sj] ist zu [ʃ] geworden. S. 10: *Earl of Buccleuch* [bəˈkluː]. S. 12 fehlen beispiele, wann der beistrich nicht gesetzt wird (nur die regeln sind aufgezählt). *School, church, market, and court are class-nouns when employed in their original meaning*: besser *meanings* (s. 22). Die genetivendung dient zur bezeichnung des *besitzers* (s. 24), bei der pluralendung [iz] muß auch [z] im auslaut erwähnt werden ([s, z, ʃ, dʒ, tʃ]). S. 26 lies *antennae* [ænˈteniː]. Wenn zwei durch *and* oder *or* verbundene beifügungen *zwei* verschiedene dinge derselben gattung bestimmen, steht das nur einmal genannte substantiv im plural (s. 28): bei *or* gilt diese regel nicht, und es kann daher weggelassen werden. S. 54 ist im abschnitt C ein übungssatz (mit *spade*) ausgefallen. *None* hat nur einen singular, wird aber meist pluralisch konstruiert (s. 57); hier müssen die beispiele und die absatzeinteilung durcheinander geraten sein. *You ought to have spoken* = lat. *debuisses loqui* (s. 70), es heißt aber *debebas loqui*. S. 72 lies z. 13 v. u.: *I have been, have had, have seen. If we both get rheumatism, it will be your fault* (s. 139) ist eigentlich kein realer bedingungssatz. Zahlreiche übungen, welche die grammatik in englischer sprache behandeln, lesestücke und übersetzungsübungen sind eingelegt, die letzteren rückübersetzungen, welche an die schüler keine übertriebenen anforderungen stellen. Da an realgymnasien auch mehr über die entwicklung des englischen gelehrt werden soll und bei der kenntnis des lateins gelehrt werden kann, haben die verfasser abschnitte über *Word-Making in English* (161—166) und *History of the English Language* aufgenommen; im letzteren ist s. 168 das verwandtschaftsverhältnis der westgermanischen sprachen nicht ganz genau, besser: *West-Germanic* = 1. *High German*, 2. *Low German* (*Dutch, Low German*), 3. *Anglo-Frisian* (*English*). *A large part* (*about two thirds*) *of the vocabulary of English is derived from Latin sources* (s. 169) ist zwar lexikalisch richtig, bedarf aber einer ergänzung hinsichtlich der häufigkeit des vorkommens der germanischen und romanischen elemente in der alltagssprache und der literatur. Bei lat. *castra* > *caster, chester, cester* sollte bemerkt werden, daß bei der letzten form normannischer einfluß im spiele war (s. 174). *Exercises in English composition and Letter-writing* machen den schluß, für London wäre auf s. 189 noch der postbezirk in der adresse nachzutragen.

Die drei bearbeiter der Swobodaschen lehrbücher haben in mühevoller und entsagender arbeit (Brandeis und Reitterer haben den

plan, ein ganz neues unterrichtswerk zu schaffen, aufgegeben und die umarbeitung, von der einzelne teile eben besprochen wurden, übernommen) bücher erstellt, die ganz hervorragende leistungen sind; ich will nur noch bemerken, daß der verleger für eine würdige ausstattung gesorgt hat, die besonders in den beiden lesebüchern durch die charakteristischen, prachtvoll gedruckten abbildungen sehr angenehm auffällt.

8. Dem verfasser dieses merkwürdigen buches schien (und er stützt sich auf eine begründung zum lehrplan der hamburgischen schulsynode) der bisher dem ersten englischunterrichte zugrunde gelegte sprachstoff minderwertig und seicht, und ich muß gestehen, daß ich mich gerade in diesem punkte immer an den grundsatz *in dubiis caritas* erinnert fühle, da tatsächlich nicht nur erhebliche meinungsverschiedenheiten über den stoff des anfangsunterrichtes bestehen, sondern auch die schwierigkeit reichlich groß ist, in jeder hinsicht passende stücke in genügender zahl zu finden und einem lehrgange einzufügen. Wenn auch das urteil über den bisherigen lehrstoff, wie er zur einführung ins englische verwendet wurde, in der vorrede vom verfasser allzu scharf ausgesprochen wurde, hat er doch einen methodisch glücklichen und auf neue wege weisenden griff getan, als er Defoes *Robinson Crusoe* für seinen lehrgang bearbeitete. Neben der kontinuität des interesses, welche er dadurch erreichen will, daß er einen fortlaufenden text, und zwar ein meisterwerk der jugendliteratur, wählt, fällt ihm noch der andere gewinn zu, daß er durchaus einfachen sprachstoff aus dem alltagsleben bringt, so daß der wortvorrat und die an ihn sich schließende sprechfertigkeit auch unmittelbar praktischen wert hat. Auch die begleitstücke sind sorgfältig ausgewählt, und mir fällt nur auf, daß gegen den schluß der verfasser nicht nur im texte des *Robinson Crusoe* eine viel stärkere anlehnung an Defoes sprache eintreten läßt, als für anfänger tunlich scheint, sondern auch einige begleitstücke bringt, welche etwas archaisches englisch zeigen (*The Lord's Prayer*, *The Ten Commandments*, *The Parable of the Sower and the Seed*). Die sprachbetrachtungen, übungen, fragen, wiederholungen sind etwas ungleichmäßig, aber überall methodisch anregend. Neu und recht gelungen sind grammatische übungstafeln an stelle der paradigmen, z. b. für *to be*:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | *I am* | *you are* | *he is* | *she is* | *it is* |
| *we are* | *the first* | *young* | *at the canal* | *at home* | *wet* |
| *you are* | *the next* | *old* | *on the quay* | *good* | *red* |
| *they are* | *on board* | *there* | *dead* | *dear to me* | *far away.* |

Sie gestatten eine reiche variation der übungen und erleichtern die arbeit des lehrers wesentlich. Die frageform mit *to do* wird fast von anfang an geübt (s. 8), und die hilfszeitwörter treten mit ihren ergänzungen recht bald auf (*I was obliged, allowed* s. 27), zwei methodische feinheiten, welche zum baldigen einleben in die sprache viel beitragen. Hingegen ist die behandlung der grammatik (von der deutschen terminologie abgesehen) auch manchmal gar zu einfach oder pädagogisch nicht glücklich. S. 1 steht in der lauttabelle [tʃ],

aber [ʒ] statt [dʒ], auch sollte die umschrift angegeben sein. S. 2: *cost* = [kɔst]. S. 7 wird die endung *s* beim zeitwort erklärt: Die englische endung *s* und die deutsche endung *t* bezeichnen dieselbe form des zeitworts. Natürlich ist die anmerkung notwendig: Das *t* nach „ihr" kommt hier nicht in betracht! — und der vorteil dieser so einfach scheinenden gegenüberstellung wird dadurch aufgehoben. Ähnlich s. 8: er hat, tut = *he has*, *does*; er kann, mag = *he can*, *may*, woraus eine ziemlich äußerliche regel abgeleitet wird. Von s. 10 ab wird die aussprache nicht mehr bei allen wörtern angegeben, ohne daß ein grund hierfür ersichtlich wäre. S. 14: *command* [kəmɑːnd]. S. 15: einfacher mitlaut nach *kurzem*, betontem selbstlaut wird verdoppelt; vgl. dazu *spreading*, *preferring*. S. 20: *merchant* [məːtʃənt]. Die regel über die bildung der schwachen zeitwörter ist in fünf gruppen zerrissen, wobei aussprache- und schreibregeln zusammengeworfen werden. S. 19: denkt ihr? ist undeutsch für: glaubt ihr? Kapitel XVIII, 6 veranschaulicht recht gut dativ und akkusativ der persönlichen fürwörter. S. 52 ist zu den durch verkürzung unregelmäßigen zeitwörtern auch *lay laid laid* gestellt, was phonetisch unrichtig, orthographisch nicht einwandfrei ist. S. 65 heißt das partizip, das bisher als 1. und 2. mittelform erschien, mittelform zwischen zeitwort und eigenschaftswort, das gerundium mittelform zwischen zeitwort und hauptwort, im weiteren wird unterschiedslos von mittelformen gesprochen. „Beachte, daß *the* vor hauptwörtern, welche allgemeine begriffe bezeichnen, ausfällt" ist unlogisch; es ist doch nur möglich, bei einem vergleiche des deutschen und englischen da zu sagen, daß der artikel im englischen nicht gesetzt wird. Im wörterbuche ist die aussprache nicht angegeben.

Das buch, dessen eigenheiten eine besprechung nicht erschöpfen kann, ist wärmstens zu empfehlen, auch jene, die nicht mit allen methodischen anordnungen des werkes, wie z. b. der eingehenden vergleichung von deutsch und englisch, einverstanden sind, werden sich an dem pädagogischen geschick des verfassers und der gelungenen durchführung eines ersten versuches erfreuen.

*Bruck a. d. Mur.* FRITZ KARPF.

---

*Französische schullektüre.*

1. *Comédies par Molière, Brueys, Marivaux, Picard, Musset.* Herausgegeben von J. WERSHOVEN. Trier, J. Lintz. 1911. 137 s. M. 1,30.

Die unsitte, das titelblatt halb deutsch, halb fremdsprachlich abzufassen, könnte endlich abkommen; sie ist mindestens unschön. — Es handelt sich hier um folgende stücke: *Les Précieuses ridicules, l'Avocat Patelin, l'Epreuve, le Musard* und *Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée.* Die texte sind nicht unerheblich gekürzt. Die berechtigung einer solchen kürzung für schulzwecke ist unbestreitbar, aber es wäre doch wünschenswert, daß irgendwo in dem buche darauf hingewiesen würde. Die anmerkungen sind teils französisch, teils deutsch gegeben: zuerst eine biographie in französischer, dann die eigent-

lichen anmerkungen in deutscher sprache, aber sonderbarerweise mit französischer bezeichnung der szenen. Die erklärungen sind recht spärlich und dürften für den schüler teilweise unverständlich sein, z. b. die ausführungen über den geschäftsgang bei der ausstellung von wechseln. Bei den *Précieuses ridicules* besonders wären mehr sprachliche und sachliche erklärungen erwünscht, weil da die wörterbücher den schüler oft im stiche lassen.

2. Racine. *Choix de tragédies en deux volumes, publié par A. Wagner.* Tome premier: Britannicus, Mithridate, Iphigénie. XII u. 192 s.; tome second: Phèdre, Esther, Athalie. XII u. 183 s. Cöthen (Anh.), Otto Schulze. 1913. Preis jedes bandes m. 1,80.

Die ausgabe zeigt genau die gleiche ausstattung und ist nach denselben grundsätzen angelegt wie die 1910 im gleichen verlage veranstaltete auswahl aus den werken Molières. Da jeder band einzeln käuflich ist, so enthalten beide die *Notice sur la vie et le théâtre de Racine* von *Auger*. Die zahl der anmerkungen ist größer als in der Molièreausgabe; dies ist unbedingt zu begrüßen. Dagegen bedauere ich, daß, „um den weniger fortgeschrittenen zeitraubendes nachschlagen im großen wörterbuche zu ersparen“, ein sonderwörterbuch erschienen ist, — das beste mittel, um jene am fortschreiten zu hindern. Die scheu vor dem dicken wörterbuch *muß* der schüler überwinden lernen, und je eher er dazu gezwungen ist, desto besser ist es für ihn. Jeder von uns kennt wohl die hilflosigkeit, mit der selbst primaner oft noch dem lexikon gegenüberstehen — dank den sonderwörterbüchern.

Michelet, *Jeanne d'Arc.* Publiée et annotée en collaboration avec K. Kühn par S. Charléty (Collection Teubner no. 2.) Leipzig et Berlin, B. G. Teubner. 1907. 96 s. Dazu 44 s. notes in einem sonderheft. Preis geh. m. 1,20.

Die *Collection Teubner* zeichnet sich durch sauberkeit des drucks und — bei aller einfachheit der ausstattung — durch ein gefälliges aussehen und einen niedrigen preis aus. Die anmerkungen sind durchweg in französischer sprache gegeben. In dem vorliegenden hefte sind eine inhaltsangabe des textes, eine geschichtliche und eine biographische einleitung geboten, alles klar, anregend und belehrend. Dazu kommt ein *Vocabulaire systématique*, dann die eigentlichen anmerkungen zum texte und ein index. Auch ein für den deutschen schüler wertvolles *Tableau d'exemples grammaticaux* fehlt in keinem der bändchen, die mir bis jetzt zu gesichte gekommen sind.

Was die wahl des gegenstandes betrifft, so ist sie durchaus glücklich zu nennen. Wenn auch nicht jeder leser wie Michelet *sa puissance pour arracher les larmes* empfinden wird, so erscheint doch gerade diese darstellung geeignet, uns den kultus verständlich zu machen, der in den letzten jahrzehnten wieder in steigendem maße dem heldenmädchen von Domremy in Frankreich gewidmet worden ist. — *A titre de curiosité* möchte ich noch auf eine bemerkung von Charléty (s. 15 der anmerkungen) hinweisen, wo er die unermüdlichen forschungen rühmt, die Guido Goerres der geschichte der

Jeanne d'Arc gewidmet hat: *Cette dévotion chevaleresque d'un Allemand à la mémoire d'une sainte française fait honneur à l'Allemagne, à l'humanité. L'Allemagne et la France sont deux sœurs. Puissent-elles l'être toujours!* — Bemerken möchte ich noch, daß dem bändchen eine abbildung der betenden Jeanne d'Arc von Chapu, ferner ein plan zur belagerung von Orléans und eine karte von Nordfrankreich beigefügt sind. Die wenigen druckfehler seien kurz bezeichnet: s. 16 z. 32 l. *dit-elle*; s. 19 z. 3, 4, 5 sind die enden der zeilen verdruckt; s. 34 z. 31 l. *Talbot s'obstina*; s. 35 z. 1 l. *Pucelle*. In den anmerkungen s. 9 z. 4 v. u. l. *célèbre*; s. 32 mitte l. *à de monstrueuses débauches*.

*Steglitz.* WILLIBALD KLATT.

---

F. LE BOURGEOIS, *L'art et les artistes français. Avec 21 illustrations et 2 plans.* Berlin, Weidmann. 1914. Geb. m. 2,40.

Le Bourgeois gibt in seinem bändchen eine gedrängte, für den schulgebrauch gut verwendbare einführung in die geschichte der französischen kunst im weitesten sinne. Die anlage ist folgende: Ein deutscher (er heißt Georg Schulze) geht auf ein paar wochen nach Paris, um dort die französische kunst und ihre entwicklung an hand der denkmäler und sammlungen der weltstadt zu studieren. Seine eindrücke und betrachtungen legt er in einer art systematischen tagebuches nieder. Der entwicklungsgang der französischen kunst in ihren verschiedenen zweigen wird kurz umrissen, die einzelnen epochen an charakteristischen denkmälern oder meistern eingehender in ihrer eigenart beleuchtet. Der verfasser läßt sich G. Schulze an einen maler und einen bildhauer anschließen und hat so die möglichkeit, die lehrhaften abschnitte mit gesprächen über kunst wechseln zu lassen und gelegentlich zu zeigen, welch verschiedene stellung ein moderner mensch solchen fragen gegenüber einnehmen kann, je nachdem er ihnen als kunstenthusiast nähertritt, als kunsthistoriker oder als ausübender künstler, dem die nüchtern technische seite den mittelpunkt des interesses bilden. Dem buch sind zahlreiche, in der mehrzahl gut gelungene abbildungen beigegeben; immerhin wird der lehrer naturgemäß noch viel anschauungsmaterial aus eigenem besitz oder dem der schule beibringen müssen, um die lektüre recht fruchtbringend zu gestalten. Das buch eignet sich wohl am besten, neben der klassenlektüre auf längere zeit mitgeführt und an geeigneten zeitpunkten herangeholt zu werden, um ein aus der regulären lektüre gewonnenes kulturbild zu erweitern und zu vertiefen.

M. SPANIER, *Zur kunst.* Ausgewählte stücke moderner prosa zur kunstbetrachtung und zum kunstgenuß. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905. Geb. m. 1,20.

Spaniers anthologie ist in der flut kunstpädagogischer veröffentlichungen immer noch eine der besten. Das bändchen enthält eine reihe kurzer stücke aus der feder der berufensten, von künstlern wie Thoma, historikern wie Wölfflin und Springer, archäologen wie Furtwängler, um nur einige zu nennen. Der inhalt ist höchst reich-

haltig und wertvoll; die verschiedensten kunstgattungen kommen zu ihrem recht, und alle möglichen arten, durch beihilfe des worts zu kunstverständnis und kunstgenuß zu kommen, sind durch ein gutgewähltes beispiel vertreten. Eine anzahl zum teil wohlgelungener reproduktionen sind dem bändchen beigegeben. Als grundlage für kunstgeschichtliche exkurse im unterricht eignet sich das buch vorzüglich.

*Übertragungen aus den deutschen minnesängern des 12. bis 14. jahrhunderts. Minnelieder und sprüche* von Friedrich Wolters. Berlin, Otto von Holten. 1909. Geb. m. 4,50.

Wenn einmal übersetzung mittelhochdeutscher gedichte gegeben wird, muß sie tadellos sein, sprachlich wie metrisch. Worte, die wohl ihre gestalt, nicht aber ihre bedeutung gewahrt haben, müssen ersetzt werden; reime, die nicht mehr stimmen, dürfen nicht stehen bleiben; archaistische wendungen mögen gelten, aber es darf nichts künstlich zum archaismus gestempelt werden. Sonst bleibt die arbeit *als in daz mer ein slac*; der germanist braucht sie nicht, den laien, an den sie sich vorzüglich wendet, läßt sie kalt. Die übertragungen von Wolters entsprechen diesen anforderungen nicht. Trotzdem sie die sanktion der *Blätter für die kunst* gefunden haben, sind sie nicht besser und nicht schlechter als frühere versuche. Am besten gelungen ist noch der umguß von liedern der blütezeit. Manchmal jedoch ist man auch versucht, zum bessern verständnis das original hervorzuholen. Dem reim zuliebe ist gelegentlich der sprache unserer zeit gewalt angetan; *trost* auf *erlost* (= erlöst) zu reimen, geht nicht an; schlimm ist aber die übersetzung von:

vil *ist unstæter wîbe* in: *viel sind unstäte weiben.*

Mißverständlich ist:

*und elliu apgründe*<br>*diu sint dir, hêrre, künde* | in: *und alle abgründe*<br>*die sind, o herr, dir künder.*

Derartiges würde selbst bei Stefan George, den Wolters in seiner gehobenen vorrede als „geistigen erneuerer unserer sprache“ feiert, als unzulänglich gelten müssen. Verunglückt ist auch eine archaisierung wie

*und war ihm sein gefieder*<br>*allrot goldrein* | für: *und was im sîn gevidere*<br>*allrôt guldîn.*

Direkt falsch ist zu bezeichnen, wenn *dirre tunkel sterne* (= der abend-, morgenstern) in *diese dunklen sterne* verneudeutscht wird, oder *mich vêhet mîn geselle* (*vêhen* = hassen, feindlich behandeln, befehden) wiedergegeben wird durch: *mich wehet mein geselle*; *wehen* = *wehe tun* ist eine kühne und sehr schwer zu verdauende neubildung. — Dazu ist zu bemerken, daß die auswahl zu umfangreich ist. Dem modernen geschmack käme es am meisten entgegen, wenn der übersetzer sich auf das beschränkte, was uns noch etwas zu sagen hat, d. i. auf das beste, auf das gegenständliche, und wenn er verzichtete auf die produkte der lediglich durch glatte form wirkenden höfischen lyrik, auf die unwahren stereotypen liebesklagen, wie

sie etwa Reinmar bietet. — Druck und ausstattung des buches sind schön; schade, daß man über den inhalt nicht durchaus das gleiche urteil fällen kann.

*Frankfurt a. M.* L. Petry.

---

*Auswahl französischer gedichte für knaben- und mädchen-mittelschulen*, nach stoffgruppen geordnet von Ernst Kärger und Agnes Führ. Hannover-Berlin, Carl Meyer. 1911. Geb. m. 1,70.

Es sollen in dieser sammlung den schülern und schülerinnen in mittelschulen gehaltvolle und bildende poetische stoffe dargeboten werden. Die gedichte sind nach sachgebieten in recht übersichtlicher weise geordnet, und zwar so, daß in jeder stoffgruppe leichtere und schwierigere gedichte nach inhalt und form enthalten sind. Die besten französischen autoren sind vertreten, auch die zeitgenössischen dichter. Der sammlung ist für die hand der schüler ein *Vocabulaire* beigefügt. In den mittelschulen, wo die im lehrbuch gebotenen gedichte nicht ausreichen, wo also ein wirkliches bedürfnis nach einer derartigen sammlung vorhanden ist, wird dieses werkchen mit nutzen verwendet werden können.

*Wortschatz für die französischen sprechübungen in der mittelschule.* Unter mitwirkung von W. Nieland zusammengestellt von P. Jansen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. 1912. Geb. m. —,50.

Die sammlung enthält in 35 nummern wortgruppen aus dem gesichtskreis des schülers und aus den wichtigsten zweigen des alltagslebens, die den natürlichen stoff zu den in den bestimmungen für mittelschulen vom 3. februar 1910 vorgeschriebenen anschauungs- und sprechübungen bieten. Die lehrer, die es nicht vorziehen, den aus den übungen herausgewachsenen wortschatz durch die schüler selbst in einem besonderen heft festlegen zu lassen, werden als ersatz dafür den kindern diese sammlung in die hände geben können. Das gebotene wortmaterial ist ausreichend.

*Frankfurt a. M.* Ad. Griner.

---

1. Berthold Wiese, *Das* Ninfale Fiesolano *Giovanni Boccaccios, kritischer text.* Mit zwei tafeln. (Sammlung romanischer elementar- und handbücher, herausgegeben von Wilhelm Meyer-Lübke. V. Reihe: Untersuchungen und texte, 3.) Heidelberg, Carl Winter. 1913. XXV, 118 s. Geh. m. 2,80; geb. m. 3,60.
2. J. D. M. Ford und Mary A. Ford, *The Romances of Chivalry in Italian Verse, Selections Edited with Introduction and Notes.* New York, Henry Holt. 1906. XXXVII, 657 s.

1. Messer Giovanni Boccaccio ist selbstversändlich ein weit größerer und bedeutenderer schriftsteller und zeigt sich auch im allgemeinen als größeren dichter in der prosa seines *Decamerone* als in seinen zahlreichen versen. Jedoch darf sein wert als versdichter

gewiß nicht unterschätzt werden. Unter seinen längeren erzählenden versdichtungen nimmt das anmutige *Nymphengedicht von Fiesole*, das mir hier in der sorgfältigen textkritischen ausgabe des professors Wiese vorliegt, eine hervorragende stellung ein. Unzweifelhaft kann man es auch jetzt noch, nicht bloß mit literarhistorischem und philologischem interesse, sondern auch mit wahrem ästhetischen genusse lesen. Vom mittelalterlichen geiste weist es nur noch sehr wenige spuren auf; in wahrheit steht es ihm schon recht fern. In gefühlvoller weise und in schöner, künstlerischer form, in glatten *ottave rime*, besingt Boccaccio darin das lieben, leiden und sterben des hirtenjünglings Affrico und der nymphe Mensola, einer der gefährtinnen der göttin Diana. Die idyllische welt, in die uns der dichter versetzt, ist rein erfunden; aber die örtliche umgebung, in der diese welt sich bewegt, ist durchaus wirklich und dem italienischen leser wohlbekannt, es ist eine der lieblichsten gegenden, die es überhaupt gibt, es sind die hügel von Fiesole bei Florenz.

Unter der rauhen, schweren rüstung des philologischen apparates (handschriften und drucke, s. IX—XVII; die sprache, s. XVII bis XXV; fortlaufende textkritische fußnoten; anmerkungen s. 166 ff.) erscheint das zarte, graziöse gedicht (473 strophen) leider in seiner eigenschaft als poesie gleichsam etwas erdrückt und deshalb vielleicht ein wenig schmächtig-schwächlich.

Für das verständnis des textes sind sowohl die „anmerkungen“ als das kurze „wörterverzeichnis“ am schluß hilfreich. Auf kulturelle, literarhistorische und ästhetische fragen, zu denen die lektüre des reizenden gedichtes anlaß gibt, läßt sich der herausgeber nicht ein; er erwähnt sie nur andeutungsweise in wenigen zeilen am ende der einleitung (s. XXV), indem er auf italienische autoritäten, die derartige fragen behandelt haben, verweist.

Den von prof. Wiese dargebotenen kritischen text näher zu prüfen, dazu ist hier nicht der ort. Auch fehlt mir jetzt hierfür die zeit. Vielleicht hole ich dies einmal mit meinen studenten nach, indem ich das *Ninfale Fiesolano* einem kolleg zugrunde lege.

2. Das werk von J. D. M. Ford (Assistant Professor of Romance Languages in Harvard University, Cambridge, Massachusetts) und Mary A. Ford (Instructor in the High School, Danbury, Connecticut) ist mir bereits vor mehreren jahren zur rezension übersandt worden. Ich stelle es nun bei meiner besprechung, die ich endlich zu unternehmen zeit finde, absichtlich neben die gelehrte arbeit des deutschen philologen, nicht allein, weil es ebenfalls italienische literatur behandelt, sondern auch, um an einem beispiel zu zeigen, unter wie viel günstigeren bedingungen das studium des italienischen (und des spanischen) in amerikanischen als in deutschen universitäten betrieben wird. Es ist für *college students* in den Vereinigten Staaten bestimmt und soll dazu beitragen, ihre kenntnis der italienischen literatur zu erweitern und zu vertiefen.

Die einleitung, s. VII—XXXVII, enthält eine sachkundige kurze darstellung der entwicklungsgeschichte des romantischen epos in Italien von seinen französischen ursprüngen an bis zum *Befreiten*

*Jerusalem.* Die zumeist ziemlich umfangreichen „ausgewählten stücke“ (*selections*) des buches, s. 1—525, sind folgenden epischen gedichten entnommen: *Orlando*; *Libro volgar intitulato la Spagna*; *Il Morgante di Luigi Pulci*; *Orlando Innamorato di Matteo Maria Boiardo*; *L'Orlando Innamorato di Matteo Maria Boiardo, rifatto da Francesco Berni*; *Orlando Furioso di Lodovico Ariosto*; *La Gerusalemme Liberata di Torquato Tasso.* Die auswahl ist im allgemeinen gut und zweckentsprechend. Nur ist das bestreben, alle stellen, die sexual-moralisch irgendwie anstößig oder bedenklich sind, konsequent wegzulassen, doch allzu ersichtlich, besonders da sich dieses bestreben nicht bloß auf episoden und strophengruppen, sondern auch auf einzelne strophen und strophenteile erstreckt. Auf die gründe, die die herausgeber des werkes bei diesem verfahren geleitet haben mögen, will ich hier nicht näher eingehen. Offenbar wird dadurch das bild des romantischen epos nicht unwesentlich entstellt. Denn die weggelassenen erotischen stellen sind für die renaissanceliteratur und speziell für das romantische epos immerhin sehr charakteristisch.

An die texte schließen sich nützliche sprachliche, literarhistorische und ähnliche anmerkungen (s. 529—650) an. Eine ziemlich ausführliche bibliographie (s. 651—657) erhöht den wert und die brauchbarkeit des interessanten buches.

Wieses ausgabe des *Ninfale Fiesolano* richtet sich gewiß nur an einen recht beschränkten leserkreis in Deutschland, vor allem wohl an die studenten der romanischen sprachen in den seminaren. Das italienische, so gut wie das spanische, ist für die romanisten der deutschen universitäten in der regel nur ein nebenfach. Das interesse für das altfranzösische und das altprovenzalische überwiegt. Viele haben nicht einmal immer zeit, um sich mit dem neufranzösischen in gebührender weise zu beschäftigen. Wie sollten sie da noch zeit finden, um italienisch (und spanisch) in den wenigen akademischen semestern gründlich zu studieren? Es mag ausnahmen geben. Aber die meisten neuphilologischen studenten begnügen sich mit einer recht elementaren kenntnis der italienischen (und spanischen) grammatik, mit einer mehr oder weniger oberflächlichen privaten lektüre italienischer (und spanischer) schriftwerke, wenn diese überhaupt in nennenswertem maße vorgenommen wird, und mit dem dabei üblichen erraten der bedeutung der wörter und formen mittelst des lateinischen und des französischen. Dies bezeugt die verhältnismäßig geringe anzahl der zuhörer in vorlesungen über italienische (und spanische) sprache und literatur. Ein werk, wie *The Romances of Chivalry in Italian Verse*, würde meines erachtens in Deutschland ungefähr unmöglich sein; es würde sicherlich fast gar keinen absatz finden. Ganz anders liegen die verhältnisse in Nordamerika!

Hier können die verfasser oder herausgeber eines solchen werkes von vornherein darauf rechnen, daß, wenn es eine gute arbeit und zweckentsprechend und den herkömmlichen gebräuchen und wünschen des bezüglichen publikums gemäß eingerichtet ist, es in den zuweilen recht vollen italienischen (oder spanischen) klassen zahlreicher *colleges*

und *universities* jahraus, jahrein gebraucht werden wird. Im amerikanischen *college*, mag es eine isolierte lehranstalt nach altem muster oder der unterbau der neuen „universität“ sein, herrscht immer noch neben mathematik und naturwissenschaften das ideal einer allgemeinen, literarischen bildung vor. Dieses ideal bezog sich einst ausschließlich auf lateinisch, griechisch und englisch. Jedoch hat es sich im laufe der zeit bedeutend erweitert, und die neueren sprachen, deutsch, französisch und, in guten und reichlich ausgestatteten *colleges* und *universities*, auch italienisch und spanisch, machen dem lateinischen und griechischen unterricht, mindestens was die zahl der *students* betrifft, die die neueren sprachen wählen oder zu lernen verpflichtet sind, seit langer zeit schon erfolgreiche konkurrenz.

Italienisch und spanisch bilden im *college* ebensogut ein hauptfach als deutsch und französisch. Dem italienischen und (oder) dem spanischen wird ein vollständiger jahreskursus mit vier oder wohl auch fünf wöchentlichen lehrstunden gewidmet. Die *college students*, die die italienischen und spanischen kurse nehmen, tun es zumeist freiwillig, teils aus neigung, teils, weil diese kurse für leicht gelten. Die fleißigsten und tüchtigsten unter ihnen sind natürlich gewöhnlich die, die nach erlangung des bakkalaureatsgrades ihre linguistischen und literarischen studien als *graduate students* in der eigentlichen universität fortsetzen wollen, und vor allem die angehenden studenten und lehrer der romanischen sprachen und literaturen. Man sieht also, daß die amerikanischen romanisten schon im *college* gelegenheit haben, vorausgesetzt, daß der unterricht in den händen guter und kundiger lehrer ruht, die italienische und spanische sprache gründlich zu lernen und sich in die italienische und spanische literatur in befriedigender weise einzulesen.

J. E. Pichon und Giuseppe Moccia, *Lezioni pratiche per lo studio della lingua italiana.* Con molte illustrazioni. (*Metodo diretto* per l'insegnamento delle lingue moderne.) Freiburg (Baden), J. Bielefelds verlag. 1913. 204 s. Geb. in leinw. m. 2,—.

In diesem praktischen und schön ausgestatteten büchlein haben herr professor J. E. Pichon (*Offizier d'Académie, lettore all' università boema di Praga*) und herr dr. Giuseppe Moccia die direkte methode der spracherlernung mit hilfe der anschauung höchst geschickt durchgeführt. Alles ist italienisch geschrieben; auch sind die wörter der vokabularien in italienischer sprache erklärt. Auf phonetik und aussprachebezeichnung haben sich die verfasser nicht eingelassen. Kein zweifel, daß ein guter und lebhafter lehrer, der die italienische sprache beherrscht, mit dem gebrauche dieses buches in seinem unterrichte vortreffliches leisten kann.

Wie ich aus dem verlagsberichte der Bielefeldschen buchhandlung ersehe, hat der tätige herr Pichon dieselbe methode auf das französische und ebenfalls mit unterstützung eines nationalen auf das deutsche und auf das englische angewandt.

*Berlin-Wilmersdorf.* A. Rambeau.

---

KARL VOSZLER, *Italienische literatur der gegenwart von der romantik zum futurismus.* Heidelberg, Carl Winters universitätsbuchhandlung. 1914. 144 s. Kart. m. 3,20, geb. m. 4,20.

Dieser kleine abriß ist aus einer reihe von vorträgen entstanden, die im frühling 1914 am Freien deutschen hochstift in Frankfurt gehalten wurden. Er wendet sich an einen größeren, mit dem gegenstande nicht näher vertrauten kreis. Es sind im ganzen nicht viel über ein dutzend besonders ausgeprägte, für ihre zeit bezeichnende persönlichkeiten, die uns hier, von berufener hand geschildert, lebendig entgegentreten. Manzoni und Leopardi, Carducci und Fogazzaro, Verga, Serao, Negri, de Amicis, Pascoli, d'Annunzio, Marinetti und wenige andere werden, ein jeder in seiner eigenart, in seinen geistigen und seelischen tiefen, in seinen dichterischen formen und einflüssen, seinen schicksalen und seiner entwicklung meisterlich gezeichnet. Es erfordert außer der innigen vertrautheit mit dem stoff eine nicht gewöhnliche gabe künstlerischer gestaltungskraft, so plastische lebensbilder zu schaffen. Darin beruht meines erachtens der wert des kleinen buches, das ausgesprochenermaßen keine wissenschaftlichen ansprüche befriedigen will. Wohl aber ist es das ergebnis reifer wissenschaftlicher arbeit, bei der sich der verfasser durch regen geistigen verkehr mit dem von ihm am schlusse ausführlich gewürdigten ästhetiker und kritiker Benedetto Croce hat fördern lassen. Wie treffend die schilderungen Voßlers sind, zeigt sich besonders schlagend an dem beispiele Gabriele d'Annunzios. Das buch wurde vor dem großen kriege gedruckt. Aber es scheint, als habe der d'Annunzio von 1915 modell gestanden. Die entwicklungsgeschichte d'Annunzios, wie sie Voßler hier darstellt, hat nachträglich die feuerprobe der geschichtlichen wirklichkeit bestanden. Der werdegang des formbegabten sinnenlüstlings vom dichter zum virtuosen, zum handwerker, zum feilen scharlatan, der sich wie ein neger, der kultur geleckt hat, nur noch im fusel großstädtischer überkultur wohlfühlt, ist von Voßler mit zwingendem verständnis vom kern der persönlichkeit aus erfaßt und dargestellt worden. Und geradezu seherisch muten die schlußworte an: „Eine gedeihliche teilnahme und gesunde mitarbeiterschaft des dichters an den lebensfragen seines volkes und seiner zeit scheint ihm versagt zu sein. Man darf sich durch die vaterländischen dichtungen d'Annunzios . . . und andere ergüsse seines imperialismus nicht irremachen lassen. Das vaterland ist hier nur vorwand für rednerische großtuerei und phantastische berauschung an krieg und blutbädern."

Das buch ist als geistreiche und formschöne einführung in das neuere schrifttum unserer getreuen welschen bundesgenossen sehr zu empfehlen, kann aber auch dem kenner viel anregung und genuß bieten.

*Dresden.* WOLFGANG MARTINI.

---

Druck von C. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.



# DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXIII. DEZEMBER 1915. HEFT 8.

## DIE MOTIVIERUNG DES KONFLIKTS IN DEN BEDEUTENDEREN HERODES- UND MARIAMNE-DRAMEN

(Massinger, Calderon, Rückert, Hebbel, Stephen Phillips).

Es ist nicht die absicht dieser arbeit, eine vollständige übersicht über die Herodes-und-Mariamne-dramen der europäischen literatur zu geben; eine solche liegt vor in der abhandlung von Marcus Landau, bd. 8 u. 9 der *Zeitschrift für vergleichende literaturgeschichte*, neue folge 1895—96. Eine betrachtung der englischen dramen über diesen stoff gibt die dissertation von Walter Grack, Königsberg 1901. Unsere studie hat den zweck, einige dieser dramen mit bezug auf die motivierungen zu prüfen, durch die der von Josephus gegebene ablauf der ereignisse zu einer dramatisch-tragischen handlung gestaltet wurde. Wir gehen dabei von der ästhetischen grundforderung an die tragödie aus: daß sie uns den untergang eines helden als notwendigkeit aufzeige, als notwendigkeit, die seinem charakter entspringen muß; daß also sein tragisches schicksal sich durch ihn selbst vollende.

Immer wieder hat die erzählung von Herodes und Mariamne die dichter aller länder und zeiten zur dramatischen gestaltung gelockt, von dem venetianer Lodovico Dolce († 1566), der in seiner *Marianna* die erzählung des jüdischen geschichtsschreibers zum gegenstand eines eifersuchtsdramas macht, bis zu dem modernen englischen dichter Stephen Phillips, der den grund des zusammenbruchs einer auf glühende liebe gegründeten ehe in dem brudermord des Herodes sucht.

Die geschichte ist von Josephus zweimal berichtet. In den *Jüdischen antiquitäten* findet sie sich in folgenden hauptmomenten: Herodes hat in einer durch bürgerkriege zerrissenen zeit durch gewalt, klugheit und list mit dem schutz der römer sich zum herrn des jüdischen volkes gemacht. Er ist umgeben von feinden:

die letzten glieder des makkabäerhauses, besonders seine schwiegermutter Alexandra, sinnen auf rache für den sturz ihrer herrschaft; und die rechtgläubigen juden, die pharisäer, sehen in dem idumäer einen eindringling und gottlosen. Von außen genießt er zwar den schutz der römer, aber Kleopatra von Ägypten intrigiert gegen ihn, weil es sie nach teilen seines landes gelüstet. Mit ihr steht in geheimen verhandlungen Alexandra, die besonders nach der ermordung ihres sohnes Aristobulus alles versucht, den gehaßten vom throne zu stoßen. Antonius aber schützt Herodes auch gegen Kleopatra. In dem großen kampf zwischen Antonius und Oktavian steht Herodes auf seiten des ersteren; als dieser bei Aktium überwunden, weiß er durch königlichen freimut und edle haltung Oktavian zu gewinnen, der ihm mehr macht noch verleiht, als er vorher besessen. Er gründet neue städte, führt gewaltige bauten auf und versucht sein volk durch annahme westlicher sitten zu einer freieren kultur zu führen.

In seinem hause aber findet er kein glück. Er hat, um Mariamne zu heiraten, seine erste frau und deren sohn verstoßen. Mariamne liebt er mit heißer leidenschaft und schont um ihretwillen lange die gefährliche schwiegermutter und Aristobulus, den er sogar zum hohenpriester macht. Aber gerade dadurch gewinnen die hoffnungen aller unzufriedenen bestimmtere gestalt, so daß Aristobulus der herrschaft des Herodes gefährlich wird. Als er schließlich, um seinen thron zu sichern, Aristobulus töten läßt, steht er in gefahr, Mariamnes liebe zu verlieren: sie wird kalt gegen ihn; Josephus sagt: sie haßt ihn und schmäht ihn und seine geschwister. Ihr haß gegen die verwandten des Herodes wird von diesen erwidert: sie suchen Mariamne bei Herodes in ungnade zu bringen. Salome klagt Mariamne an, sie habe ihr bild dem Antonius, dem ohnehin lüsternen, geschickt; sie zeiht sie des mehrfachen ehebruchs. Das schlägt wie ein blitz bei Herodes ein; deshalb erteilt er dem Joseph, dem gemahl Salomes, den befehl, Mariamne zu hüten und sie zu töten, wenn er getötet werde. Joseph aber tut ihr nichts, sondern eröffnet ihr den geheimen befehl des königs, indem er ihr des Herodes liebe vorhält, die auch im tode begehrte, nicht von ihr geschieden zu sein. Als Herodes bei seiner heimkehr Mariamne mit leidenschaftlicher liebe begrüßt, weist sie ihn kalt zurück und sagt ihm, daß sie seine liebe in dem befehl, sie umzubringen, erkenne. Herodes aber meint, daß Joseph nur um den preis

ihrer liebe das gefährliche geheimnis verraten konnte, und als Salome den verdacht bestätigt, wird er unsinnig vor zorn und läßt Joseph hinrichten. Vor seiner reise zu Oktavian wiederholt er den todesbefehl gegen Mariamne, den diese auch diesmal erfährt. Dadurch in seinem verdacht ihrer untreue bestärkt, verurteilt Herodes seine gemahlin zum tode, als sie eines vergiftungsversuches gegen ihn angeklagt wird. Nach dem zorn erfaßt die alte leidenschaft zu ihr ihn wieder mit solcher gewalt, daß er nicht an ihren tod glauben will, sondern weiter mit ihr spricht, als ob sie noch lebe, und dann in eine schwere krankheit verfällt. Josephus charakterisiert die königin mit folgenden worten: „Alle frauen ihrer zeit an schönheit und majestät übertreffend, glaubte sie von dem leidenschaftlich in sie verliebten gatten nichts zu befürchten zu haben, und dies war ihr unglück. So glaubte sie sich alles gegen ihn erlauben, ihn mit vorwürfen und beleidigungen ungestraft überhäufen zu dürfen, und in gleicher weise zog sie sich den haß von mutter und schwester des königs zu."

Nach ihrem tode muß der könig fortwährend gegen heimliche verschwörung und offene empörung kämpfen. Mariamnes söhne erheben sich gegen ihn und den nun wieder begünstigten stiefbruder; er straft grausam und hart und wird immer mehr zum tyrannen, der sein lebenswerk mit dem befehl abschließt, die jüdischen edlen, die er nach Jerusalem geladen und dort gefangen gesetzt hat, nach seinem tode zu ermorden, damit die juden bei seinem tode weinen müßten.

Im *Jüdischen krieg* des Josephus ist die geschichte viel kürzer erzählt. Hier berichtet Josephus nur einmal von dem befehl des Herodes an seinen stellvertreter, seine gemahlin im falle seines todes zu töten: er läßt Mariamne mit Joseph, der ihr das geheimnis verraten hat, zugleich hinrichten. — Nur in den *Antiquitäten* finden wir also die seltsame wiederholung des todesbefehls, die Rückert, vor allem aber Hebbel für ihre dramen benutzt haben, und die dem letzteren herben tadel eingetragen hat.

Hebbel schreibt von dieser erzählung, daß sie sich fast von selbst zur tragödie runde, ja daß, wer nicht tief in das wesen der kunst geblickt habe, ausrufen könne: „Was will hier noch der dichter, die geschichte selbst hat diesmal sein amt verrichtet!" Und in sein tagebuch schreibt er am 10. märz 1847: „Ich konnte mich lange nicht überwinden, die geschichte von Herodes und Mariamne zu behandeln, weil es mir schien, daß ich dabei wenig

zu tun vorfände; aber die wirkliche arbeit belehrt mich eines andern." Es blieb eben dem dichter die aufgabe, die Hebbel in seiner kritik des dramas *Ludovico* von Massinger so formuliert: „die sonst trotz ihrer dokumentarisch nachzuweisenden richtigkeit unglaublich und unwahrscheinlich bleibenden speziellen ereignisse und handlungen aus den allgemeinen zuständen der welt, des volkes und der zeit hervorgehen zu lassen" — oder weiter gefaßt: die aufgabe, das wirkliche wahrscheinlich zu machen.

Wie groß und schwierig diese aufgabe ist, ersieht man wohl — außer in dem versuch einer psychologischen motivierung bei Josephus selbst, den wir oben anführten — am deutlichsten aus dem frühesten deutschen drama über den stoff, aus Hans Sachs: *Tragedia, mit 15 personen zu agirn, der wütrich könig Herodes, wie der seyn drey sön und seyn gemahel umbbracht, unnd hat 5 actus* (1552). Ohne auch nur den versuch einer begründung zu geben, läßt Hans Sachs seinen wütrich Herodes sein weib unters schwert stellen und Soemus den befehl ohne weitere umstände an Mariamne verraten. Mariamne fühlt sich in ihrer ehelichen liebe und treue tief gekränkt; ihr ist der befehl ein beweis von der inneren untreue des königs, von einer liebe, die, weil sie nur sinnenliebe ist, nicht vertrauen kann:

„Du thust nicht anderst nach mir fregen,
Denn von des schnöden wollust wegen."
„Auff mein zucht und scham wenig bawst.
Ich spür wenig lieb und trew bey dir."

Sie führt zum beweis ihrer vorwürfe den todesbefehl an, Herodes schließt daraus sofort, daß Soemus das geheimnis nur gegen gewährte liebe verraten hat. Als nun noch der mundschenk die königin eines vergiftungsversuchs anklagt, verurteilt Herodes die geliebte frau ohne weiteres zum tode. Als man sie gebunden hinwegführt, spricht sie:

„Nun bin ich fro von hertzen grundt,
Das ich nur von dir, du bluthundt,
Durch den todt hie sol ledig wern.
Ich wil sterben willig und gern!"

Am ende des stückes, das uns noch weitere bluttaten des Herodes erzählt, zieht Hans Sachs die moral in drei stücken: 1. ein fürst soll nicht voreilig, von schmeichlern gedrängt, urteilen; 2. wer

andern eine grube gräbt, fällt selbst hinein; 3. eine frau soll sich hüten, ihrem manne anlaß zur eifersucht zu geben oder ihm sonst zu trotzen; denn

„Ob sie geleich ist frumb an ehrn,
So lest sich doch des mans unwillen
Und eyffersucht nicht leichtlich stillen.
Auß dem volgt gar vil ungemachs
In ehling standt, so spricht Hans Sachs.“

Landau nennt mit recht diese tragödie eine „abgekürzte dramatisierung der beiden berichte des jüdischen geschichtsschreibers“; und es ist deutlich, wie weit von einem drama diese dramatisierung entfernt ist. Es sieht an einer stelle fast so aus, als habe Hans Sachs das tiefe liebesproblem in der erzählung erkannt und wolle es darstellen: „Ich muß die groß untrew beweinen, darmit der könig mich thut meinen.“ Aber dann kommen doch nur die ereignisse zum wort, und weder eine einheitliche charakteristik, noch eine begründung der handlungen wird versucht. Der wüterich Herodes rast durch das stück, folgt blindlings jedem von intriganten höflingen ausgesprochenen verdacht gegen sein weib, seine söhne, seine freunde, bis er an einer scheußlichen krankheit zugrunde geht, so daß nicht einmal von einer wuchtigen handlung die rede sein kann.

Es zeigt sich hier deutlich: gerade die außergewöhnlichen ereignisse, von denen Josephus erzählt, verlangen nach einem dichter, der sie durch seine gestaltungskraft erst zu erschütternder wirkung bringen kann, indem er sie aus einem keimpunkt mit notwendigkeit sich entwickeln läßt. Zur erfüllung dieser aufgabe stellt der von Josephus gegebene stoff folgende drei forderungen: 1. der todesbefehl des Herodes mußte motiviert werden, 2. der verrat dieses befehls mußte glaubhaft gemacht werden, und 3. die katastrophe, der vollzug des todesurteils an der geliebten frau, mußte aus den prämissen mit notwendigkeit erfolgen.

## I.

Bei der leidenschaftlichen liebe des Herodes zu Mariamne war zur motivierung des todesurteils nach Hebbels meinung unumgänglich nötig eine darstellung der vulkanischen zustände seiner zeit: sein fieber müsse aus der atmosphäre, in der er atmete, und diese aus dem dampfenden, vulkanischen boden, auf dem er stand, entwickelt werden. Er macht es deshalb dem englischen dichter Massinger (1584—1640), dessen drama er in der

deutschen bearbeitung von Deinhardstein 1849 kennen lernte, zunächst zum vorwurf, daß dieser die handlung auf den herzog Ludovico Sforza überträgt und in die zeit der kämpfe Karls V. gegen Franz I. verlegt. Er meint: die untergehende welt gehöre zu Herodes' geschichte, wie Syriens sonne zu Syriens palmen. Massinger hat als hintergrund der handlung die entscheidende schlacht bei Pavia gewählt, wo Franz I. von Karl V. geschlagen und letzterem der weg nach Italien geöffnet wurde. Wahrscheinlich hat Massinger, wie Grack (a. a. o.) vermutet, diese lokalveränderung vorgenommen, um das publikum, das schon zwei dramen über Herodes und Mariamne kannte, „durch den neuen titel, welcher historische vorgänge der jüngsten zeit auf die bühne zu bringen versprach, anzulocken". Die vorgänge im drama entsprechen natürlich nicht historischen ereignissen. An sich aber scheint mir diese zeit nicht schlecht gewählt. Sie hat doch auch das gewaltige aufeinanderstoßen zweier welten gesehen, durch das eine reihe kleinerer sterne zerstört werden mußten. Und in die stimmung der italienischen renaissance mit ihren Sforzas und Borgias, mit den fürsten nach Machiavell und frauen wie Lukrezia Borgia fügt sich leidenschaft und gewalttat eines Herodes-Sforza, die rachsucht und der haß seiner schwester und mutter, vor allem die teuflische intrige des eigentlichen helden Francisco ohne weiteres ein.

Nur allerdings mußte Sforza nun auch als so ein heldenhafter kondottiere gezeigt werden. Da versagt Massinger ganz. Während Karl V. und Franz I., zu dem Sforza sich geschlagen, um die weltherrschaft kämpfen, während also seine existenz auf dem spiel steht, veranstaltet er ein großes fest zu ehren des geburtstages seiner gemahlin, der schönen Marcelia. Er ist ihr leidenschaftlich ergeben, er spricht im angesicht des ganzen hofes mit glühenden worten von seiner liebe. Die nachricht von der schlacht beunruhigt ihn wohl, aber er läßt sich bald wieder ablenken — erst als ein bote mit der kunde der niederlage seines verbündeten kommt, wird das fest abgebrochen, und Sforza jammert verzweifelt über seinen untergang. Der gedanke, zu Karl V. zu gehen und ihm freiwillig seine freundschaft anzubieten, kommt nicht von ihm selbst, er läßt sich dazu von einem freunde überreden. Die unterredung mit dem kaiser dann ist vortrefflich: hier erscheint Sforza wirklich als ein überlegener, großer mensch. Aber wir erkennen den gemahl der Marcelia darin fast nicht wieder, und Massinger hat wenig verdienst an der szene, die,

wie Hebbel es ausdrückt, in dem zusammenhang des stückes wirkt wie eine aus einem königspalast geraubte marmorsäule in einer italienischen bauernhütte. Trotz dieser szene glauben wir nicht an die heldenhaftigkeit Sforzas und glauben deshalb dem dichter diese szene nicht.

Es ist interessant, zu beobachten, wie die andern Herodesdichter diese forderung Hebbels, den charakter des Herodes aus den geschichtlichen zuständen zu erklären, gelöst haben. Der spanier Calderon (1600—1681) läßt zwar das drama des Herodes sich in dessen eigener zeit abspielen: er führt uns nach Palästina, in Oktavians zelt nach Ägypten, er läßt uns den einzug des Zäsar in das überwundene Jerusalem mitmachen, und er erzählt von dem untergang des Antonius. Aber die geschichte ist ihm nur kulisse, wir verlieren keinen augenblick den eindruck, daß all dieser weltgeschichtliche pomp nur theater ist; und Herodes und Mariamne bewegen sich dazwischen nicht anders, als sie es in dem Spanien Calderons hätten tun können. Herodes ist nur ganz einseitig charakterisiert: wir lernen ihn als leidenschaftlich liebenden und glühend eifersüchtigen aus langen tiraden kennen, die es aber nicht vermögen, sein bild wirklich lebendig zu machen. —

Am eingehendsten hat wohl Rückert in seinem drama *Herodes der große* (1844) die zeitgeschichte und die ereignisse der großen politik zur darstellung gebracht. Mit genauer historischer treue wird der zeitgeist geschildert, die kriegerischen taten des Herodes, die parteikämpfe unter den juden dargestellt. Auf die schicksale einer ganzen reihe von nebenfiguren geht der dichter mit sorgfalt ein: des Antigonus untergang, Hyrkans ende, der mord der söhne Babas und Kostabars wird ausführlich besprochen, trotzdem sie alle mit der handlung nichts zu schaffen haben. Wesentliches und unwesentliches wird mit der gleichen breite behandelt; nein, man kann fast sagen, daß gerade das wesentliche, wie das gericht über Mariamne, die begegnung mit Antonius, der tod Aristobuls zugunsten einer ungebührlichen ausmalung der obengenannten episoden so zurücktritt, daß kein einheitliches bild herauskommt. All das episodenhafte bleibt ohne einheit, ist nicht von einem gedanken getragen, noch auf eine person bezogen, so daß trotz größter historischer genauigkeit Rückert gegenüber der obengenannten forderung Hebbels völlig versagt.

Auch Stephen Phillips hat in seinem *Herod* (1901) die geschichtlichen verhältnisse stark herangezogen. Er arbeitet auf

eine kontrastwirkung zwischen Herodes' glänzenden erfolgen in der äußeren politik und dem elend seines hauses hin, die bei Hebbel nur angedeutet wird. Es ist ihm, meines erachtens, gut gelungen, das gewaltige herrschertalent des Herodes, das besiegen aller schwierigkeiten, das überwinden selbst noch als überwundener, die absolute abhängigkeit seines volkes von ihm, dem einzigen, der es noch retten kann in der wilden zeit, wo wie zwei feindliche gestirne Oktavian und Antonius aufeinanderstoßen, zur charakteristik des Herodes deutlich zu machen. Herodes ist ein herrscher, der es gewohnt ist, daß um ihn städte brennen und mauern krachen, wenn er wertvollen besitz erobert; es gibt nur eine stelle, wo sein gewaltwille ihn verläßt, wo er schwach und furchtsam und schwankend wird, weil er sich da allein verwundbar weiß: seine liebe zu Mariamne.

Und wie hat HEBBEL (*Herodes und Mariamne* 1848) selbst die aufgabe gelöst? — Wir sehen den könig umgeben von seinem hofe, wir hören von allerlei verschwörungen, von unruhen in Samaria: von anfang an ist alles auf den könig bezogen, zu seiner charakteristik benutzt. Knapp und klar wird gleich in der zweiten szene die summe der situation gezogen I, 2: Ich gleiche dem mann der fabel, den der löwe vorn, der tiger hinten packte usw. Und die konsequenz für das verhalten des königs wird ebenso klar gezogen: Ich wehre mich, so gut ich kann und gegen jeden feind mit seiner waffe! So bleibt das historische geschehen durchaus hintergrund, jedes episodenhafte wird vermieden; wo es erscheint, wie in der geschichte von der uhr, da dient es demselben grundgedanken wie die haupthandlung oder der charakteristik der hauptgestalten. Etwas breiter behandelt wird die verschwörung der Alexandra mit dem pharisäer Sameas; auch sie dient zur charakteristik des königs und gibt uns einen einblick in die tiefen, unüberbrückbaren gegensätze, die zwischen dem herrscher und seinem volk klaffen, und auf die Alexandra ihren plan zum sturz des Herodes mitbaut. Da sie aber weiter keine folgen hat und der hauptkonflikt sich fern von diesen ereignissen abspielt, könnte man wohl hier einmal den vorwurf der episode erheben, wenn nicht Hebbel sehr geschickt gerade diesen aufruhr zu der motivierung des verrates des geheimen todesbefehls durch Joseph benutzt hätte. Schlechter motiviert ist wohl die erscheinung der heiligen drei könige, die von der ersten aufführung an als störend empfunden und auch wirklich mit der erklärung der Salome: „Solange die bei ihm sind, denkt

er nicht an sie [Mariamne]! Und bald ist alles aus mit ihr!" nicht ausreichend begründet ist. Hebbel hat diese einfügung wohl sicher einer weltgeschichtlichen idee zuliebe vorgenommen, der überwindung eines herrentums, das den menschen zum ding herabwürdigte, durch den gedanken des unveräußerlichen wertes jeder menschenseele, wie er im evangelium verkündet ist. Aber er hat diese idee weder zur darstellung gebracht, noch auch fest in seine handlung eingefügt. Im übrigen aber gewinnen wir durchweg den eindruck eines vulkanischen bodens, aus dem die gestalten und deren handlungen mit notwendigkeit erwachsen, der aber nur die vorbedingung ist, sich nicht, wie bei Rückert, an die stelle der handlung selbst drängt.

Kehren wir nun zu Massingers drama und seiner motivierung des todesbefehls zurück. Was Sforza bei dem zusammenbruch seiner herrschaft am meisten befürchtet, ist der verlust Marcelias, er sieht voraus, daß in der eroberung Mailands auch sie als kriegsbeute einem der sieger zufallen wird, nachdem er getötet worden ist. Vor seiner abreise gibt er deshalb den befehl, Marcelia zu töten. Er spricht dem Francisco gegenüber in schauerlichen worten von diesem auftrag, begründet ihn aber damit, daß er es nicht schlechter haben wolle als indische fürsten im tode, denen die liebsten frauen auf den scheiterhaufen folgen: *Nor will I be less honoured who love more!* Das einzige motiv zu diesem befehl ist hier also die übergroße leidenschaft, die in den ersten szenen des ersten aktes direkt und indirekt dargestellt wird, und die es nicht ertragen kann, den geliebten gegenstand in eines anderen besitz zu denken. Dabei bleibt die frage offen nach der berechtigung dieser furcht. Und Sforza hat bei Massinger nicht den geringsten grund dazu. Marcelia ist nicht die stolz-herbe frau Hebbels, keine, auf die die verse Hebbels (tagebücher 4483) passen würde:

„Und glaube mir, daß es naturen gibt,
Die jeden täuschen müssen, welcher ihnen
Nicht ganz vertraut, und die nicht in der probe,
Nein durch die probe selbst, zugrunde gehn,
Weil sie zu zart, zu edel für sie sind."

Vor dem versammelten hof spricht sie mit leidenschaftlicher offenheit von ihrer liebe zu Sforza. Ohne dazu aufgefordert zu sein, ja sogar ohne direkten anlaß, schwört sie ihm, daß es ihr wunsch ist, ihn nicht zu überleben, sondern in einem grab mit

ihm zu liegen. Als er nach der nachricht von der niederlage Franz' I. in völliger verzweiflung ihr seine befürchtung mitteilt über ihr künftiges schicksal, ihr sagt, daß gegenüber diesem gedanken ihm alle schrecken der eroberung nichts bedeuteten, sagt sie ihm: *I was born only yours, and I will die so.* Ja, sie weist ihn darauf hin, daß man sich in solcher gefahr selbst töten könne. So liegt von Marcelia aus auch nicht die geringste begründung zu seiner befürchtung vor, um so weniger, als Massinger auch das vom historiker ihm gelieferte motiv verschmäht hat: nämlich den mord des bruders. Josephus drückt sich da sehr stark aus: er sagt, daß Mariamne den gemahl seitdem gehaßt und ihm das auch direkt gesagt habe. Es ist in der tat unbegreiflich, wie der englische dichter die bedeutsamkeit und den wert dieses motivs übersehen konnte: er raubt sich dadurch die letzte möglichkeit, den befehl des Sforza wahrscheinlich zu machen. Hebbel sagt darüber: „Er wollte eine uhr in gang bringen und vergaß, das treibende gewicht daran zu hängen."

Calderon läßt in seiner tragödie *Eifersucht das größte scheusal* den tod des jungen hohenpriesters fallen wie Massinger. Aristobul ist freund und helfer des königs Herodes, er wird um seinetwillen von Oktavian gefangengenommen und spielt bei der entwicklung der handlung weder durch beeinflussung der Mariamne noch des Herodes eine rolle. Calderon rückt ein ganz anderes motiv ein, für das sich andeutungen auch bei Josephus finden. Nach langen liebesbeteuerungen beider gatten trennt sich Herodes von Mariamne, um zu versuchen, seinen staat zu retten. Als er zu Oktavian kommt, — die handlung setzt erst mit der niederlage des Antonius bei Aktium ein, — findet er bei diesem ein bild der Mariamne, das Oktavian wie ein heiligenbild verehrt.

Außer sich vor zorn und voll furcht, daß der kaiser, wenn er das lebende original des bildes sähe, sich dessen bemächtigen werde um jeden preis, macht er einen versuch, den kaiser zu töten. Der anschlag mißlingt, Herodes wird gefangen abgeführt, und nun erst im gefängnis, in der gewißheit, bald hingerichtet zu werden, und mit der überzeugung, daß Oktavian in Jerusalem sein weib finden und bezwingen wird, schickt er den todesbefehl nach Jerusalem. Wir haben hier eine viel tiefere und bessere motivierung als bei Massinger.

Gegen Rückert dagegen muß derselbe vorwurf erhoben

werden wie gegen Massinger. Auch bei seiner Mariamne liegt nicht der geringste grund zum argwohn vor: die rückhaltlos liebende, ganz dem gatten ergebene frau, die nichts von der makkabäerin in sich spürt, sondern nur liebendes weib sein will, hat Herodes niemals im zweifel gelassen, daß er ihr leben ausmachte.

Herodes geht denn auch lediglich von der bekannten lüsternheit seines feindes Antonius aus: der gedanke, ein weib wie Mariamne könnte sich seiner erwehren, kommt ihm gar nicht; ja, er fordert ganz naiv von Joseph, seinem treuen oheim und verehrer, die ausdrückliche billigung seines entschlusses. Trotzdem der mord an Aristobulus eben vorhergegangen ist und Herodes in dem der verhängnisvollen unterredung vorhergehenden selbstgespräch die wirkung dieses mordes auf sein volk überlegt, trotzdem er in diesem selbstgespräch sogar seines weibes erwähnt, hat der mord am bruder nicht das mindeste mit seinem befehl gegen Mariamne zu tun. Es ist hier besonders auffallend, wie oberflächlich und wie undramatisch Rückerts behandlung ist. Es steht alles lose nebeneinander, nichts ist ineinandergewachsen oder aufeinander bezogen.

Auch STEPHEN PHILLIPS benutzt den mord des Aristobulus nicht zur motivierung des todesbefehls gegen Mariamne, wohl aber als hauptmotiv der ganzen tragödie. Durch den mord des über alles geliebten bruders wird Mariannes liebe mit einem schlage getötet — sie versagt sich deshalb dem Herodes für immer. Als sie von dem gegen sie erlassenen todesbefehl hört, der in diesem drama nur eine ganz sekundäre — vielleicht allzu sekundäre — rolle spielt, sagt sie:

*I might have seen a grandeur in this thought,*
*Even magnificence of flattery*
*Once, but not now. The dead boy makes him vile*
*In this thing as in all things.*

Dieses völlige sich-in-sich-selbst-zurückziehen, dieses versagen jeglichen interesses für und jeglicher gemeinschaft mit Herodes, das nur-dem-toten-leben, das ist es, was Herodes bis zur raserei aufhetzt und ihn jeglicher verdächtigung anderer gegen Mariamne zugänglich macht. Der gegen sie erlassene befehl ist dabei von keiner bedeutung: er gibt ihn, ohne daß wir eine genauere motivierung dafür hören, und Mariamnes haltung wird durch ihn kaum beeinflußt. Auch hier also die-

selbe schwer verständliche oberflächlichkeit der charakterdarstellung, sowohl des Herodes wie der Mariamne.

Gegenüber all diesen dichtungen nun erhebt sich HEBBELS kunst der motivierung turmhoch. Er läßt den todesbefehl gegen Mariamne aus dem mißtrauen des Herodes hervorgehen, das einem doppelten motiv entspringt: zunächst dem schuldbewußtsein des Herodes seiner gemahlin gegenüber, das ihn seit Aristobuls tod nicht verläßt. Mit besonders feiner und tiefgründiger dichterkraft hat Hebbel dies motiv behandelt. Der brudermord erregt nicht, wie Josephus angibt und Phillips ausführt, starken haß gegen Herodes in Mariamne; wohl aber bildet der mord des Aristobulus von anfang an die unruhe in Herodes' leben: sein schlechtes gewissen macht ihn mißtrauisch gegen ihre liebe und läßt ihn beweise und beteuerungen fordern, die sie ihrer natur nach nicht geben kann. Und das ist das zweite motiv seines mißtrauens: Mariamne ist eine natur, die sich keusch in sich selbst verbirgt zu jeder zeit: ein neues hemmnis, sich zu äußern, ist ihr erwachsen durch den tod des bruders. Ihre liebe und ihr verständnis aber sind so stark, daß sie auch diese krise überwinden würde; gerade darum verträgt sie nicht den leisesten zweifel an einer liebe, die ihr das leben ist, und die erst in dem zusammenhang mit dem brudermord für Herodes zu einer qualvollen frage wird. Daß diese frage unabweisbar und gebieterisch antwort fordert in dem augenblick, wo Herodes sich in die gewalt des wüstlings Antonius begibt, begreifen wir von seiner natur und lage aus, ebenso wie daß Mariamne ihm diese antwort nicht geben kann. So eint sich bei Hebbel alles zu der dämonischen kette, die wir glied für glied gelten lassen müssen.

II.

Die zweite aufgabe dem stoff gegenüber war, den verrat des befehls zu motivieren.

Bei MASSINGER hat Sforza den geheimen befehl dem Francisco, seinem schwager, gegeben, den er sich treu ergeben glaubt. Das absolute vertrauen Sforzas zu Francisco ist nicht ganz einleuchtend, denn Sforza hat die schwester des günstlings verführt, hat sie nachher verstoßen, und niemand weiß, wo sie ist. Mit den huldbeweisen hat er Franciscos schweigen erkaufen wollen, und wir werden vielleicht einsehen, daß er ihn deshalb auszeichnet; daß er sich aber gerade diesen mann aussucht, ihm sein furchtbarstes geheimnis, von dem er selbst mit

grausigen worten spricht, anzuvertrauen, ist nicht sehr wahrscheinlich. Sein vertrauen wird denn auch gleich getäuscht, Francisco benutzt die erste gelegenheit, sich Marcelia zu nähern und ihr ein glühendes liebesbekenntnis zu machen. Als sie ihn entsetzt und empört abweist und auf seine undankbarkeit seinem wohltäter gegenüber hinweist, entschuldigt er sich mit der tatsache, daß Sforza Marcelia nicht mehr liebe, vielmehr ihren tod seit langem wünsche, und überreicht ihr den von Sforza ausgestellten todesbefehl. Marcelia ist tief getroffen, aber sie will dennoch ihrem gemahl ihre liebe und treue halten — und Francisco erreicht nichts. — Es sieht also so aus, als ob Francisco, der bestellte hüter des reichs und Marcelias, hier aus seiner sündhaften liebe zu Marcelia ihr das geheimnis verrate in der hoffnung, die geliebte durch den beweis der härte ihres gemahls um so leichter zu gewinnen. Diese motivierung des verrats an Sforza lag um so näher, als das ja der erste verdacht ist, den Sforza-Herodes hat, als er von dem verrat erfährt. Auch Hebbel wie Josephus lassen Herodes an diese sündige liebe als an den ersten und einleuchtendsten erklärungsgrund dafür glauben. Gerade deshalb aber, meint Hebbel, hätte sich der dichter für die trivialität bedanken sollen, denjenigen, der Marcelia töten sollte, sich in sie verlieben zu lassen. Jedenfalls aber erscheint die motivierung des verrats ausreichend — und wir sind aufs höchste erstaunt, als Francisco nach den sehr echt und leidenschaftlich klingenden liebesbeteuerungen in einem schlußwort erklärt: die rache habe ihn zu diesem vorgehen getrieben. Eine rache, die er an Sforza wegen seiner treulos verlassenen schwester ausüben will, ohne zweifel. Es sah so aus, als ob die dichtung sich an dieser stelle zu einem konflikt für Francisco zuspitzen würde, da er nun, um sich selbst zu retten, die geliebte würde töten müssen, — nun aber biegt der dichter die sache um, und wir erfahren, daß die ganze szene nur heuchelei, und daß wir selbst mit Marcelia zu narren gehalten wurden.

Calderon überläßt die entdeckung des geheimnisses dem zufall: Mariamne überrascht den mit dem befehl betrauten in dem augenblick, wo er völlig verstört die ihm aus Ägypten überbrachte botschaft des königs in der hand hält.

Auch Rückert hat sich den verrat des geheimnisses leicht gemacht. Joseph ist dem genialen neffen Herodes treu ergeben, glaubt naiv an die größe und güte all seiner handlungen und führt im gespräch mit Alexandra in aller harmlosigkeit das ge-

fährliche geheimnis als beweis von der liebe des königs zu Mariamne an. Alexandra stellt übrigens ihre fragen an Joseph durchaus als wissende, trotzdem sie natürlich nichts wissen kann. Aber der dichter leiht ihr von seinem wissen, so daß dies gespräch uns als besonders willkürlich und ungeschickt anmutet.

Bei Stephen Phillips wird nur erwähnt, daß Soemus der schönheit der königin anvertraut habe, was ihm sonst keine folter abgezwungen hätte; also auch er benutzt — ohne es weiter auszuführen — das nächstliegende, von Hebbel verschmähte motiv.

Hebbel hatte sich dadurch, daß er es verschmähte, die sache sehr schwer gemacht. Dem zufall konnte er die entdeckung selbstverständlich nicht überlassen, für ihn mußte die ganze handlung aus der natur der handelnden notwendig erfolgen. Er schreibt darüber in sein tagebuch 22. dezember 1847 (4334): „Ich glaube, zufrieden sein zu dürfen, ich habe es mir aber auch schweiß kosten lassen, denn dies verrückte motiv, daß Joseph der Mariamne den erhaltenen auftrag, sie zu töten, verrät, um ihr zu zeigen, wie Herodes sie liebe (s. Josephus), war fast nicht in vernunft umzusetzen. Nun ist's gelungen, und ich habe mich dem mir gesteckten ziel, einmal eine tragödie unbedingtester notwendigkeit zu schreiben, um einen starken schritt genähert."

Es ist in der tat wundervoll, wie Joseph — den Herodes ganz durchschaut, und den er gerade, weil er seine ängstliche natur kennt, zum hüter seines gefährlichen geheimnisses gemacht hat:

„Dem reiche ich mein schwert
Und hetz ihn dann durch feigheit in den mut
So tief hinein, bis er es braucht wie ich!" —

durch eben diese eigenschaften zum verrat des geheimnisses getrieben wird. In ahnungsloser verwunderung über den bisher stets zaghaft, jetzt herrisch und selbstgewiß auftretenden schwager, die sich immer mehr in argwöhnendes staunen über seine sicherheit ihrem zorn gegenüber verwandelt, errät Mariamne den befehl halb, halb erzwingt sie das geständnis. Das geheimnis ist zu stark für seinen träger: „es brennt sich durch". So macht Hebbel auch hier aus dem ein feines kunstwerk, was die andern oberflächlich oder trivial abtun.

III.

Und nun endlich die hauptsache: wie entwickelt sich die katastrophe der ehe?

Bei Massinger finden wir von einer solchen notwendigkeit nichts. Aus dem verrat des geheimnisses ergab sich zunächst nur folgende situation: Marcelia glaubt an den haß ihres gemahls, bleibt ihm aber treu und weist die anträge des Francisco mit abscheu zurück. Francisco muß nun fürchten, von ihr verraten zu werden, und schmiedet deshalb weitere pläne gegen Sforza. Er begibt sich als reumütiger wieder zu Marcelia, deren glauben er gewinnt, indem er ihr nun sagt, daß Ludovico mit diesem befehl einen beweis seiner großen liebe zu ihr gegeben hat. Sie aber drückt ihre entrüstung über diese art liebesbeweis aus:

*But that my Lord, my Sforza, should esteem*
*My life fit only as a page to wait on*
*The various course of his uncertain fortunes;*
*Or cherish in himself that sensual hope*
*In death to know me as a wife afflicts me.*

Sie will ihn kühl empfangen, um ihn erkennen zu lassen, daß ein weib nicht so sehr sklave der verliebten launen ihres gemahls ist, daß sie nicht nach seinem tode als witwe leben dürfe. Außerdem verspricht sie dem Francisco, ihn häufig und huldreich zu empfangen, damit ihr gemahl nichts von seinem vergehen erfahre. So begrüßt sie den gemahl mit auffallender kälte, sie tadelt sein zu heißes feuer und rät ihm zur mäßigung seiner leidenschaft. Außerdem preist sie den Francisco als einen vollwertigen ersatz für ihren gemahl. Sie erregt durch dies ganz unnötige lob nicht nur den verdacht ihres gemahls, sondern auch die eifersucht der schwägerin, der frau Franciscos, Mariana. Marcelia weigert Sforza zutritt zu ihren gemächern, läßt aber Francisco halb aus trotz gegen Sforza, halb aus unverständlichem edelmut gegen ihn, dem sie verziehen hat, bei sich aus und ein gehen. So wird der verdacht Sforzas reger: er weist ihn aber immer noch stolz zurück, bis auch seine schwester kommt, ihren gemahl anzuklagen. Francisco selbst bestätigt dem immer noch ungläubigen seinen verdacht, indem er sich als keuschen Joseph darstellt. Nun kann Sforza nicht länger zweifeln, außer sich vor wut, ruft er Marcelia und tötet sie, ehe

sie zu worte kommen kann. Er ruft dann Francisco herbei, der ihr selbst ihre schuld bestätigen soll, da erfährt er, daß dieser den hof verlassen; nun erst gesteht und erklärt sie ihm alles, auch ihre unerschütterliche liebe zu ihm: nur *a seeming anger* hätte sie angelegt nach dem todesbefehl. Sforza verfällt in einen starrkrampf, nachdem die geliebte gattin in seinen armen ihr leben ausgehaucht. So ist hier Marcelias ende herbeigeführt, nicht, wie es bis zum zweiten akte schien, durch den todesbefehl des Sforza: ihr ganzes verhalten nach Sforzas rückkehr macht den eindruck einer ehelichen verstimmung ganz alltäglicher art: er hat sie gekränkt, dafür will sie ihn strafen; sie tut es, indem sie sich grollend vor ihm verbirgt und andere empfängt. Dabei wird sie nun aber ein bloßes werkzeug in der hand Franciscos, dem sie unbegreiflicherweise ihr versprechen, dem gemahl nichts von seinem vergehen zu verraten, nicht nur gibt, sondern in einer weise hält, die den argwohn aller erwecken muß. „Gebrochen darf ein solches versprechen“ — wie Hebbel sagt — „nach der in dieser art von trauerspielen einmal beliebten konvention erst werden, wenn es zu spät ist.“ — Es handelt sich hier also seit dem dritten akt eigentlich nicht um die tragödie der ehe Sforzas und Marcelias, sondern um ein rachedrama, in dem Marcelia von dem teuflischen Francisco, der sicher nach dem muster des Jago im *Othello* gearbeitet ist, auf die eine oder die andere weise benutzt werden soll, um Sforza ins herz zu treffen. Dementsprechend geht das stück nun weiter. Jetzt erst erfahren wir ausführlicher, was Francisco zu dem furchtbaren haß gegen Sforza bewogen hat: seine schwester, von Sforza betrogen und in schande gebracht, soll gerächt werden. Sein rachedurst ist auch noch nicht befriedigt: er kommt als arzt verkleidet zurück an den hof und erfährt, wie Sforza nicht an den tod, sondern nur an eine schwere verwundung seiner gemahlin glauben wolle. Sforza, dem wahnsinn nahe, empfängt gierig die kunde des jüdischen arztes, der von einem belebungsmittel spricht. Francisco bemalt und schminkt die tote, daß sie einen schein des lebens bekommt, und ruft dann Sforza, der auf die scheinlebende zueilt, um ihr die lippen zu küssen, auf die Francisco gift gestrichen hat. Am schluß gibt Francisco sich zu erkennen und behauptet die gerechtigkeit seiner handlungen, indem er auf die schwester Eugenia weist. Pescara zieht die sehr gezwungen herbeigezogene moral der geschichte:

*And learn from this example, there's no trust*
*In a foundation that is built on lust.*

Das drama ist so — wenigstens in seinem zweiten teil — ein rachedrama und würde, wenn es von anfang an so angelegt wäre, ganz wuchtig und eindrucksvoll sein können; das heißt, wenn wir Sforzas schändliches vergehen erlebt hätten und den schwur des Francisco gehört, die schwester an dem wüstling zu rächen: wenn also die exposition, anstatt uns auf ein ganz anderes problem zu lenken, unsere spannung auf die ausführung der rache gerichtet hätte: vgl. etwa *The Spanish Tragedy* von Kyd. Wie es ist, empfindet man nur das zwiespältige, gekünstelte und überraschende als störend und unkünstlerisch. Hebbel, der begreiflicherweise das stück las von dem gesichtspunkte aus, von dem er die erzählung des Josephus gefaßt hatte, sah in seiner kritik nur die gänzlich mangelhafte lösung des ehedramas und fällt das scharfe urteil der rohen willkür und der flachen lückenhaftigkeit.

Das CALDERONsche stück ist nun aber reines ehedrama. Mariamne fühlt sich durch Herodes' mißtrauen im innersten verletzt. Herodes' stolz und das vertrauen in ihre liebe hätten eine befürchtung, wie er sie durch seinen befehl äußert, unmöglich machen sollen. Sie kann als weib nicht verzeihen, wenn sie auch als fürstin ihre rache verbergen muß. Als Oktavian mit dem gefangenen Herodes seinen einzug in Jerusalem hält, erscheint sie vor ihm und fleht um ihres gatten leben, das Oktavian gewährt, überwältigt von der erkenntnis, daß die im bilde schon lange abgöttisch geliebte frau in Mariamne lebend vor ihm steht. Herodes sieht bei dem gespräch der beiden nur die liebe Oktavians zu seinem weibe sich neu entzünden. Mariamne aber hat ihr wahres gefühl nur verborgen, sie offenbart es in feierlicher zwiesprache erst später dem Herodes, dem Oktavian mit dem leben auch sein reich zurückgeschenkt hat. Sie sagt dem völlig überraschten, daß sie sein leben nur aus rache gerettet, weil es keine andern formen gibt, ein undankbares herz zu züchtigen: „denn wohltun dem undankbaren, heißt nicht wohltun, sondern foltern!“ Da sie so, wenn er sie verabscheut, mehr sicherheit genießt, als wenn er sie liebt, so will sie sich ganz von ihm zurückziehen, keine gemeinschaft mehr mit ihm halten, so daß er sie nie ohne klage und reue sehen soll. Mit der drohung, sich zu töten, wenn er es wagen sollte, sich den zugang zu ihr zu erzwingen, verläßt sie den verzweifelten, der

doch weiß, daß seine eifersüchtige liebe in gleicher lage noch einmal den gleichen befehl geben würde. Sein zorn richtet sich gegen Ptolemäus, durch den Mariamne das geheimnis erfahren hat. Dieser flieht zu Oktavian und sagt ihm, daß Herodes beabsichtige, Mariamne aus eifersucht zu töten; daß er aber Oktavian zu ihr führen könne, damit er sie rette. Oktavian schleicht sich in der nacht zu der trauernden, den tod ersehnenden Mariamne. Sie weist ihn zurück, und als er sie dennoch zwingen will, flieht sie, indem sie den ihm entrissenen dolch, den sie als den des Herodes erkannt hat, voll entsetzen fortschleudert. Herodes kommt, Mariamnes verzeihung zu gewinnen, er findet den dolch; Mariamne und Oktavian kehren zurück; in der überzeugung, daß Oktavian Mariamne besessen, kämpft er mit ihm und tötet dabei im dunkeln aus versehen Mariamne. So ist eine unheimliche prophezeiung, die am anfang des dramas breiten raum einnimmt und durchweg den dichter zu wenig glaubhaften künsteleien in der führung der handlung zwingt, doch endlich in erfüllung gegangen: daß der dolch des Herodes das liebste, was er auf erden besaß, morden, und daß Mariamne der siegesraub des fürchterlichsten scheusals auf erden werden solle. Dieser mystischen weissagung zuliebe läßt der dichter nun als leitmotiv durch die ganze dichtung den satz klingen: „eifersucht das größte scheusal", und führt endlich den durch nichts innerlich motivierten tod der Mariamne durch einen bloßen zufall herbei. Das an sich fein und tief angelegte ehedrama — nur Calderon hat wie Hebbel die einschneidende seelische bedeutung des todesbefehls gegen Mariamne gesehen — wird dadurch zu einem ihm nicht gemäßen abschluß gebracht und erhält einen lehrhaften ton, der besonders in den reden der Mariamne fast unerträglich wirkt, so daß sie häufig mehr einem moralisierenden schulmeister gleicht als einem weib, das im innersten gekränkt wurde. So ist auch der stil der dichtung weit entfernt von der glut der Hebbelschen rede, wie auch von der kraft, die sich immerhin in den versen Massingers ausdrückt. Man spricht in langen tiraden, in bildern und antithesen, in vergleichen, die zur ermüdung gehäuft werden, in sentenzen und moralischen weisheitssätzen. Es ist schwer, sich durch dies zeitkleid überladener rhetorik zu dem dichterischen kern hindurchzusinnen.

RÜCKERT zeigt uns Mariamne als liebendes weib, die die sich ihr aufdrängende erkenntnis von der urheberschaft des todes Aristobuls gewaltsam von sich abweisen möchte, um den

gatten weiterlieben zu können. In dieser stimmung trifft sie die enthüllung des befehls des Herodes gegen sie. Wie überrascht sind wir, als ihre erste antwort darauf eine bitte um ihr leben ist! Von der wirkung des befehls auf ihre innere stellung zu Herodes erfahren wir hier nur das kurze „ich haß ihn!", das aber keine rechte wucht hat durch die vorausgegangenen wiederholten bitten um ihr leben. Als Herodes gleich darauf zurückkehrt, wirft sie ihm den befehl vor; den bruder hätte sie ihm vergeben, aber „den befehl an Joseph!" — Herodes glaubt sofort an eine buhlschaft zwischen den beiden und läßt Joseph hinrichten. Noch im selben akt wird der könig von neuem abgerufen, um Antonius gegen die araber zu helfen. Ehe er auszieht, überträgt er seinen befehl bezüglich Mariamne erneut zweien seiner getreuen. Weshalb diese wiederholung hier eingefügt wird, ist nicht ersichtlich: eine neue wirkung auf Mariamne hat der befehl nicht, da sie ihn diesmal nicht erfährt. Als Herodes im glanz seines erfolges zurückkommt, tritt sie ihm so entgegen, wie wir es nach der letzten begegnung schon erwarteten: sie ist verletzt, gekränkt, seine eifersucht hat ihre liebe getötet; auch das letzte band, das zwischen ihnen bestand, und das unzerstörbar gewesen wäre, hat diese leidenschaft zerrissen: er hat ihr die kinder genommen. So wie der dichter für das ersterben der liebe in Mariamne alle möglichen motive einsetzt, bis sie sich innerlich ganz von Herodes abwendet, so häuft er nun auch die motive, die Herodes zum todesurteil gegen die königin bringen: auf jeden gegen sie ausgesprochenen verdacht geht er ein und straft sie schließlich mit dem tode. Aber mit dem tode Mariamnes endet das drama nicht, wir erleben im fünften akt das weitere wüten des Herodes, das er mit folgenden worten eröffnet:

„Ich rechne jetzt zusammen, was mein grimm
Auf Mariamnes grabe schlachten soll!"

Endlich wird noch die verkündigung der geburt Jesu an die hirten und die anbetung der könige an der krippe in Bethlehem vorgeführt. Alles bleibt unverbunden und unbegründet, wenn auch der dichter im letzten selbstgespräch des Herodes einen leisen versuch macht, ihn als den verzweifelten in einer gottleeren welt, in einem chaos, das auf den himmlischen retter wartet, hinzustellen. Durchweg ist das drama, das in einer unwahrscheinlich unschönen sprache geschrieben ist, in der es von banalitäten wimmelt, in aufbau und charakteristik so verfehlt, daß es von

den zur untersuchung herangezogenen wohl als das mißlungenste bezeichnet werden darf.

Es wurde oben schon darauf hingewiesen, daß PHILLIPS den knoten anders schürzt als die anderen drei bearbeiter des stoffes. Durch Aristobulus' mord vernichtet Herodes im herzen seines weibes mit einem schlage die heiße liebe, die sie zu ihm gehegt. Sie versagt sich ihm bei seiner rückkehr von Oktavian völlig und hört mit einer solchen gleichgültigen müdigkeit der erzählung seines triumphes zu, wehrt sich mit solch wilder entschlossenheit gegen seine zärtlichkeit, daß er endlich einsehen muß, daß er sie verloren hat. Der durch den krassen gegensatz des wirklichen zu seinen erwartungen doppelt verstörte ist den schlimmen einflüsterungen seiner mutter und schwester, die ihn auf einen ehebruch der Mariamne als ursache ihrer kälte hinweisen, um so eher zugänglich, als er nun auch erfährt, daß Soemus sein geheimnis, den ihm übertragenen befehl, verraten hat. Ein von seiner mutter vergifteter trank, den er von seiner gemahlin bereitet glaubt, gibt anlaß zu dem verdacht, daß Mariamne ihn töten wollte, und das durch ihre trauer um den bruder aufs äußerste erregte volk, das in hellem aufruhr den palast stürmt, treibt auch die minister des Herodes, um des staates willen das todesurteil über sie zu fordern. Nach einem nochmaligen vergeblichen versuch, ihre liebe zu gewinnen, fällt Herodes endlich das urteil, um es zu widerrufen, als es zu spät ist. Damit schließt der zweite akt. Der dritte akt zeigt uns das um den in wahnsinn verfallenen könig trauernde volk und Herodes selbst in seinem wahn, daß Mariamne noch lebe. Man versucht ihn in diesem wahn zu erhalten, und es gelingt, ihn auf lange zeiten abzulenken auf staatsgeschäfte, neue pläne von gewaltigen bauten usw. Aber immer dringender wiederholt er dann die forderung, Mariamne zu sehen, — nach allerlei ausflüchten kann man schließlich nicht umhin, die einbalsamierte königin zu bringen. In dem augenblick, als Herodes Mariamne als tot erkennt, verfällt er in einen starrkrampf, aus dem er auch nicht erwacht, als boten vom Zäsar ihm zum beweis kaiserlicher huld die schenkung mehrerer städte und provinzen mitteilen.

Es ist aus dieser kurzen erzählung ersichtlich, daß Stephen Phillips in seiner dichtung nicht eigentlich den zusammenbruch der ehe des Herodes und der Mariamne darstellen wollte, sondern vielmehr den inneren zusammenbruch des königs nach dem tode der Mariamne. Auch zu dieser darstellung fand er alle motive,

wenn auch nur angedeutet, bei Josephus: von dem jubel des volks am laubhüttenfest und dem harmlosen, knabenhaften charakter des Aristobulus bis zu den schenkungen des Zäsar und dem wahn des Herodes. Mit sehr viel dichterischem schwung und einer großen beherrschung der theaterwirkungen hat der dichter eine sehr bewegte und interessante handlung gegeben. Aber es fehlt häufig die tiefere motivierung, und außer dem charakter des Herodes sind alle personen nur skizziert und daher wenig lebendig. Die dichtung enthält große lyrische schönheiten, — Stephen Phillips ist im wesentlichen lyrischer dichter, — auch die gestalt des Herodes ist lyrisch gesehen, nur sein schicksal ist dramatisch.

Hebbels drama bietet eine unvergleichlich reichere fülle von leben. Und man braucht nur den grundgedanken des Hebbelschen stückes neben die andern zu stellen, um zu sehen, wieviel tiefer Hebbel in die seelen der handelnden sieht, um ihr tun zu begreifen. Die handlung des Hebbelschen dramas kann auf die formel gebracht werden: Herodes stellt Mariamne zweimal unters schwert und verliert sie dadurch. Daß Herodes nicht mehr vertrauen kann durch die blutschuld, die er auf sich geladen, muß bei dieser ganz in keuscher innerlichkeit und stolzer reinheit lebenden frau notwendig zur katastrophe führen. Hier ist alles einheitlich und zwingend; und wenn man Hebbel das „versteckspielen der beiden ehegatten miteinander“ vorgeworfen hat, so vergißt man, daß das schweigen der Mariamne, wenn es auch im einzelfalle wohl einmal gezwungen erscheint (so vielleicht I, 3: „O sag mir, wie, ob feurig oder kalt, dann werde ich dir sagen“ usw. . . . „Du schweigst? O schweige nicht!“), im grunde einer natur entspringt, die, auf Herodes' verdacht stoßend, gar nicht anders kann, als sich noch völliger in sich selbst verschließen. Und wenn man bei dem ersten abschied Mariamnes verhalten übertrieben zurückhaltend finden mag, so hat Hebbel durch die wiederholung desselben motivs, die er in den *Antiquitäten* des Josephus vorfand und die, trotzdem sie wohl unhistorisch ist, seiner philosophischen geistesrichtung besonders gefiel, den eindruck des zufälligen im handeln der Mariamne völlig aufgehoben und uns so stark unter die notwendigkeit ihrer natur gestellt, daß wir den ausgang der zweiten probe als absolut entscheidend für beider schicksal empfinden. Hier möchte ich kurz den vorwurf des undramatischen, das in dieser wiederholung nach Bulthaupt liegen soll,

zurückweisen. Undramatisch ist die wiederholung bei Rückert, wo durch sie keinerlei verschärfung des problems, keine veränderung der stellung der handelnden personen zueinander gegeben wird, bei Hebbel ist sie aufs tiefste begründet und daher berechtigt und von höchster dramatischer wirkung. Hebbel schrieb später in einem andern zusammenhang über einen solchen lebensmoment in sein tagebuch (mai 1848): „Es kommt zuweilen wie für den einzelnen menschen, so für ein ganzes volk ein moment, wo es über sich selbst gericht hält. Es wird ihm nämlich gelegenheit gegeben, die vergangenheit zu reparieren und sich der alten sünden abzutun. Dann steht aber die nemesis ihm zur linken seite, und wehe ihm, wenn es nun noch nicht den rechten weg einschlägt.“ So wird für Mariamne erst durch die wiederholung desselben sie entwürdigenden befehls die unmöglichkeit einer wahren ehe mit dem manne, den sie liebt, zur unumstößlichen gewißheit. Es hätte wahrlich nicht des gesprächs mit Titus bedurft, um dem aufmerksamen hörer das verhalten Mariamnes verständlich zu machen: daß sie eingefügt wurde, tut uns wegen der großen dichterischen schönheit der szene nicht leid, wenn sie auch dramatisch kaum gerechtfertigt erscheint. Daß Hebbel in ihr etwa dem leser noch etwas mitteilen müßte, was er bisher nicht hat wissen können, daß er einen kommentar zu seiner eigenen dichtung hätte schreiben müssen, ist meines erachtens eine ganz verkehrte auffassung. Nachdem Herodes durch zweimalige wiederholung desselben befehls bewiesen hat, daß er sie nur noch als mißtrauisch und eifersüchtig zu hütenden besitz liebt, kann und darf Mariamne nur wünschen, durch den tod einer ehe zu entgehen, die für sie jede innere würde und wahrheit verloren hat. Als fast unglaubliches unverständnis erscheint es nun aber, wenn trotz der ausdrücklichen erklärung dem Titus gegenüber immer wieder das verhalten der Mariamne als kindischer, hartnäckiger trotz hingestellt wird. Man sollte denken, daß Mariamnes antwort auf Titus' bitte um einen andern ausweg auch den verständnislosesten kritikern genügt hätte:

„. . . . Gäb es den,
Glaubst du, ich hätt' ihn nicht entdeckt, als ich
Von meinen kindern ew'gen abschied nahm?
Wenn nichts als trotz mich triebe, wie du meinst,
Der schmerz der unschuld hätt' den trotz gebrochen!“

Hier ist in der tat nirgends „absichtliches trotziges schweigen“, wie Landau sagt, sondern unentrinnbares, tragisches schicksal. Und so bin ich der meinung, daß wir allerdings in Hebbels werk „das vollkommene Mariamne-drama“ haben, das Landau erst durch einige eigene vorschläge in der zukunft zu ermöglichen hofft. Es blieb Hebbel vorbehalten, in der erzählung des Josephus den gedanken zu finden, daß Herodes mit seinem aus mißtrauen entspringenden befehl Mariamne in ihrer menschenwürde angetastet und sie so in den tod hineingetrieben hat. Ihm allein ist es gelungen, zwingend und mit erschütternder tragik darzustellen, wie eine so große gegenseitige liebe zur vernichtung des einen durch den andern führen konnte, ohne daß Herodes durch äußere bluttat Mariamnes liebe zerstört hätte, wie bei Phillips; oder die beiden die opfer eines teuflischen racheplans geworden wären, wie bei Massinger; ohne daß auch der zufall oder das schicksal hätte eingreifen müssen, wie bei Calderon: so hat er den tiefsten seelischen gehalt der alten erzählung entdeckt und uns eine tragödie von unvergänglichem wert geschenkt.

*Hamburg.* EMMY BECKMANN.

---

# DIE FRAUENBEWEGUNG NACH ENGLISCHEN ROMANEN DER GEGENWART.

(Schluß.)

*There are plenty like him* (Harold France) *not only in England but in Europe and the new United States of America. They are responsible for some of the unhappiest women in the world, perhaps for the revolt of woman against man. It isn't only that they are petty but absolute tyrants in the home; clever women can always, circumvent that sort; but they're the kind that debase their wives, treating them like mistresses, to whom nothing exists in the world but sex, and as they are vilely blasés, the sort of sex which is but the scientific term for love has long since been forgotten by them, if they ever knew it. Many are born old, perverted by too much ancestral indulgence. All sorts of books are being written to protect the poor girl from the seducer, or the man who would sell her into the life of the underworld; it seems to me it is time some one should start a crusade in behalf of the well-born, the delicately nurtured,*

*the women with inherited brains who might be of some use in the world if not broken or hardened by the roués they marry.* (I s. 44.)

Solche männer wollen keine gefährtinnen haben, wenn sie heiraten. Sie verabscheuen die intellektuellen frauen. Daher weigert sich auch France, bücher für Julia anzuschaffen. Kluge frauen wie Bridgit und Julia merken das bald. So sagt Julia: „Aber ich kann nicht umhin, zu beobachten, daß die männer gänse gern haben — das, was sie weibliche frauen nennen. Wahrscheinlich denken sie, daß kluge frauen zu viele andere hilfsmittel haben und daher von den männern unabhängig sind. *Ergo*, sie machen die männer nicht glücklich.“ (I s. 192.)

Dieselbe erfahrung macht ihre freundin. „Bei Bridgit Herbert war es nicht nur die gründliche reaktion eines feinen intellekts gegen das leere leben der gesellschaft gewesen, sondern auch die bittere erkenntnis, daß sie den reichtum ihrer natur an einen schönen narren verschwendet hatte, der lachte und sie küßte, wenn ihr ich aus seinem embryo emporstrebte und nach den flügeln an dem seinen ausschaute. Dann kam die überwältigende entdeckung, daß die männer, die ihr am besten gefielen, deren freundschaftlicher ergebenheit sie sicher zu sein glaubte, nichts mit ihr anzufangen wußten, als sie entdeckten, daß sie die absicht hatte, sich mit ihrem verstand und nicht mit ihnen zu trösten.“ (II s. 38.)

Die frau dieser kreise muß sich unbefriedigt fühlen; die gesellschaftlichen verpflichtungen können das leben der geistig bedeutenden frau nicht ausfüllen. Doch steht der frau in jener zeit schon jede art der bildung offen. Und da sie bei ihrem manne kein verständnis für ihre bestrebungen findet, sucht sie eine beschäftigung, die ihrem dasein einen inhalt geben könnte. Die engländerin dieser kreise hat sich schon lange mit politik beschäftigt, und so sucht manche hier vergessen.

„Julia lernte das eine geheimnis der zufriedenheit, ihre tiefe und hoffnungslose enttäuschung zu vergessen, indem sie ihren geist beschäftigte mit den größeren angelegenheiten der nation. Zweifellos ist das die fruchtbarste quelle für das interesse der frau für die heutige politik.“ (I s. 206.)

Da die frau aber das bedürfnis hat, sich praktisch zu betätigen, die sorge für andere ja auch stets ihr zugefallen ist, wird begreiflicherweise die geistig regsame Bridgit sich dem praktische ziele erstrebenden sozialismus der *Fabians* zuwenden, und ihre tätigkeit unter den arbeitenden klassen der industrie-

gegenden Nordenglands macht sie zur begeisterten anhängerin von mrs. Pankhurst. Zu gleicher zeit wie Bridgit sich durch ihre intellektuellen bestrebungen emanzipiert, macht sich auch ihre freundin Ishbel Jones selbständig. Sie hat den reichen mann um seines geldes willen geheiratet; dafür hat sie ihm die gesellschaftliche stellung verschafft, denn sie stammt aus altem irischen adelsgeschlecht. Als sie eines abends in der oper mit juwelen bedeckt neben ihm sitzt, kommt es ihr zum bewußtsein, daß sie ganz von ihm abhängig, sein eigentum ist. Sie hat sich für geld verkauft, und das gesetz hat sie ihm ausgeliefert; ihm gegenüber ist sie recht- und schutzlos. Die dienstmädchen in ihrem dienst sind in dieser beziehung besser daran als sie. So faßt sie den entschluß, sich selbständig zu machen. Bezeichnend für den praktischen sinn der engländerin und die englische frauenbewegung überhaupt ist es, daß Ishbel ihre einzige begabung verwertet und einen vornehmen putzmacherladen eröffnet. Ihre häuslichen und gesellschaftlichen verpflichtungen vernachlässigt sie trotzdem nicht. In ihrer regelmäßigen beschäftigung und der selbsterrungenen unabhängigkeit von ihrem mann findet sie glück und zufriedenheit.

Bei Julia wirken diese einflüsse auch ein und bereiten ihren späteren anschluß an die frauenbewegung vor.

Wenn auch der umschwung bei diesen frauen plötzlich wirkt, so hat er sich doch schon länger vorbereitet. Denn in den oberen schichten haben sie schon lange eine sorgfältige bildung genossen und sich politisch und sozial betätigt.

„Es kam die zeit, da Julia viele von ihnen gut genug kannte, um ihnen besser gerechtigkeit widerfahren lassen zu können als der außenstehende, der das wort ‚parasit‘ jeder frau an den kopf wirft, die so glücklich ist, das zu besitzen, was die armen alle begehren: reichtum. Sie erfuhr, daß viele von ihnen für ihre in der politik stehenden gatten mehr arbeiteten als eine schar sekretäre, daß andere während der saison (*season*) sich zu einer frühen stunde erhoben, wenn sie sich gern von der müdigkeit des vorhergehenden tages erholt hätten, um eine große korrespondenz zu erledigen über ein bestimmtes problem politischer, sozialer oder ökonomischer natur, das sie zu lösen bestrebt waren. Viele von ihnen waren ihren gutsleuten wie mütter und überwachten das heranwachsen und die erziehung der einzelnen mädchen oder knaben, die auf ihren gütern geboren wurden. Andere gingen täglich zu den *settlements*, einige

in so verwahrloste distrikte, daß sie tatsächlich hoffnungslos waren und einen mut erforderten, der bei weitem größer ist als der des soldaten, der mit seinen kameraden in die schlacht stürmt. Einige arbeiteten in kirchengemeinden, andere in vereinen, andere allein; fast alle nahmen an einem oder dem anderen wohltätigen werk interesse, viele versuchten über die gewöhnliche methode der hilfe hinaus zu einem problem zu gelangen, das sie lösen könnten, da ihnen die macht der gesetzgebung versagt war." (I s. 281.)

Das ist die frauenfrage der neunziger jahre, wie sie von Sarah Grand, Mona Caird, George Egerton behandelt wird: die bewegung der gebildeten frauen. Sie streben hier nach selbstständigkeit, sie suchen glück und zufriedenheit in der regelmäßigen arbeit, in dem bewußtsein, ihren platz in der welt auszufüllen. Diese strömung hat noch nichts demokratisches.

Aber inzwischen ist die soziale bewegung in England stärker geworden, die *Labour Party* ist erstarkt, und in der regierung der liberalen partei macht sich ein ausgeprägter sozialer zug bemerkbar. Die frauenfrage ist in eine neue phase eingetreten; sie wird beherrscht von der stimmrechtbewegung. Neben der gebildeten tritt jetzt die frau aus den arbeiterkreisen in den vordergrund. Und wenn auch Julia France wenig sympathie für die armen hat, so kann doch die verfasserin die frau aus dem volke nicht ganz unbeachtet lassen. Denn die zahl der arbeiterinnen ist groß, besonders in den nördlichen industriebezirken Englands. In der textilindustrie sind sie schon seit langer zeit und in großer zahl beschäftigt. Hier ist auch das zentrum der großen gewerkschaften.

Über diese frauen sagt Gertrude Atherton: „Nicht nur die schauderhaften übelstände unter den arbeiterfrauen im allgemeinen und den fabrikarbeiterinnen im besonderen fielen ihr auf, sondern ihre intelligenz, und sie brauchte nicht lange, um herauszufinden, daß die durchschnittliche intelligenz überall in England bei den armen frauen größer war als bei den armen männern. Während der mann abgestumpft wurde im einerlei seiner arbeit und weiter im wirtshaus verdummte, war die frau geistig viel regsamer und verlangte nach verbesserungen, denn sie hatte viele kleine interessen, machte pläne, um mit wenig geld möglichst weit zu reichen, und war bewegt von stets wechselnden sorgen um ihre kinder." (I s. 289.)

Außerdem leidet gerade die arme frau durch die bestehenden

gesetze. Es handelt sich hier besonders um die ehescheidung, die in England, abgesehen von andern schwierigkeiten, sehr kostspielig ist.

„Die frauen aus den unteren schichten könnten fast ebensogut sklaven im Kongo sein. Sie können sich von einem manne, der nur ein trunkenbold ist, nicht scheiden lassen, und eine bloße gesetzliche trennung nützt ihnen wenig. Wenn ein mann seine familie verlassen will, braucht er nur nach den *Midlands* oder dem Norden zu gehen und in einer kohlengrube zu verschwinden, während seine frau, die keinen bessern mann heiraten kann, verkommt bei dem versuch, sich und vielleicht ein halbes dutzend kinder zu erhalten.“ (I s. 238.)

Mrs. Lime ist eine solche arbeiterin gewesen. Im alter von zwölf jahren hat sie als *half-timer* in einer baumwollspinnerei angefangen, früh geheiratet, und nun nach dem tode ihres mannes arbeitet sie in der W. S. P. U., überzeugt, daß politische gleichberechtigung das einzige mittel ist, der textilarbeiterin zu helfen. Bezeichnend ist, daß diese frau trotz ihres harten lebens sich eine gewisse bildung angeeignet hat. Diesen bildungsdrang sagt man gerade den bewohnern dieser gegend nach. Es ist auch kein zufall, daß gerade in Manchester die *Women's Social and Political Union* 1903 von mrs. Pankhurst gegründet wurde, hier wo der liberalismus am stärksten ist, und von wo auch die freihandelsbewegung ausging.

Mrs. Flint ist ebenfalls aus den unteren schichten. Sie ist von ihrem mann mißhandelt worden, dann verschwand er, und sie mußte sich, so gut es ging, mit ihren sieben kindern durchschlagen.

Nun arbeiten diese frauen aus so verschiedenen kreisen zusammen. Was hoffen sie durch die politische gleichberechtigung zu erlangen? Warum verlangen sie diese?

Der ausgangspunkt der bewegung ist die fürchterliche armut, gegen die bis jetzt so gut wie nichts getan worden ist. Ihr mütterlicher instinkt treibt die frau auf das gebiet der armenpflege. Außerdem hat sie die kenntnisse des haushalts und der kinderpflege, die für diese arbeit nötig sind. Der mann ist durch andere fragen zu sehr in anspruch genommen, die frau dagegen hat genügend zeit, um sich diesen aufgaben zu widmen. Der einzelne kann hier nur wenig tun; wir leben in der zeit der sozialen gesetzgebung. Daher verlangt die frau, daß man ihr die regelung und abfassung der armengesetze überlasse. So ist das stimmrecht nur mittel zum zweck.

Welche maßregeln würde sie durch die politische gleichberechtigung erzwingen? Sie verlangt vor allem die festsetzung eines minimallohnes, da sie jetzt den lohn herabdrückt. Die folgen würden sich bald bemerkbar machen.

„Die besten wird man behalten, denn die besten sind ebenso tüchtig wie die männer. Die minderwertigen werden andere beschäftigung finden oder von den männern, welche dann ihre familie versorgen können, ersetzt. Sie können an ihren platz im hause zurückkehren, in jene sphäre der frau, von der so viel geredet wird.“ (II s. 73.)

Ferner wird sie sorgen für gute schulung, so daß auch den armen die möglichkeit gegeben wird, eine ihren anlagen entsprechende bildung und ausbildung zu erhalten.

Diese bestrebungen stellen Julia und ihre mitarbeiterinnen in zahlreichen reden als ziele der bewegung auf, die politische seite der frage ganz vernachlässigend.

Es ist nicht erstaunlich, daß viele frauen sich dem gemäßigten sozialismus der *Fabians* zuwenden, der ihnen den einzigen ausweg zu bieten scheint aus dem furchtbaren elend, das sie bekämpfen.

Natürlich wird auch die vielbesprochene und umstrittene taktik der *militants* verteidigt. Auch hier berufen sich die suffragetten auf die der *Reform Bill* von 1867 vorausgegangenen unruhen. Wenn man ihnen einen vorwurf daraus macht, daß sie sensationell sind und aufsehen erregen wollen, so ist das lächerlich. Natürlich ist das ihre absicht. Sie haben vierzig jahre lang ruhig gewartet und sich mit petitionen usw. begnügt, jetzt soll sich die öffentlichkeit mit ihren forderungen beschäftigen. Diesen zweck haben sie erreicht.

Der kampf für das stimmrecht, die mittel, mit denen er durchgeführt wird, das hervortreten an die öffentlichkeit, die berührung mit den verschiedensten schichten der bevölkerung, dies alles muß auf die frauen wirken. Sie leben ja nur für das gemeinsame ziel und sind bereit, alles dafür zu opfern. Was Gertrude Atherton über diese neue frau uns zu sagen hat, findet sich kurz zusammengefaßt in folgendem abschnitt.

„‚Sie werden bleiben,‘ sagte er. ‚Ich kenne sechs oder acht von ihnen persönlich; habe studien an ihnen gemacht, trotzdem sie's nicht wissen. Sie gleichen keinen andern frauen unter der sonne — unter keiner sonne, die je geschienen hat. Sie haben eine neue gruppe gehirnzellen, und etwas neues und

großes entsteht daraus. Die einzige analogie, die ich in der geschichte kenne, sind jene alten märtyrer, welche für irgendeine neue strömung in der religion gestorben sind; dieselben, die sich so gut für bunte glasfenster eignen. Sie sehen gerade so aus wie jene alten führer und märtyrer, wenn sie an den pfahl gefesselt auf dem scheiterhaufen warteten. Da findet man denselben entschlossenen mund, dieselben hellsehenden augen, als ob sie gerade auf die ungeborenen millionen blickten, welche befreit wurden durch das martyrium der wenigen. Ihre begeisterung ist kalt und ewig. Sie sind so entschlossen wie der tod. Es gibt keinen bessern verstand in der welt. Selten ist einer so gut. Sie unternehmen niemals einen unberechneten schritt, und sie gehen nie zurück. Entmutigung und furcht sind gefühle, die sie niemals kennen gelernt haben. Wenn sie verletzt sind, so wissen sie es nicht. Sie fürchten wunden oder tod ebensowenig wie die brutalen kerle, die sie mißhandeln. Kurz, sie sind eine neue kraft, die auf die welt losgelassen worden ist, und die toren da draußen halten sie für hysterische frauenzimmer.'" (II s. 34.)

Einige von diesen frauen werden sich moralisch und geistig immer höher entwickeln und so ein wichtiger faktor im fortschritt der welt werden; dies ist die theorie der verfasserin:

*I have a theory that the world will not improve much until a few women achieve a state of moral and mental perfection far ahead of anything the race has yet known. Such an achievement is impossible to man because he is either oversexed, or the reverse, and in both cases incapable of achieving perfect unity in himself, and absolute strength. But to woman it is possible. There will only be a few of us. Man needn't worry. The world will always be full of the other kind.* (II s. 124.)

Glücklicherweise hat trotz aller hochtönenden worte Julia France selbst doch noch viel von „*the other kind*" an sich, ebenso wie ihre beiden freundinnen Ishbel und Bridgit. Nachdem bei allen dreien die erste ehe mißglückt war und der tod sie von ihren gatten befreit hat, finden sie in der zweiten volles glück. Und auch hier bleibt eins unausrottbar in der frau: die sehnsucht nach mutterglück.

„Dem mütterlichen mädchen, und deren gibt es legionen, kann man ruhig die sorge für die rasse überlassen, sie kann gefreit werden nach der alten, von der gesellschaft sanktionierten art." (I s. 274.)

„Und wie verhielt es sich mit der unsittlichkeit, einen mann unwiderruflich zu lieben und nicht mit ihm zu leben? Die moral war immer noch wichtiger als die politik. Und kinder? Die unfähigkeit Fannys, die sie immer abgestoßen hatte, hatte ihre heftige sehnsucht nach eigenen kindern wieder wachgerufen. Und wenn sie sich diese kinder so wünschte, kinder von einem mann aus all den millionen männern der erde, bedeutete dies nicht, daß sie ihr recht zu leben forderten? Was für ein recht hatte sie, es ihnen zu versagen, da das doch schließlich der hauptgrund war, warum sie selbst das leben empfangen hatte?“ (II s. 269.)

Noch liegen uns diese vorgänge zu nah, so daß wir sie nicht unparteiisch betrachten können. Auch über den dauernden literarischen wert dieser bücher können wir kein urteil fällen. Sie sind größtenteils tendenzschriften, und auch wo dies nicht der fall ist, nimmt selbstverständlich, wenn auch unbewußt, der verfasser partei. Wir finden viele übertreibungen, überschwenglichkeiten, einseitige ansichten, oft bis zur unerträglichkeit gesteigert.

Dadurch, daß sie tagesfragen behandeln, sind sie meist schnell, oft flüchtig geschrieben, für den tag aus dem bewegten, hastenden leben heraus entstanden. Daraus ergeben sich nicht selten widersprüche, die besonders bei Wells auffallend sind, über die wir uns aber schließlich bei der großen anzahl seiner werke, die sehr schnell aufeinander folgen, nicht wundern können. Darunter leidet selbstverständlich die form. *The Convert* wirkt mehr wie ein pamphlet; das bestreben, das problem von allen seiten zu beleuchten und zugleich das leben und treiben der suffragetten zu schildern, der wunsch, diese aktuelle frage möglichst bald zu behandeln (das buch erschien schon 1907), hat zur folge, daß die argumente nicht immer klar durchdacht und herausgearbeitet sind. Oft fehlt der zusammenhang in der handlung, und selbst Vidas charakter tritt nicht deutlich und einheitlich hervor. Bei Wells andererseits laufen erzählung und betrachtungen soziologischer und politischer natur nebeneinander her, ohne zu einem ganzen zu verschmelzen. Am einheitlichsten wirken noch mrs. Humphry Ward und Gertrude Atherton. Die erstere spricht zu uns durch den roman als ganzes; in den personen und ihren handlungen verkörpert sich das problem, so daß wir einen klaren eindruck von ihren ansichten gewinnen können. Gertrude Atherton bemüht sich nur, ein kulturhistorisches bild

zu geben, ein seitenstück zu dem amerikanische verhältnisse darstellenden *Patience Sparhawk and her Times* (1900). Vielleicht findet sich deshalb gerade bei ihr eine gute formulierung der fragen und argumente.

Alle diese romane aber geben uns ein abbild der wirklichkeit. Sie führen uns vor allem ein in die denkungsweise des engländers und zeigen, wie dieser sich zur frauenfrage stellt. Darin liegt ihr wert. Sie ermöglichen uns vom englischen standpunkt aus an die frage heranzutreten und die feinen fäden zu verfolgen, durch die sie mit anderen verknüpft ist. Wir können beobachten, welch tiefen einfluß die frauenbewegung doch schon ausgeübt hat, wir gewinnen aus ihnen ein ziemlich klares und genaues bild ihrer entwicklung innerhalb eines zeitraums von ungefähr zwanzig jahren, dessen richtigkeit sich ergibt aus dem vergleich mit daten und tatsachen. Besonders mrs. Humphry Ward und Gertrude Atherton ermöglichen es uns, die verschiedenen phasen zu verfolgen.

H. G. Wells und Olive Schreiner entwickeln andererseits die probleme und zeigen, wie man sie von verschiedener seite angreifen kann. Der erstere betont vor allem das sexuelle, darüber täuscht uns auch *The New Machiavelli* nicht hinweg, und sieht im weibe vor allem die mutter. Dem entspricht es auch, wenn in seinen zukunftsromanen von einer geistigen weiterentwicklung der frau nicht die rede ist. Daher erhofft er alles für die frau von dem *endowment of motherhood.*

Olive Schreiner dagegen betont als gemeinsames der geschlechter das intellektuelle und warnt (im gegensatz zu den meisten frauenrechtlerinnen) vor einer allzu starken betonung der unterschiede, die sie auf geistigem gebiet nicht anerkennt. So ergänzen sich die beiden, berichtigen einander und ermöglichen es uns so, ein objektiveres bild zu gewinnen.

*The Convert* beleuchtet nun vom standpunkt der suffragette aus die letzte, noch nicht zum abschluß gekommene phase der bewegung. Einen gewissen abschluß haben wir in bezug auf diese insofern, als uns in keinem buch die handlung über 1910 hinausführt, die zeit der *Conciliation Bill,* da nach kurzer pause die *militant tactics* verschärft fortgesetzt wurden.

Überall aber zeigt sich ein zusammenhang mit andern fragen. Immer enger hat sich die bewegung mit sozialen fragen verknüpft. Ging sie anfänglich aus von den gebildeten, wohlhabenden frauen, so ist sie jetzt demokratischer geworden und

stark beeinflußt vom sozialismus, der ja die forderungen der frauen anerkennt. Wird sonst, wenn man von der stimmrechtsbewegung hört, fast nur von der politischen seite gesprochen, so tritt diese hier in auffälliger weise zurück, und dafür treten soziale fragen in den vordergrund, die uns manches in einem ganz anderen lichte erscheinen lassen.

Auffallend ist die allmähliche änderung in der darstellung der frauencharaktere. Da finden wir im modernen mädchen einen ganz andern typ. In *Marcella* erregt es noch verwunderung und mißbilligung, es läuft gefahr, für „unweiblich" gehalten zu werden. Ganz anders ist das jetzt geworden. Selten wird selbst der suffragette unweiblichkeit vorgeworfen, sogar in romanen, wo die satire scharf ist. Auffallend ist die folgende stelle in *The Regent* von A. Bennett:

*He wondered why Isabel Joy should wear a bowler hat and a mustard-coloured jacket that resembled a sporting man's overcoat; and why these garments suited her. With a whip in her hand she could have sat for a jockey. And yet she was a woman, and very feminine, and probably old enough to be Elsie April's mother!* (S. 297.)

Allerdings sind ja die betrachteten bücher (mit ausnahme von *The Convert*) keine romane mit ausgesprochener tendenz für oder gegen die sache.

Neben dem modernen mädchen im allgemeinen, neben der frau der gegenwart begegnen wir jetzt häufig den verschiedenen typen von suffragetten aus allen kreisen der bevölkerung. Einen zug haben sie alle gemeinsam, das fanatische. Dieser wird von freund und feind hervorgehoben und betont.

Aber selbst, wo die *new woman* nicht als solche besonders geschildert werden soll, fanden wir eine ganz andere auffassung des weiblichen ideals (mrs. Humphry Ward und H. G. Wells). Da aber ein getreues bild der gegenwart gegeben werden soll, müssen wir annehmen, daß hier durch die frauenbewegung tatsächlich eine große veränderung eingetreten ist.

Daß aber gerade so viel gelesene schriftsteller sich ernsthaft mit diesen dingen beschäftigen, beweist doch, daß hier probleme behandelt werden, welche die allgemeinheit, die große masse interessieren. Das heutige leben beeinflußte hier die autoren in der wahl ihres stoffes und in der darstellung der probleme.

Andererseits, wir mögen sie hoch oder niedrig einschätzen, geht von diesen romanen wieder eine starke wirkung aus, indem

sie den leser zum denken anregen. So zeigen sie, wie die frauenbewegung, eben weil sie nicht isoliert dasteht, weil sie beeinflußt ist vom geistigen und wirtschaftlichen leben und sich organisch einfügt in die ideen und bestrebungen der zeit, eine bedeutende stellung einnimmt im leben und denken des modernen England.

Diese frauen aber sind erfüllt von sittlichem ernst. Sie verlangen größere rechte, um mit vollem bewußtsein größere pflichten auf sich zu nehmen. Sie wollen teilnehmen an der kulturarbeit und glauben durch ihre eigenart ergänzend eingreifen zu können bei der lösung der sozialen probleme, die sich heute allenthalben erheben. Doch will sich die frau ihren pflichten als gattin und mutter keineswegs entziehen, denn gerade in der mutterschaft sieht sie noch immer ihr höchstes glück. Getragen von idealismus und optimismus, schaut sie in die zukunft, die erst die lösung der schwierigen fragen bringen kann. Sie wird ausgleichend wirken und zeigen, was von diesen forderungen berechtigt und von dauerndem werte ist.

*Marburg (Lahn).* E. Adolph.

---

## JOHN GALSWORTHYS DRAMEN.

Die folgenden seiten sollen eine ergänzung zu dem aufsatze Eckermanns bieten, der in den *Neueren Sprachen* Bd. XX, 65 ff. Galsworthys *romane* behandelt hat. Hier kommt der *dramatiker* zu wort. Erst dann werden wir den *ganzen* dichter kennen. Es wird sich dann auch zeigen, ob die dramen Galsworthys wirklich „künstlerisch nicht allzu hoch stehen“[1] und ob „ihm die künstlerisch vollendete technik fehle“[2]. In einer besprechung der in buchform erschienenen dramen lesen wir im gegensatz hierzu: *Mr. Barrie apart, he is the one English writer who seems to have equally at his command the technique of the novel and that of the play*[3].

In bezug auf die persönlichkeit des dichters verweise ich auf Eckermann. Ob inzwischen ein buch über Galsworthy ge-

[1] Eckermann, s. 66.

[2] *Beiblatt zur Anglia* 1915, s. 208: Horace B. Samuel, *Modernities*, besprochen von B. Fehr.

[3] *The Athenæum* 1909, s. 19. Von dem drama *Justice* heißt es ebenda 1910, s. 259: *It appeals to the connoisseurs of technique by its brilliant stagecraft.*

schrieben worden ist, entzieht sich meiner kenntnis, denn zur zeit ist es schier unmöglich, einen geregelten verkehr mit England zu unterhalten. Übrigens dürften die eventuell erschienenen schriften nicht zu sehr in betracht kommen, da wir hauptsächlich den dichter in seinen eigenen werken zu uns sprechen lassen wollen[1].

Wir behandeln die dramen in chronologischer reihenfolge: *The Silver Box* (1906), *Joy* (1909), *Strife* (1909), *Justice* (1910), *The Eldest Son* (1913). Von *The Little Dream, An Allegory in 6 Scenes* (1911) und *The Pigeon, A Fantasie in 3 Acts* (1912) sehen wir ab. Die dramen sind sämtlich bei Duckworth & Co. erschienen, mit ausnahme des *Eldest Son* auch bei Tauchnitz.

*The Silver Box, A Comedy in 3 Acts.*

Jack, der sohn des liberalen parlamentsmitgliedes John Barthwick, hat in einer nacht in trunkenem zustande einer dame, mit der er speiste und in streit geriet, ihren beutel mit £ 7 12 s. entrissen und ist nach hause geeilt. Ein stellenloser arbeiter, der mann der putzfrau Jones, hilft ihm die tür öffnen, da er das schloß nicht finden kann, und führt ihn in die wohnung; zum lohn darf er zigaretten rauchen und whisky trinken. Nachdem Jack in seinem rausche auf dem sofa fest eingeschlafen ist, entfernt sich Jones unter mitnahme des silbernen zigarrenetuis und des beutels mit inhalt, den er Jack aus der brust gerissen hat. Am nächsten morgen wird das etui vermißt und die putzfrau verdächtigt, es entwendet zu haben. Während mr. Barthwick, ein liberaler, ohne beweise nicht vorgehen will, sind seine frau und die andern von der schuld der mrs. Jones überzeugt. In dem hause des arbeiters findet ein detektiv etui und beutel. Die frau, die kurz vorher ihrem manne heftige vorwürfe wegen des diebstahls gemacht hat, leugnet, die sachen genommen zu haben, wird aber abgeführt, obwohl Jones sich schuldig bekennt; auch er wird verhaftet, da er sich an dem schutzmann vergreift, der kein recht habe, eine unschuldige frau zu berühren. — Die unbekannte dame, der Jack beutel und geld entrissen hat, erscheint im hause Barthwick und fordert ihr geld, denn sie müsse noch am selben tage ihre miete zahlen. Jack,

[1] Vgl. u. a. Beda Prilipp, *J. Galsworthy, epiker und dramatiker* (*Grenzboten* 72, s. 501); L. Kellner, *J. Galsworthy* (*Lit. Echo* XV, 815), Max Meyerfeld (ebenda XIII, s. 1090), Jos. Bell (*Bühne und Welt* XV, s. 496), Stefan Großmann (*März* VII, s. 358); Levin L. Schücking (*Frankfurter Ztg*, 21. II. 1911).

der anfangs sich an nichts erinnern will, muß schließlich seine schuld einräumen. Seine eltern erfahren allmählich auch, daß er in der vergangenen nacht in einem zustande gewesen ist, daß er nicht einmal das haus öffnen konnte und einen fremden mann einließ. Aus den worten des arbeiters Jones geht klar hervor, daß Jack beutel und geld in ganz brutaler weise gestohlen hat. Davon darf aber beileibe nichts in der gerichtsverhandlung, die unausbleiblich ist, verlauten, und Jack wird vom verteidiger instruiert, vor gericht auszusagen, daß er sich auf nichts besinne. Die putzfrau wird natürlich freigesprochen und sofort aus der haft entlassen, der mann, der das geld nur „nahm, nicht stahl“ (*I never stole the box, I took it*), wird wegen mildernder umstände nur mit einem monat schwerer arbeit bestraft. Auf seinen ständigen ruf: *What about 'im? 'E took the purse — 'E took the purse, but it's* 'is money *got* im *off* — Justice! — wird nichts geantwortet, man führt ihn ab, Jack geht frei aus. — Dies der inhalt.

Die kleinen diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Jack, der im rausche gestohlen hat, wird freigesprochen, der arme arbeiter, der dasselbe getan hat, wird bestraft. — Jack, das verzogene muttersöhnchen, der schon einmal einen scheck gefälscht hat, wird seine losen streiche, die ihn ins zuchthaus bringen müßten, weiter treiben; die brave putzfrau, die ihre drei kinder und ihren trunkenbold von mann, von dem sie sich aber doch nicht scheiden lassen möchte, da er in nüchternem zustande freundlich zu ihr sei (*When he's in work, he behaves himself much better, and he's all right with the children too, except when he's not himself*), verliert ihre stellung, und ihre kinder müssen über kurz oder lang auf der straße liegen, wie die kleinen mädchen Livens, die man vor einem *public-house* findet und in einem *home* unterbringt.

Also ein stück sozialen elends, wie wir es alltäglich beobachten können; klassengegensätze, wie wir sie auch täglich wahrnehmen. Nebenher politische heuchelei, oder, wenn dieser ausdruck zu schroff ist, indifferentismus. Der liberale parlamentarier hat mitleid mit den beiden mädchen: *most distressing, I shall certainly make a point of taking up the cudgels in the House. I shall move.* Er will auch, wie wir sahen, die frau Jones ohne beweise nicht verurteilen. Aber ein sehr äußerlicher liberalismus. Mr. Barthwick ist nachgiebig gegen die frau und namentlich gegen den sohn. Sein sohn darf nicht ver-

urteilt, sein name nicht geschändet werden; dem armen teufel schadet es nicht. Und die putzfrau wird er nicht mehr beschäftigen, wie aus der bühnenanweisung am schluß deutlich wird.

Was an dem stück ergreifend ist, ist die einfache darstellung so gewöhnlicher dinge, ohne pose, ohne kraftmittel, und man empfängt den eindruck, das muß so sein, darüber braucht man sich nicht aufzuregen. Keine deklamation, keine philosophie, nackte tatsachen, natürliche sprechweise, und das drama gibt mehr zu denken als manches prätentiöse stück. Nur als *comedy* sollte es nicht ausgegeben werden, eher als eine satire.

Noch unbekannt in Deutschland ist *Joy, A Play on the letter "I" in 3 Acts,* das am 27. september 1907 zum ersten male im Savoy Theatre aufgeführt wurde. Meiner ansicht nach müßte es auf der bühne sehr wirkungsvoll sein, da es eine reiche handlung und nicht lange reden enthält. — Ein junges mädchen, Joy Gwyn, haßt instinktiv Maurice Lever, den liebhaber ihrer mutter mrs. Gwyn, deren mann schon lange getrennt von ihr lebt, und hat erst verständnis für deren handlungsweise, als sie selbst das wesen der liebe in ihrer empfindung für den jungen Dick Merton kennen lernt. Das verhältnis der tochter zur mutter, ein gemisch von kindlicher liebe, eifersucht und teilweise verachtung, und die beziehungen der zwei jungen menschenkinder sind vom dichter diskret angedeutet. Gerade dieses stück erinnert an den Galsworthy, wie wir ihn aus seinen kleinen skizzen kennen.

Eine gute presse scheint es allerdings nicht gehabt zu haben. *Mr. Galsworthy's new play is a complete disappointment*[1]. Die frage desselben kritikers: *What are to be the future relations of Joy and her mother, of the innocent girl and the woman who insists on taking her sexual freedom?* ist nicht recht zu verstehen. Der dichter will uns doch zeigen, daß Joy ihre mutter allmählich begreift. Wie ihr verhältnis zu dieser sich später einmal gestaltet, kommt für ihn nicht mehr in betracht.

Das zweite große drama Galsworthys, *Strife, A Drama in 3 Acts,* das vor kurzem in Wien gespielt wurde, hat vor der deutschen kritik nicht viel gnade gefunden. Es behandelt zustände, über die wir in Deutschland seit jahren hinaus sind, und die bei uns längst poetische bearbeitung gefunden haben. Die arbeiter- und die lohnfrage ziehen bei uns nicht mehr, Haupt-

---

[1] *The Authenæum* 1907, s. 375f.

manns *Weber* sind ja fast schon historisch, und unsere hauptrufer im streite der achtziger jahre sind allmählich ins romantische fahrwasser geraten. Anders in England, wo streiks auf der tagesordnung sind und tarif- und lohnfragen täglich erörtert werden. Wir müssen also Galsworthys *Strife* vom englischen, nicht vom deutschen standpunkte aus ansehen. Der vergleich mit den *Webern*, diesem grandiosen gemälde des schlesischen weberaufstandes, der, wenn ich nicht irre, von der wiener kritik zuerst angestellt wurde, ist überhaupt verkehrt. Im deutschen stücke eine soziale revolution, im englischen eine in ruhigen bahnen verlaufende arbeitseinstellung. Und wenn in beiden dramen ein unschuldiges opfer dargebracht wird, so ist es doch nicht geeignet, als *tertium comparationis* zu dienen. Der alte vater Hilse fällt fast während des gebetes, von der kugel eines soldaten getroffen, er, der vom aufstande nichts wissen wollte; Annie Roberts, die frau David Roberts', des rufers im streite, stirbt an der körperschwäche, die durch mangel und entbehrungen verursacht ist. Wenn sie auch ihren mann nicht zum streike ermutigt, so hält sie ihn jedenfalls nicht, wie etwa Madge Thomas ihren George Rous, zurück und hat verständnis für ihn; sie kann sich daher nicht beklagen, und tut es nicht, daß sie unter den üblen folgen des streiks leidet. — Von einer eigentlichen handlung kann nicht die rede sein. *Strife* ist gewissermaßen ein zustandsdrama, nur wirksam durch die dargestellten verhältnisse. Als handlungen haben zu gelten die konferenzen der werksdirektoren, deren vorsitzender seit fünfzig jahren der alte John Anthony ist, und die versammlung der arbeiter, an deren spitze David Roberts steht. In diesen auftritten hören wir, worum der streit sich dreht. Es ist die alte geschichte: die arbeitgeber wollen möglichst wenig zahlen, die arbeiter möglichst großen lohn und geringe arbeitszeit. Der alte Anthony fürchtet die immer größere begehrlichkeit der arbeiter und fühlt sich dem kapital, d. h. den aktionären gegenüber verantwortlich. *It* (nämlich *the amendment*) *means that we shall fail in the duty that we feel to all Capital. It means that we shall fail in the duty that we owe ourselves. It means that we shall be open to constant attack to which we as constantly shall have to yield. — Give way to the men once and there'll be no end to it.* Der arbeiterführer Roberts kennt nur die interessen seiner klasse. Die jüngeren direktoren, unter ihnen namentlich Anthonys sohn Edgar — beiläufig ein interessantes seitenstück zu Walter Howe

in *Justice*, der auch milder als sein vater denkt und den schuldigen begnadigen und aufrichten will, — sind einem abkommen und vergleiche nicht abgeneigt und möchten sich mit Harness einigen, dem führer der gewerkschaften (*Trade Unions*), die einsehen, daß Roberts zu weit geht. Diese einigung kommt auch schließlich zustande, denn Anthony erhält nicht die majorität und legt den vorsitz nieder, und Roberts wird von den meisten seiner leute im stich gelassen. Die schwäche des stückes liegt darin, daß der vergleich von anfang an wahrscheinlich wird, daß die direktoren gar nicht so geldgierig sind und die arbeiter sich nicht so elend fühlen, wie man annehmen müßte, daß es weniger ein streit um große prinzipien als um persönliche macht, daß geradezu kleinlicher eigensinn im spiele ist. Die milde Enid sagt es ihrem alten vater offen ins gesicht: *It's only you and Roberts, father, and you know it,* und Anthonys diener Frost sieht das sogar ein: *It's a regular right down struggle between the two.* Die situation wird am besten erleuchtet durch den ausspruch Anthonys: *Better go to the devil than give in,* und durch die leidenschaftlichen worte Roberts', als er vom vergleiche hört: *Don't tell me ye have* (nämlich *signed them terms*)*! for the love of God! I reckoned on ye!* woraus hervorgeht, daß er einen solchen gar nicht wollte, und als er vernimmt, daß der alte ihn wirklich nicht gutheißt, sagt er in halb wahnsinnigem gelächter: *Ah, ha — ah, ha, ha! They've thrown ye over — thrown over their Chairman: Ah — ha — ha! So, — they've done us both down, Mr. Anthony?* Diese beiden scharf gezeichneten charaktere, Anthony und Roberts, diese beiden fanatiker, stehen denn auch im mittelpunkte des interesses, alle anderen personen sind mehr oder weniger staffage, und weil dieses so ist, weil es hier nicht zur aufpeitschung der massen kommt, nicht kommen kann, weil demnach der streik unbegründet ist, fällt das stück gegen *Justice* ab.

Diese *Tragedy in 4 Acts* ist ebenfalls in Deutschland aufgeführt worden. Auch hier finden wir eine gerichtsszene wie in *The Silver Box*, auch hier spielen juristische fragen eine rolle, oder vielmehr das ganze gerichtsverfahren als solches soll gegeißelt und an den pranger gestellt werden. Sehen wir, ob dem dichter seine aufgabe geglückt ist. Der inhalt ist mit wenigen worten wiedergegeben: William Falder, kanzlist der advokatenfirma James How und sohn (Walter), liebt Ruth Honeywill, mutter zweier kinder, die frau eines arbeiters. Ob der ausdruck

„liebe" auf ihr verhältnis anwendbar ist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls hat William großes mitleid mit Ruth, die von ihrem manne brutal behandelt wird, und sie planen, nach Amerika auszuwandern; ihre bisherigen beziehungen sind keusch. Das geht aus dem dialog zwischen dem richter und Ruth hervor:

Frome (*advocate*).

*Whath was the nature of your relations with him?*

Ruth.

*We were friends.*

The Judge.

*Friends?*

Ruth.

(Simply.) *Lovers, sir.*

The Judge.

(Sharply.) *In what sense do you use that word?*

Ruth.

*We love each other.*

The Judge.

*Yes, but —*

Ruth.

(Shaking her head.) *No, your lordship — not yet.*

The Judge.

*Not yet! H'm* (He looks from Ruth to Falder.) *Well!*

Und das ist auch psychologisch begründet. — Um sich das geld für die überfahrt zu beschaffen, fälscht William einen scheck, indem er aus 9 eine 90 macht; der verdacht fällt zuerst auf den schreiber Davids, der sich kurz vorher nach Australien eingeschifft hat. Aber durch den kassierer der bank, bei der der scheck ausgezahlt wurde, wird Falder als der ihn einlösende erkannt und gegen die bitten des jungen Walter Howe verhaftet und vom gerichte zu drei jahren zuchthaus verurteilt. Milde läßt der präsident nur insofern walten, als er die journalisten bittet, den namen der frau nicht bekanntzugeben, damit sie vor mißhandlungen ihres mannes geschützt sei. — Nach verbüßung der strafe sucht Falder, der von Ruth nicht vergessen ist, arbeit. Es wird ihm bei seiner vergangenheit schwer, solche zu finden, und der alte advokat ist auf drängen seines sohnes fast geneigt Falder wieder anzustellen, als ein schutzmann im bureau erscheint und nach ihm fahndet, der sich bereits einen monat lang nicht nur auf der polizei nicht gemeldet habe, obgleich er noch

immer unter aufsicht stehe und die polizei sein jedesmaliges nachtquartier wissen müsse, sondern auch, was schlimmer sei, ein gefälschtes zeugnis aufweise, um beschäftigung zu erlangen. Als Falder den schutzmann erblickt, weiß er, was seiner harrt; in einem unbewachten augenblicke stürzt er sich die treppe hinunter und bricht das genick. Diesmal ist er der irdischen gerichtsbarkeit entronnen.

Was liegt hier vor? Ein junger mann hat einen scheck gefälscht und ist bestraft worden; er hat ein gefälschtes zeugnis benutzt und soll wiederum zur verantwortung gezogen werden. Beides, namentlich das erste, schwere verbrechen, und das gericht kann gar nicht anders, als die angeführte sühne aussprechen. Keiner von uns würde wohl anders richten, und die mildernden umstände, die der verteidiger anführt, würden uns ebensowenig wie den vorsitzenden des gerichts beeinflussen, und was dieser zur begründung des urteils hervorhebt: *The Law is what it is — a majestic edifice, sheltering all of us, each stone of which rests on another. I am concerned only with its administration. The crime you have committed is a very serious one. I cannot feel it in accordance with my duty to society to exercise the powers I have in your favour,* dürften wir wohl unterschreiben. Es tut uns leid um den jungen mann, der in edler gefühlsanwandlung gehandelt hat, der bisher unbestraft ist. Aber das verbrechen hat er begangen, und — das ist auch erwiesen — er hat gewußt, daß er einen unschuldigen in verdacht bringt.

Aber der dichter selbst hat wohl auch nicht viel in diesem ersten falle gegen das übliche verfahren einzuwenden. Wir stimmen vielleicht mit Sweedle, dem bureaujungen, überein, der es geradezu ausspricht: *The governor made a mistake -- He ought to have given him a chanst. — They've forgot what human nature's like. Whereas* we *know. They come down on you like a cartload of bricks, 'flatten you out, and when you don't swell up again they complain of it. I know 'em — seen a lot of that sort of thing in my time.*

Die kritik des dichters richtet sich gegen zwei mißstände: 1. die einzelhaft; sie ist verwerflich, weil den schuldigen zerrüttend; 2. die polizeiaufsicht; sie ist verwerflich, weil sie den aus dem gefängnis entlassenen sträfling hindert, wieder einen ehrlichen beruf zu erfüllen. Hier findet Galsworthy manch schönes und kräftiges wort, und hier ist auch am ehesten abhilfe zu schaffen möglich. In der ersten szene des dritten aktes

gewinnt man den eindruck, als ob bei der behandlung der gefangenen allzu summarisch verfahren werde. Cokeson, bureauvorsteher bei How & Son, besucht Falder, dessen schicksal ihm nahe geht, und bittet den gefängnisdirektor, einen menschenfreundlichen beamten, Falder schon vor den üblichen drei monaten mit den übrigen gefangenen auf dem hofe arbeiten zu lassen. Der arzt soll entscheiden. Aber dieser hält es nicht für nötig, eine ausnahme zu machen: *He* (Falder) *doesn't like it (to separate), but it's not doing him any harm. His mind's all right so far. He's nervous, rather melancholy. I don't see signs of anything more. I'm watching him carefully.* Der direktor will selbst nach dem gefangenen sehen. Auf seiner runde spricht er auch mit Falder und ermahnt ihn in gütigen worten, sich zu beruhigen. Helfen kann er ihm nicht, denn der arzt müßte dann anderen dieselbe vergünstigung gewähren. — In szene 3 befinden wir uns in Falders zelle. Eine szene ohne worte, wirksam nur fürs auge, das den häftling in seinem jämmerlichen zustande schaut; er hat knopflöcher an einem hemde anzubringen. Die arbeit geht schleppend vor sich. Plötzlich springt er auf und durchläuft wie ein tier seinen käfig, die 13 fuß breite, 7 fuß tiefe und 9 fuß hohe zelle. Manchmal spiegelt er sich in einem zinngefäß, um sozusagen ein lebendes wesen zu sehen. Da dringt durch das guckfensterchen ein strahl von außen herein. Von der ferne vernimmt man einen dumpfen lärm, der vom schlagen auf metall herzurühren scheint. Er kriecht an die tür. Der ton kommt immer näher und scheint bis in die zelle selbst gedrungen zu sein. Falder hebt seine geballten fäuste; heftig keuchend wirft er sich gegen die tür und schlägt darauf, seine gewöhnliche beschäftigung. — Der vorhang fällt. —

Dieser dritte akt, der im gefängnis spielt und uns verschiedene einzelhäftlinge zeigt, erregte in England großes aufsehen und soll eine bewegung zugunsten der gefangenen hervorgerufen haben.

Was der kritiker des *Athenæum*[1] bemängelt: *Art surely should do something more than reflect life faithfully; it should bring out its harmonies, throw some light on its puzzles. Mr. Galsworthy seems precluded from this function of the artist by a creed of pessimism, and so this tragedy of his is too confined and individual in its interest to make a wide appeal,* trifft die

[1] 1910, s. 259.

ganze moderne naturalistische richtung und zugleich den großen unterschied zwischen typischem und individuellem drama. Ich kann hier darauf nicht eingehen.

Den zuchthäusler behandelt Galsworthy, beiläufig bemerkt, auch in der skizze *The Prisoner* (*A Motley*, Tauchnitz nr. 4203). In ergreifender weise zeigt er die wirkung der einzelhaft. Wir befinden uns, das interessiert uns, in Deutschland, und wir lesen folgende worte: *They* (*the Germans*) *were enjoying it* (*the system*) *with that sort of fanatical thoroughness which they give to everything they take up. I don't want to describe this prison, or what we saw in it; as far as an institution run on such dreadful lines can be, it was, I daresay, well-managed; the Governor, at all events, impressed me favourably.*

*The Eldest Son, A Domestic Drama in 3 Acts,* das 1913 im druck erschien und vor kurzem in Leipzig zur aufführung kam, weckt in gewisser hinsicht die erinnerung an des dichters erstes drama *The Silver Box.* Ein anderes milieu, eine andere gesellschaftsklasse, ein anderes sujet freilich, und dennoch ein wichtiger umstand, der die starke ähnlichkeit ins auge fallen läßt: was bei jedem fremden ein verbrechen ist und gesühnt werden muß, wird beim sohne, wenn auch nicht beschönigt und gebilligt, doch geduldet und darf nicht ans licht der öffentlichkeit kommen, muß also straflos bleiben. Ich behaupte nicht, daß der dichter dies hat zeigen *wollen*; im gegenteil, seine absicht ist eine andere, aber der effekt gleichsam ist derselbe in beiden stücken.

Galsworthy ist im *Eldest Son* daran gelegen, uns die *gentry* kennen zu lehren, die lebensansichten und anschauungen dieser kaste, die in gewisser hinsicht noch so exklusiv wie in den früheren jahrhunderten ist, ein thema, das sich teilweise auch mit dem inhalte seines groß angelegten romans *The Patrician* deckt. — Bill, der älteste sohn des sir William Cheshire, baronet, hat ein etwa zwei monate altes verhältnis zu Freda Studdenham, dem kammermädchen seiner mutter, der lady Cheshire, das, wie er im ersten akte von Freda selbst zu seinem schrecken erfährt, nicht ohne folgen geblieben ist. Die familie weiß von diesen vorgängen nichts, nur Mabel Lanfarne, eine junge reiche irin, die im hause zu gast und von sir William als braut des sohnes ausersehen ist, hat gelegentlich das wohlgefallen Bills an der hübschen zofe, der tochter des *head-keeper*, wahrgenommen. — In diesem akte hören wir hauptsächlich von der sittlichen ent-

rüstung, die in der familie darüber herrscht, daß *Young Dunning*, der *under-keeper*, nicht das bauernmädel Rose Taylor heiraten will, die ein kind von ihm hat. Namentlich der streng denkende sir William ist unerbittlich, Dunning müsse das mädchen zu seiner frau machen oder das haus verlassen, obwohl seine alte mutter von ihm unterhalten, also durch die entlassung in mitleidenschaft gezogen wird: *We can't have open scandals in the village. If he wants to keep his place he must marry her at once.* Die lady und ihr schwiegersohn Ronald Keith sind wohl milder in ihrem urteil, man dürfe die jungen leute nicht zwingen, und wenn Dunning das mädchen nicht mehr liebe, würden sie in der ehe unglücklich sein. Das ficht den edlen herrn nicht an: *That's not a reason.* Wie stellt er sich nun zum sohne, als er erfährt, daß dieser in der gleichen lage wie sein treiber Dunning sei? *Your Dad will have a tough job to take up that position,* sagt Keith zu seiner frau. *Awfully funny; morality in one eye, and your title in the other!* antwortet ihm seine junge kecke, die situation klar erfassende schwägerin Dot. Sir William ist außer sich vor überraschung und wut. Diesen schlag kann er nicht überwinden. Die heirat darf er nicht zugeben; bestehe Bill darauf, dann enterbe und verjage er ihn, und als er dem sohne gegenüber bemerkt: *Do me the justice to admit that I have not attempted to persuade you to,* antwortet ihm dieser fein ironisch: *No, yo have chucked me out.* Die lösung erfolgt, trotzdem Bill das mädchen nicht verlassen will — *I'm not going to leave her in the lurch,* betont er öfters —, dadurch, daß Freda, im gegensatz zu Rose Taylor, die *Young Dunning* nicht freigibt und stets betont: *He didn't ought to treat me as if I was dead,* auf Bill verzichtet, da ihr seine erkaltung nicht entgangen ist. Daß sie in der familie, deren oberhaupt die ansicht hat: *This girl, who was born on the estate, had the run of the house — brought up with money earned from me — nothing but kindness from all of us; she's broken the common rules of gratitude and decency — she lured him on, I haven't a doubt!* nicht willkommen ist, mag bei der feinheit ihres charakters — Dot ist der ansicht: *Freda's just as much of a lady as most girls,* und ihr vater *Old Studdenham's better than most relatives by marriage* — bei ihrem schritt gewiß mitsprechen, das hauptmotiv aber ist gekränkte liebe, und der vater gibt ihr recht: *Don't be afraid, Sir William! We want none of you! She'll not force herself where she's not*

*welcome ... If the young gentleman has tired of her in three months, as a blind man can see by the looks of him — she's not for him!* Also das mädchen trägt den schaden davon, die herrenkaste siegt.

In einer besprechung der uraufführung im leipziger stadttheater meint der rezensent, Galsworthy biete, wie so oft, nichts endgültiges, entwickle aber eine gute dramatische technik, viel psychologisches verständnis und ein vermögen, menschen interessantester charakteristik zu einem runden, fesselnden bilde zusammenzustellen, daß man von dieser kunst gefangen wird. Das sind doch eigentlich genug vorzüge. Die kritiker der tageszeitungen haben dem dichter vorgeworfen, daß er es sich leicht mache, den problemen nicht auf den grund gehe. Man weiß nicht recht, wie das zu verstehen ist. Eine charakteristische eigenschaft Galsworthys ist es, daß er die tatsachen für sich selber sprechen läßt, und diese sind fast immer einfach, durchaus nicht verwickelt, und der zuschauer ist imstande zu erkennen, was an der welt-, besser gesellschaftsordnung, verkehrt ist. Schön heißt es[1]: *There is* (in *The Silver Box*), *indeed, a Swift-like sincerity about its teaching, the moderation of which is as noteworthy as its fidelity.* Nur in *Strife* liegt, wie wir hervorgehoben haben, die sache anders, indem der dichter mehr einen persönlichen kampf als einen der massen schildert, und hier vermissen wir das große prinzip, um das die handlung sich eigentlich drehen sollte.

Wenn wir, und das liegt nahe, Galsworthy mit zwei älteren dramatischen zeitgenossen, mit Pinero und Shaw, vergleichen, so unterscheidet ihn zu seinem vorteil von jenem das streben, den modernen problemen auf den leib zu rücken, die sozialen fragen seinen landsleuten zu gemüt zu führen und sie aufzurütteln. Daß er uns rückständig dünkt, ist wohl ein kompliment für uns deutsche, die wir eben in der sozialen dichtung und der sozialen gesetzgebung den übrigen sogenannten kulturvölkern vorangegangen sind. Das soll uns aber nicht abhalten, Galsworthys verdienst anzuerkennen, der eben ein kind *seiner* zeit und *seines* landes ist und nicht darauf rücksicht zu nehmen braucht, daß wir das liberale England hinter uns gelassen haben. Wir müssen bei beurteilung einer dichtung diese rein objektiv betrachten. Andrerseits ist Galsworthy nicht so bahnbrechend

[1] *The Athenæum* 1906, s. 375.

und kein solcher stürmer wie Shaw, übertrifft diesen aber im bau seiner dramen. Bei aller bewunderung und hochachtung für den originellen und geistsprühenden iren dürfen wir nicht verkennen, daß er uns, mit ausnahme weniger stücke, fast immer unmögliche situationen vorführt, so daß man nicht selten ärgerlich wird und bedauert, daß so viel geistreichigkeit vergeudet ist. Anders Galsworthy. Die handlung ist folgerecht, die charaktere durchgeführt. Es geht bei ihm ohne seitensprünge und purzelbäume ab, und was bei Shaw nicht immer der fall ist; wir wissen, was Galsworthy will, mögen wir ihm beipflichten oder nicht. Das ist in den augen mancher, die durch überkultur und hyperkritik der letzten jahre verdorben sind, wahrscheinlich ein mangel, in der eisernen zeit, in der wir uns befinden und die die auswüchse der früheren epoche beseitigen wird, eine tugend.

*Frankfurt a. M.* J. Caro.

---

## VERMISCHTES.

### VON DER *TAUCHNITZ-EDITION*..

Vor einiger zeit gingen nachrichten durch die blätter, die von der tatsache zu erzählen wußten, daß ein pariser verleger den vorschlag gemacht habe, eine der *Tauchnitz-Edition* entsprechende unternehmung ins leben zu rufen. Die schriftstellerin Violet Paget (pseudonym: Vernon Lee) berichtete, daß dieser verleger ihr ein vertragsformular zugesandt habe, in dem der unterzeichnende autor sich verpflichtete, nie wieder mit einer deutschen oder österreichischen firma, besonders nicht mit Tauchnitz, in geschäftsverbindung zu treten. Sie selbst hat abgelehnt.

In verbindung hiermit sei der folgende auszug aus *The Publishers' Circular* (August, 28, 1915, p. 194) wiedergegeben. Trotz seiner länge ist nichts gekürzt worden:

Letters to the Editor.

*We do not hold ourselves responsible for the opinions expressed by our Correspondents.*

A French Rival to Tauchnitz.

"Standard Collection of Latest Copyrighted Works by British and American Authors for European Continental Circulation only."

Mr. Editor, — We beg leave to call your kind attention to our enterprise, now fully started, and whose object is to destroy the Tauchnitz monopoly on the European Continent.

We have fully succeeded in securing, for a term of years, the valuable assistance of the leading British and American authors now on the Tauchnitz list. We are issuing one work every fortnight. Have already appeared: — "Bealby," by H. G. Wells; "Delia Blanchflower," by Mrs. Humphry Ward; "Spragge's Canyon," by H. A. Vachell.

In September and October will come out "Nicky Nan, Reservist," by "Q."; "The Turmoil," by Booth Tarkington; "The Price of Love," by Arnold Bennett, and so on. As soon as the War ends we propose issuing five works a month. The make-up of the volumes is equal to — if not better — than Tauchnitz's; price, the same.

In spite of present circumstances, we meet with a real, tangible success.

We shall be glad to have your esteemed paper mention this effort of ours, and with anticipated thanks, we remain,

17, Boulevard de la Madeleine, Paris, Aug. 23rd. Yours faithfully, LOUIS CONARD.

[We do not think British and American authors will all be so anxious to "destroy" Tauchnitz, who for so long has done them such good service. We all want to destroy German military and naval power, but the honourable and fair relations which our authors and publishers have had with such houses as Tauchnitz are not so easily destroyed. — ED.]

Es scheint, daß der deutsche buchhandel mit vertrauen der zukunft entgegensehen kann.

*Frankfurt a. M.* H. MUTSCHMANN.

---

## EIN PRAKTISCHES BEISPIEL.

Der einladung der herausgeber der *N. Spr.* zum eintritt in die redaktion habe ich auch deswegen gern folge geleistet, weil ich hoffte, auf diese weise leichter und ungezwungener fühlung zu gewinnen mit so manchen mitarbeitern auf dem gleichen arbeitsfelde. Aus der überzeugung, daß mehr denn je zusammenschluß aller bildungsfördernden kräfte notwendig ist, habe ich meine, wenigstens gutgemeinten dienste den *N. Spr.* zur verfügung gestellt. Aus diesem wunsche, mitzuarbeiten an den gemeinsamen fragen, entstammt die folgende kurze betrachtung.

Im diesjährigen oktoberheft, s. 372, in seiner besprechung des englischen lesebuchs von J. Bube sagt, neben manchen treffenden bemerkungen, Alfred Schumann: „*Rule Britannia* dürfte nach den erfahrungen des krieges in einer künftigen auflage besser fehlen.“ Ich bin nicht dieser ansicht. Weil Deutschland und England krieg miteinander führen, sollen deutsche schüler, die englisch lernen, jetzt und künftig nicht mehr wissen dürfen, welches lied seit fast zwei jahrhunderten den nationalen ehrgeiz der engländer in der denkbar deutlichsten weise zum ausdruck bringt? Welche gründe sollten sie daran hindern? Gefühle des hasses oder der empörung? der gleichgültigkeit oder der geringschätzung? Wäre es unnötig oder gefährlich, die englische nationalhymne kennen zu lernen?

Wer eine fremde sprache mit einiger selbstbesinnung lernt, erhebt sich über die große masse und scheidet instinktiv sein wissen und wissenwollen von ihrem wahn. Wir treiben doch englisch, um möglichst allseitig — soweit ein jeder kommt — die englische eigenart, den englischen geist kennen zu lernen. Wir wollen die kräfte

durchschauen, die im englischen volke lebendig sind; die es dazu getrieben haben, sich den platz in der welt zu erwerben, den es besitzt. Wir wollen verstehen, was dieses volk von sich denkt und von seinem verkehr mit den anderen völkern auf der erde. Gerade jetzt, in der zeit der offenen, erbitterten feindschaft.

Hoch und gering spricht heute verächtlich von dem krämervolk auf seinen geldsäcken. Aber krämersinn allein schafft nicht das mächtigste und höchst kunstvoll gelenkte reich, und nur gegen krämer zu kämpfen ist kein allzu edler ruhm. Der lehrer muß seinen schülern sagen können, daß die engländer nicht bloß krämer sind, und was es allenfalls mit dem krämergeist in der englischen politik auf sich hat. Bei dieser belehrung kann er gut von dem liede *Rule Britannia* ausgehen.

Das lied findet sich in dem patriotischen, 1740 vor dem prinzen und der prinzessin von Wales aufgeführten schauspiel *Alfred* von Thomson und Mallet. Es ist gedichtet und gesungen worden in der zeit kriegerischer verwicklungen mit Spanien, in die der friedliebende minister Walpole auf drängen der schon damals mächtigen handelsherren und der von ihnen beeinflußten menge des volkes gerissen wurde. Der krieg war ein handelskrieg, die patriotische erregung diente der ausbreitung der macht und den geschäften der kaufleute.

Das drama zaubert in der seit den tagen der renaissance wieder beliebt gewordenen form der prophezeiungen die künftige größe englands dem gegen die eingedrungenen dänen zum entscheidenden kampfe ziehenden könig Alfred vor. Ein alter blinder barde singt ihm die ode: Englands herrlichkeit vor allen völkern der welt ist des himmels wille. England ist das gesegnete land. In der stunde seines aufstieges aus meeresgrund singen seine schutzengel ihm das schicksalslied: *Rule, Britannia, rule the waves.* Furcht und neid bringen ihm die anderen, minder gesegneten völker entgegen. Aber all ihre feindschaft ist vergebens. Nach jedem schlag, den England gegen die angreifer führt, wird es nur um so mächtiger. Unbezwinglich bleibt es von aller tyrannengewalt, ruhmreich und frei. Ein glückliches gestade, ein gesegnetes eiland.

Dieses lied feiert die englische unabhängigkeit, die freiheit der sich sicher fühlenden inselbewohner, verkündet stolz die seit den tagen des puritanertums im engländer lebendige überzeugung, dem von gott auserwählten volke anzugehören, und erhebt zuversichtlich den anspruch auf die macht über das meer zur beherrschung der welt. Dieses lied ist der ausdruck jenes ebenso hochmütigen, wie in sich sicheren und selbstgerechten geistes, der sich zur herrschaft berufen fühlt, sich diese herrschaft in zähem, geniale voraussicht mit rücksichtsloser gewalt und list verbindenden kampfe erzwingt und sie heute verteidigt.

Außer dem verse der fünften strophe: *Thy cities shall with commerce shine* ist kaum eine spur von krämergeist in der ode enthalten. Tatsächlich ist jedoch das englische machtbegehren verquickt mit einem kühl berechnenden egoismus, mit einer begierde nach äußeren, materiellen gütern, mit einer geschicklichkeit, fremde reichtümer ins land strömen zu lassen, so daß man wohl den eindruck gewinnen kann, als

ob dieses volk letzten endes die macht nur erstrebe um des gewinnes an geld und gold willen.

Wenn dieser kaufmännische instinkt in der feierlicheren ode nicht erscheint, so zeigt er sich um so unverhüllter in den prophetischen versen, mit denen sogleich nach dem gesang des liedes ein einsiedler das spiel beschließt:

*I see thy commerce, Britain, grasp the world:*
*All nations serve thee; every foreign flood,*
*Subjected pays its tribute to the Thames.*
*Thither the golden South obedient pours*
*His sunny treasures: thither the soft East*
*Her spices, delicacies, gentle gifts:*
*And thither his rough trade the stormy North.*

Aber auch der eremit läßt seine weissagung vom tribut der völker an die City, von der ausbeutung der welt durch das englische reich ausklingen in die immerhin edlere stimmung des schrankenlosen ehrgeizes, der unbesiegbarkeit und des willens zur macht:

*Britons, proceed, the subject Deep command,*
*Awe with your navies every hostile land.*
*Vain are their threats, their armies all are vain:*
*They rule the balanc'd world, who rule the main.*

Die ode des barden und die verse des einsiedlers gehören zusammen. Beide vereint künden das englische ideal des beherrschens, ausbeutens und genießens der welt.

Aus welchem grunde sollten wir unseren schülern die kenntnis dieses ideals, dieser ansprüche vorenthalten? Eine lektüre und besprechung des liedes *Rule Britannia* unter heranziehung der verse des einsiedlers würde dem lehrer die schönste gelegenheit geben, zu zeigen, wie sich im englischen volks- und weltgedanken stolzester nationaler ehrgeiz mit religiös gefärbtem hochmut und an kaufmännische gewinnsucht erinnerndem eigennutz vermischt. Er kann darauf hinweisen, wie in diesem ideal reine und unreine, hohe und niedrige triebe sich verbinden; wie das jedem starken lebewesen innewohnende verlangen nach entfaltung aller seiner kräfte hier in ganz besonders herausfordernder weise die überlegenheit über die anderen, und die tributpflichtigkeit der andern zwecks ausgiebigeren genusses der eigenen stärke beansprucht. Er wird die nationalhymnen anderer völker vergleichend neben die englische stellen, die aus der revolutionsgärung geborene, von patriotischem überschwang und freiheits- und freundschaftsgefühlen durchwehte marseillaise und vor allem den deutschen, den eigenen nationalgesang. Er wird erklären, wie dieses lied in einfacher, aber auch stolzer weise von deutscher gesinnung deutschen bedürfnissen und träumen singt und wird den jungen schwankenden seelen begreiflich machen, daß auch unser *Deutschland über alles* nur dann seine berechtigung hat, wenn wir an innerem wert die anderen völker übertreffen wollen und aus unseren weltansprüchen die flecken fernzuhalten wissen, die wir an England nicht laut genug tadeln können. W. K.

---

# ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXIII. DEZEMBER 1915. HEFT 8.

ERNST TAPPOLET, *Die alemannischen lehnwörter in den mundarten der französischen Schweiz.* Erster teil. 103 s. Mit einer karte. Straßburg, verlag von Karl J. Trübner. 1914. Geh. m. 4,—.

Der verfasser verfolgt eine doppelte aufgabe: zunächst entwirft er an hand des lehnwortes ein kulturbild vom deutschem einfluß auf die landbevölkerung der französischen Schweiz; dann schildert er die sprachlichen schicksale der deutschen eindringlinge mit dem größeren endziele, daraus allgemeine grundsätze über das verhalten der sprache bei der entlehnung abzuleiten.

Die äußeren umstände, welche die einwanderung deutscher wörter bedingt haben, sind geographischer, geschichtlicher und volkswirtschaftlicher art. Bei den geschichtlichen ursachen ist vor allem die im 16. jahrhundert erfolgte vertreibung der bernischen täufer zu erwähnen, welche sich als landwirte in den jurabergen ansiedelten. Eine zweite bedeutende, im 19. jahrhundert stattfindende einwanderung ist auf volkswirtschaftliche ursachen zurückzuführen: veranlaßt durch den aufschwung der uhrenindustrie, durch die viele leute die landwirtschaft aufgaben, wanderten viele berner bauern in die französischen teile des Jura ein als pächter, taglöhner, viehhüter, knechte und mägde, oder auch als handwerker und kleinhändler. Bei der betrachtung der einzelnen lebensgebiete ist der verfasser immer bemüht, den kulturgeschichtlichen gesichtspunkt in den vordergrund zu rücken. Die einwanderung der wörter *kalender* in den berner Jura und *prattik* in das Wallis sind kennzeichnend für das wandern der volksliteratur; auch sind sie die einzigen lehnwörter aus dem gebiete der geistigen kultur. Die tatsache, daß auf dem gebiete von haushalt und familie die zahl der deutschen lehnwörter ganz besonders groß ist, beweist, wie stark hier der deutsche einfluß war infolge des haltens deutschschweizerischer dienstboten und der häufigen heiraten mit deutschschweizerischen frauen, die im haushaltungswesen für besonders tüchtig galten und noch gelten. Bemerkenswert ist der anteil der deutschen ausdrücke, welche die trinksitten betreffen. Von größtem einfluß ist das deutschschweizerische auch auf dem gebiete des schützenwesens und militärwesens. Naturgemäß sind die ausdrücke für die gefühlswelt nur wenig vom deutschen beeinflußt; auch sind es zumeist unlustbetonte lehnwörter, die in den französischen sprachschatz eindrangen, wie die charakterbezeichnungen *grob*, *zäh*, *leid*, und das hübsche *ja-nein* für duckmäuser. Einen in den gegenwärtigen kriegerischen zeiten außerordentlich anziehenden abschnitt bilden die ausführungen über das verhältnis der welschen zu den deutschen. Im allgemeinen kann man sagen, daß aus den lehnwörtern keine achtung und bewunderung für die deutschen spricht, dafür nehmen letztere eine zu niedere

wirtschaftliche und soziale stellung ein. Geringschätzige bezeichnungen für den deutschschweizer sind *tütš*, *tütšmã* (aus *tütš* und *allemand*); weniger verbreitet ist *yaya* (*un pauvre yaya*); der waadtländer kennt ein *o yafreili*, vereinzelt begegnet auch *šuflik* als spottname für den deutschen; *švob* (d. i. schwabe) ist in den berner und neuenburger Jura eingedrungen. Von den vielen ausdrücken für das deutschreden sei das genfer *lanchebroter* „viel ungereimtes zeug schwatzen" erwähnt, ohne zweifel eine ableitung vom schweizerdeutschen *lantšprôx* im sinne von „heimatdialekt". Mit dem pariser teilt der welschschweizer die wendung *choucrouter* „deutschreden".

Der linguistische teil sucht das lehnwort vom standpunkte des „bedürfnisses" näher zu charakterisieren. Tappolet unterscheidet „bedürfnislehnwörter" und „luxuslehnwörter". Unter ersteren sind solche wörter zu verstehen, bei denen mit dem „wortimport" zugleich auch ein „sachimport" stattfindet. „Luxuslehnwörter" sind wörter, die aufgenommen wurden, ohne daß ein materielles bedürfnis vorlag, und trotzdem einheimische synonyme zur verfügung standen. Der verfasser begründet diese einfuhr von luxuslehnwörtern damit, daß sie dem affekt ihr dasein verdanken, das fremdwort somit eine verstärkende wirkung ausübe. Häufig habe auch das deutsche wort eine humoristische wirkung. Eingehende darstellungen der lautlehre, der formenlehre, der wortbildung und des bedeutungswandels bilden den schluß des buches. In der lehre vom bedeutungswandel wird neben der entlehnung im vollen umfang und der partiellen entlehnung auch von der außerordentlich interessanten erscheinung der „bedeutungsverschiebung" gesprochen. Der welsche übernimmt z. b. *tsiga* im schützentechnischen sinne, d. h. in der bedeutung „zeigen" (vom zeiger am scheibenstand); er hat aber nur eine unzutreffende vorstellung von dem eigentlichen begriffsinhalt, der in „zeigen" liegt; er überträgt daher auch sein *tsiga* auf den dienst des kegelbuben, obgleich hier das zeigen gar keine rolle spielt. Was ihn dazu veranlaßt, ist rein sachlich die ähnlichkeit der betätigung beim zeiger und beim kegelbuben: beide bedienen aus der entfernung die teilnehmer eines treffspiels mit zwei funktionsstellen. Der welsche hält sich also an die sache, nicht an die wahre bedeutung des zeitworts, die ihm ja unbekannt ist. Ja, er geht sogar noch einen schritt weiter und sagt: *se tsiga* „sich verstecken", wo die bedeutung also geradezu ins gegenteil umschlägt. Die erklärung ist aber ganz einfach darin zu suchen, daß er aus dem *tsiga* des kegelbuben und des zeigers am scheibenstande nur *eine* tätigkeit heraussucht, und zwar bei der gefährlichkeit der beiden tätigkeiten, besonders der letzteren, die wichtigste, nämlich das sich-in-sicherheit-bringen, also das verstecken.

Neben seinem rein wissenschaftlichen wert wird das vortreffliche buch Tappolets, dem noch ein lehngut-wörterbuch folgen wird, auch im praktischen schulunterricht für diejenigen neusprachler von bedeutung sein, die ihre aufgabe auch darin erblicken, die schüler über die gegenseitigen sprachlichen und damit kulturellen beziehungen der einzelnen völker aufzuklären.

Adolf Toblers *Altfranzösisches wörterbuch.* Aus dem nachlaß herausgegeben von Erhard Lommatzsch. 1. lieferung. LXX u. 48 sp. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1915. Geh. m. 4,—.

Mit unterstützung der königlich preußischen akademie der wissenschaften beginnt nunmehr Adolf Toblers monumentales lebenswerk, das altfranzösische wörterbuch, zu erscheinen. Schon 1872 wurde sein erscheinen angekündigt, aber aus unbekannten gründen kam es nicht zu einer veröffentlichung des werkes. In einem einführenden abschnitte spricht sich der herausgeber, Erhard Lommatzsch, eingehend über die grundsätze aus, die Tobler bei der sammlung seines materials leiteten; dadurch erfahren wir schon jetzt genau, was uns das wörterbuch bieten wird. Neben einer scharfen bestimmung der bedeutungen und bedeutungsnuancen der altfranzösischen wörter und wendungen wird es eine fülle syntaktischer belehrungen enthalten, entsprechend der überzeugung Toblers, „daß der größte teil dessen, was gemeiniglich der syntax zugewiesen wird, fürs französische durchaus dem wörterbuche, und nur ihm, anheimfällt". Weiter werden wir aufschluß erhalten über stehende wortverbindungen, personifikationen, periphrasen, euphemismen und hyperbeln, über stereotype vergleiche, methaphern und wortspiele. Eine zukünftige altfranzösische stilgeschichte wird bei Tobler reiches material finden und dadurch auch einen interessanten vergleich zwischen dem bilderreichtum der mittelalterlichen sprache und dem des heutigen sprachzustandes zu ziehen imstande sein. Endlich sei noch auf die kulturellen aufschlüsse hingewiesen, die wir aus dem wörterbuch erwarten dürfen, auf auskünfte über trachten, sitten und gebräuche, rechts- und sakralaltertümer, gesellschaftliche urteile und vorurteile der zeit, geographische und geschichtliche begriffe, abergläubische vorstellungen, über den allezeit stark zur symbolik neigenden geist des mittelalters, wie er sich in der ausdeutung der farben, der ritterlichen waffen oder der geistlichen gewänder und abzeichen offenbart.

Den einführenden bemerkungen folgt ein 40 seiten langes quellenverzeichnis, worauf das eigentliche wörterbuch beginnt, das in der ersten lieferung bis *abeorer* „tränken" reicht. Über das wörterbuch selbst sei erst dann berichtet, wenn mehrere lieferungen vorliegen. Aber schon heute mag als beweis für die gewaltige arbeitsleistung, die in dem werke steckt, auf die präposition *a* hingewiesen werden, die nicht weniger als 23 spalten umfaßt.

*Germanische lehnwörter im französischen.* Von prof. dr. Alfred Richard Rose. Beilage zum jahresberichte des gymnasiums zu Zwickau. 46 s. Ostern 1914.

Die schrift zeigt nach einer kurzen, die geschichtlichen beziehungen zwischen Gallien und den germanen darlegenden einleitung die einzelnen gebiete, auf denen der französische wortschatz vom germanischen beeinflußt worden ist (kriegs- und heereswesen, jagd, gesellschaftliche und rechtliche verhältnisse, schiffahrt, haus und hof, ansiedlungen, natur und naturerscheinungen, landwirtschaft, wohnungseinrichtung, küche und kochkunst, gewerbe,

kunstgewerbe, kunst, mythisches, kleidung, tiere, pflanzen, eigenschaftswörter, zeitwörter, umstands- und empfindungswörter, abstrakta). Wo es möglich ist, werden bei jedem einzelnen gebiet einleitend die gründe für die einwanderung der germanischen wörter auseinandergesetzt. Die schrift, die etwa 300 wörter behandelt, kann edem lehrer des französischen warm empfohlen werden. Wie die beiden oben genannten werke, wird auch diese abhandlung dem schüler reiche kulturgeschichtliche kenntnisse vermitteln und aufs deutlichste zeigen, daß nicht alles, was die französische sprache der unseren entlehnt hat, den gedanken an etwas häßliches, plumpes, gewalttätiges oder boshaftes erwecke, daß essen und trinken der endzweck deutschen lebens sei. Diese kindische oder auch böswillige behauptung stellt nämlich ein franzose namens Stirling in einem aufsatze auf, der im *Figaro* unter der geschmackvollen überschrift *Der garten der boches-wurzeln* erschienen ist! (vgl. *Zeitschr. d. allg. d. sprachvereins* 1915, nr. 10).

*Darmstadt.* K. BERGMANN.

---

*Französische skizzen*, von dr. LEO WROBLEWSKI. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913. 42 s. M. 1,—.

Eine sehr anregende broschüre, die gleichzeitig als wissenschaftliche beilage zum jahresbericht des königl. kaiserin-Augusta-gymnasiums in Charlottenburg ostern 1913 erschienen ist. Sie zerfällt in zwei teile: eine verständnisvolle, feinfühlige übersicht über die strömungen in der modernen französischen literatur und eine lebensvolle schilderung der kolonialen verhältnisse in Algerien und Tunis.

*Zur vertiefung des fremdsprachlichen unterrichts* von DR. E. SIEPER und DR. M. HASENCLEVER. München und Berlin, druck und verlag von R. Oldenbourg. 1914. 27 s.

Ein hochinteressanter ausschnitt aus der geschichte der methodik, der den zweck verfolgt, das verdienst und die bedeutung Wilhelm Rickens ins rechte licht zu rücken. Die veranlassung zu dieser warmherzigen verteidigungs- und rechtfertigungsschrift leiten Sieper und Hasenclever aus der etwas pomphaften ankündigung eines neuen französischen unterrichtswerkes her, dessen verfasser mit unrecht als reformatoren auf einem gebiete gepriesen werden, auf dem vor ihnen Ricken sich mit erfolg betätigt hatte. Wilhelm Ricken ist — wie die von selten hoher wissenschaftlicher wie pädagogischer warte aus geschriebene broschüre überzeugend nachweist — der erste, der den biogenetischen, d. h. den sprachwissenschaftlich und psychologisch vertieften unterricht seit einer langen reihe von jahren nicht nur in zahlreichen schriften vertreten, sondern auch in seinen französischen lehrbüchern vorbildlich gestaltet hat.

*Der unterricht in den neueren sprachen an der oberrealschule.* Vortrag, gehalten in der versammlung der deutschen oberrealschuldirektoren in Berlin am 2. november 1912, mit einen nachwort über

die deutsche lektüre in den oberen klassen von prof. dr. Carl Dietz. Leipzig, verlag von Quelle u. Meyer. 22 s. Geh. m. —60.

Dieser sehr gehaltvolle, anregende vortrag erörtert die frage, weshalb die ergebnisse des fremdsprachlichen unterrichts an den oberrealschulen (vorwiegend den norddeutschen) der aufgewandten mühe nicht völlig entsprächen. Dietz führt besagten umstand auf drei ursachen zurück: einmal die zu knapp bemessene stundenzahl, dann die überfüllung der klassen, schließlich den mangel an geeigneten lehrbüchern. An letzteren sei auszusetzen, daß sie die methode nicht scharf genug festlegten, ferner daß sie viel zu viel stoff böten. Überhaupt empfehle sich eine einschränkung der zielleistungen. Zu diesem zweck sei auf die lektüre gehaltvoller schriftsteller, also das geistige, den inhalt, das hauptgewicht zu legen, während die übung im mündlichen und schriftlichen gebrauch der fremdsprachen zurückzutreten hätten; über letzterem, *diesem unerreichbaren ziele*, dürfe ersteres, das *viel wichtigere* nicht vernachlässigt werden. Diesem rufe nach mäßigung in unserm neusprachlichen unterrichte, der tatsächlich hin und wieder vielleicht etwas zu hoch hinaus will, kann eine gewisse berechtigung nicht abgesprochen werden. Ob diese mäßigung freilich auf dem von D. vorgeschlagenen wege erreicht werden kann oder soll, ist eine andere frage. Aber selbst wenn man in manchen einzelheiten (so z. b. in bezug auf die übersetzung der schriftstellerlektüre ins deutsche, die D. vorschlägt) sich der meinung des vortragenden nicht anzuschließen geneigt ist, wird man doch im allgemeinen seinen interessanten und reiche erfahrung bekundenden ausführungen eine gewisse zustimmende sympathie nicht versagen können.

*Prüfungsaufgaben für das lehramt der neueren sprachen in Bayern.* I. teil: Übersetzungen in die fremden sprachen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Joseph Buckeley. 2. ergänzte auflage. Nürnberg, Carl Kochs verlagsbuchhandlung. 1914. 102 s. Geh. m. 2,—.

Die sammlung umfaßt die bei der prüfung für das höhere lehramt der neueren sprachen in Bayern von 1873—1913 gestellten französischen und englischen übersetzungsaufgaben, besitzt also für die bayerischen lehramtskandidaten und kollegen sozusagen dokumentarische bedeutung, während sie wohl auch außerhalb Bayerns in den universitätsseminarien zu praktischen übungen mit nutzen verwendet wird. Die zum teil sehr schwierigen texte sind fast ausschließlich deutschen originalen entlehnt, doch kommt die sprachperiode der letzten 20 bis 30 jahre fast gar nicht zu worte.

*Collection Teubner.* Publiée à l'usage de l'enseignement secondaire par F. Dörr, L. Petry. 11. Bändchen. *La Révolution Française.* Vol. II. *La Convention.* Morceaux choisis et annotés en collaboration avec W. J. Leicht par Georges Hardy. Leipzig et Berlin, B. G. Teubner. 1914. Texte (avec 8 illustrations) II u. 73 s. Geh. m. —,60, geb. m. —,85. Notes 52 s. Geh. m. —,50.

Das gute und anerkennende, das ich vor einiger zeit hier (bd. XXII, s. 552) über den I. band dieser schulausgabe zu berichten hatte, kann auch für den nunmehr vorliegenden II. teil gelten, der

die geschichte der revolution mit dem abschnitt des konvents (september 1792 bis oktober 1795) weiterführt. Auch hier stehen text wie kommentar auf bemerkenswerter höhe. Ersterer schöpft seinen stoff aus ähnlichen quellen wie das anfangsbändchen — nur kommen diesmal noch eine reihe briefe dazu —, letzterer stellt zwischen den den text bildenden dokumenten durch eine zusammenhängende darstellung der äußern ereignisse wiederum die verbindung her. Das werkchen kann denjenigen kollegen, welche die große revolutionszeit als lektüre behandeln wollen, gar nicht angelegentlich genug empfohlen werden. Jedenfalls haben sich die herausgeber der sammlung durch die aufnahme dieser wertvollen, vorzüglich gelungenen nummer ein wirkliches verdienst erworben.

*Vocabulaire systématique et guide de conversation française.* Methodische anleitung zum französischsprechen von Dr. KARL PLOETZ. 22. verbesserte und vermehrte auflage, neu bearbeitet von RICHARD PLOETZ und dr. GUSTAV PLOETZ. Berlin, F. A. Herbig, verlagsbuchhandlung. 1913. XII u. 578 s. Geb. m. 3,50.

Das *Vocabulaire systématique* ist wohl für alle französischtreibenden ein alter bekannter. Von jeher hat es übrigens zu den besten erzeugnissen der Ploetzschen muse gehört. Die neue, 22. auflage ist der älteren mir zufällig vorliegenden 15. gegenüber um 126 seiten gewachsen, hat also eine bedeutende erweiterung des wortschatzes erfahren, wohl infolge der veränderungen und fortschritte, welche die letzten jahrzehnte auf allen gebieten menschlicher tätigkeit mit sich gebracht haben. Manche kapitel sind nicht nur erweitert worden, sondern haben zum teil auch eine andre anordnung des stoffes erhalten. Besonders wertvoll sind die anmerkungen, die allein ein wirkliches lehrbuch der synonymik — und kein schlechtes! — vorstellen. Störend wirkt immer noch die etwas altertümliche phonetische umschrift. Weggefallen sind die *Dialogues* der älteren auflagen, nicht zum schaden des buches. Auch das alphabetische inhaltsverzeichnis hat zum besten der praktischen gebrauchsfähigkeit des werkes einige erweiterungen und änderungen erfahren.

*Teubners kleine sprachbücher*: I. Französisch. *Leçons de français.* Kurze praktische anleitung zum raschen und sicheren erlernen der französischen sprache für den mündlichen und schriftlichen freien gebrauch. von prof. dr. OTTO BOERNER. 2. auflage. Mit einer karte von Frankreich, einen plane von Paris und einer französischen münztafel. Druck und verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1910 VIII und 256 s. Geb. m. 2,40.

Wie schon der titel bekundet, soll das büchlein in erster linie praktischen bedürfnissen wie auch dem selbstunterrichte dienen. Für diese zwecke mag die älteren methoden zugehörende anordnung des stoffes — vokabular, lesestück, übersetzungsübung, sprechübung nebst grammatik in fußnoten — durchaus angemessen sein. Bücher dieses schlags, nach denen das erlernen *rasch und sicher* vor sich geht, gibt es ja bekanntlich in massen. Gut ist es immerhin, wenn diese art unterrichtsliteratur, die anscheinend

eben tatsächlichen bedürfnissen entgegenkommt, auch einmal von einem wirklichen fachmann auf ein etwas ernster zu nehmendes niveau gehoben wird.

*Manuel pratique de prononciation et de lecture françaises.* Phonétique. Transcriptions phonétiques. Par L. BASCAN. Rambouillet (France). Institut de phonétique française. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). Ohne jahreszahl. 228 s. M. 2,50.

Man ist versucht, dem buche nach der lektüre der etwas sehr populär-elementar gehaltenen einleitung nicht das zuzutrauen, was es zum erstaunen des lesers in der folge tatsächlich leistet. Ohne in seinem theoretischen teile die bekannten und zumeist benutzten lehrbücher wie Passy, Rousselot, Nyrop usw. an vollständigkeit ganz zu erreichen, dürfte es sich doch für die allererste einführung in die phonetik durchaus nicht weniger eignen als jene, da es in höherem maße den praktischen bedürfnissen rechnung trägt. Getreu seinem motto *peu de théorie, beaucoup de pratique* bringt es reichliche und glücklich zusammengestellte übungsbeispiele (auf der linken seite die gewöhnliche, rechts gegenüber die phonetische schreibung) zu den vorher bezüglich ihrer artikulation theoretisch beschriebenen lauten. Auch an hinweisen auf die der deutschen und englischen artikulationsart in den einzelnen fällen anhaftenden fehler (ähnlich wie es Zünd-Burguet in seiner *Méthode pratique, physiologique et comparée de prononciation française* tut) spart der verfasser nicht. Außerdem gibt er unterrichtenden auf s. 27 einige gute methodische winke. Dieser praktische übungsteil findet dann im vierten abschnitt in form von zusammenhängenden lesestücken mit phonetischer umschrift seine fortsetzung; diese stücke sind sogar — über die eigentliche bestimmung des buches hinaus — mit besonderen, der wort- und sacherklärung dienenden anmerkungen versehen worden. In allen teilen aber verdient das buch wegen seiner methodisch praktischen anordnung uneingeschränktes lob. Die wenigen ausstellungen, die man vielleicht zu machen versucht ist, können sich deshalb nur auf einzelheiten, nicht auf die anlage im ganzen beziehen. Nicht befriedigen kann z. b. das s. 76/77 über das *h* gesagte oder vielmehr nicht gesagte. Ebensowenig ist der verzicht auf eine besondere vorführung des *v* und des stimmhaften *s* zu billigen. Diese beiden laute werden keineswegs, wie verf. s. 77 und 104 behauptet, im deutschen [, englischen] und französischen auf dieselbe weise artikuliert, sondern haben, wie bei uns männiglich bekannt ist, in gewissen teilen Deutschlands einen ganz anderen lautwert. Vielleicht ist es auch nicht klug, den ausdruck *sonore*, der nach des verfassers eigener terminologie (s. 76) *stimmhaft* bedeutet, gleichzeitig auch — anscheinend nach dem vorbilde phonetisch nicht gebildeter französischer grammatiker — in der bedeutung *lautbar* zu gebrauchen (s. 93). Als auffallend registriere ich noch die von B. (s. 33) zu *je vais* gestellte lautform [ʒə ve] mit sogenanntem *geschlossenen e*, die er neben [ʒə fɛ] auch bei *je fais* gelten läßt. Hier kann es sich meines erachtens doch höchstens

um eine zwischen [e] und [ɛ] stehende nuance handeln, nicht aber um ein wirklich *geschlossenes* [e]. Neben der vom verf. (s. 61) gegebenen lautform [dœ̃.kɛrk] hat *Dunkerque* bekanntlich noch die andere [dõkɛrk]. Zu bedauern ist schliesslich das fehlen eines wortregisters, das gerade im hinblick auf den außerordentlichen reichtum an übungsbeispielen dem buch als nachschlagewerk eine besondere bedeutung verliehen hätte.

Druckfehler: s. 19 *charté* statt *clarté*; s. 22 ist zu lesen: *x est remplacé par* [ks] (nicht *par* [k]!).

*Dresden.* LUDWIG GEYER.

---

EUGEN HERZOG, *Historische sprachlehre des neufranzösischen.* I. teil: Einleitung. Lautlehre. (Indogerm. bibliothek. Zweite abteilung, sprachwissenschaftl. gymnasialbibliothek, herausgegeben von Max Niedermann). 8°. XVI u. 317 s. Heidelberg, Carl Winters universitätsbuchhandlung. 1913. Kart. m. 4,—.

Dieses werk, welches eine darstellung des gesamtbildes des neufranzösischen lautstandes zu geben versucht, ist ein ungemein gehaltvolles buch, für das die bezeichnung büchlein wirklich zu bescheiden ist. Mit einer sorgfalt und peinlichkeit, die man in zahllosen fällen anerkennen muß, ist Herzog den quellen, den sich kreuzenden oder sich vereinigenden einflüssen klassenpsychologischer oder sprachpsychologischer art nachgegangen, den bedingungen, die schließlich zu der heutigen aussprache der französischen laute geführt haben. Er hat ein buch verfaßt, das nur auf grund langjähriger experimenteller forschung und wohlüberlegter beurteilung der durch experiment und beobachtung gewonnenen ergebnisse geschrieben werden konnte.

Aber kann dieses reichhaltige buch wirklich als eine einführung in die sprachwissenschaft gelten? Ein buch, das zur einführung dienen soll, muß einfach und leichtfaßlich, zugleich elementar und großzügig sein. Es darf nicht durch seine gewandtheit, vielseitigkeit und subtilität verwirrend und fast erdrückend wirken. Herzog nun arbeitet unausgesetzt mit den schwierigsten und feinsten methoden der experimentellen phonetik. Was er sagen und lehren will, kommt mitten aus seiner persönlichsten, noch nicht abgeschlossenen arbeit heraus; die ergebnisse, die er findet, sind häufig noch nicht endgültiger art, lassen verschiedene möglichkeiten der interpretation zu. Was er bringt, ist nicht einführung, sondern verlangt verständnisvolles mitarbeiten an den problemen und problemchen, ein mitarbeiten der bereits eingeführten. Wer erfolgreich mitarbeiten will, der muß schon vertraut sein mit der methode der arbeit, die hier in ihrem betriebe vorgeführt wird. Einem solchen kenner wird das buch die reichste belehrung bieten; ja, je mehr einer kenner ist, um so größeren gewinn wird er aus ihm ziehen.

W. K.

---

**Traugott Böhme**, dr. phil., *Spensers literarisches nachleben bis zu Shelley.* Berlin, Mayer u. Müller. 1911. IX u. 349 s. (Palaestra XCIII. Untersuchungen und texte aus der deutschen und englischen philologie, herausgegeben von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt.) Preis m. 10,—.

*Archimage with his hell-hounds foul*
*Doth Britomart enchain:*
*Talus doth seek out Artegall,*
*And tells him of her Pain.*

Diese verse sind in der 1714 erschienenen spensernachahmung Samuel Croxalls zu lesen, einer politischen tendenzdichtung. „Der als würdiger greis erscheinende Archimago ist Ludwig XIV.; durch seine tücke wird Britomart (= England) eingefangen und muß von seinen schützlingen Sir Bourbon (= Spanien) und der gleißenden dirne Romania alle schmach leiden; ein *youthfull Squire* (der von Frankreich unterstützte Stuart-prätendent) beraubt sie sogar ihres haarschmuckes und ihrer rüstung, doch schließlich führt der von Talus herbeigeführte Artegall (die englische wehrmacht) den sieg der Britomart herbei.“ So wechseln zeiten und menschen; bevor wir in die besprechung des vorliegenden werkes eintreten, müssen wir unwillkürlich angesichts der scheinbaren freundschaft der früher stets feindlichen staaten, die den jetzigen grausen weltkrieg entfesselt hat, die obigen verse hervorheben, ohne den vorwurf der unsachlichkeit erwarten zu dürfen. Wenn die *N. Spr.* rein wissenschaftliche aufsätze und referate trotz des krieges veröffentlichen, so mögen unsere politischen gegner unsere objektivität erkennen, und in dieser richtung dürfte sich auch schließlich, diese bemerkung sei hier nebenbei gestattet, die antwort auf die frage bewegen, wie unsere stellung zu den neueren sprachen nach dem kriege sein wird, und die prof. Viëtor auch bereits kurz angedeutet hat (*N. Spr.* juli 1915; auch Küchler ebda. november).

Böhmes eingehende und tiefgründige arbeit ist wie so viele deutsche studien durch die große wiederbelebung hervorgerufen worden, die der romantik in den letzten jahren bei uns zuteil geworden ist, der kunstrichtung, die aber wohl wieder wie so manche andere nach den gewaltigen zeitereignissen in den hintergrund treten wird.

Wir können den fachgenossen und kollegen nur raten, *Spensers literarisches nachleben* zu lesen; sie werden an der hand dieser schrift gelegenheit finden, einen gang durch die englische literatur von Spenser bis zur neueren zeit zu machen und ihre kenntnisse aufzufrischen und zu vertiefen. Darin sehen wir den gewinn einer solchen lektüre. Sie hebt einen über das immerhin einförmige der berufstätigkeit hinaus und hält frisch, und Paulsen anerkannte ja gerade, daß wir deutschen oberlehrer uns bemühen, über der praxis die wissenschaft nicht zu vergessen.

Der reiche inhalt, den wir nur andeuten können, ist in sieben kapitel gegliedert: Spensers nachwirkung bis zu Miltons auftreten, von Milton bis Dryden, in der zeit der restauration, im zeitalter des rationalismus, im bürgerlich-sentimentalen zeitalter, im zeitalter der vorromantik, im zeitalter der hochromantik. Manche landläufige

auffassung wird beseitigt, z. B. die über William Hayley (s. 214). Zu sir John Davies, dem verfasser der *Orchestra, or poem on dancing*, ist jetzt die monographie von Margarete Seemann zu vergleichen (*N. Spr.* XXIII, 189). Böhme ist ein vorsichtiger forscher, wie wir s. 324 wahrnehmen, was freilich bei der feststellung von entlehnungen nötig ist, um kein falsches bild zu erhalten, und trotzdem werden wir vielleicht die eine oder die andere stelle nicht als beweiskräftig für eine direkte verwandtschaft ansehen, z. b. s. 38 und s. 322. — Scotts *shaggy monarch of the wood* (s. 261) wird wenige seiten vorher (s. 253) erwähnt, Böhme hätte es sich also bequemer machen können.

Es ist interessant, mit dem mit dem ganzen wissenschaftlichen apparat arbeitenden verfasser die auf und nieder gehenden wellen des Spenserschen einflusses zu verfolgen. Nur einiges bemerkenswertere wollen wir hervorheben. Spenser, der epiker, bleibt nicht ohne einwirkung auf das *drama*, wie wir bei Marlowe wahrnehmen. — Das ernste und religiöse epos verdankt ihm reichliche anregung, so Milton, freilich mehr in den jugendwerken als im *Paradise*. — Am auffallendsten ist es, daß Bunyans *Pilgrim's Progress* nachweisliche Spensersche anklänge zeigt. Das mag namentlich Bernard Shaw betrüben, der seinen liebling Bunyan dem romantiker Shakespeare gegenüber ausspielt (vgl. *N. Spr.* XXII, 439 u. 445). — Unklar ist Popes stellung, der erst später als rationalist sich scharf gegen Spenser wendet. — Ist dann in der vorromantik Spenser *der kriegsruf der Pope-gegner*, so bricht sich die durchgedrungene große würdigung Spensers bald bahn, und wir sehen, wie Keats, sein *geschworener knappe*, und Shelley den stärksten einfluß des großen epikers, der in gemeinschaft mit Shakespeare und Milton nunmehr zu *our great poets* zählt, aufweisen. Wir schließen mit Böhmes worten: „So bildet die romantik den höhepunkt einer interessanten historischen entwicklung, deren kümmerliches samenkorn zur blütezeit des rationalistischen klassizismus in Popes *Alley* gepflanzt wurde, deren köstlichste früchte aber erst nach hundert jahren in Keats' und Shelleys dichtung reifen."

Die sprache, das möchten wir bei einer so schwierigen untersuchung, die oft ins kleine geht, hervorheben, ist fließend. Einige ausdrücke muten seltsam an, wie *untriftig* (s. 258), *bildkraft* (s. 258), *genießerisch* (s. 264), *fehlerquellen* (s. 315) (= trügerische ähnlichkeiten). Von adverbialen bildungen mit *weise* macht Böhme zu häufigen gebrauch, z. b. *interessanterweise*.

S. 187 heißt es in bezug auf Macpherson und Percy wohl richtiger *unechter* und *echter* alter volkskunst statt umgekehrt.

S. 215 lies *der* verleumdung.

*Frankfurt a. M.* J. Caro.

---

*Englische schulausgaben.*

1. *A Concise Account of the Waterloo Campaign from Various Authors.* Für den schulgebrauch ausgewählt und bearbeitet von dr. Ernst Kreuser. Mit drei farbigen karten. Leipzig, Dyksche buch-

handlung (Dyks neusprachliche schulausgaben, bd. 21). 95 u. 58 s. Geb. m 1,40.

2. Dasselbe werk mit englischen anmerkungen. (Neusprachliche reformbibliothek, 49. bd.) Gleicher verlag und preis.

Der herausgeber wollte unsern schulen eine darstellung des gegenstandes aus englischer quelle bieten. Da es aber den englischen historikern teils an unparteilichkeit fehlt, teils, wo diese vorhanden ist, einzelschilderungen vermißt werden, so stellte er einen text aus verschiedenen englischen autoren zusammen, wobei einiges auch nach deutschen historikern ergänzt und berichtigt wurde. Diese aufgabe ist so geschickt gelöst, daß man ohne studium der originale das eklektische verfahren des herausgebers nicht bemerkt. Die durch karten unterstützte erzählung ist anschaulich und fesselnd. Der preußischen mitwirkung und ihrem entscheidenden einfluß sowie den deutschen truppen Wellingtons wird die gebührende anerkennung zuteil.

In den anmerkungen (in getrenntem anhang) wird auf jeder seite sachliches und sprachliches getrennt erklärt. Die sprachlichen anmerkungen geben zum teil nur übersetzungen, oft geben sie die aussprache an; die sachlichen sind sehr nützlich. In der englischen ausgabe sind die anmerkungen zum teil etwas kürzer gefaßt und viele wörter in fußnoten übersetzt; also ein mittelweg zwischen *reform* und älterem brauch. S. 70, 33 gibt *torment of horse* usw. keinen befriedigenden sinn. Es ist ohne zweifel *torrent* zu lesen, welches wort s. 92 unten in ganz ähnlichem zusammenhang wirklich steht[1]. Das werkchen ist zu empfehlen; der lehrer hat die wahl zischen ausgabe 1 und 2.

*Diesterwegs neusprachliche reformausgaben*, 44, 46, 50. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1915.

Aussprachebezeichnung der *Ass. phon. int.* Erklärungen englisch, bei einzelnen wörtern durch umschreibung oder ein bekannteres wort, zuweilen wird ein deutsches zu hilfe genommen. Am schluß alphabetischer index, der auf die stelle hinweist, wo das wort vorkommt.

44. Alex Hill, *Round the British Empire.* Adapted for the Use of Schools by Prof. Joseph Mellin. 139 u. 63 s. Geb. m. 2,—.

Eine reise um die welt, wobei besonders die britischen besitzungen berührt werden. Am ausführlichsten ist Australien nebst Tasmania und Neuseeland behandelt. Man lernt hier viel geographie und naturgeschichte. Außerdem wird gezeigt, wie man auf einem ozeandampfer lebt und sich die zeit vertreibt. Das stolze bewußtsein, in einem weltreich überall wie zu hause zu sein, ist dem verfasser nicht zu verdenken. Ohne ein paar seitenhiebe auf die deutschen (s. 9, 108) geht es freilich (lange vor dem jetzigen krieg)

---

[1] Anm. zu 5, 24: richtiger blau, weiß, rot; der weiße streifen steht in der mitte.



nicht ab. Daß ein griechischer name auf einem freskogemälde (32, 11) mit *Z* statt mit *Σ* geschrieben ist, hätte erwähnung verdient. Druckfehler: *Barrock* (9), *colapse* (26). Ein englisch-deutsches wörterbuch (75 s., preis geh. 65 pf.) ist beigegeben.

46. *Diary of a Pilgrimage* by JEROME K. JEROME. Edited &c. by RUDOLF FRITZ, Ph. D. 70 u. 42 s. Geb. m. 1,40.

Gekürzte ausgabe des bekannten buches. Zweck der reise war, das passionsspiel in Oberammergau zu sehen. Dieses wird mit verständnis und bewunderung besprochen. Auch unser land und volk überhaupt, sowie die deutsche musik, wird günstig beurteilt. Alles dies auf den letzten zwanzig seiten. Bis dahin die gewöhnlichen reiseerlebnisse, mit komischen zwischenfällen, die sich aus der unkenntnis fremder sprachen und einrichtungen ergeben. Anm. zu 39, 1: *an Englishman speaks of England as of his motherland.* Wohl nur selten; meist wird er *my* (oder *our*) *country* sagen. Das wort *fatherland* wurde von Isaac d'Israeli dem *holländischen* entlehnt und erst später von andern vorzugsweise auf Deutschland bezogen.

50. *War-Sketches published and explained* by Prof. JOSEPH MELLIN. 58 u. 26 s. Geb. m. 1,25. (Wörterbuch geh. 55 pf.)

Der abschnitt III, 1 (von Carlyle) betrifft den krieg von 1870, alle übrigen den jetzigen. Sie sind zum größeren teil englischen quellen, besonders zeitungen und zeitschriften, entnommen. Der englische standpunkt ist in III, 2 und IV, der deutsche in III, 1 und II vertreten, die anderen stücke sind ziemlich unparteiisch. Luftkrieg, tauchboot, kriegshund finden ihre kurze (bei 2. u. 3. zu kurze) darstellung. Also *up do date!* Einiger aufschub hätte nichts geschadet. Inzwischen sei auf die von deutsch-amerikanern englisch redigierte wochenschrift *The Fatherland, Fair Play to Germany and Austro-Hungary* (Neuyork) hingewiesen. Der name [*kannefat*] 42 bedeutet in der tat *butter-churn*, da der erste teil wohl auf das niederdeutsche *kernen* (= *to churn*) zurückzuführen ist; *fat* natürlich = faß, nicht fett.

*Kassel.* M. KRUMMACHER.

---

BRUNO BUSSE, *Das Drama. III. Von der romantik zur gegenwart.* (Aus natur und geisteswelt, bd. 289.) Leipzig, Teubner. 1914. 136 s. Preis m. 1,25.

Den zwei früheren bändchen über das drama („Von der antike zum französischen klassizismus", „Von Versailles bis Weimar") läßt B. hier eine darstellung der entwicklung des dramas im 19. jahrhundert folgen. Wie den beiden ersten läßt sich auch diesem dritten teil nachrühmen, daß vf., ohne langweilig zu werden oder sich in bloßer aufzählung zu verlieren, auf knappem raum einen umfangreichen stoff bewältigt, stellt er sich doch die aufgabe, die verschiedenen richtungen bis in ihre äußersten europäischen ausläufer zu verfolgen. Es ist klar, daß bei der masse von sachen und namen oft nur ein flüchtiges beiwort zur charakterisierung genügen muß, aber gerade darin hat B. eine sichere hand: so wenn er etwa von

dem „ungerechtfertigten weiterleben" von Uhlands dramen spricht, Erckmann-Chatrians „behaglicher provinzialkunst" gedenkt, den *Datterich* „ein geniales bummlercharakterbild" nennt, von Freytags *Journalisten* mit recht sagt, daß man „dies nette kleinstadtidyll" durch den vergleich mit Lessings *Minna von Barnhelm* unerlaubt emporgehoben hat." (Daß diese knappheit gelegentlich unklarheit zur folge hat, ist mir nur bei einer der zahlreichen inhaltsangaben aufgefallen: was s. 91 über die *Wildente* gesagt ist, läßt unklar, was der grund für Hedwigs tod ist.)

Diese frische selbständigkeit und ruhige sicherheit des urteils macht einen hauptvorzug des büchleins aus. Sie kommt auch besonders den umfangreicheren würdigungen zugute; was etwa über Maeterlinck, Hebbel und besonders Ibsen gesagt ist, trifft ins schwarze; bei Kleist freilich (der überhaupt mit der gleichen anzahl seiten wie Dumas fils etwas schlecht wegkommt) ist das persönliche bekenntnis in seiner kunst nicht recht betont, das uns Wilhelm Herzog so überzeugend klar gemacht hat; und wenn B. Hebbel nur als vorläufer Ibsens wertet, so muß ich allerdings sagen, daß *mir* hinter dem glänzenden analytiker oft krankhafter menschen und verhältnisse die dichterische kraft des dithmarschers als immer mächtigerer fels emporzuragen scheint.

Der standpunkt des verfassers ist bei aller hochschätzung Ibsens der eines sicheren vertrauens auf die dauer der klassischen kunst (s. 38); daher mag vielleicht seine überschätzung von Stephen Phillips rühren (s. 41). Um so auffälliger ist es daher, daß von den vertretern des neuen deutschen idealismus nur Lienhard und nicht der bedeutendere Paul Ernst genannt ist (vielleicht wegen des verfassers s. 120 angedeuteten abneigung gegen das buchdrama?).

Richtigzustellen sind ein paar kleinigkeiten: s. 3 Zenge, s. 14 Kathi und ingrediens, sowie eine mehrfach vorkommende merkwürdige wortstellung (z. b. s. 47: „doch ist Rangabé ein freund deutscher kunst *und hat er* Shakespeare für sein volk zu gewinnen gesucht").

Dem gebildeten wird das lebendig, gewandt und sachkundig geschriebene büchlein ein guter und zuverlässiger führer sein.

*Flensburg.* O. Weidenmüller.

---

Paul Cauer, *Die kunst des übersetzens.* Ein hilfsbuch für den lateinischen und griechischen unterricht. Fünfte vermehrte und verbesserte auflage. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1914. VIII, 178 s. Geb. m. 4,—.

Christoph Beck, dr., k. professor am alten gymnasium in Bamberg *Die sprachwissenschaft an den höheren schulen.* Bamberg, C. C. Buchners verlag. 1914. 11 s. Geh. m. —,60.

Duden, *Rechtschreibung der deutschen sprache und der fremdwörter,* bearbeitet von dr. J. Ernst Wülfing und dr. Alfred C. Schmidt, unter mitwirkung des kaiserlichen oberkorrektors Otto Reinecke

Neunte, neubearbeitete und vermehrte auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut. 1915. LII, 565 s. Geb. m. 2,50.

Wenn auch das Cauersche buch, wie schon sein untertitel sagt, für den altphilologen geschrieben ist, so sollten wir lehrer der neueren sprachen nicht an ihm vorübergehen, schon deshalb nicht, weil der verfasser anlässe, *in das gebiet der neueren sprachen hinüberzugreifen* (s. II), gern ergreift. Die art, wie er das tut, verpflichtet uns auch, zu seinen ausführungen stellung zu nehmen, sei es zustimmend, sei es abwehrend. Was das allgemeine betrifft, so wird jeder philologe die theoretischen auseinandersetzungen über die kunst des übersetzens mit interesse lesen und anregungen für seinen unterricht daraus schöpfen, wenn auch die beispiele nur aus dem lateinischen und griechischen unterricht genommen sind. Man sieht daraus, wie Cauer bemüht ist, den unterricht zu vertiefen und zu einem verständnis des wortes über den buchstaben hinaus zu führen und so in bestem sinne erzieherische arbeit zu leisten. Fraglos steht ja im mittelpunkt des sprachlichen, zumal des altsprachlichen unterrichts die lektüre, und sie dem verständnis zu erschließen, dürfte für diesen wenigstens auch heute noch die übersetzung das alleinige mittel sein. Cauer ist nicht an der frage vorübergegangen, ob dies auch das rechte mittel sei, er führt sogar bei seiner beweisführung zugunsten des übersetzens das übertreibende urteil Haupts, „Das übersetzen ist der tod des verständnisses" (s. 4) an. Daß er die schwierigkeiten nicht verkennt, zeigt schon der umstand, daß er seinen ausführungen den titel *Die kunst des übersetzens* gegeben hat. Aber für uns lehrer der neueren sprachen ist ja die frage der übersetzung von viel einschneidenderer bedeutung, handelt es sich doch erst einmal um die bedeutung des (her)übersetzens in der didaktik des neusprachlichen unterrichts überhaupt. Seit anfang der bewegung um eine neugestaltung unseres unterrichtes steht die übersetzungsfrage im mittelpunkt des interesses[1].

Wird aber übersetzt, so werden wir Cauer beipflichten, wenn er sagt: „Einmal muß die sprache, in die wir übersetzen, wirkliches, lebendiges deutsch sein ... Dann aber muß die eigenart des ... dichters oder schriftstellers gewahrt werden" (s. 6). Von den verschiedenen kapiteln, in denen der verfasser die wege angibt, das ziel zu erreichen, dürfte für uns neusprachler das von der *grundbedeutung* (s. 20 ff.) am anziehendsten sein. Er geht von der neigung der schüler aus, „sich beim präparieren mit einer bedeutung zu begnügen, die gerade für den vorliegenden zusammenhang paßt" (s. 20). Mit recht wird als die quelle des fehlers das sonderwörterbuch angegeben, gegen das auch in dieser zeitschrift schon wiederholt stellung genommen worden ist. Dagegen besitzt nach des verfassers meinung „der, welcher die grundbedeutung erfaßt hat, einen lebendigen stamm, aus dem er mit geschickter pflege immer neue blüten hervortreiben kann" (s. 21). Im anschluß daran kommt Cauer auf die

---

[1] Darüber handelt ganz neuerdings Flagstad in seinem versuch einer psychologischen begründung des sprachunterrichtes; vgl. *N. Spr.*, XXII, 677, und meine besprechung im *Beiblatt zur Anglia*, XXVI, 59.

etymologie zu sprechen und stellt fest, daß im allgemeinen die lehrer der neueren sprachen nach dieser seite eine ablehnende haltung einnehmen. Ist das richtig? Ich war bisher, nach universitäts- und schulerfahrung, der ansicht, daß die neuphilologen den vorteil, den sie nach Cauer dadurch haben, daß sich in ihrer wissenschaft „der vergleichende blick ... über weitere zeiträume und schärfer getrennte kulturgebiete erstreckt“ (s. 31 f.), auch ausgenützt hätten. War nicht eine ernste strömung in der methodik des neusprachlichen unterrichts bemüht, sich nicht an der übertragung des fremdsprachigen textes in die muttersprache genügen zu lassen, um den text mit den hilfsmitteln der fremden sprache selber verstehen zu lehren? Wo mehr als bei der benutzung von *einsprachigen* wörterbüchern kam es darauf an, in den eigentlichen geist der fremden sprache einzudringen, das abgeleitete wort mit seinem grundwort in verbindung zu bringen, die übertragene bedeutung aus der ursprünglichen abzuleiten? Wenn sich trotzdem gerade neuphilologen dieser richtung gegen die etymologie ausgesprochen haben, so taten sie es wohl nur gegen die etymologie, die nur den *sprachlichen* zusammenhang (mit dem lateinischen z. b.) aufdeckte, nicht aber gegen die *bedeutungslehre*, die wir gern mit Cauer als denjenigen teil der sprachwissenschaft anerkennen möchten, der am unmittelbarsten für die schule fruchtbar gemacht werden kann (s. 21). Was dazu von etymologie nötig ist, wird der lehrer heranziehen, er wird auch, zumal im englischen, die brücke zum deutschen und französischen zu schlagen nicht unterlassen, immer aber im hinblick auf die bedeutung des daraus für die sprache zu folgernden. Völlig einverstanden wird er mit Cauers meinung sein, daß die etymologie vom übel ist, „sobald sie ihre deutungen aus gebieten holt, die dem schüler fremd sind, und unbekanntes durch unbekanntes erklären will“ (s. 30).

Es trifft sich merkwürdig, daß es gerade ein neuphilologe ist, der den von Cauer mit diesen worten bezeichneten irrweg geht. Ich spreche von Beck, dessen theoretische ausführungen sich zwar fast ganz mit dem hier gesagten decken, dessen praktische beispiele aber dazu in einem völligen gegensatz stehen. Hält der verfasser maß — maß halten nennt er seinen obersten grundsatz (s. 9) — wenn er zur erklärung des ablativs nach komparativen im lateinischen darauf hinweist, daß das griechische, das russische, das italienische in diesem falle den genitiv, das irische den dativ verwende? Ist wirklich etwas gewonnen, wenn schülern gesagt wird, daß im dativ pl. das irische mit dem lateinischen und griechischen übereinstimme, daß es *-ib* als suffix habe? Nach des verfassers meinung verschwindet durch derartige vergleiche „das ungetümerhafte so vieler endungen“ (s. 9). Gibt es kein besseres, kulturgeschichtlich lehrreicheres mittel, den schülern die verwandtschaft der indogermanischen sprachen aufzudecken, als die endungen?

Es ist klar, daß gerade der neuphilologe mehr als der altphilologe und der germanist sich vor abwegen dieser art hüten muß bei der fülle der anforderungen, die die neueren sprachen durch die aussprache und schrift, die bedeutung der auffassung durch das ohr und die wiedergabe in der fremden sprache bieten. Alle diese

schwierigkeiten machen dem lehrer der alten sprachen kaum beschwer. Die vielgestaltigkeit unserer aufgabe soll und darf uns aber nicht hindern, den text der lektüre auch sprachlich dem verständnis wirklich zu erschließen. Alles, was dazu dienen kann, auch die ergebnisse der sprachwissenschaft, werden willkommen sein.

In einem exkurs über den gebrauch des lexikons wendet sich Cauer noch einmal besonders gegen die sonderwörterbücher und fordert unter anerkennung der vorzüge des *Englischen schulwörterbuches* von Ziegler und Seiz allgemein solche wörterbücher, „die durch anlage und ausführung überall die frage nach dem woher zu wecken vermögen“ (s. 154).

Was Cauers ausführungen zur kunst des übersetzens das gepräge gibt, ist sein beständiger hinweis auf den wert der arbeit des übersetzens für die bereicherung der muttersprache. Für ihn dient die beschäftigung mit der fremden sprache auch vor allem dazu, die beherrschung der eigenen zu fördern; man vergleiche z. b. s. 47: „Einer der häufigsten fehler des stils ist die eintönigkeit ... Gegen solche armut gibt es keine bessere abhilfe, als das übersetzen aus einem mustergültigen fremden werk.“ Ich meine, wir müßten die deutsche sprache vor allem durch sie selber lehren. Daß da noch viel zu tun möglich ist, haben die neuesten bestrebungen erwiesen. In diesem zusammenhange möchte ich es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß unseren schülern eine kenntnis des eigenen wortschatzes, wie er in der fremden sprache geübt werden soll, oft mangelt, daß sie nicht wie die französischen schüler zum täglichen gebrauch ein wörterbuch ihrer eigenen sprache in händen haben, das ihnen diese kenntnisse vermittelte. Die guten wörterbücher, die wir jetzt haben, sind zu groß, der DUDEN, der eben in neuer auflage vorliegt, ist im wesentlichen rechtschreibungswörterbuch. So viel ansätze er auch zeigt, über die rechtschreibung, für die er uns unentbehrlicher führer geworden ist, hinaus auf die bedeutung des wortes (z. b. bei den fremdwörtern) einzugehen, er stellt nicht das wörterbuch dar, das wir im besitze eines jeden deutschen schülers zu sehen wünschten. Dies würde, um mit Cauer zu reden, berufen sein, „eine lebendige anschauung vom wesen der sprache und ihrem verhältnis zum denken erwecken zu helfen“ (s. 142). T. Z.

---

*Französische sprachschule für bürgerschulen und verwandte lehranstalten* von FETTER und dr. K. ULLRICH. Wien, Pichlers Wwe. u. Sohn. 1911. I. u. II. teil je m. 0,85.

Das lehrbuch ist für bürgerschulen berechnet, die das französische als wahlfach lehren, und denen nur eine beschränkte anzahl von stunden für dieses fach zur verfügung steht. Der stoff ist deshalb in jeder hinsicht auf das allernotwendigste beschränkt.

*Frankfurt a. M.* AD. GRINER.

---

Druck von C. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

# DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXIII. JANUAR 1916. HEFT 9.

## DER DEMOKRATISCHE GEIST NEUFRANKREICHS IM DRAMA VICTOR HUGOS[1].

Die persönlichkeit Victor Hugos weist schroffe aristokratische züge auf. Sein vater, ein lothringer, entstammte einer familie, die im 16. jahrhundert geadelt worden war. Er verstand es, sich der neuen ordnung der dinge anzupassen, und wurde general unter Napoleon I. Seine mutter dagegen, die aus der Vendée stammte, war gut königlich gesinnt. Die verschiedenheit der politischen ansichten führte im jahre 1815 zu einer scheidung der eltern. Die unbeugsamkeit des charakters, die sich in einer scheidung aus solchen gründen ausspricht, vererbte sich auf den sohn. Victor Hugo bewahrte zeit seines lebens eine herbe schroffheit, eine vornehme zurückhaltung, die alle vertraulichkeit fernhielt. Er hatte viele bewunderer, keine freunde. Er liebte es, die haltung des olympiers einzunehmen, der den minder würdigen geistern von seinem reichtum spendet, ohne sich jemals selbst zu geben. Er hat bis in die äußerlichkeiten seines 83jährigen lebenslaufs hinein vieles mit Goethe gemein. Die franzosen haben selbst eine art nebenbuhlerschaft der beiden geister festzustellen versucht. Als in Rom ein Goethestandbild enthüllt wurde, schenkten sie den römern sofort ein standbild Hugos, obwohl dieser zu Rom keine ebenbürtigen beziehungen hatte. Wie Goethe war Hugo in seiner jugend den bildenden künsten tätig zugewandt. Wie Goethe versuchte er sich auf allen gebieten der dichtkunst: in lyrik, drama und roman. Und sein lebenswerk, das in der großen ausgabe letzter hand (1880—85) 70 foliobände umfaßt, kommt an umfang dem Goethes

[1] Vortrag, gehalten in der Dresdner gesellschaft für neuere philologie.

fast gleich. Wie Goethe suchte er alle tiefen des menschenlebens dichtend zu ergründen. Nichts menschliches sollte ihm fremd sein. Aber gerade in den tiefen scheiden sich die beiden geister. Was an Goethes innerstem wesen urdeutsch ist, seine sachlichkeit, das einfühlen in seinen gegenstand, das erfassen von innen heraus, das sein schaffen dem der natur gleichartig erscheinen läßt, was Schiller als naiv bezeichnet, das gerade fehlt dem franzosen. Deutsch sein heißt eine sache um ihrer selbst willen tun. Und nirgends ist wohl die sachlichkeit so groß wie bei Goethe und dem anderen germanischen riesengeist: Shakespeare. Diese dichter gehen vollkommen in ihrem gegenstande auf, und sie können es, weil in ihrer unendlich reichen natur ein stück von jedem ihrer wesen enthalten ist. Victor Hugos dichtung ist im gegenteil durch und durch auf ihn selbst abgestimmt. Er ist so unsachlich, so persönlich wie irgend möglich. Zweck und ziel seines schaffens ist er selbst, seine größe, sein ruhm. Seine personen sind abgerissene teile seines wesens, sprechen seine gedanken und gefühle aus, nehmen seine gebärde an. Sie leben kein selbständiges leben außer ihm, sie sind keine menschen von fleisch und blut, sondern schattenbilder seines ich, von der glut der in ihm brennenden leidenschaft in die außenwelt geworfen. So ist nicht das drama, sondern das persönlichste gebiet der dichtung, die lyrik, sein eigentliches feld, er selbst sein eigentlicher einziger gegenstand auch im drama.. Das dem franzosen natürliche selbstgefühl steigert sich bei ihm zu übermenschlicher maßlosigkeit. Zu jedem seiner werke schreibt er eine vorrede, in der er sich selbst verherrlicht. Der dichter ist seher, prophet, lehrer der menschheit. *Il a charge d'âmes.* Er muß die menschen lehren, bilden, zu sich hinaufziehen. Er steht über den königen, er ist dem weltgeist am nächsten. So große geister wie er werden der menschheit nur alle tausend jahre beschert. Ein großer dichter folgt immer auf einen großen staatsmann, der ihm sozusagen den weg bereitet. So folgte Shakespeare, den Hugo zeit seines lebens vergötterte, auf Karl den großen. So folgt nun er selbst auf Napoleon. *Pourquoi maintenant ne viendrait-il pas un poète qui serait à Shakespeare ce que Napoléon est à Charlemagne?* So fragt er 1829, im alter von 27 jahren, in der vorrede zu *Marion de Lorme,* ohne sich allerdings selbst zu nennen. Die acht jahrhunderte, die Karl den großen von Shakespeare trennen, und die in wahrheit eine welt bedeuten, werden von Hugos selbstgefühl, vielleicht

auch von der bekannten französischen geschichtskenntnis, mühelos übersprungen. In den 1800 jahren christlicher zeitrechnung sind in der tat nur Karl der große und Napoleon als staatsmänner, Shakespeare als dichter würdig, neben Hugo, dem auserwählten der menschheit, als ebenbürtig genannt zu werden. Daher muß, koste es, was es wolle, ein zusammenhang zwischen ihnen erzwungen werden. Aber Hugo ist mehr als sie, er ist staatsmann und dichter zugleich. *C'est au poète qu'il appartient d'élever, lorsqu'ils le méritent, les événements politiques à la dignité d'événements historiques.* Und wenn er als abgeordneter durch seine überschwenglichen reden, denen oft jeder zusammenhang mit der wirklichkeit fehlte, meist nur heiterkeitserfolge erzielte, so war in seinen augen er allein im recht, und das gehudel der menge unter ihm nicht fähig, ihm auf die höhe seines standpunktes zu folgen.

Es könnte erstaunlich erscheinen, daß ein für seine person so übertrieben aristokratisch fühlender mann doch demokratische ansichten vertritt. Aber der geist der zeit ist in ihm mächtiger als die persönliche anlage. In seiner jugend war V. Hugo königstreu gesinnt wie seine mutter, die ihn allein erzog, da der vater fast immer abwesend war. Aber sobald er zum mann heranreifte, gegen das jahr 1830, bekehrte er sich zum demokratischen liberalismus seines vaters. Von da an schreitet er im anschluß an die herrschenden strömungen der zeit auf derselben bahn immer weiter, und gegen das jahr 1850 ist er ein reiner demokrat und republikaner. Als solcher schleudert er in den büchern: *Napoléon le Petit*, *Histoire d'un crime* und den *Châtiments* seinen glühenden haß gegen den thronräuber Napoleon III. Bezeichnend ist die kleine erzählung, die sich daran knüpft. Napoleon III. soll, als man ihm das erstere buch zeigte, mit feinem lächeln gesagt haben: *Ah, Napoléon le Petit par Victor Hugo le Grand.*

In den dreißiger jahren des neunzehnten jahrhunderts haben sich die demokratischen ansichten Hugos befestigt. In demselben jahrzehnt sind die meisten seiner dramen geschrieben worden. Ihre bedeutung für die geschichtliche entwicklung der französischen literatur ist größer als der dichterische wert, den wir ihnen heute noch zugestehen können. Denn um sie hauptsächlich sind zwischen den romantikern und den klassizisten die entscheidenden theaterschlachten geschlagen worden, die für wenig mehr als ein jahrzehnt dem neuen geschmack zum fast

unbestrittenen siege verhalfen und die alleinherrschaft des klassizismus dauernd beseitigten. Berühmt ist die aufführung des *Hernani* im Théâtre-Français am 25. februar 1830. Hugos anhänger Gérard de Nerval, der von Goethe geschätzte *Faust*-übersetzer, und Théophile Gautier standen an der spitze der aufgeregten jugend, die durch wildes gebaren und großen aufwand an lungenkraft die alten perücken in schrecken setzte und den sieg entschied. Aber noch zwei tage später, am 27. februar 1830, schreibt Hugo an seinen freund Paul Lacroix: *Minuit* (*en rentrant de la seconde représentation d'«Hernani»*): *convoquez pour lundi tout notre arrière-ban d'amis fidèles et forts.* Dieser heerbann bestand durchgängig aus angehörigen der literarischen und künstlerischen bohême, wie sie Murger so treu geschildert hat. Es war nicht nur der ewig wiederkehrende kampf der jugend gegen das alter, des neuen gegen das veraltete, sondern vor allem der kampf des demokratischen geistes der französischen neuzeit gegen die alte vornehme aristokratische kultur des klassizismus. Es war auf literarischem gebiete dasselbe, was auf dem politischen die große revolution schon lange vorher geleistet hatte.

Form und inhalt der dramen Hugos zeigen das nämliche streben zum demokratischen. Auch die vorreden betonen immer wieder den zug zum volke, zum volkstümlichen. Aber dieses streben kommt selten rein zum ausdruck. In der Hugo-literatur findet sich, wahrscheinlich deshalb, selten ein genauerer hinweis darauf. Der erwähnte aristokratische zug seines stolzen ichbewußtseins, der im sinne einer geistigen aristokratie aufzufassen ist, kämpft in seinem innern mit den übermächtigen einflüssen des demokratischen geistes der zeit, der mit geringen unterbrechungen seit 1789 in Frankreich herrscht. Dieser zwiespalt scheint rein verstandesmäßig nicht lösbar zu sein. Vom standpunkte der logik aus ist die widerspruchsvolle seele Hugos überhaupt nicht zu fassen. Victor Hugo als denker ist ein kapitel für sich. Er hatte zwar den ehrgeiz, ein philosoph zu sein. Aber seine mehr theoretischen schriften, die vorreden seiner werke und sein buch über Shakespeare sind ein wahres chaos unlösbarer, handgreiflicher widersprüche. Gefühl ist alles bei ihm. Das gefühl herrscht einseitig über den verstand. Und vom standpunkte des gefühls aus werden alle seine widersprüche begreiflich. Es ist eine psychologische tatsache, daß die gefühle sich nach gegensätzen ordnen. Wundt nennt dies das „beziehungs-

gesetz der psychischen kontraste“. Die hauptgegensätze sind die bekannten: lust und unlust, erregung und hemmung, spannung und lösung. Diese gegensätze übertragen sich aber auch auf die vorstellungsinhalte, da an diese stets mehr oder minder ausgeprägte gefühle geknüpft sind. Da, wo das gefühl die herrschende seelische tätigkeit ist, werden auch alle vorstellungen sich nach gegensätzen ordnen. Und in der tat scheint Victor Hugo gar nicht anders als in gegensätzen denken zu können. Die sogenannte antithese beherrscht alle arten seiner schriftstellerei. Er wendet sie bewußt und unbewußt an. Sie ist ihm das wesentlichste merkmal des genies. Aus ihr erklärt er das *clair-obscur* Rembrandts und die größe Shakespeares, für den er in seinem buche *William Shakespeare* die formel *totus in antithesi* findet. Daher ist ihm Shakespeare der größte dramatiker und der schöpfer des modernen dramas. *Shakespeare c'est le Drame*, heißt es in der vorrede zum *Cromwell*. Das drama stellt nach ihm das leben und die wahrheit dar; darum ist es wie diese dualistisch. Es stellt die gegensätze des lebens nebeneinander: *le laid à côté du beau, le difforme près du gracieux, le grotesque au revers du sublime, le mal avec le bien, l'ombre avec la lumière.* Daher die *confusion des genres*, der *tragédie* und *comédie* im drama, eine verletzung der klassischen einheit des stils, aber zugleich eine bereicherung. Daher auch der vorrang des häßlichen in der kunst. Das mißgestaltete, ungeheuerliche, das Victor Hugo in seinen romanen und dramen, in *Marion de Lorme, Le Roi s'amuse, Lucrèce Borgia*, der zerrissenheit seiner natur entsprechend, mit vorliebe darstellte, steht ihm über dem schönen. *Le beau n'a qu'un type; le laid en a mille.* Diese doppelseitigkeit des dramas beruht nach ihm auf der zwiespältigkeit des christentums, das wie die ganze welt aus einer summe von gegensätzen besteht. *Du jour où le christianisme a dit à l'homme: — Tu es double, tu es composé de deux êtres, l'un périssable, l'autre immortel, l'un charnel, l'autre éthéré, l'un enchaîné par les appétits, les besoins et les passions, l'autre emporté sur les ailes de l'enthousiasme et de la rêverie, celui-ci enfin toujours courbé vers la terre, sa mère, celui-là sans cesse élancé vers le ciel, sa patrie; — de ce jour le drame a été créé. Est-ce autre chose en effet que ce contraste de tous les jours, que cette lutte de tous les instants entre deux principes opposés qui sont toujours en présence dans la vie, et qui se disputent l'homme depuis le berceau jusqu'à la tombe?*

Hugos antithetischem kopfe ist diese trennung in zwei un-

überbrückbare gegensätze an sich ein vorzug, dessen überlegenheit gegenüber der einheit des altertums ihm keines beweises bedarf. Mit der schärferen ausprägung der zweiheit wächst das verdienst des christentums: *Il met un abîme entre l'âme et le corps, un abîme entre l'homme et Dieu.* Miltons paradies steht durch den gegensatz des *enfer horrible* hoch über Homers elysium. Daß diesem auch ein tartarus gegenübersteht, kümmert den denker Hugo nicht. Von Rubens, den er für den romantischen dualismus in anspruch nimmt, sagt er: *il se plaisait à mêler à des déroulements de pompes royales, à des couronnements, à d'éclatantes cérémonies, quelque hideuse figure de nain de cour,* ein verfahren, das Hugo, von Shakespeare ermuntert, in *Cromwell, Le roi s'amuse, Marion de Lorme* nachahmt. Aus der zerrissenheit der gefühle erklärt sich auch *un sentiment nouveau, inconnu des anciens et singulièrement développé chez les modernes: la mélancolie.*

Bei aller einseitigkeit bietet uns diese auswahl der merkmale doch den schlüssel zur erkenntnis der gegensätze klassisch und romantisch. Was der kunstanschauung eines Lessing, eines Winckelmann, des reifen Goethe als das höchste galt: die untrennbare vereinigung von geist und körper, von stoff und form, die durchdringung des körperlichen durch das geistige im griechentum; was gerade die größten philosophen der klassischen zeiten erstrebten: die aufhebung der gegensätze durch zurückführen auf die einheit eines letzten grundes, die untrennbarkeit von stoff und form in der realen substanz des Aristoteles, von ausdehnung und denken in der transzendenten des Spinoza, das ist für den romantiker an sich ein fehler, die zweiheit ist ihm an sich ein vorzug.

In der klassischen zeit der franzosen ist alles kulturleben einheitlich bestimmt. Die *raison,* die stets nach einheit strebende vernunft, steht im mittelpunkte, um den sich alles in konzentrischen kreisen ordnet. Klarste regelmäßigkeit, steifer gesellschaftsgeist herrschen im geistigen leben, wie der könig im staate, dem er sich selbst gleichsetzt. Klassischer regelzwang bestimmt weit über Frankreichs grenzen hinaus mit seinen überscharfen geometrischen formen die philosophie des Descartes und Spinoza, wie die baukunst zu Versailles und die tragödien Racines, stutzt selbst das naturleben in den gärten Le Nôtres nach dem abgezirkelten hofgeschmack zu. Aus allen erzeugnissen der zeit spricht jener klare geist der ordnung und einfachheit, der, jeder gefühlsmäßigen dumpfheit bar, mit großartiger einseitigkeit den

grundsatz der vernunft in allen formen durchführte und so zu einer seltenen einheit von inhalt und ausdruck gelangte.

Es ist klar, daß mit der herrschaft der masse, mit der demokratie von alledem das gegenteil zur geltung kommen muß. Ungeklärte dumpfe massengefühle treten an stelle der vernunfteinheit, gärung an stelle der abgeklärtheit, zwiespalt an stelle der heiteren klarheit des klassischen geistes, ungebändigte natur an stelle des maßvollen stils. Und so entsteht alles das, was wir Victor Hugo am neuzeitlichen geist und am romantischen drama rühmen hörten.

Aus dieser inneren zwiespältigkeit, die dem romantiker Hugo natürlich war, erklärt es sich auch, daß, wie wir sahen, in seinem innern der aristokratische grundzug seines wesens neben dem demokratischen zuge der zeit bestehen konnte. Aus seinen vorreden geht hervor, daß er sich als einen geistigen führer des selbstherrlichen volkes betrachtete. So sehr er einzelnen volksgenossen gegenüber seine überlegenheit fühlen läßt, so verehrt er doch das volk als ganzes. Die volksseele ist für ihn eine rätselhafte macht, ein geheimnisvoll göttliches wesen, dessen offenbarungen er gefühlsmäßig erfaßt. *Cette voix haute et puissante du peuple, qui ressemble à celle de Dieu, veut désormais que la poésie ait la même dévise que la politique: Tolérance et Liberté,* heißt es in der vorrede zu *Hernani.* Die gleichsetzung des demokratischen gedankens in literatur und politik findet sich noch öfter. So in demselben vorwort: *Le romantisme . . . n'est . . . que le libéralisme en littérature; — la liberté littéraire est fille de la liberté politique.* Hugo hat hier wohl richtig gefühlt, daß die politische befreiung der unteren volksschichten auch deren geschmack gegenüber dem bisher herrschenden der vornehmen welt geltung verschaffen und eine neue, freiere, volkstümliche dichtung an die stelle der bisherigen in regeln eingezwängten, vornehmen setzen mußte. So ist die neue, in Frankreich romantisch genannte dichtung und vor allem das drama, das sich mehr als lyrik und roman an die massen wendet, tatsächlich der ausdruck des geschmacks der nunmehr emporgekommenen klassen des niederen bürgertums, das sich gleichzeitig im bürgerkönigtum Louis-Philippes politisch durchsetzte. Eine ähnliche erscheinung findet sich z. b. bei uns in der aufeinanderfolge von ritterdichtung und meistersang. Beides sind geschmacksrichtungen verschiedener gesellschaftlicher schichten, die nacheinander an die oberfläche

traten. Nur fehlt hier der schroffe übergang, den in Frankreich der revolutionäre kampf der neuzeit mit sich brachte.

V. Hugo suchte zwischen seinen aristokratischen instinkten und der zeitgemäßen vorliebe für die masse des volkes eine gefühlsmäßige brücke zu schlagen, die für den romantiker bezeichnend ist. Es ist nicht bloß, wie man ihm vorgeworfen hat, schmeichelei gegenüber der menge, der er seine erfolge verdanken wollte, wenn er wieder und wieder das geheimnisvoll göttliche der massenseele hervorhebt, wenn er die stimme des volkes der stimme gottes gleichsetzt und sie in einer art gefühlspantheismus als den ausdruck einer großen, rätselvollen macht verherrlicht. Er findet vielmehr in einer solchen anschauung eine brücke von seinem ich zum volke. Auch im genialen menschen, im dichter, in dem geheimnisvoll dunklen, unbewußten untergrund seines geistigen lebens offenbart sich, wie im volke, ein stück des unbekannten unendlichen, das unerklärbar und rätselvoll, aber mächtiger als alles unserer schwachen vernunft begreifliche das all durchwebt. Am deutlichsten findet sich das wieder in seinem buche über Shakespeare ausgesprochen. An einer stelle stellt er dort den allzu klaren klassischen geschmack, den *ex-bon goût ... qui a si longtemps pesé sur l'art,* in schroffen gegensatz zu dem mystischen romantischen schöpfergeist. Der klassische geschmack halte die höchsten genies für maßlos, *outrés. Ceci tient à la quantité d'infini qu'ils ont en eux. En effet, ils ne sont pas circonscrits. Ils contiennent de l'ignoré.* Er bezeichnet dieses unbestimmbare, unbewußte mit *sphinx* und *subtilité,* die er bei Shakespeare, mit *obscurité, ténèbres,* die er bei Dante findet. Diese eigenschaften fehlen den klassizistischen geistern wie Beaumarchais, Voltaire, Corneille, Molière. *Que leur manque-t-il donc? Cela. — Cela c'est l'inconnu. — Cela c'est l'infini.* Ähnlich spricht er sich in dem gedicht *Littérature* (1854) aus: *Avec Ezéchiel nous mêlons Spinoza, La nature nous prend, la nature nous a . . . Et nous y montre un sphinx . . .* Das unbekannte unendliche des weltgeistes, das im volke, wie Goethe sagen würde, in chaotischer dumpfheit erscheint, wird im genialen dichter zur lichtvollen offenbarung. Denn *le poète, le génie est l'homme le plus homme ... Quand je vous parle de moi, je vous parle de vous.* Und so wird der dichter die ihm verwandte volksseele zu sich hinaufziehen. Denn er ist verantwortlich für die seelen: *Le poète a charge d'âmes,* wie es in der vorrede zu *Lucrèce Borgia* heißt.

Wir müssen von der geistigen und sittlichen höhe, auf der

diese ansichten Hugos über die aufgaben des dichters und sein verhältnis zum volk zweifellos stehen, beträchtlich herabsteigen, wenn wir sehen wollen, wie sich in wirklichkeit der einfluß des volkstümlichen in seinen dramen äußert. Ein vergleich der klassischen tragödien mit denen Hugos, durch die er jene zu überbieten und zu verdrängen suchte, lehrt es uns. Es ist kein zweifel: der dramatiker Hugo zieht das volk nicht zu sich herauf, er steigt vielmehr zu ihm hinab. Bis in die einzelheiten der äußeren form hinein ist sein drama eine getreue nach- und weiterbildung des dramas der vorstadtbühne, des sog. melodramas.

Die geschichte des romantischen dramas beginnt eigentlich schon im achtzehnten jahrhundert. Mit Diderots rührstücken, dem *Fils naturel* im jahre 1757 und dem *Père de famille* setzte sich die volkstümliche gattung des *drame* zuerst in gegensatz zur klassischen französischen tragödie und komödie hohen stils. Es ist eins der vielen anzeichen der beginnenden demokratisierung der französischen gesellschaft. Die weitere entwicklung der gattung des *drame* paßt sich immer tieferen volksschichten an: vom bürgerlichen schauspiel in versen bei de la Chaussée zu dem in prosa bei Diderot und Sedaine bis zum volksschauspiel in niederster prosa bei Mercier und Pixérécourt. Mercier läuft zugleich in seinem *Essai sur l'art dramatique* (1773) sturm gegen alle regeln und einheiten, gegen die alte tragödie und komödie, und verdammt von Äschylus und Sophokles bis zu Racine und Molière alles, was nicht *drame* heißt. Das *drame* aber sollte das bürgerliche leben in seiner ganzen breiten fülle und mannigfaltigkeit darstellen, lachen und weinen zugleich erregen. Es ist dieselbe *confusion des genres,* die ein halbes jahrhundert später Victor Hugo in seiner vorrede zum *Cromwell* forderte. Ebenso wie die späteren romantiker suchten schon die neuerer des achtzehnten jahrhunderts, da sie zur überlieferung des eigenen landes im gegensatz standen, ihre vorbilder im auslande; man nannte dies *exotisme.* Es ist lehrreich, an einem beispiel zu zeigen, wie man sich dem geschmack des volkes anpaßte.

1774 errang Rochon de Chabannes mit seinen *Amants généreux,* einer nachahmung der *Minna von Barnhelm,* einen durchschlagenden erfolg.. Die von der zeitgenössischen kritik einmütig als überlegen gelobten veränderungen, die dem stücke den erfolg sicherten, sind derartig, daß aus dem feinen, tiefen, deutschen lustspiel hohen stils eine mit oberflächlichen witze-

leien gespickte alberne posse wird, in der sich die wenigen beibehaltenen auftritte aus Lessing fremdartig genug ausnehmen. Lessings vornehm-einfacher graf von Bruchsal ist zu einer hauptperson geworden. Es ist der onkel comte de Bruxhal, der bekannte polternde alte des früheren lustspiels, der durch seine ahnenstolze großmäuligkeit und seine unersättliche gefräßigkeit die kosten der lächerlichkeit bestreiten muß. In gleicher weise wurden Lessings ernste stücke volkstümlich gemacht. Auch Schillers *Räuber* mußten sich ähnlich geschmackvolle umarbeitungen zu spektakelstücken der wüstesten art gefallen lassen und gingen z. b. als *Robert, le chef des brigands*, unzählige male über die bühne der revolution.

Als der neue demokratische geist das staatsleben erfaßte und dort der alten kultur des *ancien régime*, wie zuvor auf dem theater, ein ende machte, bricht die dichterische überlieferung plötzlich ab. Die große revolution, die alle gemüter ins öffentliche leben riß, ließ für literarische bestrebungen keinen raum. Die bühne der revolution lebte von blutrünstigen räuberstücken, neben denen die alte klassizistische tragödie ein kärgliches dasein fristete. Aber als der große politische sturm vorüber ist, setzt auch die literarische entwicklung wieder ein; mit zeitgemäßen wandlungen natürlich, doch im großen ganzen mit denselben zielen und schlagworten: der *exotisme* und die verherrlichung des mittelalters gehen wieder vorauf, der schrei nach natur und wahrheit ertönt von neuem, die nachahmung Shakespeares und der deutschen klassiker setzt sich fort, die regeln und einheiten werden bekämpft, die mischung der dramatischen gattungen wird verteidigt, und das *drame romantique* entsteht.

Besonders nahe stehen der melodramatischen überlieferung die drei einzigen prosadramen Hugos: *Lucrèce Borgia* (1832), *Marie Tudor* (1833) und *Angelo, tyran de Padoue* (1835), die großen erfolg hatten. Ich wähle, um ein beispiel zu geben, den bei uns vielleicht wenig bekannten dreiakter *Angelo*. Das stück spielt im jahre 1549. Im ersten aufzug während eines festes bemüht sich der finstere tyrann Angelo von Padua wie ein girrender jüngling vergeblich um die gunst einer niedlichen kleinen schauspielerin namens Tisbe und versichert ihr, daß er mindestens so eifersüchtig wie auf sie auf seine gattin Catarina sei. Zugleich klagt er ihr, daß er unter der furchtbaren aufsicht des venetianischen rates der zehn stehe, dessen spione allgegenwärtig seien, alles wüßten, jedes wort hörten, in jeden

palast durch geheime gänge zutritt hätten, in jeder wand verborgen lauschten. Beim geringsten unbedachten wort sei er verloren. Tisbe aber liebt heimlich Rodolfo, ihren angeblichen bruder, dem sie im folgenden auftritt immer wieder ihre liebe versichert. Als Rodolfo später allein auf der bühne sitzt, tritt Homodei, den Tisbe als harmlosen blödsinnigen lautenspieler bezeichnet hat, und der bisher schlafend auf der bühne gelegen hat, plötzlich hinter ihn und erzählt ihm ohne einleitung in einer zwei große druckseiten langen rede Rodolfos ganze lebensgeschichte, darunter seine innersten gedanken und gefühle, die außer ihm selbst gar niemand kennen kann. Wir erfahren u. a., daß Rodolfo einem alten verbannten adelsgeschlecht angehört, unter falschem namen umherirrt, in eine unbekannte namens Catarina verliebt ist, die er in geheimen verstecken mehrmals gesprochen hat, deren namen und stand ihm aber verschwiegen worden sind. Homodei verspricht ihm, daß er sie noch am selben tage um mitternacht sehen soll. Später eröffnet er der erstaunten Tisbe, daß er ihr heut nacht ihren geliebten Rodolfo in gesellschaft einer frau zeigen werde, wenn sie sich von Angelo einen schlüssel verschaffe, den der tyrann in gestalt eines edelsteins um den hals trägt. Die eifersüchtige Tisbe weiß sich durch geschickte schmeichelei den schlüssel zu verschaffen. Im zweiten aufzug führt Homodei Rodolfo durch einen geheimen gang, der in der wand hinter einem toilettentisch mündet, in das schlafzimmer der Catarina, der gattin des tyrannen, in das man sonst nur durch das schlafzimmer des eifersüchtigen Angelo oder mit hilfe des edelsteinschlüssels gelangen kann. Erst hier erfährt Rodolfo, wer seine geliebte ist. Homodei verschwindet wieder durch den geheimen gang und hinterläßt einen brief auf dem tische. Catarina tritt aus dem nebengemach, ihrem betzimmer, herein, und nun beginnt eine liebesszene mit Rodolfo, bis sie den brief entdeckt. Darin droht ihr der spion des rates der zehn, Homodei, dessen liebe sie einst zurückwies, rache. Kurz darauf erscheint Tisbe mit hilfe des edelsteinschlüssels. Rodolfo verbirgt sich im betzimmer. Tisbe bedroht in ihrer eifersucht Catarina und ruft Angelo. Kurz bevor dieser erscheint, entdeckt sie in einer ecke ein kruzifix, das ihre mutter einst einem jungen mädchen schenkte aus dankbarkeit dafür, daß es sie durch ihre fürbitte vom tode des erhängens rettete. Tisbe erkennt Catarina als wohltäterin ihrer mutter und beschließt, trotz ihrer eifersucht, sie zu retten.

Sie erzählt dem auf den lärm erscheinenden Angelo, daß sie gekommen sei, um ihn vor einem anschlage auf sein leben zu warnen, und geht mit ihm ab, nachdem sie Catarina den edelsteinschlüssel hinterlassen hat, vermittels dessen sich nun auch Rodolfo retten kann.

Im dritten aufzug, am nächsten morgen, läßt Angelo in demselben zimmer seine gattin durch priester zum tode vorbereiten und befiehlt, messen für sie zu lesen. Block und beil zur hinrichtung liegen bereit. Den grund zu diesem entschluß gibt er der nun auftretenden Tisbe an. Homodei ist in der nacht getötet worden, hat aber den wachen noch kurz vor seinem tode einen brief gegeben, in dem ein unbekannter Catarina von seiner liebe und seinem abenteuer mit ihr in der vergangenen nacht spricht. Tisbe erkennt Rodolfos handschrift. Sie beschließt, Catarina zu retten, überredet Angelo, sie nicht köpfen zu lassen, sondern zu vergiften. Sie vertauscht das gift geschickt mit einem schlafmittel, nach dem man genau zwölf stunden schläft. Angelo überläßt es erstaunlicherweise Tisbe, die anscheinend tote zu begraben. Darauf ortswechsel. Tisbes zimmer; auf dem bett liegt verdeckt die schlafende Catarina. Rodolfo kommt, Tisbe weiß ihn durch die vorspiegelung, daß sie Catarina aus eifersucht getötet habe, zu bewegen, sie zu erstechen, denn sie will ohne Rodolfos liebe nicht leben. Er sticht sie ins herz. Da erwacht Catarina. Tisbe teilt ihnen mit, daß sie für die flucht beider gesorgt habe, und stirbt.

Wir sehen, ein schauerdrama vom reinsten wasser, voll von unmöglichkeiten, verbrechen, hintertüren, geheimen gängen, mord, gift und betäubungsmitteln, wie es Conan Doyle nicht schlimmer hätte erfinden können. Auch der rührselige einschlag, den der vorstadtzuschauer verlangt, fehlt nicht: Tisbes rührendes opfer. Dabei ist *Angelo* durchaus keine ausnahme. Die anderen dramen sind alle von demselben zuschnitt. Der melodramatische apparat ist überall derselbe. Alexandre Dumas père, der mit Hugo um die palme ringende vielschreiber, arbeitet mit gleichen mitteln. Er läßt z. b. den astrologen und alchymisten Ruggieri in *Henri III* (I, 2 u. 4) mit hilfe von betäubungsmitteln und geheimen, auf knopfdruck geräuschlos wirkenden maschinen dem erstaunten Saint-Mégrin die geliebte herzogin von Guise wie durch ein wunder plötzlich vorführen. Bei Hugo spielen falltüren, durch die personen plötzlich verschwinden, hintertreppen, wandverstecke und geheime gänge

in fast allen dramen eine große rolle: in *Amy Robsart, Hernani, Lucrèce Borgia, Marie Tudor, Angelo* und *Ruy Blas.* Gifte, gegengifte und betäubungsmittel desgleichen in: *Inez de Castro, Amy Robsart, Cromwell, Hernani, Lucrèce, Angelo, Ruy Blas, Burgraves.* Schon daraus läßt sich schließen, daß es sich weniger um seelische kämpfe, als um abenteuerliche verbrechergeschichten handelt.

Immerhin finden sich auch edlere wirkunsgsmittel. So verwendet Hugo sehr oft stimmunggebend musikalische motive, obwohl er selbst ganz unmusikalisch, ja musikfeindlich war. Gerade darin zeigt sich der einfluß des melodramas. Umgekehrt sind Hugos dramen durch die musik am bekanntesten geworden. Verdi vertonte *Hernani* (1844) und *Le roi s'amuse* als *Rigoletto* (1851), Donizetti setzte *Lucrèce Borgia* (1834) in musik, und Poniatowski den *Ruy Blas* (1843). Wieder und wieder trällert der lustige könig Franz I. in *Le roi s'amuse* sein geschichtlich verbürgtes lied von der wandelbarkeit der frauen, das er auf schloß Chambord ans fensterkreuz gekritzelt hat: *Souvent femme varie, Bien fol est qui s'y fie.* Das von Mendelssohn vertonte liebeslied der wäscherinnen klingt sehnsuchterregend in die liebesschwangere atmosphäre der vereinsamten königin Maria von Neuburg, die ihre aufkeimende liebe zu dem noch unbekannten liebhaber, dem bedienten Ruy Blas, vor sich selbst mit den worten rechtfertigt: *il faut que j'aime quelqu'un.* Es werden zahlreiche feste mit musik und gesang gefeiert. Schauerliche musikalische wirkungen erzielt Hugo am schluß der *Lucrèce Borgia.* Diese hat bei einem gastmahl die fünf freunde ihres geliebten sohnes wegen einer beleidigung vergiften lassen. Die nichtsahnendan singen trunken das trinklied: *Saint Pierre, ouvre la porte Au buveur.* Da ertönt mitten hinein der grabgesang schwarz maskierter männer: *Sanctum et terribile nomen ejus.* Und mit dem verwegenen: *Ton ciel est aux ivrognes* der trunkenen opfer Lukrezias mischt sich das *De profundis clamavi ad te, Domine!* Zugleich erscheint Lukrezia Borgia und zeigt ihnen triumphierend ihre fünf schwarz ausgeschlagenen särge. Da tritt ihr sohn, den sie fern glaubt, mit den worten hinzu: *Il en faut un sixième, Madame.* Er tötet seine mutter und stirbt selbst an ihrem gifte. Deutlich erkennt man auch hier das bekannte rüstzeug der melodramenausstattung.

Das spektakelstück der vorstadtbühne hat sichtlich auch auf die *charaktere* in Hugos dramen eingewirkt; allerdings nicht auf alle in gleicher weise. Ich unterscheide unter ihnen zwei

hauptgruppen, die der dichter nach seiner erwähnten eigenart in schroffen gegensatz zueinander gestellt hat. Die einen sind die helden und ihnen nahestehende personen, getreue abbilder des dichters oder vielmehr je eines der in ihm lebenden gegensätze von liebe und haß, edelmut und verworfenheit, schönheit und häßlichkeit, gegensätze, die meist in einer person vereint auftreten. Die andere gruppe wird in jedem drama durch eine einzige person vertreten, den gegenspieler des helden, den gegenpol des dichters selbst. Waren die helden echt Hugosche romantische gefühlsmenschen, die ohne viel überlegung zwiespältig fühlen und überraschend triebartig handeln, so stellt ihnen der gegensätzliche trieb des dichters den kalten, gefühllosen, berechnenden verstandesmenschen schroff gegenüber. Es ist derselbe gegensatz wie zwischen Schillers Karl und Franz Moor, Ferdinand und dem präsidenten, Max und Oktavio Piccolomini, ähnlich Goethes Tasso und Antonio. Aber Goethe ist maßvoll. Sein Antonio ist wie Tasso erlebt, ist ein teil seiner selbst. Schiller dagegen fühlt nur mit Karl, Ferdinand und Max, nicht mit ihren gegensätzen. Daher ist Franz Moor ein blutloses hirngespinst, kein rechter mensch. Doch Schiller erkannte das selbst, er entwickelte sich, und in Oktavio Piccolomini ist der jugendfehler bereits überwunden. Anders Victor Hugo, der sich dauernd gleich bleibt und bis zuletzt die gegensätze maßlos übertreibt. Er fand in seinem innern kein urbild, keine verwandte saite für den gefühllosen. Der bloß rechnende, bloß denkende mensch ist ihm völlig fremd. Darum fand er für ihn auch nur eine einzige grundgestalt, ein sonderbares scheinwesen ohne alles gefühl, ohne jede erregung, außer etwa zur notwendigen, meist dem drama vorausgehenden begründung, einem einzigen triebe, dem haß, sonst nur verstand, nur logische maschine. Ein solches wesen ist der erwähnte Homodei. Er ist allwissend und nahezu allmächtig. Er sagt Rodolfo seine tiefsten geheimnisse ins gesicht, dinge, die ein fremder überhaupt gar nicht wissen kann. Er setzt ihn und Catarina, Tisbe und Angelo wie marionetten in bewegung. Er kennt alle geheimen gänge und schliche, alle türen und schlüssel besser als die bewohner selbst, und ein einziger zufall, die entdeckung des kruzifixes, läßt seine pläne scheitern.

Kennt man eine dieser personen, so kennt man alle. Ein ebenbild des Homodei ist Simon Renard in *Marie Tudor*, der sogar die zukunft vorauszusehen scheint. Er ist ein vollendeter

rechner und leitet die personen wie am draht befestigte puppen. Oder Salluste zieht am anfang des *Ruy Blas* das uhrwerk des stückes auf und läßt es vorschriftsmäßig ablaufen. Er berechnet alle wirkungen, vertauscht menschen wie kongruente größen, arbeitet mit ihrer liebe und mit ihren schwächen wie der mathematiker mit zahlen und sieht bis auf kleine schriftproben alles kommende auf monate hinaus vorher. Wie Homodei scheitert er an einem einzigen unvorhergesehenen ereignis, der plötzlich erwachenden tatkraft des Ruy Blas. Ähnliche gestalten sind Varney in *Amy Robsart*, Saltabadil in *Le roi s'amuse*, Gubetta in *Lucrèce*, Guanhumara in den *Burgraves*. Kein vernünftiger mensch wird solche wesen entfernt für möglich halten. Es sind wunderliche hirngespinste eines gefühlsmenschen, der sich seinen gegenfüßler vorzustellen sucht.

Gleich unmöglich ist das verhalten dieser wundergebilde im einzelnen. Hugo möchte in Lukrezia Borgias werkzeug Gubetta einen menschen schaffen, der erregungslos, klug berechnend stets das böse will. Er legt ihm folgende worte in den mund (I, 1, 2): *C'est qu'une bonne action est bien plus difficile à faire qu'une mauvaise . . . et moi j'ai l'honneur d'être le contraire d'un personnage vertueux . . . Si nous devenions, vous une bonne femme, et moi un bon homme, ce serait monstrueux.* Das ist die unmögliche erfindung eines dichters, dem die reine lust am bösen etwas unverständliches war. Welcher verbrecher wird jemals seine handlungen von spitzfindigen sittlichen erwägungen, statt von seinem vorteil abhängig machen? Die psychiatrie kennt allerdings menschen, deren triebe auch ohne selbstsüchtige beweggründe auf die schädigung ihrer mitmenschen gerichtet sind. Aber das sind entartete, bei denen es gar nicht zur bildung von sittlichen begriffen kommt. Solche menschen handeln triebartig, und es ist ganz ausgeschlossen, daß sie wie Gubetta sittliche werte abwägen, über gut und böse grübeln, um auch da das böse zu wählen, wo es dem eignen vorteil nicht entspricht.

Solche unmöglichen scheinwesen sind es, die in Victor Hugos stücken fast ausnahmslos ganz allein die handlung leiten, während die andern von ihnen willenlos hin und her gestoßen werden. Solche mit einer kindlichen psychologie ersonnenen unmenschen begegnen uns aber in jedem volksschauspiel, in jedem melodrama. Es ist die bekannte gestalt des intriganten, der das böse verkörpern soll, ein schattenbild, kein wirklicher mensch. Ihm gegenüber steht dann der vertreter des guten,

der edle, aber verkannte held mit der vornehmen gebärde im schlichten gewande. Auch den finden wir in jedem volksstück, und noch heute in jedem schundroman und fast jedem kinodrama.

Es entspricht ganz den demokratischen anschauungen Hugos, wenn er immer wieder die vertreter des volkes als vornehme, edeldenkende, geistig hervorragende menschen, die vornehmen dagegen, die fürsten und könige, bei aller gelegentlichen größe als sittlich minderwertig hinstellt. Schon in seinem ersten großen drama, im *Cromwell*, ist der held der hervorragende mann aus dem volke. Hernani ist der edle räuber, der seinen gegner und nebenbuhler Karl V. durch vornehme ritterliche gesinnung mehrfach beschämt. Karl V. dagegen zeigt sich anfangs als schäbiger glücksritter, der sich heimlich mit einem räuber um die braut seines vornehmsten gefolgsmannes herumschlägt, und benimmt sich erst nach der kaiserwahl etwas würdiger. Marion de Lorme ist die allerweltsdirne, die sich durch eine selbstlose liebe zu tragischer größe erhebt. Ruy Blas, der lakai, der sich zum minister aufschwingt, über seinen adligen gegner triumphiert, seine augen zur königin von Spanien erheben darf und deren liebe erringt. Freilich geht er zugrunde, als der betrug offenkundig wird, aber er hat doch bewiesen, daß dem lakaien zum edelmann und staatslenker nichts fehlt als die hohe geburt. Am schlusse der *Marie Tudor* heiratet der edle arbeiter Gilbert die lady Jane. Schon das erste stück des vierzehnjährigen dichters, *Inez de Castro* (1816), verteidigt eine mißheirat. Und noch der liebenswürdige einakter *La Grand'mère* (1865) des dreiundsechzigjährigen predigt dieselben grundsätze. Überall werden die feudalen schranken gebrochen, und die klassische überlieferung, die vielbekämpfte *Convention*, unterliegt auf gesellschaftlichem wie auf dichterischem gebiete. Es herrscht der durch und durch demokratische grundsatz, daß allein die innere leistungsfähigkeit den wirklichen adel verleiht, und dieser grundsatz wird bis zur unwahrscheinlichkeit durchgeführt. Zwar bewegen sich die dramen meist in fürstlichen kreisen; aber die großen der krone sind bei Hugo aller klassischen würde entkleidet. Die männer und mädchen aus dem volke, die edlen banditen, die hochherzigen diener, die vornehm denkenden arbeiter stehen offenkundig seinem herzen sehr viel näher. König Ludwig XIII. erscheint in *Marion de Lorme* (IV) als erbärmliche, halb schwachsinnige puppe in den händen Richelieus.

Das stück wurde deshalb 1829 verboten und durfte erst unter dem bürgerkönig 1831 erscheinen. Es erlebte damals 61 aufführungen. Franz I. ist in *Le roi s'amuse* so unsittlich dargestellt, daß das stück selbst noch 1832 nach der ersten aufführung verboten wurde. Die anschauungen Hugos waren selbst dem bürgerkönigtum von volkes gnaden zu demokratisch. Das weibliche gegenstück zu Ludwig XIII. ist die erbärmliche königin Marie Tudor im gleichnamigen stück. Und die fürsten Alphonse und Angelo erscheinen nicht besser.

Es hängt mit der vorliebe zum volkstümlichen zusammen, wenn auch die nebenpersonen bei Hugo ihre besondere eigenart haben. Er sagt in der vorrede zum *Cromwell* selbst von ihnen: *chacun a ... sa vie réelle et son individualité marquée.* Ebenso sind die diener und dienerinnen durch persönlich ausgeprägte eigenart bestimmt und fast besser getroffen als die helden, weil eine solche charakteristik sich mit kurzen strichen begnügen darf und nicht tief zu gehen braucht. Infolgedessen sind die wesenlosen vertrauten der klassischen französischen tragödie bei den romantikern unnötig geworden. Diese vertrauten waren gewissermaßen nur hohlräume, in die die klassischen helden ihre schön stilisierten tiraden ergossen. Persönliche eigenart konnte man ihnen nicht zugestehen. Dem aristokraten jener zeit hatte die *canaille* überhaupt weder geist noch charakter; ihre schilderung hätte in die aristokratische gesellschaft der tragödien gar nicht hineingepaßt. Es ist eine weite entwicklung von der sitte jener adligen damen, die in ihren dienern so wenig menschen sahen, daß sie sich von ihnen ins bad tragen ließen, bis zu Diderots bürgerlichen dramen und Dumas' oder Hugos volksstücken, in denen auch die seelischen regungen der menge dieselben ansprüche auf allgemeine beachtung erheben wie die der großen.

Dem volksstücke gleicht schließlich auch die *handlung* in Hugos dramen. Hier wie dort ist die triebfeder für die handlung stets ein einfaches gefühl, meist liebe oder haß, deren eines die personen einseitig beherrscht. Diese einfachheit der beweggründe läßt sich in jeder volksmäßigen kunst beobachten, sie entspricht der urwüchsigen seelenkunde des einfachen mannes. Sie ist aber auch eine eigentümlichkeit Hugos, wie sich aus einer psychologischen untersuchung seines gesamten schaffens ergibt. Auch in seiner lyrik herrschen durchaus einfache triebartige gefühle. Darum verstand sich Hugo so gut auf die kinderseele (vgl. *L'art d'être grand-père*, 1877). Die einfachheit seiner gefühle

macht ihn dem kinde ebenso wie dem volke innerlich verwandt. Seiner lyrik ist das in hohem maße zum vorteil gewesen. Das drama aber verlangt eine weit feinere und verwickeltere kenntnis der menschlichen seele, als sie Hugo besitzt, und daher können seine theaterstücke einer psychologisch erfahrenen kritik höher gebildeter zuschauer nicht standhalten.

Infolge der einfachheit der triebfedern fehlt überall der innere kampf, die seelische entwicklung. Sie wird ersetzt durch das äußerliche aufeinanderprallen fertiger charaktere in immer wechselnden verworrenen lebenslagen. Die dramatische bewegung der handlung wird nur durch äußere irrtümer und verwechslungen erzielt. Ein beispiel aus *Cromwell*, dessen handlung hauptsächlich in zwei verschwörungen gegen den protektor und in deren entdeckung besteht. Sein sohn Richard Cromwell besticht im zweiten aufzug Rochester, einen jungen verschwörer, den er für harmlos hält, mit seiner börse, damit er seine schwelgerei am fasttag seinem puritanischen vater nicht verraten soll (II, 17). Rochester schickt diese börse, wie aus einer beiseite gesprochenen bemerkung (II, 21) hervorgeht, an lord Ormond zur unterstützung der anderen verschwörer. Lord Ormond gibt sie sir William Murray (IV, 3), dieser besticht die schildwache am tor von Cromwells palast damit. Diese schildwache aber ist der verkleidete Cromwell selbst (IV, 5), der die börse als eigentum seines sohnes Richard erkennt und diesen infolgedessen für einen teilnehmer an dem gegen sein leben gerichteten anschlag halten muß, woraus sich weitere verwicklungen ergeben. Diese kette von verwirrungen und irrtümern zieht sich unter einer fülle ähnlicher vom zweiten bis zum vierten aufzug hindurch. So wird aus dem großen geschichtlichen stoff ein ziemlich läppisches versteckspiel.

Besonders häufig ist das ebenfalls durchaus äußerliche mittel, durch überraschungen zu wirken. Es sind die *coups de théâtre* des volksstückes, die Hugo bis zum übermaß verwendet. Als beispiel möge das berühmteste stück *Hernani* dienen. Im mittelpunkt des stückes steht Doña Sol, deren tätigkeit darin besteht, daß sie die liebe dreier nebenbuhler auf sich zieht. Der erste ist Hernani, der verbannte edle räuber, den sie wiederliebt; der zweite Don Ruy Gomez, ihr vornehmer alter onkel, der sie heiraten will; der dritte ist Don Carlos, der könig von Spanien und vom vierten aufzug an kaiser Karl V., der sie zu seiner geliebten haben möchte. Alle drei erschöpfen sich in wechsel-

seitigen überraschungen. Im ersten auftritt überrascht könig Don Carlos die kammerfrau der Doña Sol und zwingt sie durch drohung und bestechung, ihn in einem wandschrank zu verbergen. Dann erscheint Hernani, um mit Doña Sol von seiner liebe und seinem finsteren schicksal zu sprechen. Da bricht Don Carlos überraschend aus seinem versteck hervor. Der sich nun entspinnende kampf wird durch die unerwartete ankunft des dritten nebenbuhlers, Don Ruy Gomez, unterbrochen (I, 3), dessen schwungvolle sittenpredigt durch eine vierte überraschung ihren abschluß findet: Don Carlos gibt sich durch abwerfen seiner verkleidung als könig von Spanien zu erkennen, entschuldigt sein heimliches kommen durch eine ausrede und rettet Hernani, weil er den degen mit ihm gekreuzt, indem er ihn als seinen gefolgsmann erklärt.

Im zweiten aufzug überrascht Don Carlos im schloßhof Doña Sol, die mit Hernani fliehen will (II, 3), und wird seinerseits von ihr, die ihm den dolch entreißt, und dann von Hernani überrascht, als er sie zu entführen sucht. Don Carlos würdigt den räuber nicht der ehre, den degen mit ihm zu kreuzen, wie es Hernani verlangt; Hernani läßt ihn infolgedessen großmütig fliehen. Die folgende liebesszene mit Doña Sol wird plötzlich durch sturmläuten und die von Don Carlos gesendeten verfolger Hernanis unterbrochen. Hernani flieht.

Der dritte aufzug wiederholt die überraschungen des ersten in umgekehrter reihenfolge. Don Ruy Gomez rüstet sich, seine nichte zum altar zu führen. Da erscheint Hernani als pilger und bittet um gastrecht. Doch als er Doña Sol im hochzeitsgewand erblickt, gibt er sich aus verzweiflung mit donnerstimme als geächteter räuber zu erkennen (III, 3). Don Ruy Gomez läßt ihn darauf sonderbarerweise sofort mit Doña Sol allein, angeblich um das haus zum schutze seines gastes zu sichern. Natürlich sinken sich nun Hernani und Doña Sol sofort in die arme (III, 4), damit der sogleich zurückkehrende Don Gomez sie überraschen kann. Die folgende langatmige sittenpredigt wird wieder plötzlich von Don Carlos unterbrochen, der Hernani sucht. Don Gomez verbirgt den räuber und schänder seiner ehre, um das gastrecht zu wahren, in einem geheimen wandversteck und duldet es, daß der könig ihm zur strafe Doña Sol entführt. Dann verschwört er sich mit Hernani zur rache am könig, und Hernani verpfändet ihm zum dank sein leben.

Im vierten aufzug überrascht Don Carlos, als gerade drei

kanonenschüsse seine erwählung zum kaiser verkündigen, die gegen sein leben verschworenen, darunter Don Gomez und Hernani, in der kaisergruft zu Aachen am grabe Karls des großen. Er begnadigt die verräter und verspricht Hernani, der sich plötzlich als edelmann entpuppt, Doña Sols hand.

Im fünften aufzug, auf dem mit wundervoller stimmungskunst dargestellten hochzeitsfest Hernanis, überrascht Don Gomez erst diesen und dann Doña Sol durch sein plötzliches erscheinen, fordert Hernanis verpfändetes leben ein und reicht ihm gift. Doña Sol entreißt Hernani das gift, trinkt selbst die hälfte, Hernani trinkt die andere, und als beide tot sind, ersticht sich Don Ruy Gomez.

Es sind im ganzen achtzehn überraschungen in diesem stück. Im *Ruy Blas* finden sich siebzehn, in *Amy Robsart* zehn, im *Cromwell* neun, in den *Burgraves* acht, in *Marie Tudor* sieben, in *Lucrèce* sechs, in *Marion de Lorme*, *Le roi s'amuse*, *Torquemada* je fünf, im *Angelo* vier. Die vierundneunzigfache wiederkehr desselben äußerlichen wirkungsmittels in elf dramen offenbart eine erschreckende armut der einbildungskraft. Der grund, weshalb den dichter gerade die bekanntlich auch sonst in volksstücken beliebte form der überraschung so sehr zur wiederholung reizte, scheint mir in seinem eigenen charakter zu liegen. Es gibt vom alten Hugo ein bekanntes bild, auf dem er mit über der brust verschränkten armen dargestellt ist. Dieselbe ausdrucksbewegung schreibt er an zahlreichen stellen dem schauspieler vor, der den überraschenden darstellt. So als Cromwell (IV. aufzug, 8. auftritt) die gegen sein leben verschworenen überrascht: *Cromwell, jusqu'ici resté silencieux dans son triomphe, les bras croisés sur sa poitrine, et promenant des yeux hautains sur les cavaliers confus et désespérés.* Oder: *Didier croisant les bras* in *Marion de Lorme* (V, 6). Ferner mehrfach im *Hernani*, II, 2: *Le roi se retourne, et voit Hernani immobile derrière lui dans l'ombre, les bras croisés sous le long manteau;* II, 3: *Hernani immobile, les bras toujours croisés, et ses yeux étincelants fixés sur le roi;* III, 5: *Don Ruy Gomez, immobile et croisant les bras sur le seuil de la porte;* III, 6: *Le duc croise les bras.* Im *Ruy Blas* überrascht der zum minister gewordene lakai seine pflichtvergessenen räte (III, 2). Bevor er seine gewaltige politische strafrede von über hundert alexandrinern anhebt, findet sich die bemerkung: *Silence de surprise et d'inquiétude. Ruy Blas se couvre, croise les bras.* Im selben stück V, 3: *Salluste: Il croise*

*les bras et se redresse, avec une voix tonnante . . .* Schließlich in den *Burgraves* II, 6: *Magnus: Croisant les bras et regardant l'empereur en face.*

Victor Hugo dachte sich offenbar gern in die rolle des überraschenden hinein. Seinem selbstgefühl schmeichelte die überlegene gebärde des die lage beherrschenden helden, der mit gekreuzten armen hoheitsvoll vor seine gegner tritt und sich an ihrer verblüffung weidet, um dann seine schwungvolle rede anzuheben und die überraschten mit donnernder stimme vollends zu zerschmettern.

Die beispiele für die armut der erfindung in Hugos dramen ließen sich häufen. Doch werden die bisher gegebenen andeutungen bereits zur genüge dargetan haben, daß in diesen stücken neben vielen einzelnen schönheiten fast alle merkmale der schundliteratur vertreten sind. Die gesamte dramatische bewegung beruht auf äußerlichen schlagmitteln, lächerlichen unwahrscheinlichkeiten, winkelzügen und einem mit hintertreppen, wandverstecken, falltüren, verkleidungen, gift und dolch arbeitenden ränkespiel. Die menschenzeichnung ist mehr als kindlich und beschränkt sich auf das, was den niederen volksschichten der vorstadtbühnen genügen mochte. Im ganzen sind es dieselben mittel, die wir noch heute im kinodrama, etwa im *Hund von Baskerville*, wiederfinden. Daneben aber stehen lyrische stellen von berauschender schönheit, und die ausnahmslos edle sprache, die der gewaltigsten wirkungen fähig ist, läßt den großen dichter erkennen. Sie steht in schreiendem mißverhältnis zu der lächerlichkeit der dargestellten handlungen und der dramatischen mittel.

Da erhebt sich die frage, wie es möglich ist, daß ein dichter vom range Hugos, den die franzosen als einen ihrer größten verehren und unserem Goethe gleichsetzen oder überordnen, gerade in der dramatischen kunst so tief herabsteigen konnte. Denn die erwähnten schweren mängel sind nicht kennzeichen einer volkstümlichkeit im guten sinne, die auf einfacher größe zu beruhen pflegt, sondern einer auf rohe geister berechneten massenware.

Zunächst müssen wir feststellen, daß die französische kritik bei weitem nicht so hart über Hugos dramen urteilt wie wir deutschen, und daß manche von diesen schauspielen noch heute auf Frankreichs bedeutendsten bühnen große wirkungen erzielen. An der äußerlichkeit des geschehens und dem mangel an seelischer entwicklung nimmt der franzose nicht in demselben

maße anstoß wie wir. Das streben des deutschen nach innerer vertiefung, sein oft unfertiges ringen mit dem seelischen des stoffes erscheint ihm schwerfällig und langweilig. Dafür legt er ein größeres gewicht auf die erwähnten schönheiten der äußeren form, die gewalt der sprache, die wahl der worte. Aber auch wenn wir dem unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen geiste rechnung tragen, bleibt doch noch ein sehr großer rest der vorhin aufgeworfenen frage ungelöst. Ein vergleich mit der seelisch abgeklärten kunst Racines läßt den tiefstand von Hugos dramen auch vom französischen standpunkte aus erkennen.

Die antwort scheint mir von zwei seiten zu kommen: von Hugos wesensart selbst und von dem einfluß des volksmäßigen auf seine kunst. Die eingangs erwähnte unsachlichkeit von Hugos wesen, seine unbedingte beschränkung auf den festgeschlossenen kreis seiner persönlichsten eigenart, seine unfähigkeit, sich wie Goethe oder Shakespeare in fremde wesensart hineinzufühlen, machen den großen lyriker zum dramatiker ungeeignet. Wenn seine personen, wie wir sahen, nur unvollständige teile seines selbst sind, so können sie kein eigenleben haben, können keine vollmenschen sein. Die beschränkung auf das eigene ich, die dem selbstbewußten franzosen natürlicher ist als dem alles fremde oft allzu liebevoll umfassenden deutschen, ist zugleich eine beschränktheit, eine verarmung. Gerade der dramatiker kann ein reiches inneres menschentum gar nicht entbehren. Victor Hugos reichtum beruht allein in der gewaltigen fülle seines wortschatzes und der ungebändigten kraft seiner gefühle; an mannigfaltigkeit der gefühle, an vorstellungen und menschenkenntnis ist er bettelarm. Er verschloß sich gegen andersartiges, sprach keine fremde sprache und fühlte sich wohl in seiner selbstbewußten beschränktheit. Bezeichnend ist dafür eine kleine erzählung Turgenjews, die der jesuit Edmond Biré im zweiten bande (s. 12f.) seines nicht gerade wohlwollenden buches *Victor Hugo après 1830* (Paris 1891) aus Isaac Pavlovskys *Souvenirs sur Tourguéneff* (s. 66) berichtet.

*Tourguéneff connaissait personellement Hugo, et l'homme ne lui plaisait pas plus que le romancier. — C'est un homme fou de sa propre grandeur, disait-il, étroit et ignorant au point qu'il est difficile de trouver son pareil. Il ne connaît aucune langue; il n'a pas lu un seul poète étranger.*

*Une fois que j'étais chez lui, nous causâmes de la poésie alle-*

*mande. Victor Hugo, qui n'aime pas que l'on parle devant lui, me coupa la parole et entreprit le portrait de Goethe.*

*— Son meilleur ouvrage, dit-il d'un ton olympien, c'est «Wallenstein».*

*— Pardon, cher maître, «Wallenstein» n'est pas de Goethe, il est de Schiller.*

*— C'est égal, je n'ai lu ni l'un ni l'autre, mais je les connais mieux que ceux qui les savent par cœur.*

*Je ne ripostai rien.*

Das kleine geschichtchen des bekannten russischen erzählers zeigt treffend, wie beschränktheit und selbstüberhebung bei Hugo hand in hand gingen. Dieser mann konnte seiner ganzen veranlagung nach kein dramatiker sein. Und doch hatte er den ehrgeiz, ein französischer Shakespeare zu werden und die volkstümliche bühnenkunst seines landes auf eine ganz neue höhe emporzuheben. So war es kein wunder, daß er bei dem versuch, das volkstheater weiterzubilden, ganz im melodramatischen stecken blieb. Seine einzige leistung bestand darin, daß er die mängel des volksschauspiels mit einem schönen gewand umkleidete. Es war ihm nicht gegeben, dem demokratischen geiste der französischen neuzeit zu einem dramatischen ausdruck zu verhelfen, der dem der klassischen zeit als ebenbürtig zur seite gestellt werden könnte. Damals, als der große Ludwig Europa die gesetze vorschrieb, hatte auch die französische kunst und kultur einen höhepunkt erreicht. Damals war die dramatische kunst ein vollkommener ausdruck der zeitgenössischen vornehmen kultur. Und so vieles wir heute an ihr aussetzen mögen: ihre strenge gebundenheit, ihre geschraubte, ja oft verschrobene unnatur; das eine werden wir ihr zugestehen müssen: sie wirkt durch eine edle größe, sie beweist ein vielleicht einseitiges, aber künstlerisch vollendetes stilgefühl. Dieses allen klassischen zeitaltern gemeinsame gefühl für maßvolle beschränkung ist dem demokratischen Frankreich von heute verloren gegangen. Und mir scheint, es hat es auch bis jetzt noch nicht verstanden, in der dramatischen kunst eine ebenbürtige leistung an die stelle jener klassischen meisterwerke zu setzen.

*Loschwitz-Dresden.* Wolfgang Martini.

---

# ZUR AUSMERZUNG DER FREMDWÖRTER.

> Die gesinnung, welcher das abwerfen des verhaßten fremden recht ist und an sich selbst möglich scheint, verdient unbedenklich geehrt und gehegt zu werden, nur sollte man sich bescheiden, daß schon zur ausmittlung der seit allen zeiten eingeschlichenen undeutschen wörter eine tiefe forschung vorhergehen müßte, wenn auch die noch jetzt tunliche entfernung derselben eingeräumt werden könnte. Sodann muß mit dank und vertrauen anerkannt werden, wie die edle natur unserer sprache seit fünfzig jahren so manches unkraut ganz von selbst ausgejätet hat, und dies allein ist der rechte weg, auf dem es geschehen soll; ihr sind alle gewächse und wurzeln in ihrem garten aus der langen pflege her bekannt und lieb, eine fremde hand, die sich darein mischen wollte, würde plump mehr gute kräuter zerdrücken und mitreißen als schädliche ausrotten . . .
>
> J. Grimm.

(Der nachstehende kleine aufsatz war zunächst mit dem wunsch, aber kaum der erwartung geschrieben, ihn in einer größeren tageszeitung gedruckt zu sehen. Gilt doch in dieser zeit mit bestem recht hochgesteigerten deutschempfindens nahezu als unvaterländisch, wer auch nur vor übereifer in der auslieferung unserer fremdwörter an mehr oder minder berufene sprachreiniger zu warnen wagt! Schon um an die mahnungen zweier unserer sprachgewaltigsten zu erinnern, möchte ich jedoch dieser schwierigkeiten halber auf die veröffentlichung nicht etwa gänzlich verzichten. Ohne die ursprüngliche form der darbietung zu ändern, wende ich mich hier an den engeren, aber deshalb nicht gerade „geschlossenen“ kreis der leser der *N. Spr.* Ich würde mich freuen, wenn ich neben dem wohl unausbleiblichen widerspruch wenigstens vereinzelte zustimmung und unterstützung fände.)

*

Aktuell ist ja dieses thema, oder, wie auch ich lieber sage, der gegenstand zeitgemäß. Man berät darüber im berliner polizeipräsidium wie in der düsseldorfer Tonhalle, macht vorschläge im deutschen bühnenverein, übertüncht von der behörde beanstandete aufschriften, und in allen zeitungen taucht die frage so oder so einmal auf. Aber viel mag das große publikum von

sprachlichen dingen bekanntlich nicht hören, zumal wenn man gar zu sachlich damit kommt. Ich hätte daher vielleicht besser getan, eine anders lautende überschrift zu wählen — z. b.: „Einzusegnende schülerstiefel". Jawohl! „Einzusegnende schülerstiefel", obgleich denn doch von der „ausmerzung der fremdwörter" die rede sein soll.

Mit diesen stiefeln hat es nämlich folgende bewandtnis. Nicht lange nach der gründung des Allgemeinen deutschen sprachvereins besuchte ich einen befreundeten schuldirektor, der in seiner anstalt die regel gelten ließ: *kein fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann,* und sie auch selbst mit eifer verfocht. Ich fand — und finde, um es gleich zu sagen, noch immer —, daß man bei der anwendung dieser regel leicht des guten zuviel tue und auch die vorhandenen „verdeutschungshefte" u. dgl. mit ihrem ersatz keineswegs durchgehends das bessere bieten. Als ein beispiel nannte ich *einzusegnender schüler* für das wort *konfirmand.* Der zufall wollte es, daß uns beim gang durch die straßen eine viertelstunde später die aufschrift *konfirmandenstiefel* in die augen fiel. Den kleinen oben angedeuteten triumph ließ ich mir scherzhafterweise nicht entgehen, und auch den weiteren nicht: fremdwörter sind *segen* und *schüler* und *stiefel* im grunde ja auch! Worauf denn mein freund, wie erwartet, entgegnete, daß diese drei keine fremdwörter, sondern nur lehnwörter seien. Und nach der meinung auch der entschiedenen sprachreiniger sind ja *lehnwörter im unterschied von fremdwörtern ohne weiteres erlaubt.*

Da hätten wir also zwei grundsätze — und um das grundsätzliche der ausmerzungsfrage ist es mir hier zu tun —, nach denen wir in der praxis verfahren sollen. Was nun den ersten dieser im druck von mir hervorgehobenen sätze betrifft, so ist das in ihn eingeschlossene werturteil: „deutsch gut", oder, was auf dasselbe hinauskommt, „gut deutsch", wie schon bemerkt, notwendig subjektiv, daher seine anwendung immerhin willkürlich. Für beide sätze ist aber wesentlich, was denn unter einem fremdwort im unterschied von einem lehnwort zu verstehen ist. *Fremdwort* bedeutet nach wortlaut und gebrauch — einfach genug — ein ursprünglich fremdes, aus einer fremden sprache entlehntes wort. Das aber ist von vornherein klärlich auch der sinn von *lehnwort.* Beide ausdrücke bilden denn auch keinen gegensatz. *Münster* und *pfalz* z. b. führt Behaghel in seiner *Geschichte der deutschen sprache* (in Pauls *Grundriß der*

*germanischen philologie*) als fremdwörter an; bei Kluge in der jetzt *Urgermanisch* betitelten *Vorgeschichte der altgermanischen dialekte* (ebenda) erscheinen sie als lehnwörter (oder, wie Kluge lieber sagt, lehnworte). *Voralthochdeutsche entlehnungen*, wie die eben genannten, pflegt man in der tat ja lehnwörter zu nennen. Ebenso auch die meisten der in *althochdeutscher* zeit herübergenommenen, wie *segen*, *schüler*, *stiefel*. Zu derselben gruppe gehören aber auch *kapitel* und *paradies*, die z. b. Düsel, *Verdeutschungen* (1915; ich nehme absichtlich dieses wohl neueste hilfsmittel solcher art), als verdeutschungsbedürftig und somit als fremdwörter behandelt. Hierbei spielt ohne zweifel die — zum teil vorher überwundene, dann aber wiederhergestellte — fremde betonung herein, die jedoch bei Düsel nicht z. b. auch gegen *natur* und *palast* entscheidet; diese wörter betrachtet er wohl als stärker *eingebürgert* und daher — subjektiv — als „gut“ oder „besser deutsch“. Eine scharfe grenze ist zwischen dem oberbegriff fremdwort und dem unterbegriff lehnwort schon für althochdeutsche entlehnungen jedenfalls nicht zu ziehen.

Daß aber die deutsche oder nichtdeutsche *form*, insbesondere die *betonungsform*, für die praktische beantwortung der frage: fremdwort oder lehnwort? im allgemeinen tatsächlich das wichtigere kriterium bildet, zeigt sich deutlicher bei den entlehnungen der *mittelhochdeutschen* periode. Der nicht sprachgeschichtlich unterrichtete läßt hauptwörter wie *grenze, lampe, rolle,* oder *bibel, pinsel, schachtel,* oder *panzer, ziffer, zucker,* und erst recht eigenschaftswörter wie *fein, matt, rund,* zeitwörter wie *dauern, fehlen, tasten* ahnungslos als einheimisch passieren, während er in *element, exempel, standarte,* in *benedeien* und *hantieren* die fremdlinge wittert. Doch verleiht auch hier häufigkeit des gebrauchs oder — ein neues moment — das individuelle der bedeutung trotz der fremden betonung einen freibrief.

Mit dem *neuhochdeutschen* abschnitt nimmt die zahl der in der betonung nicht eingedeutschten und als fremd empfundenen entlehnungen mehr und mehr zu; doch gibt es auch da noch wörter genug, die schon ohne akzentwechsel sich deutschen typen anschließen und daher unverdächtig erscheinen: so unter den älteren z. b. *lärm, baß, uhr,* oder *jacke, tasse, zwetsche,* und sogar unter den neueren solche wie *frack, marsch, rang* oder *liste, mappe, weste* — für die allgemeine auffassung gewiß wenigstens nicht fremder als *grenze*, *stiefel* oder *pfalz*. Anders wirken dagegen etwa *bandit, finesse, parade,* und noch mehr weichen *cousin*,

*fauteuil*, *orange* u. dgl. ab. Bei den wörtern der letzten gruppe ist fremd nicht nur die betonung, sondern — und damit tritt zweierlei neues hinzu — auch zum teil *aussprache* und *schreibung*, dinge, die in älteren entlehnungen (bis auf das griechisch-lateinische *ph* und etwa noch beibehaltenes *c*) verdeutscht sind. Das gleiche streben macht sich nun auch bei diesen jüngeren fremdlingen geltend; aber wegen der weitverbreiteten kenntnis des heutigen französisch erhebt sich ein gesprochenes *kusäng*, *fotölch*, *orangsche* nicht über das niveau häßlicher provinzialismen, und das eindeutschen der schreibung undeutscher laute, wie der französischen nasalvokale, stößt auch auf wirkliche schwierigkeiten. Wo aber der fremde laut eine deutsche entsprechung und damit auch eine deutsche bezeichnung vorfindet, hat sich diese letztere auch im amtlichen gebrauch bereits vielfach durchgesetzt; so schreibt man mit dem regelbuch und Duden jetzt *bluse*, *sekretär*, *rasse*, *schokolade* und grundsätzlich *k* oder *z* für so gesprochenes c: *konzert*, *akkord*, *akzise* usw. Auch das noch unerlaubte, aber zunehmend häufige *büro* oder *telefon* u. dgl. sind auf die dauer nicht zu unterdrücken; der *frisör* (statt des *haarpflegers* usw.) genügt wenigstens hierorts sogar der sprachreinigenden behörde, und selbst vor der *akkuschöse* in dieser form schreckt der neue Duden von 1915 (in den „vorbemerkungen") nicht mehr ernstlich zurück.

Aber noch ein umstand fällt nunmehr mit ins gewicht: das verhalten der eindringlinge in sachen der *flexion* oder *abwandlung*. Völlige anpassung zeigen auch in dieser richtung wörter an und für sich deutscher form: *das münster — des münsters — die münster*, *die uhr — der uhr — die uhren;* jedoch auch solche mit noch fremder betonung: *der palast — des palast(e)s — die paläste* usw. Dagegen heißt es mit fremder pluralbildung: *die cousins*, *die fauteuils*, und auch die eingedeutschte schreibung *die büros* statt *bureaus* (in Österreich auch französischer mit *x*) würde uns über den *s*-plural ja nicht hinaushelfen. Andere fremde plurale sind seltener: z. b. *die themata*, *die konti*, und das *s* zeigt sich in der regel daneben: *die themas*, *die kontos* (in schlechter mischung auch *thematas*, *kontis*). Wenn nun der plural zugleich nach echt deutscher endung hin schwankt: *die themen*, *die konten*, so ist das freilich ein zeichen, daß man auch das *s* hier noch störend empfindet. Immerhin ist es uns in eingebürgerten wörtern wie den zuerst genannten und in familiärer rede auch in einheimischen wie *die kerls*, *die mädels* vollkommen geläufig.

*

Was kann uns dieser überblick über die geschichte unserer fremdwörter in praktischer hinsicht nun lehren? Vor allem, dächte ich, das, daß *die deutsche sprache zu allen zeiten* mit dem eindringen fremder dinge und begriffe fremde wörter aufgenommen und je nach den umständen mehr oder weniger rasch *den deutschen gesetzen* in bezug auf lautstand und schreibung, betonung und abwandlung *zu unterwerfen gewußt hat*, oder die jüngeren unter ihnen zu dieser unterwerfung noch anhält. Für unser eigenes verhalten ergibt sich hieraus meines erachtens, daß wir keinen anlaß haben, ihr als übereifrige retter vor eindringlingen zu hilfe zu kommen. Neue fremde wörter wird sie — und werden wir — auch in zukunft so wenig ganz fernhalten können, wie neue dinge und begriffe. Auch mitten im weltkrieg leben wir im zeichen des verkehrs. Daß alles fremde sprachgesindel hereinzulassen und zu dulden wäre, ist gewiß nicht meine meinung. Aber es scheint mir töricht, was ein tüchtiger deutscher sprachbürger geworden ist oder sichtlich werden will, nur deshalb hinauszuweisen, weil seine heimat draußen liegt. Ich möchte daher die *lehnwörtergrenze nicht allzu eng fassen*. Nach allgemeiner ansicht gehören entlehnte wörter, die in lautstand und schreibung, betonung und abwandlung sich deutschen gesetzen gefügt haben, gleichviel welchen alters, hinein. Aber auch wörter, deren betonung noch abweicht, übrigens, was ich nachhole, in echt deutschen wörtern mit leichten vorsilben oder mit akzentverschiebung meist eine entsprechung findet (vgl. *palast* — *verein, laterne* — *begierde, element* — *allgemein*), wären, wie ich glaube, zuzulassen. Als *fremdwörter* im engeren sinne bleiben somit solche übrig, bei denen *in mehreren, wenigstens zwei*, der kritischen punkte der deutschen anforderung noch nicht genügt ist, wie bei *cousin* oder *bureau*. Kann hier der begriff unzweifelhaft „deutsch gut ausgedrückt“ werden, wie bei *cousin* durch *vetter*, so ist das fremdwort ebenso unzweifelhaft entbehrlich und verdient keine schonung. Welcher gebildete sagt denn auch noch *cousin* oder *merci* oder *retour*? Solche wörter verschwinden von selbst!

Nur wird es mit dem „gut deutsch ausdrücken können“ von den verdeutschern vielfach zu leicht genommen. Wenn z. b. Düsel a. a. o. im vorwort sagt: „Wer dies hilfsbuch benutzt, findet für ein und dasselbe fremdwort meistens eine ganze anzahl, oft mehr als ein dutzend, ersatzwörter“, so ist damit doch wohl auch angedeutet, daß sich in solchen fällen kein deutsches ersatzwort mit dem

fremdwort tatsächlich deckt. Das gilt z. b. für *bureau* mit seinen — bei Düsel — 17, bzw. 21 verdeutschungen. Es gilt, um denn darauf zurückzukommen, auch für das verpönte wort *konfirmand*, das nach meiner auffassung weder durch *einzusegnender schüler*, noch durch *der (die) einzusegnende, eingesegnete*; *abendmahlsschüler* (diese bei Düsel) „deutsch gut ausgedrückt" wird: ein konfirmand ist nicht wesentlich ein schüler; eingesegnet wird auch ein hochzeitspaar oder ein leichnam; die abendmahlsschüler klingen zu Tegnérisch; keiner der vorschläge erlaubt bequeme zusammensetzungen wie eben die eingangs genannte, keiner hat die prägnanz des entlehnten wortes, und — was mir das wichtigste scheint — keiner kann sich wie dieses auf das *vorrecht des herrschenden gebrauchs* berufen.

Wer sich bemüßigt fühlt, „die muttersprache zugleich zu reinigen und zu bereichern," der frage sich ernstlich, ob er zu den „besten köpfen" gehört, deren „geschäft" das nach Goethes, von Düsel glücklich zitiertem worte ist. Für den durchschnitt muß die wahl unter dem im sprachschatz vorhandenen genügen, der auch die fremdwörter einschließt. Auch sie haben das recht, beachtet, wenn auch wahrlich nicht, besonders gehegt zu werden. *Kein fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann!* Gewiß! Aber mit dem nachdruck auf „gut"! Vielleicht wäre eine gegenregel zur kontrolle nicht vom übel: *keine zweifelhafte „verdeutschung" für das, was durch ein lehnwort oder fremdwort schon einen besseren ausdruck gefunden hat!* Und unserer von uns allen geliebten sprache gegenüber insgemein bescheidenheit und vertrauen!

*Marburg.* WILHELM VIETOR.

---

# CHARLOTTE BRONTË UND PROFESSOR HEGER.

## Vier neue briefe[1].

Eine für die englische literaturgeschichte wichtige veröffentlichung brachte die *Times* in ihrer nummer vom 29. juli 1913. Sie druckte in ihren spalten zum ersten male vier briefe ab, die Charlotte Brontë (die verfasserin von *Jane Eyre*, der *Waise von Lowood*) an den professor Constantin Heger in Brüssel geschrieben hat, in dessen pensionat sie zwei jahre, 1842 und 43, erst als schülerin, dann als lehrerin gewesen war.

[1] Vor dem krieg geschrieben und eingesandt. *D. red.*



Diese briefe stammen aus dem privatbesitz der familie Heger. Der sohn des 1896 gestorbenen professors Constantin Heger, der angesehene belgische arzt dr. Paul Heger, hat sie im einverständnis mit seinen schwestern dem Britischen Museum mit dem ausdrücklichen wunsche geschenkt, daß sie veröffentlicht würden und als authentisches beweismaterial endlich die lästerzungen zum schweigen brächten, die das verhältnis seines vaters zu Charlotte Brontë als unlauter gebrandmarkt hätten.

Jeder freund der englischen literatur und jeder kenner der Brontë-biographie insbesondere wird dem geber dank wissen, daß er nach 70jähriger pause den schatz wieder hat ans licht treten lassen; jeder wahrheitsfreund wird die veröffentlichung begrüßen, weil sie die ehre zweier menschen wiederherstellt, die über ein halbes jahrhundert gehässiger beurteilung ausgesetzt gewesen sind.

Die erste darstellung dieses verhältnisses stammt aus dem jahre 1850. Es ist ein mit niederträchtiger offenheit geschriebenes machwerk Eugène Sues, das in den spalten der *Weekly Times* von 1850 serienweise unter dem titel *Miss Mary ou l'Institutrice* erschien und verändert noch einmal 1851 für französische leser in Paris gedruckt wurde.

Charlotte Brontë wird darin unter dem namen Mary Lawson als der störenfried in der ehe des professors Heger — hier de Morville — geschildert. Eine probe daraus:

Miß Mary ist entschlossen, nach England zurückzukehren.

*Quoi? Miss Mary, vous dites?*

*I say, Monsieur, that I return to England where I am recalled by my family.*

*Partir, but that is impossible! A departure so brusque, si peu attendue?*

*Pray, do not perceive, Monsieur, in this unlooked for departure any want of regard for you . . .*

*Partir, wailed M. de Morville, What! that this should be the last time that I should see you, that I should speak to you. But that is not possible. They do not kill a man thus by a single blow! For you well know that I love you.*

Die frau professorin aber versteht keinen spaß mit der fremden. Sie hat die beiden in traulichem tête-à-tête in einem pavillon überrascht und schmäht sie tüchtig. Der professor aber nimmt sie in schutz:

*Madame,* ruft Heger, *I will not permit you, in my presence, to dare to calumniate and outrage Miss Lawson.*

Worauf madame mit einem sardonischen lachen ruft:

*That is charming! Grâce au bon accord du ménage, Mademoiselle would desire to continue in perfect tranquillity the undignified rôle she has played at my house.*

Die letzte darstellung des verhältnisses Charlotte Brontës zu Heger, das 1911 in einem amerikanisch-australischen verlage erschienene buch: *The Keys to the Brontë Works* von Malham-Dembleby, macht sich ganz und gar diese auffassung zu eigen und hält für erwiesen, daß Eugène Sue die wahre geschichte der leidenschaft Hegers für Charlotte und die eifersucht der frau Heger dargestellt habe, und daß das verhältnis von lehrer und schülerin so vertraut war, daß die ehe darunter litt. *Thus have we real insight into the state of affairs at Brussels when Miss Brontë left.*

Und dieser unsinn wurde geschrieben, obwohl in dieser heiklen frage sehr ernste köpfe bereits zu einem ziemlich sicheren resultat gekommen waren.

Zwar mrs. Gaskell, die erste biographin Charlotte Brontës, hatte in ihrem zweibändigen *Life of Charlotte Brontë,* das mit außerordentlichem fleiße zusammengestellt ist, aber doch nicht alle punkte aufhellte, in vielem danebengriff und heftig angefeindet wurde, der brüsseler periode nicht die ihr zukommende aufmerksamkeit zugewandt. Angesichts der tatsache, daß Charlotte Brontës romane *The Professor, Jane Eyre, Shirley* und *Villette* so hervorragend autobiographisch sind wie kaum andre romane, hätte der darstellung des urbildes all jener romanpaare: Rochester — Jane in *Jane Eyre,* Crimsworth — M[lle] Henri in *The Professor,* Robert Moore — Caroline Helstone in *Shirley,* Paul Emanuel und Lucy Snowe in *Villette,* nämlich des verhältnisses Heger—Charlotte mehr raum gewidmet werden müssen.

Zuerst wohl hat Sir Wemyss Reid in seinem buche *Charlotte Brontë, a monograph* (1877) betont, daß die brüsseler periode als die *storm and stress period,* als der wendepunkt in Charlotte Brontës leben anzusehen sei, und hatte angedeutet, daß ihr geist, wenn nicht ihr herz in der belgischen hauptstadt gefangen gehalten sei, daß ihr in Brüssel das geheimnis des lebens enthüllt worden sei: *she had gone out into the world, had tasted strange joys and drunk deep of waters the very bitterness of which seemed to endear them to her.*

Dabei warf Sir Wemyss Reid weder auf Heger noch auf Charlotte Brontë einen stein.

Diese lesart fand viel beifall, die stärkste unterstützung gab ihr der ausgezeichnet klare und aufschlußreiche aufsatz von Angus MacKay in *The Brontës, Fact and Fiction* (1897). Dieser entscheidet so: Charlotte habe für Heger mehr als freundschaft, nämlich leidenschaftliche liebe gefühlt, in ihrem pflichtgefühl aber bewußt diese leidenschaft bekämpft und schließlich besiegt; ihre romane mit ihrem stets wiederkehrenden thema der unerwiderten weiblichen liebe bewiesen dies ihr erlebnis in Brüssel; keine andere gelegenheit sonst habe sich in Charlotte Brontës leben zum studium solcher stimmungen geboten. Aber sie habe diese stimmung streng auch vor ihren freundinnen geheim gehalten und ihr leben so mit einem geheimnis und einer tragödie belastet; einem geheimnis und einer tragödie zwar, die sie uns als mensch nur noch liebenswerter machten, da sie aus dem feuer der versuchung wohl mit brandwunden, aber keinem flecken an ihrer seele entkommen sei.

Diese ansicht können wir als die heute allgemein angenommene bezeichnen. So urteilt auch z. b. Robertson Nicholl in *Chambers' Cyclopedia.* Aber sie scheint dem besten kenner der Brontës, Clement Shorter, doch zu weit gegangen.

Clement Shorter, der es vierzig Jahre nach der Gaskell dank ausgezeichneter beziehungen und einem fast lückenlosen briefmaterial unternahm, eine erschöpfende biographie zu schreiben, hält eine liebe nicht für erwiesen, sondern höchstens eine enthusiastische freundschaft. Er legt außerdem einen moralischen maßstab an und sagt: der ganze briefwechsel enthülle in Charlotte Brontë *an entirely good and honourable nature.* Sollte die liebe wahr sein, so wäre sie unmoralisch; aber sie ist ja zum glück nicht wahr.

Aus den neuen briefen, die zu dem material Reids und MacKays hinzukommen, spricht nun aber wirklich mehr als schülerhafte verehrung für den lehrer, es sind herzensschreie einer zurückgestoßenen weiblichen seele — und gleichwohl fällt auf die reine gestalt der Charlotte Brontë auch nicht der geringste schatten. Die geschichte dieses leidenschaftlichen freundschaftsverhältnisses muß mit äußerster zartheit behandelt werden; will man es beschreiben, so bedarf es der keuschheit und unbefangenheit einer Charlotte Brontë selbst, und wir müssen bei ihr in die lehre gehen und uns aufmerksam in ihr werk vertiefen, um

ihren standpunkt, also den historisch richtigen standpunkt, zu gewinnen.

In Haworth in Yorkshire, mitten in einer ernsten und wenig poetischen moorgegend, deren horizont eng von hügeln eingegrenzt wurde, und die auch heute durch industriebauten nur um ein geringes freundlicher und belebter geworden ist, lebte seit den zwanziger jahren des vorigen jahrhunderts ein armer landpastor, der reverend Patrick Brontë, ein ire. Seine aus dem freundlichen Cornwall stammende frau hatte ihm in wenig mehr als sechs jahren sechs kinder, fünf mädchen und einen knaben, geschenkt. Nachdem zum größten unglück für die kinder die mutter gestorben war, fand — wofern wir mrs. Gaskell glauben können — der wunderliche menschenfeind seinen lebenszweck darin, seine kinder nach recht verrückten erziehungsanschauungen zu erziehen. Er kleidet sie absichtlich schmucklos und ernährt sie streng vegetarisch. Um ihren frühreifen geist zu dressieren, sperrt er sie in das „kinderstudierzimmer" ein und hat seine helle freude daran, als ihm seine körperlich recht schwächlichen wunderkinder kluge antworten auf schwierige fragen geben. Antwortete ihm doch die vierjährige tochter auf die frage, was sie am meisten brauche, prompt: *age and experience.* Charlotte leistete sich auf die frage nach dem besten buche in der welt die antwort: die bibel und nächstdem das buch der natur.

Diese kleinen philosophen wandern hand in hand durch das moor, über politik redend, — nach dem urteil ihrer schulfreundin hat bei Charlotte das interesse dafür mit fünf jahren angefangen; zumeist aber sitzen sie um den tisch im studierzimmer und lesen und schreiben. Sie schreiben sich selbst eine zeitschrift, — zweiundzwanzig umfangreiche bände in eineinhalb jahren, — in kaum lesbarer perl- und zierdruckschrift, an der sich Charlotte ihre augen verdorben hat.

Früh werden sie in eine schule geschickt; aber der aufenthalt in Cowan's Bridge währte nicht lange, wenn auch lange genug, um in der klugen achtjährigen beobachterin eindrücke zu hinterlassen, die sie in ihrem berühmtesten buche mit naturtreue wiedergab. *Jane Eyre* enthält als weibliches seitenstück zu der Dotheboys Hall in Dickens' *Nicholas Nickleby* die berühmte schilderung des hunger- und krankheitselends der pietistisch geleiteten schule.

Dann sitzen die mädchen wieder in Haworth Parsonage,

doch nur noch zu dreien; zwei der schwächlichsten geschwister hatte der tod ihnen elf- und zwölfjährig in der mörderischen schule fortgenommen.

Charlotte, Emily und Anne gehören fortan als eng verbundene geschwister zusammen; gern möchten sie den besonders zeichnerisch hochbegabten und schreiblustigen bruder Branwell zum stolz der familie heranzüchten; er gerät auf eine schiefe bahn, verliert in opium und alkohol jeden halt und wird zum schandfleck der strebsamen familie.

Zunächst besuchen noch Emily und Charlotte eine schule in England; dann folgen jahre unbefriedigenden hauslehrerinnentums für alle drei; Charlotte verschmäht es aber zweimal, sich durch die ehe der sorgen um sich und die ihren entheben zu lassen, es taucht der plan auf, eine schule zu eröffnen.

Aber dazu bedarf es größerer kenntnisse, besonders im französischen. So wird 1842 der entschluß gefaßt — Charlotte ist 26 jahre alt, Emily 24 —, nach Brüssel zu gehen, um in einem halben jahre eifrigen studiums das französische zu meistern.

Von februar bis november 1842 sind Charlotte und Emily im pensionat Heger, im januar 1843 kehrt Charlotte noch einmal allein als lehrerin des englischen dahin zurück. Diese beiden jahre gaben Charlottes leben eine entscheidende wendung. Zwei zeugen geben darüber aufschluß: ihre gleichzeitigen briefe, die durch die vier neu aufgefundenen eine wertvolle ergänzung erfahren, und ihre romane, besonders *The Professor* und *Villette*.

Verfolgen wir schnell, bevor wir auf Brüssel zurückkommen, noch Charlottes leben und wirken bis zu ihrem tode. Als nach der rückkehr aus Brüssel der gedanke, in Haworth ein pensionat zu eröffnen, an dem üblen ruf des bruders sowie der weltabgeschiedenheit des moordorfes gescheitert war, verfiel man auf die schriftstellerlaufbahn. Allein, die gedichte, die die drei schwestern unter dem decknamen Currer, Ellis und Acton Bell herausgaben, brachten es in einem jahre auf nur zwei verkaufte exemplare. Es galt weitersuchen. Vereinsamt, durch die blindheit des vaters bedrückt, sehnt sich Charlotte heraus aus der enge des pfarrhauses in Haworth, ihre gedanken verweilen bei dem geistreichen lehrer in Brüssel, der ihr bücher über bücher geliehen, sie mit ihr besprochen hatte, ihr eine welt von neuen dingen erschlossen hatte — und ihre gedanken formen sich zu dem buche *The Professor*. Aber der verleger schickt das manuskript zurück, es sei zuwenig aufregendes, zuviel alltäg-

liches darin, die gewaltsamen wendungen fehlten ganz — und die liebe das publikum gerade. Nun, Charlotte nahm sich den guten rat zu herzen — und im oktober 1847 findet *Jane Eyre* den weg zur welt, und in den nächsten monaten sprechen alle zeitungen und zeitschriften von dem neuen talent, das so realistisch und so gemütvoll, so phantastisch und energisch zugleich das leben einer waise zu schildern wußte. Eine heftige fehde setzte ein, als vorbild der entsetzlichen schule in Lowood, in der hunger und krankheit im verein mit salbungsvollem pietismus die kinder zugrunde richtete, fühlte sich Cowan's Bridge getroffen; noch heute steht dort in der allerdings durchaus umgeformten schule *Jane Eyre* auf dem index der verbotenen bücher.

Nach dem erfolge der *Jane Eyre* stand Charlottes lebensziel fest, sie versenkte sich in die arbeit, diese war ihr stärkungsmittel in dem mannigfachen häuslichen leid. Ihre beiden schwestern, die starksinnige Emily und die ätherische Anne, waren, jene 29-, diese 27jährig, innerhalb fünf monaten gestorben; der tod des bruders, des taugenichts Branwell, war mehr eine erlösung; nun war sie allein mit dem erblindeten vater auf ihre geistesarbeit angewiesen. Eng war ihr lebensraum, aber tiefdringende psychologische beobachtung und fruchtbare phantasie halfen den kargen erlebnissen zu frischem leben: *Shirley*, das 1849 erschien, enthält eingehende beschreibungen der blutigen lohnkämpfe, die die Yorkshire-weber 1812 ausgefochten hatten; Charlotte kannte diese von ihren kindertagen her. Aber so ganz heimisch fühlt sie sich in der zurückliegenden geschichte nicht, sie liebt, um ein wort zu zitieren, das sie bei gelegenheit einer besprechung von Thackerays *Henry Esmond* gebraucht, mehr *story* als *history*. Am wohlsten ist ihr, wo sie von der zarten, bleichen, nur leidlich hübschen lehrerin mit ihrem unbezähmbaren lerneifer, ihrem warmen herzen und festen lebensanschauungen erzählen kann, die um die liebe und freundschaft ihres verehrten lehrers ringt – kurz, den komplex von erlebnissen in Brüssel. Der *Professor* lag noch unveröffentlicht in ihrem schreibtisch — erst nach ihrem tode gab ihn ihr mann 1856 heraus — doch so wenig hatte sie in diesem roman die brüsseler zeit ausgeschöpft, daß sie sie ein zweites mal in einem reifen werke darstellte. Dies ist ihr dreibändiger roman *Villette*, 1853, reif in der psychologischen vertiefung der charaktere, reif in der konzentration der geschehnisse, reif in der würdevollen, ernsten lebensauffassung.

Es ist die letzte arbeit, die sie von Haworth in die welt sandte. Auf ein paar wochen jährlich verläßt sie ihre heimat und bringt als verwöhnter gast ihrer literarischen freunde und freundinnen, besonders ihres verlegers Smith, festtage in London, Manchester, an den seen zu, — aber sie sehnt sich stets zurück zu ihrer pflicht an der seite ihres vaters. Endlich blüht auch ihr noch ein bescheidenes glück in der ehe, — nicht mit einem bedeutenden manne mit den glänzenden eigenschaften eines Paul Emanuel, sondern mit einem schlichten, treuen gemüt, dem kaplan ihres vaters, Arthur Bell Nicholls. Sie lernte den mann, der, an allen gliedern schlotternd, ihr die liebe gestanden hatte und sich nach der ersten abweisung schier verzehrte, allmählich lieben, und als sie im ersten jahre ihrer ehe, am 31. mai 1855, stirbt, da sind ihre letzten worte: *He will not separate us; we have been so happy.*

In diesem leben nun, das in steter enge zu diesem bescheidenen glück führte, bilden die beiden brüsseler jahre den höhepunkt und den wendepunkt.

Als der entschluß gefaßt worden war, auf dem kontinent französisch zu lernen, wurde von freunden der Brontës das pensionat Heger in Brüssel, Rue d'Isabelle, als nicht zu teuer empfohlen. Im februar 1842 bringt der vater Brontë seine beiden töchter Emily und Charlotte nach Brüssel und reist schnurstracks wieder nach Yorkshire zurück. Drei umstände hinderten, daß die an sich scheuen mädchen heimisch wurden: ihr alter, ihr engländertum und ihre konfession. Sie kamen als sechsundzwanzig- und vierundzwanzigjährige in eine umgebung von vierzehn- bis achtzehnjährigen und waren der belgischen, durchaus katholischen schule gegenüber als strenge protestantinnen mißtrauisch. In ihren unmodernen grauen kleidern spazierten sie abseits von den andern, schliefen am äußersten ende des schlafsaals, durch vorhänge von den übrigen achtzehn getrennt, allein für sich. Sie waren ja auch nicht da, um freundschaften zu schließen, sie ließen die schönheiten der stadt gern jenseits der mauern ihrer schule liegen, sie wollen nur lernen und in einem halben jahre das französische zwingen. Die vorher lehrerin gewesen war, fühlt sich als schülerin durchaus wohl.

*I like that state of things, it is natural to me, to submit and very unnatural to command.*

Lehrerinnen und lehrer des pensionates kommen und gehen; es geht recht geräuschlos zu unter dem festen, doch freundlichen

regiment der madame Heger, die mit bewundernswerter ruhe die schar der neunzig bis hundert mädchen leitet. Aber diese selbstsichere ruhe war nicht der ausfluß eines mütterlichen sinnes etwa, es war eine kalte, herzlose routine, eine sicherheit, die auf spionieren und horchen gegründet war. Die tägliche *lecture pieuse* ödete die freidenkenden protestantinnen, das refektorium schreckte sie mit der fremden küche, das *oratoire* befremdete sie mit den kruzifixen, die belgischen mitschülerinnen erschienen ihnen dumm und hinterhältig, — und doch waren sie glücklich; denn sie arbeiteten von morgens bis abends und unter der anleitung eines lehrers, der die eigenart der beiden englischen arbeitsbienen würdigte und seinen unterricht ihnen anpaßte. Es war der gatte der institutsleiterin, der professor der rhetorik Constantin Heger, der im hauptamt lehrer am Athénée Royal war und im nebenamte im institut seiner bedeutend älteren frau, deren zweiter mann er war, literaturstunden gab, — ein kleiner schwarzer mann von dreiunddreißig jahren, mit äußerst reizbarem temperament. Charlotte beschreibt ihn in einem brief an ihre freundin Ellen Nussey vom april 1842 als ein kleines schwarzes wesen mit einem gesicht, dessen ausdruck wechsle. Bald sehe er aus wie ein toller kater, bald wie eine wilde hyäne, gelegentlich aber nehme er ein mildes und gentlemanähnliches wesen an. Augenblicklich sei er böse auf sie und reiße sich fast die augen aus dem kopf, weil sie in einem *devoir*, wo ihr wörterbuch und grammatik verboten waren, einige englische wörter habe einfließen lassen. Dann aber bringe sie durch tränen alle dinge wieder in ordnung.

Den verständigen mädchen zuliebe verläßt der professor die alte methode, grammatik zu lehren, liest ihnen schriftsteller vor und gibt ihnen auf, über das gelesene *devoirs* zu schreiben. Mrs. Gaskell gibt in ihrer biographie einige sehr bezeichnende proben mit nicht minder bezeichnenden korrekturen Hegers. Übrigens liebte die eigenartige Emily dieses verfahren nicht, Charlotte aber fand an dem analysieren eines charakters lebhaftes gefallen. Die wirkung des lehrers ist überdies verschieden: Emily, die verschlossene, heimwehkranke, bleibt schroff; Charlottes biegsamerer charakter empfand den reiz der lehrerpersönlichkeit, und es stellte sich eine tiefgehende geistige freundschaft her.

So fiel denn auch der vorschlag der frau Heger, die beiden schwestern nach dem verabredeten halben jahre als musiklehrerin

und lehrerin des englischen ohne entgelt noch länger im hause zu behalten, auf ungleichen boden. Emily ging endgültig nach England zurück, Charlotte aber kehrte, nachdem sie infolge des todes ihrer tante, die bisher dem vater das haus geführt hatte, auf kurze zeit heimgekehrt war, auf ein ganzes jahr nach Brüssel zurück, als gouvernante der Hegerschen kinder und als lehrerin im pensionat.

Es trieb sie unwiderstehlich nach Brüssel zurück. Sie gesteht selbst in einem briefe: *I returned to Brussels after aunt's death against my conscience, prompted by what then seemed an irresistible impulse. I was punished for my selfish folly by a total withdrawal, for more than two years, from happiness and peace of mind.*

Einen einblick in Hegers auffassung gewinnen wir aus dem einen langen briefe, den er an vater Brontë zwischen dem ersten und zweiten aufenthalt Charlottes in seinem hause schrieb. Er spricht darin von der fast *väterlichen zuneigung*, die er zu den töchtern hege, er lobt ihre hohen gaben, ihre fortschritte und ihren fleiß und rechnet diese der väterlichen erziehung an; er habe ihnen nicht den wert der zeit und der bildung beizubringen brauchen, und er hoffe, im selbstlosen interesse der töchter, daß, wenn nicht beide, so eine zu ihrer vervollkommnung wieder zurückkehren werde.

Nun betritt Charlotte als mademoiselle Charlotte wieder die schule; sie hat kein leichtes spiel im unterricht mit den aufsässigen und faulen belgierinnen, verschmäht aber die gendarmenhilfe der madame Heger und wächst in ihre aufgabe hinein. Die Hegers wollen sie zur familie rechnen, sie hält sich scheu zurück, herrn Heger, den sie nicht mehr täglich sieht wie damals, als sie schülerin war, und seinem schwiegersohne gibt sie englische stunden, er führt sie zum karneval, leiht ihr bücher in masse und ist wieder in der ganzen, ihr teils gleichgültigen, teils widerwärtigen katholischen gesellschaft der weiße rabe oder, wie Charlotte Brontë als engländerin sagt: *the black swan*. Er ist der einzige, an den sie sich wenden kann, kein wunder, wenn ihr gefühl zu ihm sich erwärmt.

Nach eignem ausspruch ist sie in einem Robinson-Crusoeartigen zustande. Der schlauen diplomatin madame Heger traut sie nicht; leider steht der professor zu sehr unter ihrem einfluß. Hat er ihr doch auch schon mangel an geselligkeit und liebenswürdigkeit vorgeworfen und sie unwillig sich selbst überlassen. Das schmerzt sie ganz besonders; denn das wohlwollen ihres

verehrten lehrers will sie sich um jeden preis erhalten. Trostlose briefe schreibt sie an ihre freundin. *Alas, I can hardly write, I have such a dreary weight at my heart, and I do so wish to go home* (6. august 1843 an Ellen Nussey). Eine rührende dankbarkeit bewahrt sie der freundin (Mary Taylor), die ihr energisch zur trennung geraten hat. Heimweh beschleicht sie; sie fürchtet sich vor den langen ferien. Und in der tat; ihre reizbarkeit wächst in der einsamkeit der verlassenen schule; sie geht planlos in der stadt spazieren bis in die sinkende nacht. So geht sie auch eines abends in die Ste-Gudule, während die glocken die andächtigen rufen, sie sieht im halbdunkel mehrere betende gestalten, sie beobachtet die beichtenden, wie sie vor dem gitter des beichtstuhles niederknien und erleichtert glückselig von dannen gehen, — und in einem anfall toller laune kniet sie selbst nieder und beichtet ohne beichtformel, schüttet ihr kummervolles herz dem priester aus, gesteht, daß sie protestantin sei, worauf der priester sie zum nächsten tage zu sich bestellt, um die entfremdete seele der mutter kirche wieder zuzuführen. Sie verspricht es, aber an der frischen luft ist die laune für immer verflogen.

Es gehörte viel gefühlsverwirrung dazu, um das scheue mädchen und die überzeugte protestantin zu diesem schritte zu veranlassen.

Als die schule sich wieder füllt, wird ihr zustand nicht besser, und im oktober 1843 spricht sie mit frau Heger vom abschied; sie hat es ihr besonders übelgenommen, daß sie in der schweren zeit kein liebes wort für sie hatte. Sie sucht sich die feindselige haltung zu erklären und deutet etwas dunkel an: *I fancy I begin to perceive the reason of this mighty distance and reserve; it sometimes makes me laugh and at other times nearly cry. When I am sure of it, I will tell it you.*

Wittert sie vielleicht eifersucht bei frau Heger? Nun, wenn es nach frau Heger allein gegangen wäre, so wären sie schnell geschieden; aber der professor machte im höchsten zorn eine szene und bestimmte kategorisch, daß sie bleiben solle. Aber die kühle vernunft der frau siegte; im dezember 1843 wird der endgültige entschluß gefaßt, vom 29. dezember ist das zeugnis datiert, das ihr professor Heger, mit dem siegel des Athénée Royal versehen, mitgab. Am 2. januar 1844 ist sie wieder daheim in Haworth.

Die lehrzeit im auslande ist um; das natürlichste wäre jetzt,

wenn wir Charlotte, glücklich zu den ihren gekehrt, eine schule aufmachen und die brüsseler kenntnisse verwerten und froh an der arbeit sähen. Statt dessen neue niedergeschlagenheit, neue mutlosigkeit, neue verzweiflung. Nun sie zu hause ist, bemerkt sie mit schrecken, wie nötig sie dem vater ist, wie unverantwortlich selbstsüchtig es war, den erblindeten greis allein zu lassen. Sie kann jetzt nicht daran denken, in einem größeren orte Englands eine schule zu eröffnen; es heißt beim vater ausharren; in Haworth fühlt sie sich beengt, es will ihr scheinen, als ob sie gelähmt sei, als ob alle gefühle und ideen sich verändert hätten; zudem war ihr der abschied in Brüssel doch recht schwer geworden. *I suffered much before I left Brussels. I think however long I live, I shall not forget what the parting with Mr. Heger cost me; it grieved me much to grieve him, who has been so true, kind, and disinterested a friend.* (An Ellen Nussey 23. januar 1844.) Kurz, es ist ein zustand völliger apathie und energielosigkeit. Die frage ist, wie er zu erklären ist. Einzig durch das scheitern des planes, fern von Haworth eine schule zu gründen? Durch den kummer über das nichtsnutzige betragen des bruders Branwell? Nein, der kummer wäre nie so groß gewesen, wenn sie nicht glücklichere tage erlebt hätte, — *nessun maggiore dolor che ricordarsi del tempo felice nella miseria,* sagt Dante. Inmitten ihres häuslichen jammers wird sich Charlotte oft genug aus dem düstern pfarrhause in Haworth fortgesehnt haben zu dem einzigen manne, der ihr bisher, außer ihrem vater, etwas gewesen war, zu professor Heger, und je ferner die Brüsseler zeit rückte, um so mehr idealisierte sich das bild des verehrten lehrers.

Was aus den wie unter dünner decke schlummernden andeutungen in den briefen an die freundin erschlossen werden konnte, wird zur gewißheit erhoben durch die neuen briefe an Heger. Hier strömt ihr gefühl frei und ungehemmt, hier seufzt sie und lechzt nach einem lebenszeichen aus Brüssel, hier bittet sie inständigst um das krümchen liebe und freundschaft, das von des reichen tische fällt und zu ihrer sättigung hinreicht. Zwei briefe sind in ihrer leidenschaftlichkeit und ekstase wirklich ergreifend.

Was wir bisher über die korrespondenz zwischen Charlotte Brontë und Heger wußten, ist folgendes:

In der biographie der mrs. Gaskell stehen ein paar ziemlich belanglose stellen aus briefen Charlottes an Heger. Sie er-

weisen sich nun als ziemlich unkritisch von mrs. Gaskell aus mehreren briefen zusammengestellte proben. Die erste biographin ist an dem wahren wert der briefe, die sie augenscheinlich in händen hatte, vorübergegangen.

Clement Shorter glaubte, daß die briefe nicht mehr existierten, so 1897 in seinem buche *Charlotte Brontë and her Circle*, und auch noch 1908 in *The Brontës Life and Letters*.

Über den verlauf und abschluß des briefwechsels war weiter bekannt, daß die antworten Hegers auf Charlottes briefe ratschläge über ihren charakter, ihre studien, ihre lebensführung enthielten. Aus diesem grunde, vermutete Constantin Heger selbst, habe sie wohl Charlotte aufbewahrt; er bat wenigstens mrs. Gaskell, ihm seine briefe wiederzuschaffen, als diese auf Charlottes spuren in Brüssel weilte und im pensionat Heger vorsprach. Madame Heger hatte es übrigens abgelehnt, die freundin der im hause Heger gehaßten Charlotte Brontë zu empfangen; kein besucher und vollends kein engländer fand zutritt zu dem hause, das durch den *Professor* und *Villette* weltberühmt geworden war.

Hegers antwortbriefe sind also verschollen; der sohn weiß auch nichts von ihnen. Es können übrigens nur ganz wenige, kaum mehr als zwei, gewesen sein, denn durch eineinhalb jahre beklagt Charlotte immer wieder sein schweigen und wirbt immer eindringlicher um ein lebenszeichen.

Über den ton in der korrespondenz gab eine brüsseler mitschülerin in einem aufsatz der frauenzeitschrift *The Woman at Home* 1894 aufschluß. Sie verriet, daß die töchter des professors ihr gesagt hätten, der briefwechsel wäre nach einiger zeit abgebrochen worden, weil die englische schülerin eine unziemliche verehrung für ihren vater zur schau getragen habe; er habe ihr zur bedingung gemacht, nur alle sechs monate und weniger exaltiert zu schreiben und nur einen platten bericht über ihre beschäftigung und ihre gesundheit zu geben. Shorter tut dieses gewichtige zeugnis, das wir durch die neuen briefe vollauf werden bestätigt sehen, leichthin als unglaubwürdig ab und widerspricht ihm nachdrücklich mit einer andern zeugin, einer schulfreundin Charlotte Brontës. Doch stellt sich bei näherer prüfung heraus, daß sich beide lesarten gut decken können. Denn die äußerungen der letzteren, der miß Wheelwright, betreffen das ende der korrespondenz.

Nach mehreren jahren trafen sich die beiden brüsseler

schulfreundinnen in London, und Charlotte antwortete auf die frage, ob sie noch mit Heger in brieflichem verkehr stände, sie habe ihn abgebrochen. Herr Heger habe in einem briefe erwähnt, daß seine frau die korrespondenz nicht gern sähe, und er habe sie deswegen gebeten, ihre briefe an das Athénée Royal zu senden, in dem er unterrichte.

*I stopped writing at once,* sagte Charlotte Brontë, *I would not have dreamt of writing to him when I found it was disagreeable to his own wife; certainly I would not write unknown to her.*

Die ganze unbefangenheit und ehrlichkeit Charlottes spricht aus diesen worten und aus jener tat. Ihr muß plötzlich die kleinlichkeit der brüsseler auffassung ihrer briefe klar geworden sein, und als gewissenhafter mensch tilgte sie die ursache dazu. Nie war ihr zwar der gedanke gekommen, daß sie mit ihrer leidenschaftlichen verehrung des professors in die rechte der frau professor eingegriffen hatte. Für ihre auffassung hatte die geistige freundschaft, intellektuelle sympathie, oder wie man sonst die zwischenstufe zwischen freundschaft und liebe nennen mag, nichts mit der ehe etwa zu tun. Wenn sie später gegen frau Heger recht wenig freundlich war und sie in ihren romanen mit erschreckender deutlichkeit als madame Beck oder madame Zoraïde Reuter als eine herzlose person zeichnete, so ist ihr motiv nicht platte eifersucht gewesen, die ihr etwa den geliebten mann entreißen wollte, sondern haß gegen die herzlosigkeit und kalte vernunft, die den feineren bau ihres geistes nicht verstand und mit grober hand als unmoralisch zu boden warf, was sich wohl hätte ertragen lassen.

*Berlin.* KARL AUGUST SCHMIDT.

(Schluß folgt.)

---

## VERMISCHTES.

### SCHRIFTEN ZUM VERSTÄNDNIS DER VÖLKER.

Schriften zur förderung des schwierigsten werkes auf erden. Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, die einzelnen menschen, die glieder eines einzigen volkstums dahin zu bringen, daß sie sich einander verstehen, verstehen wollen in all der verschiedenheit ihrer meinungen und interessen, so wird man ganz ermessen, wie unendlich schwierig es sein muß, daß ein volk ein auch nur annähernd richtiges verständnis von einem andern, fremden volk gewinne.

Dieses volk, mag es nach außenhin auch noch so einig und in sich geschlossen erscheinen, ist ja, wie das eigene, bewegt von einer

fülle von gegensätzen. Gegensätze, die dort, ebenso wie bei uns, die volksgenossen hindern, zu gegenseitigem, völligem verständnis zu gelangen.

Um menschen und dinge zu verstehen, genügt es nicht, zu sehen, wie sie sind. Man muß wenigstens einigermaßen wissen, wie sie geworden sind. Es muß auch die vergangenheit des volkes studiert werden, das wirken der volkskraft in der zeit, aller einzelnen kräfte an den einzelnen, jeweiligen zwecken und aufgaben. Das streben nach verständnis sucht so zur erkenntnis des wesens jenes menschen- und volkstypus zu gelangen, sucht durch den verhüllenden, oft trüben rauch des schwankenden geschehens das innere reine feuer, die eigentliche lebenskraft zu erblicken.

Noch ein weiteres erfordernis ist vonnöten. Wer zum verständnis fremder eigenart gelangen will, muß es vermögen, gleichzeitig von außen uud von innen zu schauen. Als ein fremder, mit seinen augen und seinen grundsätzen und doch auch aus der anschauung der zu erkennenden welt heraus. Er muß sich in grund und ziel des geistes hineindenken, den er begreifen will, sonst bleibt dieser geist ihm immer verborgen. Wer das nicht kann oder will, gelangt nur von flüchtigen eindrücken zu schiefen urteilen, begnügt sich mit illusionen und verzichtet auf wirkliche erkenntnis.

Ein langwieriges, schwieriges werk. Schwierig die arbeit des erkennens und schwierig die des vermittelns. Denn dem wunsche und der möglichkeit der vermittlung steht die zurückhaltung und gleichgültigkeit der völker gegenüber. Die völker als völker wollen im grunde gar kein gegenseitiges verständnis. Sie wollen nur sich. Sie wollen nur sich durchsetzen unter den völkern. Die völker kennen nur sich und ihre interessen. Sie stoßen aufeinander als interessengemeinschaften. Als solche suchen sie miteinander auszukommen. In frieden, solange es geht. Und da die unvollkommenheit der menschlichen natur es den völkern nicht erlaubt, ihre interessen in dauerndem frieden miteinander auszutragen, so greifen sie, dem verhängnis ihrer natur gehorchend, zur gewalt des krieges.

Weil die beziehungen der völker untereinander in der hauptsache von ihren gegenseitigen interessen bestimmt werden, so wäre es verfehlt, zu glauben, daß ein wachsendes verständnis der völker untereinander die kriege zwischen ihnen verhindern könnte. Wir kennen ohne zweifel England, Frankreich, Italien besser, als wir die türken und die bulgaren kennen; ja, wir wissen vielleicht von Englands verfassung mehr als von der einrichtung der völkerreichen monarchie der Habsburger. Nicht das verständnis hat uns zusammengeführt, und nicht der mangel an verständnis hat uns zu feinden gemacht, sondern es sind mächtige politische und wirtschaftliche interessen, die uns einigen oder trennen.

Als Napoleon III. in seiner thronrede die notwendigkeit des Krimkrieges begründete, feierte er das bündnis der alten gegner Frankreich und England, suchte er Preußen zu sich herüberzulocken, indem er es als pflicht Europas hinstellte, den sultan vor Rußland, die europäische kultur vor der gefahr des russischen kolosses zu schützen.

Nicht verstärktes verständnis gegenüber der einen, vermindertes gegenüber der andern seite, sondern veränderte politische interessen haben bewirkt, daß England und Frankreich heute in Deutschland und nicht in Rußland den feind zu sehen vermeinen.

So wäre das schwierige werk denn auch vergeblich und daher unnütz? Keineswegs. Es ist innerlich berechtigt, notwendig und gut. Wer dieses werk etwa unternimmt zu dem ausgesprochenen zwecke, die kriege unter den völkern zu vermeiden oder unmöglich zu machen, der wird, enttäuscht, von zeit zu zeit es aufgeben und als eitel und töricht schelten.

Aber das streben nach verständnis der völker hat mit der möglichkeit der verständigung unter den völkern an sich nichts zu tun. Restloses gegenseitiges verstehen kann zur reinlichen scheidung der geister, zur kündigung der freundschaft, zur bewußten gegnerschaft führen.

Es gehört zur lebensweisheit und lebenskunst, sich durch richtiges erfassen des sinnes und der ziele seines tuns vor herben, erschlaffenden enttäuschungen zu bewahren.

Daher soll das streben nach erkenntnis fremder eigenart nicht aus der wahnvorstellung nie zu verwirklichender utopien hervorgehen, sondern es soll erfolgen aus demselben trieb, der uns das streben nach der erkenntnis des eigenen wesens gebietet. Es muß ein inneres bedürfnis nach klarheit und wahrheit, nach erkenntnis des menschlichen in dieser besonderen form des menschlichen sein. Die erkenntnis des eigenen zustandes kann uns nur über unser eigenes begrenztes und endliches teildasein unterrichten. Indem das streben über uns hinaus zur erkenntnis des vielgestaltigen ganzen strebt, kann es nicht anders als seine betrachtungen ausdehnen auf die teile des seins außer ihm, auf die seelen der menschen und völker.

Verständnis der völker, um des verständnisses an sich willen, aus ursprünglichen, unendlichen bedürfnissen heraus. Die arbeit an solchem verständnis sei wissenschaftliche arbeit, forscherarbeit, ohne vordringliche sorge um ein illusorisches ziel. Wohl wäre es schön, wenn als willkommene, aber nicht notwendige frucht am baume der erkenntnis die verständigung aus dem verständnis reifen könnte.

*

Der verlag von Eugen Diederichs in Jena hat eine sammlung von *Schriften zum verständnis der völker* mit zwei arbeiten, Karl Zimmermann: *Das problem Belgien oder: Es lebe der geuse!* und Eduard Wechßler: *Die Franzosen und wir. Der wandel in der schätzung deutscher eigenart* 1871—1914, eingeleitet[1].

Die abhandlung von Zimmermann ist sehr kunstvoll stilisiert und aufgebaut, sie gibt, mit wenigen eindrucksvollen strichen gezeichete historische bilder, gibt lyrisch-schwungvolle ergießungen, poetisch-gehobene betrachtungen über sein und sollen. Der leser spürt bald, daß er es mit einem ästhetisch gestimmten verfasser zu

[1] Jena 1915, preis jedes pappbandes m. 1.80.

tun hat, dessen vornehmste sorge es ist, zustände und visionen, die er sieht, in eine formal-schöne sprache zu kleiden, mit gedanken, stimmungen, wünschen einen künstlerischen eindruck zu erzielen.

Daher kann der leser wohl mancherlei anregungen und ästhetischen genuß aus der abhandlung ziehen, aber er wird gut tun, sich gegenüber so manchen glänzenden worten und wohlgeprägten formulierungen etwas mißtrauisch zu verhalten. Wenn Zimmermann als einen hauptsatz seiner ausführungen immer wieder ausspricht, daß die belgisch-niederländischen provinzen der kampfplatz zwischen germanen- und galliertum seien, so ist doch eine solche weitmaschige formel wenig geeignet, die besonderheit des problems Belgien zu erklären. Gallier und germanen sind an verschiedenen stellen in Europa aufeinandergestoßen. Aus ihrer begegnung haben sich neue völkergemeinschaften herausentwickelt: z. b. das volk der franzosen aus einer verschmelzung der mehr oder minder romanisierten gallier mit den schwärmen der franken, burgunder und anderer germanischer stämme.

Es handelt sich darum, an der hand der historischen ereignisse zu zeigen, wie diese belgisch-niederländischen lande zwischen Frankreich und Deutschland hin und her gerissen werden und nicht zu dem glück einer eigenkräftigen, bei allem wandel stetigen entwicklung kommen können. Es wäre zweckmäßig gewesen, das schicksal Belgiens aus seiner geographischen lage, im zusammenhang mit der großen europäischen handels-, wirtschafts-, macht- und dynastiepolitik zu erklären. Es würde dem mit den tatsachen arbeitenden historiker nicht schwer fallen, zu erweisen, daß die kämpfe in diesem lande und um dieses land nur zu einem teile mit rassenfrage und nationalitätsprinzip verknüpft sind. Ohne rücksicht auf abstammung und sprache sind die belgisch-niederländischen provinzen einmal zusammengetan, dann wieder getrennt, einmal hierhin, ein andermal dorthin geworfen worden. Von allen mächten, die sich um diese länder gestritten haben, spielt eigentlich Deutschland die zurückhaltendste, schwächste rolle. Im 14. jahrhundert sind es Frankreich und England, die um Flandern kämpfen, wobei die reichen flandrischen städte auf seite Englands stehen; denn sie sind der meinung *que ce seroit mieux li communs prouffis de tout le pays de Flandres de estre en l'acord et amour dou roy englès que dou roy de France.* Im 15. jahrhundert suchten die tatkräftigen burgundischen herzöge, als letzter Karl der verwegene, ein großes reich zwischen Frankreich und Deutschland, in zähem, aufregendem kampfe gegen beide staaten, zu begründen. Es ist völlig unrichtig, wenn Zimmermann behauptet, daß die kultur der burgunderzeit ein protest gegen Frankreich war. Die kultur Flanderns war weit mehr französisch als deutsch, die politik der herzöge richtete sich gegen Frankreich und Deutschland. Und weiter, im 16. und 17. jahrhundert waren die an Habsburg gefallenen provinzen nichts anderes als der schauplatz des kampfes zwischen Habsburg-Spanien und Frankreich. Von Deutschland ist weniger die rede denn je. Wie dann schließlich das neue, neutrale königreich Belgien nur eine künstliche schöpfung vom grünen tisch der diplomaten, der englischen festlandspolitik zuliebe geworden ist, braucht hier nicht näher auseinandergesetzt zu werden.

Das geschichtliche problem Belgien ist mehr und ist weniger als ein kampf zwischen gallier- und germanentum. Es ist allerdings begreiflich, daß man in einem augenblick wie dem jetzigen die belgische frage unter diesem gesichtspunkt betrachtet, aber wer das tut, der sollte doch klar und deutlich darlegen, in welchen eigenschaften er das wesen des galliertums wie das des germanentums erblickt. Diese forderung erfüllt Zimmermann nicht; statt annehmbarer erklärungen gibt er eigentlich nur schlagworte, im besten falle solche, die er mit einem höchst subjektiven wertinhalt erfüllt.

Es ist nach Zimmermanns behauptung eigentlich nicht das reine galliertum, welches mit dem germanentum kämpft, sondern ein verzerrtes, verfälschtes galliertum, eine karikatur des galliertums, die er willkürlich als gallizismus bezeichnet. Mit gallizismus bezeichnete man bisher eine eigentümlichkeit der französischen sprache, die aus bestimmten historischen, kulturellen und sprachlichen bedingungen heraus entstanden ist. Mit diesem sprachwissenschaftlichen *terminus technicus* bezeichnet Zimmermann die gesamtheit der mängel und schwächen des galliertums.

Mit der so benannten karikatur des französischen wesens verbündet, wohl als dessen eigenschaften gedacht, erscheinen nun, nach des verfassers leitmotivartig wiederholter grundanschauung, verbündet die mächte des kapitalismus und klerikalismus. Und diese drei mächte, die seine phantasie als einen „dreiköpfigen hund“ erblickt, stehen gegenüber dem edelsten dreibund, bestehend aus germanentum, demokratie und protestantismus. Eine jede dieser drei letzten mächte ist gleichbedeutend mit menschentum überhaupt. Zu welch ungleichem kampf ist doch das galliertum verurteilt! Es ist der kampf derer, welche die freiheit wollen, gegen die, welche die knechtschaft wollen. Es kann kein zweifel sein, daß der verfasser die lösung der belgischen frage von dem sieg des dreibunds germanentum, demokratie, protestantismus über den dreiköpfigen hund gallizismus, kapitalismus, klerikalismus erwartet.

Hier tritt nun zur ästhetik die politische und patriotische mystik. Die kritik handelt hier am weisesten, wenn sie schweigt. Dem verfasser erscheint deutschtum gleichbedeutend mit demokratie. Dem verfasser von *Rembrandt als erzieher* erschien vor 25 jahren „der echte deutsche durchweg als ein aristokrat“. Für ihn beherrschte schon damals der deutsche als aristokrat Europa und gleichzeitig als demokrat auch Amerika. Zimmermann erklärt den sieg der flandrischen städte über die französische ritterschaft bei Courtrai im jahre 1302 als einen sieg der germanischen demokratie über den französischen kapitalismus. Als ob das kapitalistische patriziertum von anderer abstammung gewesen wäre als das niedere volk. Der alte wie der neue kapitalismus in Belgien ist weder besonders französisch noch besonders deutsch. Kapitalismus und klerikalismus in Belgien sind internationale mächte in *belgischer* prägung. Auch für den belgischen klerikalismus ist Frankreich nicht verantwortlich zu machen. Vielmehr Spanien. Glaubt Zimmermann wirklich, daß er den belgischen klerikalismus durch einen protestantismus im sinne Jathos ausrotten könne, wo Jatho an seiner eigenen kirche in Deutschland zugrunde

gegangen ist? Ist deutschtum, germanentum etwas so abgeschlossenes, daß kapitalismus, klerikalismus, demokratie und protestantismus für uns nicht auch die schwierigsten, längst nicht gelösten probleme wären?

Anstatt im verlauf der abhandlung immer tiefer in das verständnis Belgiens, in die so nie wieder anzutreffende eigenart eines politischen, eines nationalitätsproblems einzuführen, führt der verfasser seinen leser immer weiter weg von der welt der tatsachen in das reich der dichterischen anschauung. Er gewährt ästhetischen genuß, aber gibt nicht, will letzten endes auch gar nicht geben ein wirkliches verständnis.

Zu verständnis leiten kann nur ein wissenschaftliches verfahren, so etwa, wie es in seiner arbeit E. Wechßler anwendet, der in seiner darstellung gewissermaßen mit einer „sammlung von aktenstücken“ arbeitet und seine eigenen kritischen zutaten auf wissenschaftlich feststehende ergebnisse und tatsächliche erfahrungen stützt.

Wechßlers schrift setzt sich aus zwei marburger vorträgen zusammen, von denen der erste äußerungen geistiger führer Frankreichs über Deutschland von 1871 bis zum streit um Marokko, der zweite von diesem streite an bis 1914 behandelt. In einer einleitung zum ersten vortrag wird kurz am beispiel Renans, Taines und Victor Hugos gezeigt, mit welcher wertschätzung und verehrung die besten geister Frankreichs vor 1870 nach Deutschland schauten, und welche geistigen vorteile von einem kulturellen zusammengehen der beiden länder sie erhofften — mit gewissen sachlichen und politischen einschränkungen, wie sie Taine und Hugo sich vorbehielten. Die zeit nach 1870 kommt ausführlicher zu wort, und hier vor allem findet man den kenner modernen französischen geisteslebens, der an der hand treffender, aus der reichen literatur gut ausgewählter beispiele seinen lesern eine der wirklichen stimmung in Frankreich entsprechende vorstellung zu geben vermag.

Es geht aus den von Wechßler vorgebrachten zeugnissen deutlich hervor, daß die veränderte stellungnahme Frankreichs gegenüber Deutschland sich erklärt aus der erfahrung des krieges von 1870/71, aus dem nie verschmerzten verlust von Elsaß-Lothringen, aus der unerfreulichen, leicht zur kritik veranlassenden entwicklung Deutschlands in den gründerjahren, aus dem wunsche Frankreichs, das eingebüßte prestige wiederzugewinnen, seine revanche zu nehmen, aus den neuen politischen zusammenstößen um Marokko und nicht zum geringsten aus den innerpolitischen zuständen im lande selbst, aus der wachsenden unzufriedenheit vieler der besten geister mit der republik, aus dem glühenden vaterländischen wunsche, eine erneuerung, eine rettung des vaterlandes aus der gefahr der erschlaffung, der um sich fressenden verderbnis um jeden preis, und sei es durch das mittel des läuternden krieges, herbeizuführen.

Die von Wechßler mitgeteilten zeugnisse reden eine deutliche sprache. Sie offenbaren — was dem unbefangenen betrachter der französischen volksstimmung nicht verborgen war —, daß die veränderten, zum konflikt drängenden gefühle Frankreichs nicht so sehr einem blinden und kindischen haß gegen Deutschland entsprangen, sondern daß auch sie ihre wurzel im patriotismus, ja sogar im staats-

gedanken hatten. Die gleichen themata, von denen vor und während dem kriege auch unsere bücher, broschüren und zeitungen widerhallten und widerhallen, bewegten die französischen patrioten: auflehnung gegen das einseitige ästhetentum, gegen den intellektuellen egoismus, ausbildung des körpers, zucht des geistes, anschluß an das ganze, hingabe an die allgemeinheit, an den staat, besinnung auf die wahren wurzeln der kraft des vaterlandes.

Weil die Wechßlersche schrift durch die mit wissenschaftlichem ernst vorgenommene auswahl und aneinanderreihung der tatsachen zu solcher erkenntnis führt, leitet sie ganz von selbst zu ihrem zweck, zum verständnis. W. K.

---

## DIE SPRACHENFRAGE NOCH EINMAL.

Auch in den letzten wochen sind uns von lesern unserer zeitschrift mehr oder minder weit ausholende beiträge zu dem thema „Der krieg und die neueren sprachen“ zugegangen, wohl durchweg mit bezug auf die von uns bereits gebrachten. Nachdem die ja freilich noch weit von der praktischen lösung entfernte frage von verschiedenen seiten her in den *N. Spr.* beleuchtet worden ist und einer der herausgeber im novemberheft dargelegt hat, was wir als für uns selbst grundsätzlich gültig betrachten, glauben wir nunmehr größere zurückhaltung üben zu sollen.

Von vornherein haben wir mit voller absicht äußerungen nicht ausgeschlossen, die mit unserer auffassung nicht oder nur wenig übereinstimmen. Wir haben das bei der ersten gelegenheit mit der ausdrücklichen erklärung getan, daß wir „auch anderen ansichten in der frage gern raum geben“ würden, und daß wir die in dem betreffenden aufsatz ausgesprochenen „durch die aufnahme in unsere zeitschrift keineswegs als zugleich unsere eigenen“ anerkennten; wir haben im zweiten falle die erwartung des verfassers, daß wir die „nach gewohnter altdeutscher art sehr verschieden ausfallenden meinungen zur aussprache kommen lassen“ würden, durch ein „gewiß“ bestätigt und sind demgemäß denn auch verfahren.

Wenn ich dies alles noch einmal wiederhole, so geschieht es, um — vielleicht denn doch überflüssigerweise und jedenfalls mehr um der *N. Spr.* als um meiner selbst willen — die kuriose folgerung abzulehnen, die O. Ankel in seiner broschüre *Noch einmal: Ecrasez! Eine zweite lanze fürs gymnasium* (Hanau 1915) aus der aufnahme der beiden oben gemeinten aufsätze von O. Lohmann und E. Hollack glaubt ziehen zu dürfen: daß nämlich von meinen 1882 (nicht erst 1885 — in *Der sprachunterricht muß umkehren!*) und 1911 (in *Das ende der schulreform?*) ausgesprochenen ansichten zu den von Lohmann und Hollack in den *N. Spr.* vorgebrachten hin eine in Ankels augen „glückliche mauserung“ vor sich gehe, die es ihm und seinen gymnasialen gesinnungsgenossen (er sagt „uns“) gestatte, „in zukunft wieder freundnachbarliche beziehungen zu Marburg anzuknüpfen“. Erwähnt doch Ankel selbst, daß ich Lohmann „mit dem bekannten (!) vorbehalt der eigenen meinung das wort gebe“, und daß Hollacks aufsatz „gegen diesen stellung nimmt“! W. V.

---

ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXIII. JANUAR 1916. HEFT 9.

EILERT EKWALL (professor in Lund), *Historische neuenglische laut- und formenlehre.* Sammlung Göschen. Berlin und Leipzig. 1914. 150 s. Preis geb. m. 0,90.

Dieses aus voller sachkenntnis heraus geschriebene werkchen kann allen denen aufs wärmste empfohlen werden, die schnell einen überblick über diesen ausschnitt der anglistik gewinnen wollen, oder die früher erworbenen kenntnisse auffrischen möchten. Der lehrer des englischen wird manche anregung darin finden, die ihm beim unterricht in aussprache und formenlehre gut zustatten kommen dürfte. Dabei liegt es in der natur der sache, daß für systematische arbeiten selbstverständlich auf die größeren, in der bibliographie[1] angeführten werke zurückgegriffen werden muß. Ich habe das werkchen nach der durchsicht mit dem gefühl der dankbarkeit gegen den verfasser aus der hand gelegt.

Altem brauche gemäß gebe ich nun einige einzelbemerkungen[2], um auch dadurch mein interesse an dem ferneren erfolg des buches zu bekunden. — § 27. Das unterbleiben der rundung der vokale in *waft*, *quaff* [waːft, kwaːf] wird der wirkung des [f] zugeschrieben, das also den [g, k, ŋ] zuzufügen wäre. — § 38. Die aussprache [eimzeis] = *ambs-ace* kommt auch heute noch vor. — § 46. Liegen die dinge nicht so, daß sich der brauch herausgebildet hat, *mass* [mæs] „masse“ und [maːs] „messe“ zu unterscheiden? *Ass* wird im süden auch mit [aː] gesprochen, doch zieht man auch dort einer möglichen fatalen verwechslung wegen das kurze [æ] vor. — Sind *bass* „barsch“ und „teppich“ (besser „bastmatte“) „alltägliche“ wörter? Was *lass* angeht, so hat es als nördliches dialektwort natürlich den kurzen vokal [æ]; *class*, *glass*, *last*, aber auch *France*, *dance* werden im norden und einem teil des mittellandes lautgesetzlich mit [æ] gesprochen, was im süden gelegentlich nachahmung findet, *mopsarum modo*. — § 47. Den langen vokal in *answer*, *slant* und *ant* ([aːnt], jetzt meist [ænt]) möchte ich „normannischem einfluß“ zuschreiben und auf die geschichte von ortsnamen wie *Staunton* hinweisen, siehe Zachrisson, *Anglo-Norman Influence* § 9. [maːm] = *madam* wird heute noch bei hofe als anrede der königin und königlicher prinzessinnen gebraucht. — § 91. [au] statt [ou] in *prow* kann außer dem einfluß der schreibung auch dem des sinnverwandten *bow* „bug“ zugeschrieben werden. — § 100. *wont* „gewohnt“ wird auch heute noch mit dem historisch korrekten [ʌ] gesprochen. Es wäre vielleicht der

[1] Ungern vermißt man darin Schröers *Aussprachwörterbuch*; auch sähe man gerne statt oder neben Dunstans buch eine andere phonetische abhandlung erwähnt.

[2] Siehe auch Viëtors besprechung, *Beiblatt z. Anglia* juni 1915.

mühe wert, festzustellen, daß es neben [kˈʌndʒə(r)] eine zweite bedeutung und aussprache von conjure gibt, nämlich [kə(o)ndʒˈuə(r)]. — § 103. Der undiphthongierte vokal in *brook* vb. wird als durch das [k] bewahrt erklärt. Jespersen (8, 27) sieht darin eine nördliche form, während doch schreibungen wie me. *brōken*, mschott. *bruik* für me. ǭ (aus *u*-?) zu sprechen scheinen. Ist *uncouth* [ʌnkˈuːθ] nicht ziemlich einwandfrei als nordenglische form anzusprechen? — § 105. Bei *St. John* [sindʒən] sähe man gern den zusatz, daß es sich nur um den familiennamen handelt. — § 110. Das zweite *finite* ist wohl druckfehler für *feline*, *febrile*? — § 113. Der vokal der endsilbe von *Galilee* und *Pharisee* ist doch heute durchgängig lang, was aus dem zusammenhang hier nicht hervorgeht. — § 117. Neben den adjektiven *naked*, *learned* usw. verdienten auch bildungen wie *derservedly*, *confusedness* usw. angeführt zu werden; siehe Horn § 146. — § 118. Zu der angabe, daß *Byron* seinen namen wie *Byrn* ausgesprochen haben soll, vergleiche man die abweichenden feststellungen von Förster (im glossar zu Herrigs *British Classical Authors*) und die angabe von sir R. Peel in Froudes *Carlyle* II, 45. — § 128. Würde statt der „natürlichen gründe" ein verweis auf §§ 44 u. 127 nicht deutlicher wirken? — § 138. [fipəns] = *fivepence* kommt auch heute noch vor. — § 140. Ist in *rhythm* nicht [đ] häufiger als [θ]? — § 151 ff. Der verfasser drückt seine zweifel aus betreffend der wirkung des „Vernerschen gesetzes" im neuenglischen in wörtern wie *example*, *dessert*, indem er teils auf französische vorbilder hinweist, teils die große zahl der ausnahmen heranzieht. Wie findet er sich aber ab mit wortpaaren wie: *luxury* ]lˈʌkʃəri] — *luxurious* [lʌgʒˈuəriəs], *absolution* [æbsəl(j)ˈuːʃən] — *absolve* [əbzˈɔlv]? Die aussprache von *philosophy* mit [z] gilt vielen als „inkorrekt". — § 170. Die aussprache von *Catharine* mit *t* findet sich noch im „ortsüblichen" namen von St. Catharine's College, Cambridge, z. b. in dem topographisch-architektonischen witz: *Cat's may look at King's*. — § 172. Es verlohnte sich vielleicht, zuzusetzen, daß die vorsilbe *Saint* ihr *t* nie vor folgendem vokal verliert; also [səntˈɔːlbənz, səntˈaivz] neben [səndʒˈɔn(z), sən(t)lˈuːis]. — § 175. Ich bezweifle sehr stark, daß man „heute meist" [d] in *Wednesday* spricht, also [wednzdi], „seltener" [wenzdi]. — § 176. Ist das [d] in *sound* 'laut' usw. wirklich nur dem falschen schriftbild zuzuschreiben, oder haben wir es hier nicht mit einer phonetischen erscheinung zu tun? — § 128. Die aussprache [skˈedjul] statt [ʃˈedjul] verdiente, deutlich als amerikanismus bezeichnet zu werden. — § 182. *cognate*, druckfehler? — § 184. Bildungen wie *for conscience sake* als „endungslose genitive" zu bezeichnen, ist vielleicht nicht ratsam, da gründe rein phonetischer art vorliegen, und echte *s*-lose genitive noch bei Caxton (*atte brydge foote*) und in den isolierten neuenglischen beispielen *Lady-Chapel*, *Lady-Altar*, *lady-bird*[1] usw. vertreten sind. — §§ 198—9. Der unterschied zwischen dem nominativ *ye* und dem casus obliquus *you*, der im frühneuenglischen noch in kraft war (vgl. aus der autorisierten bibelübersetzung: *Ye have not chosen me, but I have chosen you*), könnte schärfer heraus-

[1] Siehe *Oxford Dictionary* unter *lady*.

gearbeitet werden. — § 209. Statt von dem aufgeben des plurals prät. als besonderer form zu sprechen, wäre es vielleicht besser, von der „beseitigung des unterschiedes" zwischen singular und plural zu reden. — § 252. Das adjektiv *unwashen* kommt heute noch vor; ebenso das adjektiv *shaven* mit ableitungen. — § 257. Man könnte bei der besprechung von *to hang, — ed* 'henken' auf wahrscheinliche einwirkung des kausativen skandinavischen *hengjan* hinweisen.

Das buch ist mit einem guten wortregister zu der lautlehre versehen. Es wäre wünschenswert, daß auch die besprochenen zeitwörter darin aufnahme fänden.

*James Macpherson's Fragments of Ancient Poetry* (1760), in diplomatischem neudruck mit den lesarten der umarbeitungen herausgegeben von O. L. Jiriczek. (Anglistische forschungen 47.) Heidelberg, C. Winter. 1915. XIV u. 64 s. Preis geh. m. 2,50. (Nur in 400 exemplaren gedruckt.)

Herausgeber und verleger verdienen aufrichtigen dank für diesen wertvollen neudruck eines äußerst seltenen und wichtigen werkes. Sowohl in der äußeren gestalt — es ist das typographische bild des originals möglichst getreu nachgeahmt — wie in der behandlung des textes und dessen zugaben ist die geleistete arbeit gleich vortrefflich. Besonders wertvoll ist der an der hand von kollationen geführte nachweis, daß der *textus receptus* moderner ausgaben auf die redaktion der *Poems of Ossian* vom jahre 1773 zurückgeht und auch in den aus älteren fassungen übernommenen teilen keineswegs die gestalt der ursprünglichen *Fragments* hat.

Der abgedruckte text stellt diese *Fragments* vom jahre 1760 mit der *Preface* von Hugh Blair dar; dazu werden im apparat gegeben alle abweichungen in der hier zum ersten male behandelten zweiten auflage, die, noch im selben jahre gedruckt, zu den ersten fünfzehn ein weiteres fragment hinzufügte. Ferner werden verzeichnet die änderungen in *Fingal* (1762) und die der endgültigen fassung von 1773, soweit die ursprünglichen fragmente in den späteren sammlungen überhaupt verwertung fanden. Es ist schade, daß die zwischen den *Fingal*- (1762) und *Temora*- (1763) bänden und den *Poems* (1773) liegende ausgabe, die den titel *The Works of Ossian* führt, nicht benutzt wurde. Die vom herausgeber ausgesprochene vermutung (s. VIII), daß der text auch dort geändert sei, trifft zu: in fragment XIII 60, 4—5 heißt es z. b.: *his dark host rolled, like clouds, around him* (statt *as a grey cloud upon the hill*). Für uns deutsche hat diese ausgabe von 1765 — *The Works of Ossian* — eine besondere bedeutung, weil sie von Goethe benutzt und von Merck in Darmstadt 1773—77 mit von Goethe radierter, sehr stimmungsvoller titelzeichnung (gebrochener fichtenzweig und schwertgriff) nachgedruckt wurde. Eine zweite auflage (1783) erschien, wie schon die letzten bände der von Merck besorgten ersten, im verlage von Fleischel[1]. Ein exemplar der

[1] Siehe Bräuning-Octavio, „J. H. Merck als verleger", *Darmstädter tageblatt*, dezember 1909, nr. 288—9; hier werden die bibliographischen angaben von Ulrich, *Zeitschr. f. bücherfr.* 1908, 283 ff., und von H. Richter, *Chronik d. wiener Goethevereins* 1909, berichtigt.





*Works of Ossian*, London 1765, befand sich im besitz des rats Goethe, wie aus dem „verganthungskatalog“ von 1794 hervorgeht. — Zur bibliographie sei folgendes bemerkt: exemplare der deutschen drucke befinden sich, soweit mir bekannt, in der universitätsbibliothek zu Tübingen, in der hofbibliothek in Darmstadt (beide auflagen), im hiesigen Hochstift. In letzterem sind ferner vorhanden *Fingal*, London 1762, *Report of the Committee ... appointed to inquire into the Nature and Authenticity of the Poems of Ossian*, Edinburgh 1805, sowie zahlreiche ältere übersetzungen.

*Frankfurt a. M.* Heinrich Mutschmann.

---

*Schulausgaben englischer schriftsteller.*

J. Finnemore, *Historical Tales for the Youth.* (Schulbibliothek französischer und englischer prosaschriften aus der neueren zeit bd. 68.) Berlin, Weidmann. Aus Finnemores *Boys and Girls of Other Days* ausgewählt, bearbeitet und mit anmerkungen herausgegeben von Heinrich Gade. 1914. 114 s. Geb. m. 1,40.

Der herausgeber hat die kleinen geschichten, die sich als anfangslesestoff im ganzen wohl eignen, geschickt ausgewählt. Eine jede erzählung fällt in eine bedeutungsvolle zeit der englischen geschichte hinein, und stets ist von dem verfasser mit großer sorgfalt und treue der kulturhistorische horizont gemalt. Bedenklich ist allerdings die erzählung *Evil May Day*, worin der bekannte aufstand der lehrlinge unter Heinrich VIII. geschildert wird. Die einzelheiten dieser gewalttaten *of the prentices* gegen die fremden (deutschen!) kaufleute wird man doch nicht gerade als geeignete schullektüre für die mittelstufe empfehlen wollen! Die ausstattung, insbesondere der druck, ist vortrefflich, und auch die vorbemerkungen sind im großen und ganzen brauchbar. Aber die grammatische betrachtung ist doch zuweilen etwas veraltet, so wenn es zu 4, 27: *to think ... that I should live to see the day ...* heißt: „der infinitiv *to think* ist etwa von einem *it is dreadful* abhängig zu machen.“ Ist das wirklich nötig? S. 112 wird behauptet, die engländer hätten im elisabethanischen zeitalter „zunächst für ihren glauben und ihre nationale freiheit, dann aber, nach der vernichtung der armada, um ruhm und beute“ gefochten. Ist das zutreffend? Ist nicht die aufstellung der spanischen armada im grunde eine verteidigungsmaßregel gegen die ständigen belästigungen des spanischen handels mitten im frieden durch englische „bukkaniere“ — das heißt seeräuber — gewesen? Das geben doch historiker wie Seeley offen zu! Wir sollten hier doch einmal versuchen, die sache auch mit den augen der spanier zu sehen, die zweifellos, trotz mancher unnötiger grausamkeiten, in Amerika als kolonisatoren recht bedeutendes geleistet haben!

P. Anderson Graham, *The Victorian Era.* (Dyks neusprachliche schulausgaben, band I.) Bearbeitet von R. Kron. Leipzig, 1914. Dyksche buchhandlung, 89 und 69 s. Geb. m. 1,40.

Diese ausgabe zeichnet sich besonders aus durch ein recht umfangreiches, erläuterndes beiheft, das ein alphabetisches spezialwörter-

buch entbehrlich machen soll. Nach der ansicht des herausgebers ist „das ‚präparierende' herausschreiben der vokabeln eine rein mechanische und daher geistlose arbeit, die man der ohnehin reichlich belasteten jugend abnehmen sollte, damit sie die so gewonnene zeit für bessere zwecke nützen kann." Wie man darüber auch denken mag, so ist doch die genaue präparation jedenfalls dann sehr wertvoll, wenn diese schrift mehr als kursorische lektüre mit verwertet werden soll, wofür sie sich in der tat besonders gut eignet. In den sachlichen erläuterungen beschränkt sich Kron auf das zum textverständnis tatsächlich nötige, in den sprachlichen erläuterungen werden geeignete stamm- und sinnverwandte begriffe, oft auch etymologisches herangezogen. Das buch Grahams ist eigens für die reifere jugend geschrieben, was manchmal nicht gerade als vorzug zu merken ist, doch bietet es viel wertvolles material insbesondere in kulturgeschichtlicher hinsicht. Die aussprachebezeichnungen sind nicht sehr glücklich gewählt. Wäre es nicht besser, in den klammern die umschrift der *Association phonétique* zu geben? Manche bemerkungen klingen reichlich schulmeisterlich, so wenn es s. 9 des beiheftes heißt: „Robert Burns: trefflicher(!) schottischer dialektdichter." S. 11, 6 ist die rede von den „Whigs" und „Tories", und der herausgeber bemerkt kurzweg: „Heute: *Liberals and Conservatives.*" Stimmt das? S. 25 lese man die absprechende bemerkung über Coleridge nach! S. 30 heißt es von dem „Titanic", er sei im Jahre 1911 „im eise zerschellt". Der dampfer war doch kein nordpolschiff! Die hämische bemerkung über den ingenieur Lesseps (s. 47) sollte auch fehlen! — Die ausstattung des bandes ist zu loben.

J. R. GREEN, *English History from 1199 to 1342.* (Freytags sammlung französischer und englischer schriftsteller.) Herausgegeben von A. MADERT. Leipzig, Freytag. 119 und 37 s. Geb. m. 1.50.

Green gehört zu den englischen historikern, die in der deutschen schule entschiedene beachtung verdienen, weit mehr jedenfalls als der meist überschätzte Macaulay. Was Green über die entwicklung der sozialen verhältnisse und zur geschichte der englischen städte, universitäten usw. bietet, ist sehr klar und scharfsinnig, aber nicht immer ganz leicht zu verstehen. Darum bedarf es hier reichlicher erläuterungen, die in dem beihefte im ganzen auch in befriedigender art gegeben werden. Nur sollte es nicht nötig sein, so bekannte dinge wie „Portsmouth" noch zu erläutern, da der leser des *Green* doch so weit über England bescheid wissen muß, daß man ihm nicht noch erst zu sagen nötig hat, wo dieses liegt! Sogar wo Lille liegt, wird s. 4 erklärt! S. 7 ist in den anmerkungen von dem reformator Wyclif die rede, s. 8. z. 32 heißt es dann nochmals: „Wyclif, engl. reformator des 14. jahrhunderts". Gerade in diesen philologischen kleinigkeiten sollten die neusprachlichen ausgaben *peinlich genau* sein! Welchen eindruck muß das auf einen denkenden schüler machen, wenn er sieht, daß der herausgeber auf s. 8 seine bemerkung von s. 7 schon wieder vergessen hat! Bei Bordeaux (s. 10) wird bemerkt: „besonders berühmt durch seinen weinhandel"! Das weiß der schüler auch so! Sehr dankenswert ist das am schluß bei

gefügte verzeichnis der eigennamen mit phonetischer umschrift. Abgesehen von den gerügten kleinigkeiten ist die gut ausgestattete ausgabe für die oberstufe durchaus zu empfehlen.

*English Library.* Verlag Gerhard Kühtmann, Dresden — 1. FLORENCE MONTGOMERY. *The Town Crier*, herausgegeben von M. EMKES, 1914. Geb. m. 1,—. — 2. *Short Stories for Beginners.* Ausgewählt und herausgegeben von ELISE DECKNER. Geb. m. 1,—.

Die hier gebotenen erzählungen eignen sich für den englischen unterricht im zweiten schuljahr. Die ausgaben selbst haben ein ungewohnt kleines format und sind insbesondere in den beigefügten anmerkungen bisweilen recht angreifbar. Was ist denn z. b. mit den konversationslexikon-bemerkungen gedient in der art wie zu *Town Crier* s. 1 z. 2: „Kent" grafschaft im südosten Englands, südlich von der Themse-mündung mit der berühmten stadt Canterbury"? Auf derartige „weisheiten" sollte man doch verzichten. Völlig verkehrt ist: *at the time my story begins*: Ergänze *when* nach *time*; *that* oder *when* fehlen gewöhnlich nach derartigen zeitbestimmungen." Der herausgeber sollte lieber sagen, *warum* im englischen dieses „*when*" *nicht* steht. Mir scheint, man kann das auch für die schüler verständlich erklären! Gerade nach der syntaktischen seite pflegen leider diese schulausgaben meist ganz zu versagen! Dafür dann solche gescheite fragen wie 2, 21 „*at the thoughts*: warum der plural?" und Baedeker-bemerkungen zu Folkestone und Boulogne. Noch eine kurze blütenlese: 8, 13 „*won't im volksmund* (!) für *will not*" 16, 18 „*further away*: korrekter (!) wäre *farther*."

F. SCHMELCHER, *English life for German Girls.* An introduction to the life und ways of the English. München 1912. Verlag Carl Schnell. 149 s. Geb. m. 2.50.

In der bayrischen schulordnung für höhere mädchenschulen heißt es: „Das eindringen in den fremden geist und die fremde kulturwelt muß stets das vornehmste ziel der lektüre bleiben." Aus diesem gesichtspunkt heraus ist das vorliegende büchlein entstanden, das, wie es im vorwort heißt, „in bescheidenem rahmen ein bild der fremd-nationalen kultur geben" will. Sagen wir statt des tönenden wortes „kultur" lieber „einführung in sitten und gewohnheiten", dann dürfte das schon besser auf absicht und leistung zutreffen. Das buch soll nicht *anstatt* eines grammatik- und übungsbuches, sondern *neben* einem solchen gebraucht werden. Es wird am zweckmäßigsten etwa im dritten jahre des englischen unterrichts verwendet, kann aber auch später gut zu zusammenfassenden wiederholungen benutzt werden. Das manuskript ist von mehreren engländern durchgesehen worden, und so ist in der tat gegen das englische nichts einzuwenden. Etwas erstaunlich ist dagegen, daß die deutsche übersetzung des englischen geleitwortes des lektors W. H. Wells so mangelhaft ist (im prospekt). Hier heißt es: „Immer wieder hat man . . . ein gefühl, daß man sich in der gewählten weise nicht ausdrücken würde" und weiter: „*In diesem gedanken* (!) bat mich fräulein Schmelcher, die abfassung des buches zu überwachen . . ." Man sieht wieder —

übersetzen ist eine schwere kunst! Manches wird den leser heute anders anmuten als 1912, so wenn es s. 3 von den deutschen mädchen, die nach England reisen, heißt: *The girls beg to be called by English names, and indeed their names adapt themselves very well.* Das sind so kleine zeichen, die uns den angelsächsischen hochmut erklärlicher, wenn auch darum nicht sympathischer machen. Manche bemerkungen, so die über die englischen betten (s. 87) und küchenräume (s. 45), sind in der allgemeinen form zum mindesten recht angreifbar. Die beigefügten zeichnungen, pläne und das wörterbuch sind zweckentsprechend; vielleicht hätte das letztere indes auf manches verzichten können, so auf allbekannte wörter wie *change*, *to agree to* u. dgl. Auf s. 125 ist beide male zu lesen: *Tannhäuser*, s. 18 des anhangs: *Joy*.

Philip Gibbs, *Founders of the Empire*. (Französische und englische schullektüre, herausgegeben von prof. dr. Mohrbutter und dr. Neumeister, band I.) Herausgegeben von Alfred Mohrbutter. Kiel, Lipsius und Tischer, 1913. 81 und 41 s. Geb. m. 1,40.

Dem buche geht ein englisch geschriebenes vorwort des herausgebers voraus, in dem es heißt, daß es die absicht sei, lebensbeschreibungen von den männern zu geben, *who contributed to make Britain great, glorious, and free.* Zu diesen helden gehört der seeräuber Francis Drake sowie der berüchtigte lord Clive. Von dem letzteren heißt es (s. 54): *His defence made it clear that his conduct in India had been entirely in the interests of his country and that he deserved the gratitude of his countrymen for all time.* Und von seinen feinden wird gesagt, daß *they had broken the heart of the greatest Englishman of that time.* Soweit der verfasser, der sich während des weltkrieges als giftiger deutschenfeind entpuppt hat, und vor dessen geschichtsfälschendem buche im übrigen auch in dieser form nur *gewarnt* werden kann. Übrigens ist auch die ausstattung der ausgabe, besonders was die bilder betrifft, recht unzulänglich.

*Berlin.* Artur Buchenau.

---

*With the Guns at Waterloo.* Selections from the Diary of the Waterloo Campaign by Cavalié Mercer, Captain etc. Adapted for the Use of Schools by Rudolph Neumeister, Ph. D. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1913. 66 u. 44 s. Geb. m. 1,20.

Der verfasser dieses tagebuches hat als englischer artilleriehauptmann den feldzug von 1815 mitgemacht. Er beschreibt und erzählt, und zwar recht anschaulich, nur was er selbst gesehen und erlebt hat, von der landung in Ostende bis zum 20. juni. Die deutsch geschriebenen sachlichen (besonders geschichtlichen und geographischen) anmerkungen sind recht nützlich, die grammatischen sehr elementar. In *sergeant* 17, 5 ist der erste vokal mit [a:] zu bezeichnen, der herausgeber gibt die amerikanische aussprache. Die angaben über das *s* in *abuse* (verb) 22, 67 und *abuse* (subst.) 61, 9 sind zu vertauschen. Nach s. 1, 22f. wollte Ludwig XVIII. von Ostende nach England fahren. Von dem „Kanal zwischen England und

Frankreich" ist nicht die rede; es war daher kein grund, statt *the sea the Channel* zu setzen, was der herausgeber für deutlicher hält. (Das meer zwischen Belgien und England gehört nach englischen und deutschen karten nicht zum Kanal.) Bonaparte konsul 1800 (zu 1, 1): schon november 1799. Druckfehler *Chealsea* (zu 5, 2), gutterale (anm. s. 2); Gourgand (zu 34, 1): der general hieß Gourgaud. Die beigefügten bilder und die karte sind erwünschte zugaben.

*Four Stories* by Rudyard Kipling. Edited with Notes for the Use of Schools by Kurt Lincke, Ph. D. Authorized Edition. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 1914. VIII, 100, 44 s. Geb. m. 1,50.

Diese erzählungen, denen ein leben des verfassers (von A. Cliffe) vorangeht, führen uns sämtlich nach Indien. Der „held" der ersten ist ein iltisähnliches tier, welches brillenschlangen tötet und dadurch menschen vor gefahr beschützt. Die zweite zeigt ausführlich, wie elefanten gezähmt und abgerichtet werden. Die dritte gibt eine anschauliche schilderung der forstverwaltung; in dieser tritt der aus einer andern erzählung bekannte, unter wölfen aufgewachsene Mowgli wieder auf. Die vierte macht uns mit einem mutigen und klugen soldatenkind bekannt. Alle sind anziehend und für schulen geeignet. Die anmerkungen (in englischer sprache) erklären die weniger bekannten, besonders die indischen ausdrücke durch umschreibung, hier und da auch durch übersetzung. Ein englisch-deutsches vokabular wird in aussicht gestellt.

R. L. Stevenson, *The Bottle Imp*, edited with Notes and a Glossary by W. Fischer and Mrs. Foster. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 1914. 43 s. Geb. m. 1,20.

Ein eigenartiges märchen von ernstem gepräge. Schauplatz: Südseeinseln. Dem jeweiligen besitzer der von einem kobold bewohnten zauberflasche wird jeder wunsch erfüllt. Dafür trifft ihn andrerseits manches ungemach; und wenn er die flasche nicht beizeiten für weniger geld, als er dafür gegeben hat, verkauft, was nicht immer leicht ist, droht ihm im jenseits das schlimmste los. Rührend ist die selbstlose liebe einer frau, die ihr seelenheil wagen will, um ihren mann zu retten. Die rettung erfolgt dann doch auf andere weise. Die erzählung ist in sprachlicher hinsicht schon für das zweite unterrichtsjahr verwendbar, inhaltlich noch mehr als anfangslektüre für ältere schüler. Die einrichtung der anmerkungen und des glossars ist die bekannte der Diesterwegschen reformausgaben. S. 26, 5 steht *best* statt *beat*.

*Kassel.* M. Krummacher.

---

*Schulausgaben französischer schriftsteller.*

1. *Toujours prêt.* Nouvelle systématiquement rédigée pour servir à l'étude de la langue usuelle dans les écoles et dans l'enseignement privé par Toreau de Marney. Deuxième édition revue. Avec un vocabulaire français-allemand. II u. 47 s. Stuttgart, Wilhelm Violet. Kart. m. 0,80.
2. *Seule au monde.* Nouvelle pour servir à l'étude de la langue

pratique, des mœurs et des institutions françaises, spécialement appropriée aux besoins des écoles de jeunes filles à l'usage des écoles et de l'enseignement privé par Louis Lagarde. Avec un appendice: Notes explicatives. Deuxième édition revue. Verlag wie bei 1. V, 124 u. 25 s. Geb. m. 1,80.

3. *La joie fait peur — Fantasio.* Comédies par Mme de Girardin-A. de Musset. Herausgegeben von prof. dr. F. J. Wershoven. 110 s. Anmerkungen 10 s. Wörterbuch 41 s. Geb. m. 1,20, mit wörterbuch m. 1,40.
4. *Mon cousin Guy.* Par Henry Ardel. Nach der 37. auflage im auszug. Mit anmerkungen zum schulgebrauch und einem wörterbuch versehen von F. Mersmann. 102 s. Anmerkungen 17 s. Wörterbuch 29 s. Geb. m. 1,—, mit wörterbuch m. 1,20.
5. *Contes d'auteurs modernes.* Für den schulgebrauch zusammengestellt und erklärt von prof. dr. A. Mühlan. 64 s. Anmerkungen und wörterbuch 10 u. 26 s. Geb. m. 0,80, mit wörterbuch m. 1,—.

3—5: 16., 18. u. 19. band von Ferdinand Schöninghs französischer und englischer schulbibliothek. I. serie. Paderborn, druck und verlag von Ferdinand Schöningh.

6. *Eugénie Grandet.* Par Honoré de Balzac. Édité et annoté par Maria Huning et dr. P. Bastier. 130 s. Anmerkungen und wörterbuch 9 u. 37 s. Geb. m. 1,20, mit wörterbuch m. 1,50.
7. *La famille de Germandre.* Par George Sand. Édité et annoté par Bettina Geiszel et A. Mouton. 144 s. Anmerkungen 16 s. Geb. m. 1,40.

6—7: 3. u. 6. band der reformausgaben von Ferdinand Schöninghs französischer und englischer schulbibliothek. Herausgegeben von Elvira Krebs und dr. Franz Schürmeyer. Druck und verlag wie oben.

8. René-Victor Meunier, *La mer et les marins.* Für den schulgebrauch herausgegeben von Max Fuhrmann. Mit abbildungen. Wien u. Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag. 1914. 75 s. Anmerkungen und wörterbuch 9 u. 45 s. Geb. m. 0,85 = 1 k.
9. *L'ancien régime et la révolution* par Alexis de Tocqueville. Publié par Friedrich Beck en collaboration avec dr. Georges Bodart. 1914. 138 s. Annotations 36 s. Geb. m. 1,40.
10. *Contes pour tous les âges* par Le Vicomte Oscar de Poli. Choisis et publiés par dr. Siegmund Scholl en collaboration avec dr. Karl Wiehl. Avec 1 portrait. 1914. 75 s. Annotations 36 s. Geb. m. 1,10.
11. *Contes modernes.* Publiés par Georg Heilmann avec la collaboration de dr. Georges Bodart. 1914. 78 s. Annotations 71 s. Geb. m. 1,30.

9—11: 12., 16. u. 21. bändchen der sammlung Neusprachliche klassiker mit fortlaufenden präparationen, herausgegeben von Christoph Beck u. Heinrich Middendorf. Bamberg, C. C. Buchners verlag.

12. *Un drame historique: 1812.* (*Du Niémen à Vitepsk — Moscou — Passage de la Bérézina.*) Ein auszug aus *Histoire de Napoléon et de la Grande Armée pendant l'année 1812* von Ségur. Heraus-

gegeben und mit einleitungen und anmerkungen versehen von dr. MAX PFLÄNZEL. Mit einer übersichtskarte. 1911. XVIII u. 125 s. Anmerkungen 44 s. In der Weidmannschen sammlung französischer und englischer schriftsteller mit deutschen anmerkungen. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. M. 1,60.

13. *Contes du pays de France.* Choisis et annotés par ELSE SCHMID. 1914. XI u. 97 s. 66. bändchen der Schulbibliothek französischer und englischer prosaschriften aus der neuern zeit. Herausgegeben von L. BAHLSEN und J. HENGESBACH. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. M. 1,20.

14. GUY DE MAUPASSANT, *Récits et paysages.* Annotés par CHARLES ROBERT-DUMAS. Seule édition autorisée pour tous les pays de langue allemande. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1914. XVIII u. 52 s. Kommentar 43 s. M. 1,40.

15. *Englische und französische volks- und landeskunde in fremdsprachigen lesebüchern für höhere schulen.* Herausgegeben von dr. W. RICKEN und dr. E. SIEPER. Band III. *Livre de poésie française depuis la Renaissance jusqu'à nos jours.* Bearbeitet von dr. W. RICKEN und dr. A. KRÜPER. Mit 24 abbildungen im text. Berlin u. München. druck und verlag von R. Oldenbourg. 1914. VII u. 135 s. Geb. m. 1,40.

Über die unseren landläufigen schulausgaben anhaftenden mängel, sowie alle hier einschlägigen desiderata habe ich mich an dieser stelle wiederholt im zusammenhang geäußert, vornehmlich band XX, s. 177—185, und band XXII, s. 55/56. Noch immer gehören schulausgaben, die durch die ganze anlage der literarischen wie sprachlichen exegese ein methodisch einheitliches gepräge trügen, zu den seltenheiten. Die verhältnismäßig befriedigendste lösung findet zumeist noch das (an und für sich auch nicht einfache) problem der *sprachlichen* erklärung. Schlimmer steht es aber nach wie vor um die *literarische* unterweisung, und doch ist letztere — soll andrerseits das werk nicht nur zu einer sprachlichen übungsvorlage herabgewürdigt werden — nicht minder wichtig als erstere. Daß unsre schulausgaben in besagtem punkte so selten das richtige zu treffen verstehen, liegt eben daran, daß der lektüre-, d. h. literaturunterricht zurzeit den zweifellos noch am wenigsten geklärten teil der methodischen aufgaben des neusprachlichen unterrichts ausmacht.

Schaltet man in der vorstehenden liste die Violetschen sprachlehrnovellen (nr. 1 u. 2), sowie Rickens gedichtsammlung (nr. 15) als einer andern gattung zugehörig von vornherein aus, so befindet sich unter den übrigen bändchen kaum eines, das dem angedeuteten dualismus restlos gerecht würde. Dem ideal am nächsten steht noch das Diesterwegsche bändchen (nr. 14), wenngleich wir auch bei dieser sammlung schon vollkommneres gesehen haben. Verhältnismäßig gut geglückt in der anlage sind noch die beiden erzählungsbändchen der Buchnerschen sammlung (nr. 10 u. 11), während der gesamtwert der hinsichtlich der literarischen einführung so vorzüglich geratenen nr. 13 wegen der unzureichenden sprachlichen anmerkungen bereits zu sinken beginnt. Die übrigen bändchen lassen

dann alle nach einer der beiden richtungen, wenn nicht gleich nach beiden, mehr oder weniger zu wünschen übrig.

Das schließt nicht aus, daß in der *stoffwahl* sich *alle* sammlungen hin und wieder lorbeeren holen. In diesem punkte ist in den letzten zehn jahren zweifellos eine erfreuliche vorwärtsbewegung zu verzeichnen. Die aufnahme neuer guter stoffe mit lebendigem, zeitgenössischem französisch schreitet rüstig vorwärts. So hat auch diesmal die schullektüre wieder wertvolle bereicherungen erfahren, hauptsächlich durch die bändchen 10 und 13, zwei hervorragende erzählungssammlungen; auch die nr. 7, 6, 5, 4 u. 3 liefern willkommene beiträge zum schullesestoff. Freilich macht der text allein noch lange nicht die „schulausgabe“ aus.

Nach diesen allgemeinen bemerkungen nun noch einiges zu den einzelnen bänden.

Zu 1. Dieser zusammenhängende text soll zur einübung bzw. wiederholung der elementaren formenlehre dienen. Die betreffende grammatische erscheinung ist jedesmal durch den druck hervorgehoben. Die sprache ist — dem zweck des büchleins entsprechend — die denkbar einfachste. Einen zusammenhängenden inhalt weist die „novelle“ eigentlich nicht auf, sofern man nicht die bloße tatsache, daß ein zu besuch bei seiner tante weilender junge einige kleine abenteuer erlebt, durch deren glückliche bestehung er beweist, daß man „immer bereit“ sein muß, als inhalt gelten lassen will. Für ernsteren unterricht wird das buch natürlich kaum in frage kommen, wenn auch die tendenz durchaus löblich ist. Einige druckfehler wären zu verbessern.

Zu 2. Ähnlichem zwecke, über den sich zudem schon das titelblatt näher äußert, dient auch diese zweite „novelle“, die uns für die schicksale eines jungen, elternlosen mädchens zu interessieren versucht. Die sprachform ist hier weniger elementar als in *Toujours prêt.* Der verfasser scheint es diesmal in erster linie auf übermittlung sogenannter gallizismen anzulegen. Daneben will das buch vor allem französische sitten und französische art widerspiegeln. Anlage und zweck ist bei dieser sprachlehrnovelle im grunde dieselbe wie bei ihrer älteren vorgängerin *La lutte pour la vie*, über die ich hier (band XIX, s. 247) in kürze berichtet habe. In den anmerkungen werden auch diesmal nur die sacherklärungen in französischer sprache gegeben; der rest besteht in deutschen übersetzungshilfen.

Zu 3. Die literarische einführung, die neben den üblichen statistischen bemerkungen zu *Fantasio* auch noch eine kurze analyse bringt, besagt eigentlich herzlich wenig. Und gerade bei Musset wäre so viel zu sagen, müßte so viel gesagt werden, denn er gehört zu jenen urfranzösischen schriftstellern, deren wirkliches verständnis sich dem deutschen schüler nur außerordentlich schwer erschließt. Bei der sprachlichen erklärung reichen die paar (deutsch geschriebenen) anmerkungen vielleicht aus.

Zu 4. Die siebzehnjährige bretonin Arlette Morgane wird von ihrem vater, einem arzt in Douarnenez, auf besuch nach Paris geschickt. Dort übernimmt Guy de Pazanne die künstlerische er-

ziehung seiner jungen base. Inzwischen wird dr. Morgane in seinem heimatstädtchen das opfer einer seuche, und das junge mädchen kommt gerade noch rechtzeitig, um dem sterbenden vater die augen zuzudrücken. Fast mittellos auf den schutz einer befreundeten familie angewiesen, wird Arlette schließlich von ihrem vetter als künftige gattin nach Paris heimgeholt. — Aus dieser bescheidenen vorlage hat Ardel eine interessante, gerade durch ihre einfachheit ergreifende novelle geschaffen. Knaben und mädchen im alter von fünfzehn bis achtzehn jahren werden die erlebnisse dieses anmutigen, sittenreinen bretonischen heideröschens, das hauptsächlich durch seine unermeßliche kindesliebe sympathisch berührt, mit gespannter teilnahme verfolgen. — Die vorliegende schulausgabe bringt den roman in gekürzter form. Die französisch-deutschen anmerkungen beschränken sich vorzugsweise auf übersetzungshilfen, reichen jedoch auch diesmal zur erklärung des formell übrigens nicht sehr schwierigen textes ungefähr aus. Im übrigen empfiehlt sich das buch von selbst.

Zu 5. Zu diesem bändchen kann man die kurzen bemerkungen über Auguste Châtelain und M^me^ Alanic immerhin als einführung gelten lassen; die über Balzac hingegen sind völlig ungenügend, weil sie zur erzählung selbst in gar keiner beziehung stehen, dagegen über Balzacs *Comédie humaine*, d. h. über etwas ganz entlegenes, sprechen. Die anmerkungen bringen das allernotwendigste, sind jedoch mit ihren bald deutsch, bald französisch gegebenen erklärungen auf recht uneinheitlichen ton gestimmt. — An den erzählungen selbst kann man nur seine freude haben. Der feinsinnige schweizer dr. Châtelain hatte bereits früher in einem bändchen der Gerhardschen sammlung unter die schulschriftsteller eingang gefunden. M^me^ Alanic ist eine gemütvolle erzählerin, während Balzac mit seinem *Jésus-Christ en Flandre* ja vielleicht nicht ganz in diese umgebung paßt. Das bändchen eignet sich besonders für weibliche lehranstalten.

Zu 6. Mit der literarischen einführung in *Eugénie Grandet* kann man sich im allgemeinen einverstanden erklären. Das wichtigste und charakteristischste ist hier kurz skizziert, nur zu kurz freilich nach meinem dafürhalten, denn die anwendung dieser allgemeinen charakteristik auf die personen des vorliegenden romans fehlt leider. Die 37 seiten des vokabulars hätte man lieber den anmerkungen zugute kommen lassen sollen. Ein schüler, der Balzac liest, braucht doch kein elementares vokabelheftchen, in dem wörter wie *mentionner, voie, compter* u. a. stehen (er müßte jetzt nötigenfalls schon ein größeres, womöglich einsprachiges wörterbuch zu handhaben verstehen!), aber er braucht besondere hinweise auf das *Balzac eigene* vokabular und seinen speziellen stil, auch reichliche erklärungen der mancherlei anspielungen auf soziale verhältnisse, und zu all dem können sieben knappe seiten auch nicht annähernd ausreichen. — Der text selbst hat dem original gegenüber mancherlei kürzung erfahren. Im übrigen ist es mit freuden zu begrüßen, daß nun auch Balzac den schülern zugänglich gemacht worden ist. Daß dabei die wahl gerade auf *Eugénie Grandet* fiel, bedarf keiner weiteren rechtfertigung.

Zu 7. Es ist kein unglück, daß das bisherige Sand-repertoire der deutschen schule, das meines wissens bisher ausschließlich mit *La petite Fadette* und *La mare au diable* seine kosten bestreiten mußte, auch einmal eine kleine auffrischung erfährt. Die anspruchslose novelle *La famille de Germandre* ist zudem ein echter George Sand. Das von der schriftstellerin in so vielen variationen besungene thema des idealen landmädchens erlebt hier eine neuauflage, und Corisande de Germandre steht ganz sicher weder an klugheit, noch an sittenreinheit hinter der berühmten kleinen Marie aus *La mare au diable* zurück. Sprachlich möchte ich sogar dem neuen buch den vorzug vor den beiden anderen geben, da man es diesmal mit einem eleganten konversationsfranzösisch der sogenannten guten gesellschaft zu tun hat, nicht mehr nur mit dem naiven bauerndialog der *Mare au diable* oder dem etwas unechten romantischen stil der *Petite Fadette.* Die fabel ist anziehend: es handelt sich um das sonderliche testament eines alten, exzentrischen marquis, dessen erbschaft natürlich — wie wäre dies bei George Sand anders möglich? — nach einer sehr eigenartigen probe in die hände des moralisch würdigsten fällt. Das werk gehört — wie schon angedeutet — ungefähr in die „dritte" art der verfasserin (die französischen literarhistoriker teilen die schriften George Sands bekanntlich in „vier arten" ein!). — Der ausgabe selbst würde ich freilich eine ganz andere literarische einleitung wünschen, als sie sie gefunden hat. Die diesmal einsprachigen anmerkungen können genügen. Richtigzustellen ist (zu s. 8, z. 29) ein etymologischer irrtum: *legs* kommt nicht vom lateinischen *legatum*, sondern ist — unter dem einfluß von *léguer* entstandene — volksetymologische schreibung für *lais,* dem verbalsubstantiv zu *laisser.*

Zu 8. Das interessante bändchen gibt in ausgezeichnetem französisch einen begriff vom meere mit seinen lichtseiten wie mit all seinen schrecknissen. Es spricht von seeleuten und fischern, von der handels- und kriegsflotte in vergangenheit und gegenwart, wie überhaupt vom leben an, auf und unter der flut. Gerade bei den jetzt die welt bewegenden großen ereignissen wird es in den oberen klassen der knaben- und mädchenschulen sicherlich viel anklang finden. — Eine kurze biographische notiz über den autor eröffnet das buch. Die in deutscher sprache geschriebenen anmerkungen bringen vorwiegend sacherklärungen.

Zu 9. Von Tocqueville lag meines wissens bisher nur eine einzige, die Diesterwegsche schulausgabe, vor, der ich im großen und ganzen den vorzug geben möchte. Die einleitung bei Diesterweg ging nämlich bedeutend tiefer. Sie befaßte sich aufs genaueste mit der stellung Tocquevilles innerhalb der geschichtsschreibung und gab außerdem — abgesehen von biographischen notizen — den gedankengang des autors in seinen hauptzügen wieder. Die vorliegende ausgabe des Buchnerschen verlags äußert sich über das werk kaum ausführlicher als über das leben des schriftstellers. Immerhin muß anerkannt werden, daß sie mit ein paar kleinen strichen Tocqueville Taine gegenüberstellt, die allgemeine auffassung, die ersterer von der revolution hatte, in kürze feststellt und schließlich eine gute schlußbemerkung über seine schriftstelle-

rischen eigenschaften bringt. Auch in den anmerkungen besteht zwischen den beiden ausgaben ein merklicher unterschied. Die rein einsprachigen der Diesterwegschen sammlung beschränken sich im allgemeinen auf sachliche erklärungen und sind hier quantitativ wie qualitativ der neueren ausgabe überlegen. Letztere, die ja in erster linie eine sprachliche präparation sein will, enthält außerdem viele sprachliche erläuterungen. An und für sich sind übrigens diese anmerkungen auch in der Beck-Bodartschen ausgabe keine schlechte leistung. In einem punkte ist letztere der Diesterwegschen sogar überlegen: sie bringt nicht nur einige ausgewählte kapitel, sondern das werk in ungekürzter fassung. Störend wirkt — wie so häufig bei dieser sammlung — das fehlen eines inhaltsverzeichnisses, das eine schnelle übersicht über den inhalt ermöglichte. Übrigens ist Tocqueville recht schwere kost für den schüler. Das buch kann nur mit sehr reifen oberprimanern gelesen werden, denen die äußeren begebenheiten der großen revolution bereits geläufig sind, denn Tocqueville schreibt nicht die geschichte der revolution, sondern die philosophie dieser geschichte. Außerdem bietet sein schwerfälliger, auch beim leser streng logische mitarbeit erfordernder stil für den schüler bedeutende formelle schwierigkeiten.

Zu 10. Einen außergewöhnlich glücklichen einfall hatte Siegmund Scholl, als er mit dem vorliegenden bändchen einen beitrag zu der Buchnerschen klassikersammlung lieferte. Polis erzählungen sind wirkliche meisterstücke in ihrer art, gleich hervorragend durch glückliche erfindungsgabe, tiefe gemütswirkung, sittliche tendenz und künstlerisch-stilistische faktur. Man ist versucht, sie ohne jedes bedenken den allerbesten erzeugnissen der französischen erzählungsliteratur als vollkommen ebenbürtig an die seite zu stellen. Hinsichtlich der form können sie ganz gut auf der mittelstufe gelesen werden, und besonders für mädchenschulen dürfte sich nicht leicht eine anziehendere lektüre finden lassen. Die einleitung, die über das leben und die werke des verfassers alles wissenswerte mitteilt, trifft recht geschickt den zu dem wertvollen inhalt des bändchens passenden ton, besonders in dem den *Contes pour tous les âges* gewidmeten teile. Auch die anmerkungen sind eine anerkennenswerte leistung.

Zu 11. Hinsichtlich der auswahl des stoffes kann man auch an diesem bändchen seine freude haben. Daudet mit zwei erzählungen: *La chèvre de Monsieur Seguin* und *Les vieux*, Claretie mit seinem berühmten *Boum-Boum*, Anatole France mit *La grappe de raisin*, René Bazin mit *La grande Honorine* und *Le moulin qui ne tourne plus*, André Lichtenberger mit einer episode aus *Mon petit Trott*, Theuriet mit *La pipe* und François Coppée mit *Le numéro du régiment* — das wären die autoren, die auf einem gemeinsamen, fast in allen erzählungen zum erklingen kommenden grundton — dem „leben des kindes“ — die kosten des bändchens zu bestreiten haben. In der einleitung setzen die herausgeber die kurzen bemerkungen über die verfasser in knapp ausreichende beziehung zu den einzelnen erzählungen. Die *Annotations* sind sehr ausführlich gehalten und bieten zu beanstandungen im einzelnen keinerlei anlaß. Mit ihrem

gemisch von teils französisch, teils deutsch gegebenen erklärungen, übersetzungshilfen und grammatischen erläuterungen lassen sie allerdings höhere methodische einheitlichkeit vermissen. Andrerseits wird man freilich wieder in betracht ziehen müssen, daß die sammlung keine „anmerkungen", sondern eine „präparation" bieten wollen, und von diesem gesichtspunkt aus kann man sogar sagen, daß das vorliegende bändchen recht gut geraten sei. Im textband stört auch hier wieder der mangel eines inhaltsverzeichnisses.

Zu 12. Diese ausgabe von bruchstücken aus Ségurs großer *Histoire de Napoléon et de la Grande Armée pendant l'année 1812* verdient anerkennung. Trotz seines dramatischen aufbaues und seiner klassischen sprache hatte Ségurs werk in den deutschen schulen seit langem wohl manches an seiner ehemaligen zugkraft eingebüßt; heute, inmitten der kriegerischen ereignisse, wird man es mit doppeltem interesse wieder hervorholen als schilderung eines der gewaltigsten und tragischsten konflikte zwischen Frankreich und Rußland. Die auszüge sind dem vierten buch (*Evasion de l'armée russe*), dem achten (*Incendie de Moscou*) und dem elften (*Passage de la Bérézina*) des bekanntlich zwölf bücher umfassenden originalwerkes entnommen. Die biographische einleitung wie die einführung in die dem kriegsjahr 1812 vorhergehenden politischen ereignisse sind gut geglückt. Die sehr reichhaltigen (deutschen) anmerkungen bringen vorzugsweise sachliche erklärungen, wie sie sich ja bei geschichtswerken am meisten nötig machen.

Zu 13. Ein bändchen, an dem man seine helle freude hat, zunächst wegen des inhalts. Aus Paul Sébillots verschiedenen sammlungen, hauptsächlich aus seinen *Contes des provinces de France* hat Else Schmid eine reihe märchen entnommen, von denen, soweit meine erinnerung reicht, bisher höchstens einige wenige in andere schulausgaben eingang gefunden hatten. Das bändchen bringt drei gruppen erzählungen: a) die eigentlichen märchen, b) einige mit komischem anstrich, c) solche mit legendarischem und allegorischem einschlag. Gern hat man das büchlein übrigens auch um seiner wirklich guten literarischen einleitung willen, die streng beim stoffe bleibt und nebensächlich-statistisches in einer längeren fußnote erledigt. Das bändchen eignet sich für die mittelklassen von knaben- und mädchenschulen, könnte übrigens — wegen der engen literarischen beziehungen seines inhalts zu deutschen märchenstoffen — auch den schülern der oberstufe als privatlektüre recht wohl in die hand gegeben werden. Schade, daß diese ungewöhnlich gute ausgabe wegen ihrer ganz und gar kümmerlichen anmerkungen der sprachlichen exegese so viel schuldig bleibt. Wenn auch zugegeben werden mag, daß besonders die märchen der ersten gruppe vielleicht nicht sehr viele erklärungen benötigten, so mußte doch bei anderen, besonders denen der zweiten und dritten gruppe, weit mehr geboten werden.

Zu 14. Die vorzüge dieses Diesterwegschen bändchens sind schon eingangs angedeutet worden. Tatsächlich ist man bei den ausgaben dieses verlags seit langem an eine besonders sorgfältige, didaktisch wohl bemessene arbeit gewöhnt worden. Auch bei diesem

bändchen wird man nicht enttäuscht. Die literarische einleitung erhebt sich weit über das mittelmaß, auch das gute. Sie bringt nicht nur das übliche statistische gerippe, sondern zeigt Maupassant — und zwar diesmal sehr ausführlich, noch ausführlicher als in einem früher erschienenen bändchen, nr. 24 — in allen eigenheiten seines literarischen wesens. Noch wertvoller wäre ja freilich die anwendung dieser allgemeinen charakteristik auf die einzelnen erzählungen gewesen; aber selbst so, wie sie sich ausspricht, ist nirgends etwas überflüssiges, alles hat doch irgendwie auf den text selbst bezug. Die (wie immer bei dieser sammlung einsprachigen) anmerkungen sind ausgezeichnet. Dem anmerkungsheftchen hat der herausgeber diesmal in einem besonderen anhange im anschluß an die einzelnen erzählungen noch aufsatzthemata mit kurzen dispositionen beigegeben. Die gewählten erzählungen sind vollwertige erzeugnisse der bedeutenden Maupassantschen muse. Daß bei diesen Diesterwegschen ausgaben auch die äußere ausstattung, papier und druck vorbildlich sind, daran möge beiläufig wieder einmal erinnert werden.

Zu 15. Auch hier befinden wir uns einem ausgezeichneten buche gegenüber. Im gegensatz zu den bekannten und viel, manchmal vielleicht sogar zu viel stoff bietenden größeren sammlungen von Röttgers (Freytag), Engwer (Velhagen und Klasing), Gropp und Hausknecht (Renger), Beck (Korn, Nürnberg) findet man bei Ricken-Krüper eine knappe blütenlese der führenden dichter. Die auswahl unter der überreichen fülle lyrischer erzeugnisse ist eine schwere aufgabe. Man kann sagen, daß sie von den verfassern mit viel geschick und großem glück gelöst worden ist. Tatsächlich wüßte ich nicht, was ich auf demselben raum besseres vorschlagen sollte. Auf 80 seiten sind 20 dichter untergebracht worden, von Ronsard bis Fernand Gregh. Mit der glücklichen stoffwahl erschöpft sich übrigens das verdienst des buches noch keineswegs. Ein zweiter teil bringt nämlich noch einen überblick über die geschichte der französischen lyrik, zumeist im anschluß an die aufgenommenen gedichte. Dieser II. teil steht ganz auf der höhe des ersten. Alles notwendige und charakteristische ist hier gesagt, nicht stets in neuer form allerdings (die anlehnung an bekannte literarhistoriker ist für belesene zum teil sehr ersichtlich!), aber mit einem wärmsten einfühlen in den stoff bekundenden kombinationsgeschick. Wie bei der stoffwahl kann man auch hier die sache zumeist kaum kürzer und treffender kennzeichnen. Nur bei Victor Hugo würde man vielleicht noch etwas schärfere striche wünschen. Der anhang bringt eine ebenfalls auf selbständiger auffassung beruhende „verslehre“. Ich wüßte kein zweites buch, das ich zur einführung in die französische lyrik (für schulzwecke!) so warm empfehlen könnte wie dieses.

*Dresden.* Ludwig Geyer.

---

Druck von C. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

# DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT.

BAND XXIII. FEBRUAR/MÄRZ 1916. HEFT 10.

## OSCAR WILDE[1].

Unter den vielen bewegungen, zu denen das neunzehnte jahrhundert den anstoß gab — ein so gedankenschöpferisches, an neuen ideen reiches jahrhundert —, war die ästhetische bewegung eine der hervorragendsten. Ich kann hier weder auf die etymologie des wortes *ästhetisch*, noch auf den wechsel, den die bedeutung desselben im laufe der jahrhunderte erfuhr, näher eingehen. Möge die erwähnung genügen, daß die ästheten des neunzehnten jahrhunderts — auch die präraphaeliten waren eine solche gemeinde von ästhetikern — sich mit vorliebe einbildeten, herausgefunden zu haben, was in der kunst und natur wirklich und wahrhaftig schön sei. Und zwar glaubten sie, daß sie nicht durch eine angeborene fähigkeit dazu imstande seien, sondern dadurch, daß sie ihre anlagen und ihren geschmack bis zu einem grade ausgebildet hätten, der es ihnen ermöglichen sollte, das wahre und schöne richtig zu würdigen. Die wechselbeziehung der künste war eine der hauptthesen des wissenschaftlichen systems, welches die grundgedanken der ästheten verkörperte. Hamilton sagt: *The essence of the aesthetic movement is the union of persons of cultivated tastes to decide and define upon what is to be admired; and their adherents must aspire to that standard in their works and lives.*

Die sprache der ästheten war reich an bildlichen ausdrücken, etwas übertrieben, und gewisse schmückende beiwörter wurden häufig von ihnen gebraucht; z. b. *intense, consummate, utter, supreme.* Diese sprache erhielt durch Ruskin bis zu einem gewissen grade eine feste form. Ich muß jedoch erwähnen, daß Carlyle, den niemand zu den ästheten rechnen würde, mit vorliebe das bei-

[1] Der nachstehende vortrag wurde vor dem krieg in Dresden englisch gehalten und uns eingesandt. Der abdruck der deutschen fassung hat sich leider verzögert. *D. red.*

wort *intense* gebraucht, um die höchsten gaben eines menschen zu bezeichnen. So nennt er Dante intensiv in dem abschnitt über Shakespeare aus *Helden und heldenverehrung*. Unter den musikern verehrten die ästheten Liszt, Rubinstein, Wagner; unter den malern Sandro Botticelli. In der architektur bevorzugten sie den stil der königin Anna, in dem in den siebziger und achtziger jahren die häuser der kolonie von ästheten auf dem Bedforder parklandsitz — mr. Carrs eigentum — erbaut wurden. Chippendale-möbel, altmodisches messing, arbeiten aus schmiedeeisen, mittelalterliche lampen, kleinscheibige, buntbemalte glasfenster und altes porzellan hielt man alles für die äußeren, sichtbaren zeichen einer innerlichen, rein geistigen anmut und eines stark künstlerischen empfindens. Das abzeichen eines wahren ästheten waren die sonnenblume, die lilie und die pfauenfeder, der apostel der ästheten war Oscar O'Flahertie Wilde.

In Deutschland ist Wilde innerhalb der letzten fünfzehn jahre in den weitesten kreisen bekannt geworden. Mehrere seiner lustspiele: *Lady Windermere's Fan, The Woman of no Importance, The Ideal Husband, The Importance of being Earnest,* sind von den großen bühnen aufgeführt worden. Und selbst wer kein theaterbesucher ist, dem kann nicht *Salome,* Wildes meisterwerk[1], welches durch Strauß seine vollendung empfing, unbekannt geblieben sein.

Auch Wilde als mensch dürfte bekannt sein. Hedwig Lachmann hat ein sehr gutes buch über Wilde geschrieben, in welchem einige seiner gedichte in recht ansprechender übersetzung enthalten sind. Außerdem wurde Wilde sowohl in England wie auf dem kontinent zum mittelpunkt der öffentlichen aufmerksamkeit durch einen prozeß, der sich auf dieselben anschuldigungen wie der fall Eulenburg stützte und das letzte kapitel von Wildes leben bildet. Das war im jahre 1895. Fast zwanzig jahre sind seitdem vergangen, und er wird jetzt mehr gelesen, seine lustspiele werden öfter aufgeführt, sowohl hier wie in der ganzen welt, als dies vorher der fall war. Das ist meiner meinung nach ein beweis dafür, daß seine kunst lebensfähig ist und fortbestehen wird, wie sehr man ihn auch als menschen

[1] Ich möchte wohl wissen, welche Salome Lovis Corinth zu seinen bildern angeregt hat, der, nebenbei gesagt, sich weder mit Wilde noch mit Strauß messen kann.



bemitleiden, und wie tief man ihn nach einem moralisch-ethischen begriff einschätzen mag. Es ist nicht nur, daß Wilde den mut seiner überzeugungen besaß — ich weiß freilich nicht einmal, ob man, wenn man von ihm spricht, das wort überzeugungen gebrauchen darf, denn es waren bei ihm vielmehr bloße ansichten —, sondern er war auch ein äußerst begabter mensch: *brilliant* ist das einzige wort für ihn — was man in England und Frankreich restlos anerkannte — ein glänzend geistreicher mensch, der sich selbst gern als einen könig des lebens bezeichnete. Wie Poe verdankte er viel seiner irischen abstammung. Wildes vater, sir William Robert Wilde, war ein berühmter chirurg und präsident der irischen akademie. Wir wissen nicht, ob zwischen vater und sohn irgendwelche sympathie bestand. Der vater starb, als Oscar Wilde zweiundzwanzig jahre alt war und sich als student in Oxford befand. Aber wir wissen, daß der knabe mit großer liebe an seiner mutter hing, die eine tochter des archidiakonus Elgee war. Sie hatte im alter von fünfundzwanzig jahren einen mann von zweiundfünfzig jahren geheiratet und überlebte ihn um zwanzig jahre. Lady Wilde schrieb unter dem pseudonym Sperenza oder John Fenshawe Ellis und war in literarischen kreisen wohlbekannt. Von seiner mutter hatte er das ästhetische gefühl geerbt, jenes verständnis für *l'art pour l'art*. Äußerlich bestand zwischen mutter und sohn eine ähnlichkeit in den gesichtszügen. Seine erste erziehung erhielt er in einer kleinen schule in Enniskillen, wo er sieben jahre lang blieb. Er verließ diese schule mit einem königlichen stipendium, welches ihm Trinity College in Dublin öffnete, wo er im alter von siebzehn jahren 1871 eintrat. Hier zeichnete er sich wieder aus und gewann ein humanistisches stipendium, welches ihm Magdalen College in Oxford erschloß, wo er im jahre 1874 immatrikuliert wurde. Wer Oxford kennt, wird sich wahrscheinlich die von ihm bewohnten zimmer angesehen haben, die einen blick auf den Cherwell gewähren. Das gedicht *Magdalen Walks* ist dem andenken der oxforder zeit gewidmet. Gewöhnlich kennt man diese *walks* unter dem namen Addisons spazierweg, so genannt nach dem berühmten gelehrten, dem dichter und staatsmann Addison. Nachdem man durch das college eingetreten ist und eine brücke über den Cherwell überschritten hat, führen diese wege zuerst an dem magdalener wildpark entlang, wo man hin und wieder einen flüchtigen blick auf das hübsche wild werfen kann, das nicht zu scheu ist, bis

ans gitter heranzukommen. Und dann geht man weiter und weiter zwischen wiesen und feldern unter hohen bäumen entlang, die sich zum laubengang wölben, und man schaut weit, weit ins land hinein, bis wo Haddington Hill den ausblick versperrt. Im selben jahre 1878, wo er dieses gedicht veröffentlichte, gewann Wilde auch den Newdigate-preis, den einzigen großen preis für das beste werk in englischer poesie, welches zu der alljährlichen gedenkfeier für die gründer der oxforder universität eingereicht wird. Das gedicht wird vom verfasser im Sheldonian Theatre selbst vorgetragen bei der sogenannten *Encœnia,* der eindrucksvollsten feier unter den vielen feierlichen zeremonien des oxforder unversitätslebens. Wilde bestieg voll stolz das rednerpult, und der vornehmen versammlung alter und neuer, junger und bejahrter doktoren aus diesem ehrwürdigen zentrum der gelehrsamkeit las er seine verse vor. Ein stolzer tag in der tat für alle diejenigen, die von diesem oxforder geist erfüllt sind. Dies gedicht heißt *Ravenna*; es gibt die eindrücke, die Wilde auf einer reise nach Italien empfing, wieder. Vordem hatte Wilde in *Kottebos,* der monatsschrift von Trinity College, Dublin, mehrere gedichte veröffentlicht. Eines davon war ein griechisches gedicht, da er ein ausgezeichneter kenner des griechischen war und auf Trinity eine goldene medaille für griechisch gewonnen hatte, ein anderes war eine übersetzung aus Äschylus, und darauf folgten: *The Rose of Love, Wasted Days, La Belle Marguerite, Ave Maria.* Die meisten davon wurden noch einmal geschrieben oder zum mindesten verändert und sind in einer späteren sammlung seiner gedichte erschienen. Für mein gefühl trifft *La Belle Marguerite* am besten den ton einer balladendichtung. Mich erinnert es stark an William Morris' gleichnamiges gedicht. — In Oxford riß Wilde einfach alle zur bewunderung hin. Unter den studenten war er wegen seines ästhetischen geschmackes und seiner blauen porzellansammlung wohlbekannt und auch wegen der auserlesenen blumen, mit denen er sein zimmer schmückte. Er muß in jener zeit, allen berichten nach, ein hübscher junger mann gewesen sein, obgleich man nach den bildern, die mir zur verfügung stehen, nicht zu diesem urteil gelangen würde. — 1876 und 1877 ging er glänzend, wie ich schon gesagt habe, als erster aus dem examen hervor, das *the Greats* genannt wird[1].

[1] *The final Classical School or the School of Literæ Humaniores is the oldest, and is admitted on all hands to be the premier School in dignity*





Nachdem er 1878 promoviert hatte, ging Wilde 1882 auf eine vortragsreise nach Amerika. Unter den orten, die er besuchte, waren Neuyork, Louisville, Omaha City. Auch Kalifornien, Kanada und Neuschottland berührte er. In Philadelphia hielt er 1882 vorträge über *The English Renaissance of Art*, über *The Practical Application of the Principles of the Aesthetic Theory to Exterior and Interior House Decoration, with Observations upon Dress and Personal Ornaments*, über *Art and the Handicraftsmen* und anderes mehr. Er erweist sich hier als schüler von Whistler und Burne-Jones, als nachfolger Ruskins und William Morris', nicht als selbstschöpferisch; aber er dringt vollständig in die feinsten und zartesten beziehungen des menschen zur kunst ein. Wir glauben Ruskin zu hören, wenn Wilde sagt: *The mark of all good art is not that the thing done is done exactly or finely, for machinery may do as much, but that it is worked out with the head and the workman's heart.* Und wieder wie Ruskin klingt folgendes: *I would have a workshop attached to every school, and one hour a day given up to the teaching of simple, decorative arts. It would be a golden hour to the children, and you would soon raise a fine race of handicraftsmen. In such work children learn sincerity in art. They learn to abhor the liar in art, the man who paints wood to look like iron, or iron to look like stone. It is a practical school of morals. No better way is there to learn to love Nature than to understand art.* Wir hören William Morris bei diesen worten: *You must bring artists and handicraftsmen together. Handicraftsmen cannot live, certainly cannot thrive without such companionship. Separate those two, and you rob art of all spiritual motive. Having done this, you must place your workman in the midst of beautiful surroundings. The artist is not dependent on the visible and the tangible. He has his visions and his dreams to feed on. But the workman must see lovely forms as he goes to his work in the morning and returns a teventide.* Und über Whistler sagt Wilde: *You should have such men as Whistler among you to teach you the beauty and joy of colour. I regard Mr. Whistler's famous Peacock Room the finest thing in colour and art decoration which the world*

---

*and importance. It includes the greatest proportion of the ablest students, it covers the widest areas of study, it makes probably the severest demands both on examiner and candidate, it carries the most coveted distinction. The course of combined studies for this School is peculiar to Oxford and unique in Oxford. It is believed to confer a fine mental discipline and to favour a catholic and genuine culture.* *The Student's Handbook.*

*has known since Corregio painted that wonderful room in Italy where the little children are dancing on the walls. Mr. Whistler finished another room since: a breakfast room in blue and yellow. The ceiling was a light blue, the cabinet work and the furniture were of a yellow wood, the curtains at the windows were white and worked in yellow, and when the table was set for breakfast with dainty blue china, nothing can be conceived at once so simple and so joyous.* Aus diesen abschnitten lernen wir Wilde den ästheten kennen, den *Professor of Aesthetics and Art Critic,* wie er sich selbst bezeichnete, als er zuerst seine londoner laufbahn begann. All seine weitverzweigten kenntnisse, seine tiefgehenden humanistischen studien sollten ihm nur als grundlage für ein leben, das der schönheit und dem genuß gewidmet wäre, dienen. *Joyous* und *enjoyment* sind die worte, die immer wieder in Wildes essays und vorträgen erscheinen. *Perhaps one of the most difficult things to do, is to choose a notable and joyous dress for men. There would be more joy in life if we were to accustom ourselves to use all the beautiful colours we can in fashioning our own clothes. The dress of the future, I think, will abound with joyous colour.* In jener londoner zeit sah man ihn alle tage Piccadilly bis zu seinem klub entlang gehen, tadellos angezogen mit einer orchidee im knopfloch, bis er eines tages dadurch aufsehen erregte, daß er in seidenen kniehosen, langen seidenen strümpfen, silbernen schnallenschuhen erschien, mit einer geblümten weste, einem samtrock und einer dazu passenden großen mütze. Er wollte ein beispiel für die ästhetentracht geben. Eine zeitlang imitierte er Balzac, trug eine weiße, enganliegende soutane und eine kappe, wie Balzac es getan hatte, auch hielt er einen stock aus elfenbein in der hand mit einem großen türkis als griff. Dann benutzte er dasselbe briefpapier wie Victor Hugo und schrieb auf dem schreibtisch, der früher Carlyle gehört, und den er sich verschafft hatte. Oder er stolzierte die boulevards entlang in einer perücke, die einer büste Neros im Louvre nachgebildet war. Er verbrauchte viel geld, er ging immer sorglos damit um und fing an zu schreiben, um mehr geld zu verdienen, jedoch nicht regelmäßig, sondern wie es die zeit erforderte, oder wie ihn die stimmung erfaßte. *I have put my genius into my life, my talent into my work,* sagte er. Wer Wilde gekannt hat, berichtet uns, daß Wilde nie so bedeutend war, als wenn er zu erzählen anfing, ja zu erzählen, wenn alle ihm zuhörten. Wenn Wilde irgendwo zu einer gesellschaft eingeladen war oder ein

café besuchte, dann gab es nur zuhörer; er war der einzige, der sprach. *He spoke in a slow, musical tone, and his voice was wonderful.* Er war der stern der londoner gesellschaft, er war der von ihr am meisten verwöhnte mann. Er verbrachte häufig einige zeit in Paris, wo er im Hôtel Voltaire eine schöne zimmerflucht innehatte. In dem literarischen kreise von Paris wurde er bald bekannt, sein name wanderte von mund zu mund. „Der glänzende unterhalter“, „der mann, der zigaretten mit goldenen enden raucht,“ „der in den straßen mit einer sonnenrose in der hand herumgeht,“ „Wilde der große poseur“. André Gide hat uns seine erinnerungen an den pariser Wilde gegeben: *He knew French almost perfectly, but pretended, now and then, to hesitate a little for a word to which he wanted to call our attention. He had scarcely any accent, at least only what pleased him to affect when it might give a somewhat new or strange appearance to a word. — He never betrayed himself into saying anything which he thought would not be to the taste of his hearers; so he doled out food to each according to his appetite. Those who expected nothing from him got nothing, or only a little light froth, and as at first he used to give himself up to the task of amusing, many of those who thought they knew him, will have known him only as the amuser.* Er hörte nie zu und pflegte eine idee kaum noch zu beachten, sobald sie nicht mehr gänzlich sein eigen war. Wenn er nicht mehr der einzige war, der glänzen konnte, pflegte er sich abzuschließen und ging erst aus sich heraus, wenn man sich wieder mit ihm allein befand. In Paris wurde er mit Paul Bourget, Victor Hugo, Edmond de Goncourt, Sarah Bernhardt befreundet. Eines tages in einem café traf er auch mit Verlaine zusammen, Verlaine, der schon tief gesunken war. Dieser anblick eines gänzlich zugrundegerichteten menschen war zuviel für Wildes nerven. Er konnte ihn nicht wieder sehen, wie sehr er auch Verlaines gedichte liebte, wie bereit er auch war, ihm auf irgendeine andere art zu helfen — denn Wilde war generös; aber er konnte ihn einfach nicht mehr sehen.

Im jahre 1884 verheiratete sich Wilde mit Constance Mary Lloyd, der tochter eines wohlbekannten kronanwaltes, welcher ein beträchtliches vermögen besaß. Aus der ehe gingen zwei söhne hervor, die 1885 und 1886 geboren wurden. Die arme frau starb 1898, drei jahre nach dem vollständigen zusammenbruch von Wildes leben.

Es war ungefähr im jahre 1883, als Wilde zum ersten male

sein literarisches geschick erprobte. *Vera, or the Nihilist* hieß das erste stück. Dann erschienen nach einer pause von mehreren jahren in schneller folge *Lady Windermere's Fan* 1892, *A Woman of no Importance* und *The Importance of being Earnest* 1893, *Salome* 1894, *An Ideal Husband* 1895. Von *The Importance of being Earnest* sagt Wilde selbst: *The first act is ingenious, the 2nd beautiful, the 3rd abominably clever.* Da die schauspiele, wie ich anfangs bemerkte, bekannt sind, werde ich mich kurz fassen. Es sind stücke leichter art, aber amüsant, und sie wurden immer wieder auf den londoner bühnen aufgeführt. Lassen Sie mich eines davon herausgreifen: *A Woman of no Importance.* Was dem zuhörer gefällt, was ihn blendet, ist die dialogführung. Es sind salongespräche, aber nicht von der langweiligen sorte. Witzig, geistsprühend streifen sie hunderterlei fragen, aber streifen sie nur. *Oh no, don't let us go too deep into a question, it is too boring. It may interest two uf us, but we must think of the others.* Man kann nicht genau sagen, worüber die verschiedenen personen sprechen. Sie führen kein bestimmtes thema, außer wenn die amerikanerin, Hester Worseley, ihre ansichten darlegt und die oberflächlichen damen der gesellschaft — lady Caroline Pontefract und lady Hunstanton — dadurch verblüfft, daß sie — ein junges mädchen — unbedenklich und offen gegen die doppelte moral auftritt. Lord Illingworth dient Wilde als sprachrohr. Er betritt die gesellschaft, als sie sich gerade über die *purity* unterhalten, d. h. mr. Kelvil, ein parlamentsmitglied, hatte es getan, und Illingworth-Wilde hört gerade noch, wie lady Stutfield sagt: *The world says that Lord Illingworth is very, very wicked,* worauf er bemerkt: *But what world says that, Lady Stutfield? It must be the next world. This world and I are on excellent terms.* Und er fährt fort: *It is perfectly monstrous the way people go about, nowadays, saying things against one behind one's back that are absolutely and entirely true.*

Die unterhaltung wendet sich allmählich der politik zu, der amerikanischen politik, und Kelvil sagt:

Kelvil. *Do you take no side then in modern politics, Lord Illingworth?*

Lord Illingworth. *One should never take sides in anything, Mr. Kelvil. Taking sides is the beginning of sincerity, and earnestness follows shortly afterwards, and the human being becomes a bore. However, the House of Commons really does very little harm. You can't make people good by Act of Parliament, — that is something.*

Kelvil. *You cannot deny that the House of Commons has always shown great sympathy with the sufferings of the poor.*

Lord Illingworth. *That is its special vice. That is the special vice of the age. One should sympathise with the joy, the beauty, the colour of life. The less said about life's sores the better, Mr. Kelvil...*

Kelvil. *May I ask, Lord Illingworth, if you regard the House of Lords a better institution than the House of Commons?*

Lord Illingworth. *A much better institution, of course. We in the House of Lords are never in touch with public opinion. That makes us a civilised body.*

Nach dem schluß des stückes erinnert man sich nicht mehr an die gespräche, aber man hat sich gut amüsiert. Es mag sein, daß man sich über die effekthascherei, die man mit ansehen muß, geärgert hat, wenn mrs. Arbuthnot auf der bildfläche erscheint, besonders in der letzten szene des dritten aktes. Da setzt überhaupt die entwicklung der handlung erst ein. Hester kommt von der veranda schreiend hereingestürzt: *He has insulted me, save me!* Gerald befindet sich gerade mit seiner mutter im streite, und um das schlimmste zu verhindern, verrät die mutter ihr geheimnis: *Gerald, he is your own father!* Tableau! Und ebenso theatralisch ist in der letzten szene in mrs. Arbuthnots zimmer das herunterwerfen des handschuhes usw. Die fabel könnte das werk irgendeines untergeordneten autors sein, dessen lustspiele man niemals auf einer londoner oder großen deutschen bühne aufführen würde. Aber bei Wilde haben wir eine glänzende, scharf zugespitzte dialogführung. Man möge beachten, daß die witzigsten, geistreichsten dinge niemals über das hauptthema gesagt werden; es sind vielmehr bemerkungen über bloße alltagsfragen, über anscheinend geringfügige probleme, nur nebenfragen. Wilde gibt uns keine offenbarungen, führt keine neuen gedanken ein, aber er sagt die dinge auf eine neue amüsante art. *People nowadays are so absolutely superficial that they do not understand the philosophy of the superficial.* Und weiter bemerkt er: *Sentiment is all very well for the buttonhole, but the essential thing for a necktie is style. A well-tied tie is the first serious step in life.* Das letztere erinnert uns daran, daß das stück geschrieben wurde, als Eduard VII., der damalige prinz von Wales, die mode angab. Ich denke, man kann Wildes lustspiele kaum voll genießen, wenn man nicht London und die hauptmerkmale der londoner gesellschaft kennt. Ich sagte schon, daß Wilde in seinen lustspielen nicht frei von effekthascherei

ist und die üblichen theatralischen wirkungen anbringt. Aber er hat ein stück geschrieben, das wirklich ein künstlerisches ganze ist, und das ist *Salome.* In einem einzigen akte wird die geschichte der bibel vor unseren augen entrollt, mit dem unterschied, daß Wildes Salome Jokanaan liebt, so daß sie sein leben nur deshalb verlangt, weil er sie nicht einmal ansehen will. Für mein gefühl liegt darin etwas, das sehr an *Penthesilea* erinnert. *There was a bitter taste on thy lips. Was it the taste of blood? Perchance it is the taste of love. They say that love has a bitter taste.* Wilde schrieb *Salome* auf französisch, und das stück ist vom französischen geiste erfüllt. Sein freund lord Alfred Douglas, der in späteren jahren eine so traurige berühmtheit erlangte, übersetzte es 1893 ins englische.

Man hat Wilde den dramatiker mit Bernard Shaw verglichen. Es erschien mir gleich in dem augenblick, wo ich es las, ziemlich sonderbar. Ich persönlich bin beim lesen des einen autors nie an den andern erinnert worden. Es erscheint mir zwischen ihren stücken ebenso wenig ähnlichkeit zu bestehen wie zwischen den beiden menschen. Wilde, der ästhet mit den perversen neigungen, der träumer, und Shaw, der sozialist mit gesunden anschauungen und einer reinen geschmacksrichtung, ein geist, der für den ganzen realismus des lebens empfänglich ist. Gewiß lieben sie beide das paradoxe, aber was für ein unterschied selbst darin! Gewiß sind sie beide meister des dialoges. Ich habe versucht, den eindruck, den ich von Wildes dialogführung habe, wiederzugeben. Shaw gibt dem dialog immer nur die richtung auf das thema hin, das er erläutern will. Er benutzt die gespräche zum vehikel seiner meinung über den gegenstand, den er behandelt. Seine dialoge sind in gewisser weise debatten. Bei ihm gibt es keine seitenlichter, keine plötzlichen gedankenblitze, um unsere aufmerksamkeit vom hauptgegenstand abzulenken. Shaw baut oder vielmehr konstruiert seine stücke, und die dramatische handlung entwickelt sich. Bei Wilde gibt es keine konstruktion — er war immer schlecht in der mathematik —; aus einer geistreichen unterhaltung vieler personen entsteht zuletzt eine kurze dramatische episode, die vielleicht zwei der charaktere berührt, — so z. b. in *Lady Windermere's Fan.* Ich kann auch nicht wie Hagemann finden, daß Shaw in *der* art wie Wilde individualist sei. Mir erscheint der gedanke, die zwei zu vergleichen, absurd.

Irgendeine geldverlegenheit — oder nach Wildes eigener

angabe eine wette mit einem freunde, der behauptete, er könnte keinen roman schreiben — veranlaßte Wilde, *Dorian Gray* im jahre 1890 zu verfassen, in ungefähr vierzehn tagen. Dieser roman ist bis zu einem gewissen grade autobiographisch. Lord Henry Wotton ist Wilde selbst. Wildes helden, in den theaterstücken und in den romanen, sind immer männer der oberen zehntausend, menschen, die in wohlhabenheit und luxus leben. Kein mann, der sein tägliches brot verdienen muß, würde die zeit haben, ein leben, das dem müßiggang und genuß gewidmet ist, zu führen. Dorian Gray ist ein schöner jüngling, schön und rein, ein Narziß. Bazil Hallward, ein junger maler, liebt und bewundert ihn; er als künstler betet die vollkommene schönheit an, die sich in ihm offenbart hat. *Beauty ends where an intellectual expression begins. Intellect is in itself a mode of exaggeration, and destroys the harmony of any face. Successful men in any of the learned professions are perfectly hideous, except of course in the Church. But then in the Church they don't think.* — Der maler legt all seine liebe in jenes porträt, er schickt es auf keine ausstellung, weil er eifersüchtig darauf ist. Dorian Gray ist für ihn *a dream of form in days of thought.* Und doch fühlt er: *I have given away my whole soul to someone who treats it as if it were a flower to put in his coat, a bit of decoration to charm his vanity, an ornament for a summer's day.* Dorian Gray gelangt unter den einfluß lord Henry Wottons, der auch ein freund des malers ist. Rührend ist die art, in der Bazil mit lord Henry um seine freundschaft mit Dorian kämpft. *Dorian Gray is my dearest friend he has a simple and beautiful nature; don't spoil him. Don't influence him. Your influence would be bad. Don't take away from me the one person who gives to my art whatever charm it possesses; my life as an artist depends on him. Mind, Harry, I trust you.* Lord Henry wird am besten durch seine aussprüche charakterisiert. Er sagt zu Dorian:

*The aim of life is self-development. To realise one's nature perfectly — that is what each of us is here for. People are afraid of themselves, nowadays. They have forgotten the highest of all duties, the duty that one owes to oneself.*

*The mutilation of the savage has its tragic survival in the self-denial that mars our lives.*

*The only way to get rid of a temptation is to yield to it. Resist it, and your soul grows sick with longing for the things it has forbidden to itself. It is in the brain, and the brain only, that the great sins of the world take place.*

*Youth is the one thing worth having.*

*Live, live the wonderful life that is in you! Be afraid of nothing! Youth, youth, there is absolutely nothing in the world but youth.*

*Beauty is a form of genius — higher, indeed, than genius, as it needs no explanation. Beauty is the wonder of wonders. It is only shallow people who do not judge by appearances.*

*I adore simple pleasures — they are the last refuge of the complex.*

Dorian unterliegt diesem einfluß, aber kein zug seines gesichtes verrät den wechsel seiner lebensweise, die entartung seiner natur. Zu seinem höchsten erstaunen, nein entsetzen, findet er, daß das bildnis, das Bazil von ihm gemalt hat, sich verändert: es bekommt züge der grausamkeit um den mund; stunde für stunde, woche für woche wird das ding auf der leinwand älter. Dorian kann dies nicht verstehen, er verbirgt das bild vor aller welt zuletzt in der rumpelkammer seines hauses. Dann entsinnt er sich: er hatte einen wahnsinnigen wunsch geäußert, daß er selber jung bleiben möchte und das bildnis alt werden, daß seine eigne schönheit ungetrübt bleiben möchte, daß das gesicht auf der leinwand die bürde seiner leidenschaften und sünden trüge, daß das gemalte ebenbild furchen erhalten möchte durch die züge des leidens und denkens, und daß all die zarte jugendfrische und anmut seines ersten knabenalters ihm erhalten bliebe. Aber solche dinge waren unmöglich — und doch![1]

Und nun das ende von Dorian Gray? Ein mord, den er begangen hat, läßt seine hand auf dem bilde blutbefleckt erscheinen; der ausdruck des gesichtes wird alle tage lasterhafter. Dorian Gray, wie von einem unwiderstehlichen reiz getrieben, geht heimlich in die rumpelkammer, er muß das bild sehen! Er kann es nicht länger aushalten, er möchte dieses geheimnisvollschreckliche seelenleben vernichten, und er ergreift ein messer

[1] Diese geschichte erinnert mich stark an eine von Edgar Allan Poes erzählungen, *Das ovale porträt.* Ein reisender, der durch räuber in den Apenninen verwundet worden ist, macht in einem einsamen schlosse rast. Nur sein diener wartet ihm auf. Eine dosis opium soll das fieber lindern. Er setzt sich auf und liest bis tief in die nacht hinein, und als er eine schwere kerze an einen andern platz rückt, um besseres licht zu haben, erblickt er plötzlich ein bildnis, das er zuvor nicht gesehen hat. Sein blick bleibt ungefähr eine stunde wie gebannt auf dem bilde eines jungen mädchens haften, das nur den kopf und die schultern darstellt. Endlich entdeckt er den magischen reiz des bildes in der vollständigen lebensgleichheit des ausdrucks. Und er liest in dem katalog nach, daß sie eine jung-



und durchsticht damit das bildnis. Man hört einen schrei und einen fall, und als die dienstboten die kammer betreten, sehen sie an der wand ein herrliches porträt von ihrem herrn hängen, so wie sie ihn zuletzt in all seiner wunderbaren und auserlesenen schönheit und jugendlichkeit gesehen hatten. Auf dem boden liegt ein toter mann in einem abendanzug; sein herz ist von einem messer durchbohrt. Das gesicht ist welk, voller runzeln und ekelerregend häßlich. Erst nachdem sie die ringe nachgesehen haben, erkennen sie, wer es ist.

Wilde kommt am meisten in seinen kurzen erzählungen zur geltung, seinen gedichten in prosa. Einige davon hat er nicht selbst niedergeschrieben, er hat sie seinen freunden erzählt, und dies verlieh ihnen den größten reiz. Wilde konnte, wie er selber sagt, nur in bildern denken, und diese waren so fein und so zart, daß man wünschen möchte, er hätte nichts außerdem geschrieben und gelebt! André Gide berichtet uns die geschichte, die Wilde ihm am ersten abend, wo er ihn bei einer gesellschaft kennen lernte, erzählte. Als sie nach dem essen zusammen spazieren gingen, sagte Wilde zu ihm: „Sie hören mit den augen, deshalb werde ich ihnen diese geschichte erzählen“:

*When Narcissus died, the Flowers of the Fields were plunged in grief, and asked the river for drops of water that they might mourn for him. "Oh," replied the River, "if all my drops of water were tears, I should not have enough to weep for Narcissus myself — I loved him." "How could you help loving Narcissus?" rejoined the Flowers, "so beautiful was he." "Was he beautiful?" asked the River. "And who should know that better than yourself?" said the Flowers, "for, every day, lying on your bank, he would mirror his own beauty in your waters." "If I loved him," replied the River, "it is because when he hung over my waters I saw the reflection of my waters in his eyes."*

---

frau von seltener schönheit war und in einer unglückseligen stunde einen maler sah, liebte und heiratete, der schon eine braut in seiner kunst hatte. Und er malte seine junge braut und war stolz auf sein werk, woran er von stunde zu stunde, von tag zu tag weiterarbeitete. Und es wurde so lebenswahr, daß die leute, denen es erlaubt war, ihm beim malen zuzusehen, von einem großen wunder sprachen. Und er wollte nicht sehen, daß die zarten farben, die er auf die leinewand malte, den wangen derjenigen entzogen wurden, die neben ihm saß. Als er den letzten pinselstrich getan hatte, fing er an zu zittern und wurde blaß, und tödlich erschrocken rief er mit lauter stimme aus: „Das ist das leben selber!“ Als er sich umblickte, um seine geliebte zu sehen, war sie tot.

Seine märchen und geschichten können auch kinder lesen und davon entzückt sein. Ich denke an *The Happy Prince, The Nightingale and the Rose, The Devoted Friend,* und aus der sammlung, die *The House of Pomegranates* heißt, *The Young King, The Birthday of the Infanta, The Fisherman and his Soul* und andere mehr. Diese letzteren sind in einer deutschen übersetzung im Inselverlag erschienen und von Heinrich Vogler-Worpswede illustriert worden. Von den erstgenannten liebe ich *The Young King* am meisten, wenn man überhaupt einen unterschied machen kann, und von den zuletzt erwähnten *The Birthday of the Infanta.* Nach meinem gefühl ist darin die gegenüberstellung der beiden einsamen kinder so künstlerisch fein gezeichnet: sie, die liebliche, herrische infantin, die so grausam ist und es *nicht weiß*; und er, der rührende kleine zwerg, der sohn eines köhlers, der so liebevoll ist und so häßlich und es ebenfalls *nicht weiß.* Die grundidee erinnert uns an Shelleys *Sensitive Plant*: *It longed for what it had not, the beautiful.* Das herz des armen unglücklichen kleinen zwerges brach vor sehnsucht danach. Und ist es nicht am schluß dieser geschichte eine feine charakterisierung des zukünftigen weibes in dem kleinen mädchen: *Why will he not dance again?* sagt die infantin lachend. *Because his heart is broken,* antwortet der kammerherr. Und die infantin runzelt die stirn und kräuselt die zarten rosigen lippen in leichter verachtung. *For the future let those who come to play with me, have no hearts!* ruft sie aus und läuft in den garten.

Ich glaube es war in *The Fisherman and his Soul,* daß ich das tragische in Wildes leben verstehen lernte; wieweit es von ihm selbst gefühlt wurde, wer kann es sagen? Es berührte mich seltsam, daß die seele als versucher des menschen auftritt; der fischer hat seine seele mit dem schatten, diesem gewand der seele, abgeschnitten, weil er in der tiefe des meeres mit der seejungfrau leben will und sie keine seele hat. Und nachdem zwei jahre verflossen sind und der fischer so glücklich mit der seejungfrau gewesen ist, kommt die seele an das ufer und ruft ihn und veranlaßt ihn, mit ihr zu wandern, und zeigt ihm den reichtum der welt. Aber *Love is better than riches, and the little mermaid loves me* — mit diesen worten taucht der fischer in die tiefe. Und nach dem dritten jahr geht er auf den ruf der seele mit ihr in fremde städte und führt auf ihren befehl grausame dinge aus. Schließlich ruft er aus: *I hate thee, and bid thee tell me, wherefore thou hast wrought with me in this wise?*

Und die seele antwortet: *When thou didst send me forth into the world thou gavest me no heart, so I learned to do all these things and love them. — And ever did his soul tempt him by the way, but he made it no answer nor would he do any of the wickedness that it sought to make him to do, so great was the power of the love that was within him.* — Jene macht war nicht in Wildes herz — daß er ein herz hatte, wissen wir aus seinen erzählungen, aus keinem seiner anderen werke. Jene große macht, von der Burns, Byron, Browning durchdrungen waren, half ihm nicht, den versuchungen seiner seele zu widerstehen. *Man is at the mercy of the idea,* sagt er an irgendeiner stelle, und sie beherrschte ihn. Wir wissen, daß nach jenem schrecklichen prozeß im jahre 1895 gegen den marquis of Queensbury, den vater von lord Alfred Douglas, Wildes leben eigentlich zu ende war. Er war berauschenden empfindungen nachgejagt und hatte sie im fluge durchkostet. Von Algier kam er zurück, um mutig jenem etwas entgegenzutreten, das auf alle fälle geschehen mußte. Jenes etwas war fronarbeit während zweier jahre, die er zuerst in Wandworth und dann im zuchthaus von Reading verbrachte. In jenem zuletzt genannten orte schrieb er *De Profundis,* eines der ergreifendsten bücher des neunzehnten jahrhunderts, welches vom leben und leiden im gefängnis spricht und von Wildes zerknirschtem geist.

*. . . Suffering is one very long moment. We cannot divide it by seasons. We can only record its moods, and chronicle their return. With us time itself does not progress. It revolves. It seems to circle round one centre of pain... The very sun and moon seem taken from us... It is always twilight in one's cell, as it is always twilight in one's heart. And in the sphere of thought, no less than in the sphere of time, motion is no more...*

*I must say to myself that I ruined myself, and that nobody great or small can be ruined except by his own hand. I am quite ready to say so. I am trying to say so, though they may not think it at the present moment. This pitiless indictment I bring without pity against myself. Terrible as was what the world did to me, what I did to myself was far more terrible still...*

*I used to live entirely for pleasure. I shunned suffering and sorrow of every kind. I hated both. I resolved to ignore them as far as possible: to treat them, that is to say, as modes of imperfection. They were not part of my scheme of life. They had no place in my philosophy. My mother, who knew life as a whole, used often to quote to me Goethe's lines — written by Carlyle in a book he had given her years ago, and translated by him, I fancy, also:—*

*Who never ate his bread in sorrow,*
*Who never spent the midnight hours*
*Weeping and waiting for the morrow, —*
*He knows you not, ye heavenly powers . . .*

*I remember quite well how I used to tell her that I did not want to eat my bread in sorrow, or to pass any night weeping and watching for a more bitter dawn. I had no idea that it was one of the special things that the Fates had in store for me: that for a whole year of my life, indeed, I was to do little else.*

Im jahre 1897 kam er aus dem gefängnis heraus und ging nach Frankreich, nach Berneval, einem ruhigen kleinen seebade, das seine freunde für ihn ausfindig gemacht hatten; Roß, der herausgeber von Wildes literarischem nachlaß, war einer dieser freunde gewesen. Hier in dem kleinen Chalet Bourbat lebte er vom juli bis oktober als Sebastian Melmoth. Er schrieb einen offenen brief an die *Daily Chronicle*, in dem er um eine freundlichere behandlung der kleinen kinder in den englischen gefängnissen bat, und im selben jahre veröffentlichte er *The Ballad of Reading Gaol*, ein meisterwerk. Wenn er nichts außerdem geschrieben hätte, so wäre er doch ein dichter.

*He did not wear his scarlet coat,*
*For blood and wine are red,*
*And blood and wine were on his hands*
*When they found him with the dead,*
*The poor dead woman whom he loved,*
*And murdered in her bed.*

*He walked amongst the Trial Men*
*In a suit of shabby grey;*
*A cricket cap was on his head,*
*And his step seemed light and gay;*
*But I never saw a man who looked*
*So wistfully at the day.*

*I never saw a man who looked*
*With such a wistful eye*
*Upon that little tent of blue*
*Which prisoners call the sky,*
*And at every drifting cloud that went*
*With sails of silver by.*

*I walked, with other souls in pain,*
*Within another ring,*

*And was wondering if the man had done*
*A great or little thing,*
*When a voice behind me whispered low,*
*"That fellow's got to swing."*

. . . . . . . . . . . . . . . . .

*In Reading gaol by Reading town*
*There is a pit of shame,*
*And in it lies a wretched man*
*Eaten by teeth of flame,*
*In a burning winding-sheet he lies,*
*And his grave has got no name.*

*And there, till Christ call forth the dead,*
*In silence let him lie:*
*No need to waste the foolish tear,*
*Or heave the windy sigh:*
*The man had killed the thing he loved,*
*And so he had to die.*

*And all men kill the thing they love,*
*By all let this be heard,*
*Some do it with a bitter look,*
*Some with a flattering word,*
*The coward does it with a kiss,*
*The brave man with a sword.*

Und dann möchte ich nur noch erwähnen, daß er nichts weiter schrieb, daß er die letzten monate seines lebens in Paris verbrachte, daß niemand sich die mühe nahm, ihn aufzusuchen. Am 30. november 1900 starb er im Hôtel d'Alsace, rue des Beaux Arts. Ungefähr sieben personen folgten der bahre nach Bagneux, wo er begraben wurde. Nur wenige blumen schmückten seinen sarg und ein einziger kranz, der die inschrift *A mon locataire* trug.

*Dresden.* T. BRUCAUFF.

---

## CHARLOTTE BRONTË UND PROFESSOR HEGER.

### Vier neue briefe.

(Schluß.)

Der *erste brief* ist vom 24. juli 1844 datiert, doch hat sie bereits im mai an Heger geschrieben; dieser brief ist ebenso wie einer vom august, auf den auch angespielt wird, verloren.

Voller teilnahme schreibt sie von seiner großen arbeitslast am schlusse des schuljahres und möchte doch gern von ihm hören.

*Ah, Monsieur! je vous ai écrit une fois une lettre peu raisonnable, par ce que le chagrin me serrait le cœur; mais je ne le ferai plus, je tâcherai de ne plus être égoïste et tout en regardant vous* (so!) *lettres comme un de plus grands bonheurs que je connaisse j'attendrai patiemment pour en recevoir jusqu'à ce qu'il vous plaira et vous conviendra de m'en envoyer. En même temps je puis bien vous écrire de temps en temps une petite lettre — vous m'y avez autorisée.*

Sie lerne jeden tag eine halbe seite französisch auswendig, um die sprache nicht zu verlernen. Sie ist fest davon überzeugt, daß sie ihren verehrten lehrer eines tages wiedersehen werde; dann möchte sie nicht stumm vor ihm dastehen.

Dann teilt sie ihm ihren plan mit, im pfarrhaus in Haworth mit geringen umbauten eine schule einzurichten — nur fehlten bisher die schülerinnen. In der tat verschickte Charlotte fleißig in alle winde prospekte von dem

*The Misses Brontë Establishment*
*for*
*The Board and Education*
*of a limited member of*
*young ladies,*
*The Parsonage, Haworth*
*near Bradford.*

Aber keine einzige kam, und nach zehn wochen ist der plan aufgegeben; ohne daß übrigens Charlotte Brontës herz dabei gebrochen wäre. Die schriftstellerlaufbahn zieht sie doch sehr an. Sie schreibt darüber schon im ersten briefe:

*Je ne connaîtrais pas cette léthargie si je pouvais écrire — autrefois je passais des journées, des semaines, des mois entiers à écrire et pas tout à fait sans fruit, puisque Southey et Coleridge — deux de nos meilleurs auteurs, à que j'ai envoyé certains manuscrits en ont bien voulu témoigner leur approbation — mais à présent j'ai la vue trop faible pour écrire — si j'écrivais beaucoup je deviendrais aveugle. Cette faiblesse de vue est pour moi une terrible privation — sans cela savez-vous ce que je ferais, Monsieur? — j'écrirais un livre et je le dédierais à mon maître de littérature — au seul maître que j'ai jamais eu — à vous Monsieur. Je vous ai souvent dit en*

*français combien je vous respecte — combien je suis redevable à votre bonté, à vos conseils, je voudrais le dire une fois en anglais. Cela ne se peut pas — il ne faut pas y penser — la carrière de lettres m'est fermée — celle de l'instruction seule m'est ouverte — elle n'offre pas les mêmes attraits — c'est égal, j'y entrerai et si je n'y vais pas loin ce ne sera pas [par] manque de diligence. Vous aussi, Monsieur, vous avez voulu être avocat — le sort ou la Providence vous a fait professeur — vous êtes heureux malgré cela.*

Sie schließt den brief mit empfehlungen an seine frau und seine kinder. Die nachschrift lautet:

*Je ne vous ai pas prié de m'écrire bientôt, puisque je crains de vous importuner — mais vous êtes trop bon pour oublier que je le désire tout de même — oui — je le désire beaucoup — c'est assez — après tout — faites comme vous voudrez Monsieur, si, enfin je recevais une lettre et si je croyais que vous l'aviez écrite* par pitié — *cela me ferait beaucoup de mal.*

An Southey hatte sie sich um beurteilung ihrer dichterkraft im jahre 1836 gewandt und erhielt eine im ton zwar recht freundliche, aber nicht sehr ermutigende antwort. Da ihr alle dinge flach erschienen, solle sie einmal erst in einer sache etwas leisten — literatur könne eine frau nicht ganz ausfüllen — je mehr sie in ihren eigentlichen pflichten aufgehe, um so weniger muße werde sie dafür haben. Er gibt ihr den rat:

*Write poetry for its own sake, not in a spirit of emulation, and not with a view to celebrity.*

Charlotte Brontë schrieb 21jährig an den rand dieses briefes: *Southey's advice tc be kept for ever.* Sie hat sich zeitlebens an den rat gehalten, sie hat es verschmäht, dinge, die sie innerlich nichts angingen, zu verarbeiten. Beweis der roman *The Professor,* auf den sie in unserem briefe anspielt. Das verhältnis von lehrer zu schülerin ist fortan ein thema, das sie nicht losläßt. Sie sucht es mit aller einbildungskraft und psychologischen vertiefung zu gutem ende zu führen, anders als sie es in wirklichkeit erlebt hatte und noch fühlte.

Der *zweite brief* ist genau drei monate später, vom 24. oktober 1844, datiert. Er ist der wenigst bedeutende. Es ist ein schnell hingeschriebenes gelegenheitsbriefchen, das einem guten bekannten, herrn Taylor und seiner schwester, mitgegeben wird. Charlotte bringt sich herrn Heger in erinnerung und verweist auf ihre briefe vom mai und august, die verloren sind.

*Voilà six mois que j'attends une lettre de vous, Monsieur, six*

*mois d'attente c'est bien long, cela! Pourtant je ne me plains pas et je serai richement récompensée pour un peu de chagrin — si vous voulez maintenant écrire une lettre et la donner à ce monsieur — ou à sa sœur qui me la remettrait sans faute.*

Der *dritte brief* ist der leidenschaftlichste. Weder herrn Taylor noch seiner schwester hat herr Heger einen brief oder eine botschaft an seine ehemalige schülerin mitgegeben. Sie glaubt also, daß er gar nichts mehr von ihr wissen wolle und schreibt verzweifelt am 8. januar 1845 folgendermaßen:

*Monsieur Heger*
*No 32 Rue d'Isabelle*
*Bruxelles*
*Belgique.*

*Mr. Taylor est revenu, je lui ai demandé s'il n'avait pas une lettre pour moi — «non, rien». «Patience» — dis je — «sa sœur viendra bientôt» — Mademoiselle Taylor est revenue «Je n'ai rien pour vous de la part de Monsieur Heger», dit-elle, «ni lettre ni message.»*

*Ayant bien compris ces mots — je me suis dit, ce que je dirais à un autre en pareille circonstance. «Il faut vous résigner et, surtout, ne pas vous affliger d'un malheur que vous n'avez pas mérité.» Je me suis efforcé à ne pas pleurer, à ne pas me plaindre.*

*Mais quand on ne se plaint pas et qu'on veut se dominer en tyran — les facultés se révoltent — et on paie le calme extérieur par une lutte intérieure presque insupportable.*

*Jour et nuit je ne trouve ni repos ni paix — si je dors je fais des rêves tourmentants où je vous vois toujours sévère, toujours sombre et irrité contre moi —*

*Pardonnez-moi donc Monsieur si je prends la partie de vous ecrire encore — Comment puis-je supporter la vie si je ne fais pas un effort pour en alléger les souffrances?*

*Je sais que vous serez impatienté quand vous lirez cette lettre — Vous direz encore que je suis exaltée — que j'ai des pensées noires etc. Soit Monsieur — je ne cherche pas à me justifier, je me soumets à toutes sortes de reproches — tout ce que je sais — c'est que je ne puis pas — que je ne veux pas me résigner à perdre entièrement l'amitié de mon maître — j'aime mieux subir les plus grandes douleurs physiques que d'avoir toujours le cœur lacéré par des regrets cuisants. Si mon maître me retire entièrement son amitié je serai tout à fait*

*sans espoir — s'il en donne un peu — très peu — je serai contente — heureuse, j'aurai un motif pour vivre — pour travailler.*

*Monsieur, les pauvres n'ont pas besoin de grand chose pour vivre — ils ne demandent que les miettes de pain qui tombe de la table des riches — mais si on les refuse les miettes de pain — ils meurent de faim — Moi non plus je n'ai pas besoin de beaucoup d'affection de la part de ceux que j'aime je ne saurais que faire d'une amitié entière et complète — je n'y suis pas habituée — mais vous me témoigniez, autrefois,* un peu *d'intérêt quand j'étais votre élève à Bruxelles — et je tiens à conserver ce* peu *d'intérêt — j'y tiens comme je tiendrais à la vie.*

*Vons me direz peut-être — Je ne vous porte plus le moindre intérêt Mademoiselle Charlotte — vous n'êtes plus de ma maison — je vous ai oubliée.*

*Eh bien Monsieur dites moi cela franchement — ce sera pour moi un choc — n'importe ce sera toujours moins hideux que l'incertitude.*

*Je ne veux pas relire cette lettre — je l'envoie comme je l'ai écrite — Pourtant, j'ai comme la conscience obscure qu'il y a des personnes froides et sensées qui diraient en la lisant «elle déraisonne» — Pour toute vengeance je souhaite à ces personnes — un seul jour des tourments que j'ai subis depuis huit mois — on verrait alors s'elles ne déraisonneraient pas de même.*

*On souffre en silence tant qu'on en a la force et quand cette force manque on parle sans trop mesurer ses paroles . . . .* (Zwei Zeilen ausradiert von Charlotte Brontë.)

*Je souhaite à Monsieur le bonheur et la prospérité.*

*C. B.*

*Jan$^{y}$ 8$^{th}$ Haworth — Bradford — Yorkshire.*

Ohne zweifel steckt in dieser schwärmerei viel ungesundes und überspanntes, und je bei verschiedenen naturen sieht der unbeteiligte das unvernünftige darin mit ekel oder mitleid an. Charlotte Brontë erregt nur unser mitleid; denn *erstens* hatte sie eine überempfindsame seele und setzte stets ihr ganzes herz ein, wo andere mit kühlem kopfe handelten; sie wird leicht überschwenglich, wo sie an große männer schreibt; so lautet ihr dankesbrief an Southey: *I must suppress what I feel, or you will think me foolishly enthusiastic. Zweitens* vergrößerte die einsamkeit in Haworth die sehnsucht nach dem anregenden lehrer, der durch sein schweigen ihr irregeleitetes gefühl weiter in

falsche bahnen lenkte. Hätte sie in London gelebt oder in einer irgendwie literarisch angeregten stadt, so hätte sich die spannung in ihrem innern von selbst durch manche ventile ausgeglichen; in dem einsamen moordorfe aber kam sie nur immer auf den einen punkt zurück, und so erklärt es sich, daß das thema der werbung des weibes um den mann so häufig in ihren romanen und gedichten wiederkehrt. So hoch Heger intellektuell stand, er würdigte nicht den schatz, der sich ihm antrug, maß nach dem alltäglichen maßstabe eine ausnahmeerscheinung und zerstörte durch seine kühle zurückhaltung das innere gleichgewicht einer edlen frau, die ihren reichen geist ein lebensalter hindurch von einer kette von schicksalsschlägen in armut und weltabgeschiedenheit eingeengt fühlte und doch, eine vestalin des nordens, die flamme des ideals hütete.

Wie leicht hätte es Heger gehabt, sie glücklich und gesund zu machen. Malen wir uns einmal eine geregelte korrespondenz zwischen lehrer und schülerin aus; die briefe hätten weit über dem niveau der briefe Charlottes an ihre freundin gestanden, in denen wenig literarisches und typisch menschliches zu finden ist. Sie würden etwa mit denen zu vergleichen gewesen sein, die Charlotte an ihren verleger mr. Smith und dessen literarischen ratgeber und *reader* mr. W. S. Williams schrieb. Diese sind voll von den glänzendsten urteilen über bücher, die ihr diese herren in großer fülle zusandten. Daß der professor der rhetorik Heger gleichfalls die höhe gehalten hätte, können wir nach allen zeugnissen über den geistreichen, anregenden mann annehmen. Wir wollen nur ein urteil über ihn hierher setzen, das authentisch ist. Charlotte sagt in *Villette* von Paul Emanuel:

*Mr. Emanuel was not a man to write books, but I have heard him lavish, with careless, unconscious prodigality, such mental wealth as books seldom boast; his mind was indeed my library, and whenever it was opened to me, I entered bliss . . . I used to think what a delight it would be for one who loved him better than he loved himself, to gather and store up those handfuls of gold-dust, so recklessly flung to heaven's reckless winds.*

Daß Charlotte eine solche quelle sich mit allen kräften erhalten wollte, ist leicht verständlich, in hohem maße bedauerlich nur, daß professor Heger, vielleicht allzu sehr unter dem einfluß seiner frau, die seiner natur gemäße freundliche anteilnahme künstlich zurückdrängte und kühle sich aufzwang. Anders als der sohn, der schenker der briefe, der mit befriedigung die

einseitigkeit der brieflichen mitteilungen als seinen vater entlastend ansieht, möchten wir gerade aus dem schweigen einen vorwurf für den professor herleiten. So geringschätzig ging professor Heger mit den briefen um, daß er sie zerriß und mit alltäglichen notizen bekritzelte; auf einem notierte er sich den namen und die adresse eines schusters. Vielleicht um sie loszuwerden, schreibt er ihr eine frist von sechs monaten vor, aber Charlotte Brontë läßt sich nicht abschrecken, das lange zögern macht sie nur noch verzweifelter, und sie schreibt wieder, aus verwundetem herzen um so ergreifender. *Les plus désespérés sont les chants les plus beaux*, sagt Musset.

Der *vierte brief*, der auf den ton des dritten gestimmt ist, ist vom 18. november o. j. (1845, wie man erschließen muß) und beginnt so:

*Les six mois de silence sont écoulés; nous sommes aujourd'hui le 18 novembre, ma dernière lettre était datée (je crois) le 18 mai, je puis donc vous écrire, sans manquer à ma promesse ... Je vous dirai franchement qu'en attendant j'ai tâché de vous oublier, car le souvenir d'une personne que l'on croit ne devoir plus revoir et que pourtant on estime beaucoup, harasse trop l'esprit et quand on a subi cette espèce d'inquiétude pendant un ou deux ans, on est prêt à tout faire pour retrouver le repos. J'ai tout fait, j'ai cherché les occupations, je me suis interdit absolument le plaisir de parler de vous, même à Emilie mais je n'ai pu vaincre ni mes regrets ni mon impatience — c'est humiliant cela — de ne pas savoir maîtriser ses propres pensées, être esclave à un regret, un souvenir, esclave à une idée dominante et fixe qui tyrannise son esprit. Que ne puis-je avoir pour vous juste autant d'amitié que vous avez pour moi — ni plus ni moins? Je serais alors si tranquille, si libre — je pourrais garder le silence pendant six ans sans effort.*

Sie berichtet dann von ihres vaters zunehmender blindheit und bittet Heger inständig, von sich zu erzählen, von seiner reise an den Rhein, von der schule; denn spräche er von ihr, so würde er doch nur schelten.

*Écrire à une ancienne élève ne peut être une occupation fort intéressante pour vous, je le sais, mais pour moi c'est la vie.*

Sein letzter brief sei ihr stütze und halt gewesen für sechs monate; jetzt erwarte sie einen neuen, nicht aus freundschaft, denn er könne nur geringe freundschaft fühlen, aber aus mitfühlendem herzen.

*Me défendre à vous écrire, refuser de me répondre ce sera de*

*m'arracher la seule joie que j'ai au monde, me priver de mon dernier privilège — privilège auquel je ne consentirai jamais à renoncer volontairement . . . quand de jour en jour j'attends une lettre et que de jour en jour le désappointement vient me rejeter dans un douloureux accablement et que cette douce joie de voir votre écriture, de lire vos conseils me fuit comme une vaine vision; alors, j'ai la fièvre — je perds l'appétit et le sommeil, — je dépéris.*

*Puis-je vous écrire encore au mois de Mai prochain? j'aurai voulu attendre une année — mais c'est impossible — c'est trop long.*

*C. Brontë.*

Dann noch eine englische nachschrift mit dem beteuern, daß sie gern fröhlichere briefe schreiben möchte, aber ihr herz sei zu voll, und die unterschrift:

*Farewell, my dear Master — may God protect you with special care and crown you with peculiar blessings.* *C. B.*

Das ist ihr letzter brief; ob es der überhaupt letzte ist, mit dem sie das schreiben nach Brüssel einstellte, weil sie die briefe nicht an eine deckadresse richten wollte, läßt sich bei dem fehlen der Hegerschen briefe nicht entscheiden. Dr. Heger bezeugt, daß er keine briefe außer den vier mehr besitze, und daß sich Charlotte Brontë und sein vater nie wiedergesehen hätten.

Für Charlotte hörte aber das denken an den professor nicht auf, sie beschäftigte sich noch jahre hindurch nunmehr ganz einseitig mit ihm in ihren romanen. Glücklich der dichter, der die wirklichkeit in seinem geiste korrigieren kann und sich aus eignem vermögen seine welt aufbaut.

In dieser welt werden der angeschwärmte lehrer und die sehnsüchtige lehrerin ein glückliches paar, so in *The Professor* und so auch in *Villette*. Beiden werken kommt hohe selbstbiographische bedeutung zu, und wir müssen ihnen daher hier, wo es gilt, das verhältnis der Brontë zu Heger klarzustellen, ein wort widmen.

Charles Crimsworth, der von seiner yorkshirer familie früh getrennt in die fremde geht, unterrichtet in dem brüsseler mädchenpensionat des frl. Zoraïde Reuter als intelligenteste und fleißigste schülerin die handarbeitslehrerin m^lle^ Frances Henri, halb schweizerin, halb engländerin. Sie strebt nach oben, hat bisher wie ein maulwurf gelebt, von spitzenausbessern sich ernährt, jetzt beim unterricht lebt sie auf, studiert die bücher, die der lehrer ihr leiht, schreibt *devoirs*, die er als muster vorliest — sehr zum unwillen der stets assistierenden institutsleiterin, die

das hochstrebende des älteren mädchens eindämmen will. Sie wünscht, daß sie handarbeitslehrerin bleibe und nicht nach applaus und berühmtheit in der öffentlichkeit strebe. Er aber, der liebevolle lehrer, fördert sie mit ebenso stummer wie wachsamer freundlichkeit, die sich nach außen als strenge gibt, mit wirklicher achtung, die sich hinter scheinbarer herrschsucht verbirgt, mit tätiger anleitung, die ihr doch die freiheit des entschlusses läßt.

Eines tages bleibt sie fort aus dem unterricht; ganz im stillen, wie es die versteckte art der m[lle] Reuter ist, hat diese ihre stellung unhaltbar gemacht und ihre entlassung bewilligt. Nun irrt sie allein in der welt umher; sie schreibt Crimsworth einen brief, den wir, falls wir es nicht besser wüßten, in ihren wirklichen briefen an Heger zu finden vermeinten.

*You were kind to me, Monsieur, I am afflicted, I am heartbroken to be quite separated from you; soon I shall have no friend on earth. But it is useless troubling you with my distress. What claim have I on your interest?*

Er sucht sie in ihrem bescheidenen heim auf, sie bekommt eine gute stelle als lehrerin, schreibt ihm, er antwortet ganz kurz, ohne die korrespondenz fortzusetzen — wir denken an Heger. Dann besucht er sie und findet auf ihrem tische ein gedicht über das glück, das sie als schülerin eines solchen lehrers empfindet, und über den schmerz der trennung. Da unwillkürlich zieht er Frances auf sein knie, und während sie nur *Monsieur* sagen kann, fragt er sie: *Frances, how much regard have you for me?*

Wahrlich, diesen satz könnte man beinahe als beweis anführen, falls es nicht überhaupt feststünde trotz Eugène Sue, daß zwischen Heger und Charlotte in Brüssel kein liebeswort getauscht worden ist.

Und die antwort der Frances? *Mon maître, j'en ai beaucoup.* Darauf verlobung. *Will my pupil consent to pass her life with me? — Master, I consent to pass my life with you. — Very well, Frances.*

So wahr ihre sehnsucht nach dem lehrer geschildert ist, so nüchtern ist die verlobung, so uninteressant auch die nun folgende ausmalung ihres ehelebens. Sie arbeiten zehn jahre im schweiße ihres angesichts, sparen fleißig und kehren, als es reicht, in ihr geliebtes England zurück, wo sie von ihren renten leben und ihren sohn studieren lassen können.

Vertieft und gereift wird die sehnsucht von schülerin zum

lehrer in *Villette* abgehandelt; hier überläßt aber weislich Charlotte Brontë dem leser die ausmalung des glücks der beiden, nachdem sie ihr streben zueinander hin mit aller ausführlichkeit dargestellt hat.

Der professor der rhetorik Paul Emanuel strahlt hier im vollen lichte der verschwenderisch auf ihn verwandten charakteristik. Drei eigenschaften treten besonders hervor: seine herrennatur, seine geistige beweglichkeit und seine tiefe religiosität.

Ein reizbarer, kleiner, dunkler mann, duldet er in seiner schule keine andere autorität; er will zwar nur literatur unterrichten, aber alle fächer prüfen, und da er z. b. englisch nicht kann, verfügt er einfach, daß die englische prüfung wegfällt. Sein gesicht nimmt im zorn die maske eines tigers an, die katzenaugen funkeln. Seiner suggestiven persönlichkeit gelingt es, die scheue, kühle miß Lucy Snowe — bis zum abschluß des manuskripts nannte sie Charlotte Brontë Lucy Frost — dazu zu bringen, in einem französischen stück eine ihr wenig angenehme rolle zu spielen. Lucy Snowe und er liegen in beständigem kampfe; was andre nicht wagen, wagt sie. Ihm ist es z. b. ein greuel, in der stunde gestört zu werden. Eines tages aber kommt vom athénée ein bote mit der nachricht, der schulrat wünsche ihn zu sprechen. Lucy Snowe wagt es, ihm unter die augen zu treten und der angedrohten gefahr, gehängt zu werden, zu trotzen; ja sie hat überdies noch das pech, ihm seine brille zu boden zu werfen und zu zertrümmern; der kurzsichtige kleine mann folgt ihr zahm.

Gegen das letzte drittel des romans beginnt sie ihn merklich zu beherrschen, wie sehr er sich auch äußerlich als tiger gebärden mag, und das, seitdem sie das grau ihrer kleidung auf den rat von freunden mit froheren farben vertauscht hat.

Mit unheimlicher schärfe mustert er einen charakter und prüft ihn, ehe er ihm traut und ihn liebt. „Tränenlos, furchtlos beobachtete und verfolgte er die spur, und wenn er eine ruhepause gestattete, so riß er mit erbarmungslosem finger die zufallenden augenlider gewaltsam auf, starrte durch die pupille und die iris, um in das hirn zu sehen, ob stolz, eitelkeit oder falschheit irgendwo verborgen zu entdecken sei, und erst, wenn er nach vielen prüfungen die schärfste probe gemacht hat und den menschen für echt erkannt hat, stempelte er ihn, noch immer mit wolkenumhüllter stirn, mit dem zeichen der anerkennung.“

So hat er Lucy Snowes wert erkannt; er ist ihr schärfster richter, ihr personifiziertes gewissen geworden und breitet nun über sie all seinen geistesreichtum aus, seine unterhaltungen bieten der anregungen die fülle, seine dramenvorlesungen stellen das menschenschicksal leibhaftig vor augen, kurz, sein geist ist ihr ein ewig fließender born der erkenntnis.

So wachsen sie in gegenseitiger achtung einander entgegen, und er trägt ihr an, ihn als bruder zu betrachten: *A lonely man like me who has no sister, must be but too glad to find in some woman's heart a sister's pure affection.*

Und doch können sie dieses verhältnisses nicht froh werden. Er ist katholik, er muß seinem priester beichten, und dieser gibt es nicht zu, daß er eine ketzerin sich gleichstelle. Er fühlt, daß er unfrei ist. *Your terrible, proud, earnest Protestantism, there is the danger.* Er kann auch in vielen dingen die jesuitische erziehung nicht verhehlen, statt offen und ehrlich zu beobachten, stellt er sich hinter ein loch im fensterladen und beobachtet mit dem opernglas; er ist nicht frei von der bekehrungssucht der katholiken, legt ihr traktate auf den arbeitstisch; — doch ist er dabei ein guter, wohltätiger mensch, ein demütiger christ, und auf dieser basis verstehen sie sich. Er wünscht schließlich selbst nicht mehr, daß sie ihren stolzen protestantismus aufgebe.

So wäre alles in bester ordnung, und die beiden könnten aus bruder und schwester mann und frau werden; aber seine familie hintertreibt eine verbindung, die herzlose vernünftlerin madame Beck, seine kusine, die das spionage- und schnüfflersystem in der schule zu höchster vollendung ausgebildet hat, schickt den vetter nach — Guadelupe, um dort ein familiengut in ordnung zu bringen — und dort bleibt er drei jahre.

Diese zeit aber soll Lucy Snowe nach seinem willen nicht in dem herzenskalten institut zubringen, sondern ihren traum erfüllt sehen, eine eigne schule zu leiten. Kurz vor seiner ausreise führt er sie in das haus, das er ihr heimlich eingerichtet hat und für das er schülerinnen besorgt hat. Sie ist starr und küßt ihm dankbar die hand.

Die drei jahre vergehen in gedeihlicher arbeit, sein geständnis, daß er sie liebe und heiraten werde, gibt ihr kraft, und der roman schließt mit der rückkehr. Der leser male sich selbst das glück aus.

* * *

Die brieflichen dokumente ihres lebens und die romane Charlotte Brontës — wir könnten auch noch ein paar gedichte, z. b. *Frances*, anführen — zeigen, daß die brüsseler tage den mittelpunkt bilden, um den ihr leben und denken kreist. Was an menschlicher schwäche und leidenschaft damit verbunden war, fällt, je höher sie in das reich des geistes steigt, um so völliger von ihr ab. Tapfer hat sie für sich den kampf des lebens bestanden. Die gebundenheit ihres lebens aber gestattete ihr nicht, den höchsten dichterberuf zu erfüllen, das typische des menschenlebens darzustellen; ihre gestalten bleiben porträts. Vielleicht ist der frühe tod ihr versöhnendes glück gewesen: denn soweit wir sehen, waren ihre erlebnisse ausgeschöpft, und sie hätte sich wohl nur noch wiederholt. Haworth war zu eng für sie, und an Haworth war sie gefesselt.

*Berlin.* KARL AUGUST SCHMIDT.

---

# FREMDSPRACHLICHER UNTERRICHT UND DEUTSCHNATIONALE BILDUNG.

„... Doch werdet ihr nie herz zu herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von herzen geht."

Wie oft dient dieses wort Goethes als zusammenfassung für alle pädagogischen maßnahmen, die in methodischen lehrbüchern und in artikeln der schulzeitschriften den erziehern empfohlen wurden! Begeisterung für die sache wurde als das beste mittel hingestellt, um das leicht erregbare gemüt des schülers zu wecken und den lernenden zur *freudigen* arbeit auf allen gebieten des wissens zu erregen.

Wie soll aber jetzt der lehrer des französischen und des englischen „herz zu herzen schaffen", da man wahrlich von ihm nicht behaupten kann, daß es ihm selbst noch „von herzen geht!" ... Wie vermag er jetzt liebe und jugendliche begeisterung zu seinen fächern zu entzünden, da die vor ihm sitzenden schüler im geiste ihre angehörigen in den ländern kämpfen, bluten und sterben sehen, deren sprache sie hier erlernen müssen! Müssen! Denn wenn's auf die jugend ankäme, wären schon im august 1914 die fremdsprachlichen bücher geschlossen und die sprachstunden abgeschafft worden. Alle die früher so zahlreichen mittel, das erlernen der modernen sprachen zu einer *freudigen* arbeit zu gestalten, versagen. Die heiteren fremdsprachlichen

lieder und spiele sind verstummt. Wer wollte jetzt noch die schüler veranlassen, französisch und englisch im freien verkehr, bei spaziergängen oder bei kleinen festlichen veranstaltungen untereinander oder gemeinsam mit dem lehrer zu pflegen? Schon die anregung zu sprech- und leseübungen als hausarbeit findet nur laues entgegenkommen bei den lernenden und noch mattere unterstützung des elternhauses. Der hinweis auf schülerbriefwechsel und auf späteren pensionsaustausch verbietet sich von selbst. Die aussicht, einst die fremden länder zu besuchen oder mit ihren bewohnern in rege handelsbeziehungen zu treten, ist in so nebelige ferne gerückt, daß sich niemand daraufhin für die spracherlernung fesseln läßt. Und auf die bedeutung der sprachenkenntnis für den krieger aufmerksam zu machen, möchten wir am liebsten unterlassen, da wir doch alle wünschen, daß die furchtbaren opfer, die jetzt unsere früheren schüler bringen, nicht auch von den knaben gefordert werden, die noch zu unsern füßen sitzen. Fürwahr, die jugend zum *freudigen* arbeiten in unserm fache anzuregen, ist gegenwärtig schwer, unsäglich schwer!

Wie es aber einst nach dem siebziger kriege die franzosen unter noch viel schwierigeren verhältnissen als geschlagene nation fertiggebracht haben, mit nicht zu verkennendem eifer und erfolg das studium der deutschen sprache zu betreiben, so muß es auch uns gelingen, wege zu erschließen, um den fremdsprachlichen unterricht nicht bloß weiterzuführen, sondern ihn noch zu heben. Zu diesem zwecke haben wir vor allem das ziel der deutschen schule fest und unentwegt ins auge zu fassen und zu ihm das sonderziel unseres sprachunterrichts in rechte beziehung zu setzen. Demnach darf nicht lediglich die kenntnis der fremden sprachen als unsere letzte aufgabe betrachtet werden, sondern selbst das erlernen und können der modernen sprachen muß dem höheren zweck einer *deutschnationalen bildung* dienen. Von diesem gesichtspunkte aus betrachtet, erschließt sich uns eine bahn, die wir fest entschlossen zu betreten und mit unsern schülern zu wandeln haben, wenn unser unterricht lebensfähig bleiben soll. Nicht auf müßige untersuchungen kommt es jetzt an, ob englisch oder ob französisch im fremdsprachlichen betrieb in den vordergrund rücken soll, sondern auf klare und bestimmte eingliederung der sprachlichen fächer in den gesamten organismus der deutschen schule. Es soll auch an den stofflichen zielen nichts gekürzt werden; was bisher von

den schülern zu erlernen war, wird auch weiterhin auf fremdsprachlichem gebiet von ihnen zu fordern sein, es wird sogar bei größtmöglicher ausgestaltung des lehrverfahrens eine erweiterung und vertiefung erleiden; aber von einem neuen punkte aus muß unsere lehr- und lernarbeit beleuchtet werden, damit sie von der volksschule bis zur universität hinauf dem höchsten ziele deutschnationaler bildung gerecht wird.

Dadurch soll der fremdsprachliche unterricht nicht etwa zu einer größeren abhängigkeit vom deutschen unterricht herabgedrückt werden, als sie allen andern disziplinen in deutschen schulen zukommt; er soll lediglich seinen platz neben den übrigen fächern zugewiesen bekommen, aber er soll mehr als bisher sich als eines der glieder fühlen lernen, denen in der erziehung zum deutschtum die konzentrationsidee gegeben ist.

Schon die *phonetische unterweisung* sollte nicht lediglich und einseitig die lautreine französische oder englische aussprache als ziel ins auge fassen, sondern in dem lernenden vor allem die erkenntnis von den mitteln zu wecken suchen, die überhaupt zu *richtigem und schönem sprechen* führen. Durch vergleichen und gegenüberstellen erfassen wir die gegenstände und erscheinungen der außenwelt bekanntlich bestimmter als durch bloße anschauung. Die wesenheit der deutschen laute und ihrer zusammenfügung kommt erst dem recht zum bewußtsein, der lernt, wie andere menschen die oft durch dieselben buchstaben bezeichneten sprachlichen formen hervorbringen und verbinden. Recht wenig nützt dem deutschen schüler die von lehrern ohne phonetische schulung oft wiederholte anregung, deutlicher, heller, schöner zu sprechen, wenn ihm nicht zugleich gezeigt wird, welche mittel er anwenden muß, um diesen anforderungen gerecht zu werden. Wer wollte verkennen, daß der deutschunterricht in der ausbildung unserer jugend zum *schönen* sprechen im allgemeinen noch recht weit von einem idealzustande entfernt ist? Da bietet die modernsprachliche belehrung mit ihren ins einzelne gehenden feinen übungen eine ganz hervorragende hilfe, die den schüler über vieles aufklärt, was ihm sonst unklar bleibt und deshalb auch in der muttersprache unausführbar erscheint. Töricht ist es daher, wenn dieser vergleich mit dem charakter der fremden laute, mit ihrer artikulationsstelle, ihrem vokaleinsatz, ihrer bindung nicht verwertet wird, und wenn deutschlehrer und sprachlehrer ihre eigenen wege gehen, anstatt die so naheliegende gegenseitige ergänzung auf phone-

tischem gebiete anzustreben. Der auf phonetischer grundlage betriebene sprachunterricht hat eben neben seinem sonderziele noch an der lösung der höheren aufgabe mitzuwirken, die deutsche jugend zu dem so notwendigen bewußten schönen sprechen zu befähigen. Aber auch die lernenden müssen zu der erkenntnis gebracht werden, daß fremdsprachliche sprechübungen mit dazu dienen, die sprachorgane im allgemeinen zu entwickeln, sie geschmeidig zu machen und ihre leistungsfähigkeit in größerem maße zu erhöhen, als das durch die im gewöhnlichen gebrauch der muttersprache üblichen und regelmäßig wiederkehrenden schulformeln und alltagswendungen möglich ist.

Ebensowenig darf der *grammatische* teil der fremdsprachlichen unterweisung die *allseitige ausbildung* des schülers *auf sprachlich-formalem gebiete* übersehen. Vielleicht wird die grammatische schulung der deutschen jugend jetzt hier und da zu lässig betrieben. In dem bestreben, mit dem scholastischen drill früherer zeiten gründlich aufzuräumen, ist man nicht selten so weit gegangen, fast alles in der deutschen schule über bord zu werfen, was selbst zu den unbedingt notwendigen elementen der grammatik gehört, und man setzt an die stelle der syntaktischen belehrung unterredungen über wortfamilien und über gefühlswerte des sprachlichen ausdrucks, bei denen bisweilen nur ein recht blasses positives wissen und können herausspringt. Jeder sprachlehrer wird ab und zu bei seinem unterricht in den grammatischen kenntnissen seiner schüler auf lücken stoßen, über die er sich entsetzt. Völlig *be*bauen kann er dann freilich nicht das gebiet, dessen pflege dem deutschlehrer zukommt, *aus*bauen wollen wir aber gern die stellen, an denen ergänzende und vertiefende arbeit zu verrichten ist. Dies kann und muß in weitestem umfange geschehen. Den charakter der deutschen sprache als einer solchen mit festem akzent, den grundsatz der silbenwägung im deutschen verse, die gesetze des lautwandels und vieles andere lernen die schüler erst durch den vergleich mit den entsprechenden erscheinungen der französischen, bzw. der englischen sprache recht erfassen. Das gilt von den elementaren formen des grammatischen denkens bis hinauf zu dem einblick in den mitten aus dem scheinbar unregelmäßigen, nach gleichförmigkeit ringenden schöpferischen sprachgeist. Was wir unter deklination zu verstehen haben, welche funktionen die subjekts-, die prädikatsbestimmungen erfüllen, welcher unter-

schied zwischen adjektiv und adverb, zwischen bindewort und verhältniswort (während = *pendant que*, *pendant*; seit) besteht, das begreifen die kinder oft am besten, wenn sie auf die fremden formen hingewiesen werden. Diese hinweise dürfen nicht etwa so aufgefaßt werden, als sollten sie der übersetzung das wort reden und die direkte spracherlernung in mißkredit bringen. Im gegenteil: jede sprache wird nach wie vor aus sich heraus gelernt; mit den allgemeinen sprachlichen gesetzen ist der schüler von der muttersprache her vertraut zu machen; die deutsche grammatik an sich wird also nicht aus der fremden gelernt. Auch von eigentlicher sprachenvergleichung kann natürlich nur auf einer höheren stufe die rede sein. Aber durch die betrachtung des syntaktischen aufbaues der fremden sprache wird genau so gut der *sprachliche gesichtskreis* des lernenden erweitert und sein gefühl für sprachliches leben gebildet, wie etwa durch die betrachtung einer fremden kultur sein eigener kultureller gesichtskreis. Diese wechselwirkung zwischen fremder und eigener sprache darf in unserm modernsprachlichen unterrichte nicht übersehen werden. Eine gegenseitige bezugnahme, eine konzentration auf muttersprachlichem und auf fremdem gebiete ist für die formale bildung von höchstem werte. Daher möchte sie selbst dann nicht versäumt werden, wenn der lehrer durch eine solche grenzüberschreitung eine einbuße der kenntnisse auf seinem ureigensten gebiete befürchtet. Die erlernung der *fremden* grammatik ist wohl unser erstes ziel, aber das tiefe erfassen der *sprachlichen* grundformen überhaupt ist das höhere ziel, dem sich das erste unterordnen muß.

In ähnlichem maße läßt sich die *stilistische ausbildung* unserer schüler durch die neueren sprachen ergänzen und ganz bedeutend ausbauen. Mit dem theoretischen hinweise der alten lateinschule, daß der vorbildliche stil der klassischen antike befruchtend und veredelnd auf den deutschen sprachgebrauch einwirke, ist dabei freilich nicht gedient. Der satzbau ist es überhaupt nicht, der den fremden mustern nachgeahmt werden soll oder darf: den deutschen satz in seinem echt deutschen gewande beizubehalten und in den ihm eigenen formen zur höchsten entfaltung kommen zu lassen, muß gerade unser ganz besonderes streben sein. Aber die formfülle des fremden ausdrucks kann vorbildlich für den deutschen stil werden. An tiefe des inhalts hat es den deutschen denkern und dichtern nicht gefehlt; im gegenteil, sie drohen zum teil daran zu bersten.

Aber die gefällige, gewandte, freundlich einladende form suchen wir selbst an vielen großen werken deutschen geisteslebens vergebens. Was könnten unsere philosophen, im besonderen einzelne ethiker der deutschen jugend, dem deutschen volke sein, wenn nicht ihre sprache so starr und dunkel wäre, daß sie erst in ein neues deutsch übersetzt werden möchte, um gemeingut zu werden! An den wegen seiner schweren sprache nur langsam zu lesenden Hegel wagt sich nicht gleich jemand heran, und wer wirklich den kühnen anlauf nimmt, um sich in seine *Phänomenologie des geistes* hineinzuarbeiten, gelangt oft nicht ans ziel seiner mühen. Da kann die fremde sprache wirklich vorbildlich wirken, wenn wir dem schüler zeigen, wie alle großen schriftsteller Frankreichs und auch Englands nach volkstümlichkeit gestrebt haben, indem sie durch die verschiedensten mittel ihrer sprache den größtmöglichen glatten, klaren, anmutigen und von allen fremden bestandteilen reinen ausdruck verliehen. Nicht selten hört man, daß ein der fremden sprache mächtiger deutscher am liebsten zu französisch geschriebenen abhandlungen greift, wenn er über einen zweig des modernen wissens gemeinverständliche aufklärung sucht. Vermag aber die deutsche sprache die starren verstandesformen des praktischen denkens wiederzugeben, warum sollte sie nicht auch das keimen und wachsen und fließen alles organischen geschehens darstellen können? Ein ganz vortreffliches, freilich nicht gerade leichtes mittel, die deutsche jugend in diesem sinne zu bilden, ist natürlich die übersetzung aus der fremden sprache. Man lasse eine seite aus Bossuet, aus La Bruyère, aus Taine oder aus R. Bazin übertragen, man zwinge die schüler, die fremden wendungen so treu, aber auch so schön und ebenmäßig wie nur möglich wiederzugeben, und man wird schließlich seine helle freude an dem wohlklang haben, der aus den deutschen worten der übersetzung heraustönt. Allerdings überschreiten wir hierbei wiederum die grenzen des fremdsprachlichen unterrichts und müssen die deutschlehrer auf fortführung unserer arbeit verweisen, auf nutzbarmachung der fremden texte für den deutschen aufsatz. Daß die getreue und kunstgerechte übersetzung den stilistischen ausdruck der schüler in oberklasen zu wenig übe, wird niemand zugeben, der sich von der arbeit überzeugt hat, die Geibel, Freiligrath, L. Fulda und andere schriftsteller geleistet haben, um mustergültige übersetzungen zu liefern. Ein vergleich von meisterwerken dieser kunst mit ihren originalen

zeigt aber zugleich, in wie hohem maße der übersetzer die feinen und feinsten schattierungen der muttersprachlichen formen beherrschen muß, wenn er beispielsweise aus Lamartines *Lac* einen deutschen „See“ und aus Verlaines *Rêve familier* eine deutsche nachdichtung schaffen will, wie wir sie bei Hermann Hesse bewundern.

Kann die *schöne form*, in die besonders der französische schriftsteller seine gedanken zu kleiden versteht, bei rechter anregung durch den fremdsprachlichen lehrer geradezu *vorbildlich für die ausgestaltung des muttersprachlichen stils* werden, so ist andererseits der *inhalt* der werke aus der *französischen und englischen literatur* mindestens nicht ohne seitenblick auf die *geschichte unserer nationalliteratur* zu bieten. Wir treiben zuviel deutsche, französische und englische literaturgeschichte nebeneinander und bekümmern uns wenig darum, die gegenseitigen beziehungen, förderungen und hemmungen aufzudecken und die einheitlich große linie herauszuarbeiten, die sich in den einzelnen zeitgruppen geistigen geschehens mehr oder weniger deutlich offenbart. Selbst die für schulen geschriebenen lehrbücher begnügen sich mit schilderung des ganges der einzelliteraturen. Am besten sind noch die für den unterricht in der deutschen literatur verfaßten werke, sie weisen wenigstens auf den einfluß hin, den die deutsche geistesrichtung durch die fremde nach der guten und nach der schlimmen seite hin erfahren hat. Was bieten uns aber die lehrbücher der französischen und der englischen literatur, selbst wenn sie deutsche verfasser haben, selbst wenn sie, wie das buch von Abry-Audic-Crouzet, neben dem ausländischen verleger noch ort und namen eines deutschen verlages auf dem titelblatte aufweisen? Gar manchmal habe ich in meinen besprechungen der *Pädagogischen blätter* beklagt, daß man uns die geschichte der fremden literaturen so bietet, wie sie von schülern Frankreichs und Englands gelernt wird. Wir wollen doch der deutschen jugend nicht bloß zeigen, was die fremde an kulturwerten besitzt, sondern auch, was sie uns gegeben und von uns empfangen hat! Vor allem aber fordern wir, daß durch die fremden literaturen das verständnis für unsere nationalliteratur erweitert und vertieft wird. Zu diesem zwecke bedarf es an geeigneten stellen mindestens eines hinweises. Gerade in unserm dreisprachigen literaturunterricht vermißt man den konzentrationsgedanken, der doch einzig und allein durch die zielrichtung auf die deutsche literatur gegeben sein sollte. Wir

wollen die fremden geistesschätze nicht lediglich um ihrer selbst willen zeigen, sondern durch ihre kenntnis unsere schüler vor allem in die lage setzen, das heimische von verschiedenen seiten zu betrachten, um es besser zu verstehen und zu würdigen. Da erschließt sich uns ein weites arbeitsfeld. Herrliche gedanken aus der in blühendem stil geschriebenen geschichte der weltliteratur von Busse sind mit solchen aus den entsprechenden werken von Gervinus und von Vilmar, für katholische verhältnisse auch von Baumgartner zusammenzuarbeiten, durch ausführungen der vergleichenden literaturgeschichten von Betz, von Texte und von anderen französischen und englischen verfassern zu ergänzen und unsern schülern so zu übermitteln, daß diese von den zwei fremdliteraturen aus den blick fortgesetzt auf unsere nationalliteratur richten lernen. Dadurch wird die deutsche jugend sowohl vor einseitiger verherrlichung alles deutschen denkens und dichtens, als auch besonders vor überschätzung der fremden kulturen bewahrt. Zugleich ist diese methode des beständigen hinüber- und herüberschauens dazu angetan, im lernenden das verständnis für wissenschaftliches arbeiten besser anzubahnen, als es bei unserm bisher üblichen abgeschlossenen nebeneinandergehen verwandter stoffgebiete möglich ist. Ganz trefflich sind in dieser hinsicht schon aufgaben zu vergleichen einzelner männer, bestimmter werke und begrenzter zeitabschnitte hüben und drüben. Recht gute anregungen hierzu geben prüfungsthemen, wie sie beispielsweise in der *Revue universitaire*, aber auch in anderen zeitschriften des ausländischen höheren schulwesens behandelt worden sind. Vor einigen jahren habe ich im zweiten bande des bei Teubner erschienenen *Seminarlesebuches* durch derartige fragen auf die wechselbeziehungen zwischen der französischen und der deutschen literatur hingewiesen. Meines wissens hat aber niemand in der pädagogischen presse diese bahnen weiter auszubauen gesucht.

In die *neue* deutsche schule gehören mehr als früher stoffe, die der *nationalen bildung* gerecht werden. Wenn wir im fremdsprachlichen unterrichte die *lautliche* und *grammatische* schulung und die *stilistische* und *literaturgeschichtliche* belehrung *so* gestalten, daß *alles auf das deutsche bildungsideal hinstrebt*, und daß der konzentrationsgedanke hell und bestimmt durchleuchtet, haben wir die daseinsberechtigung der modernen fremdsprachen bewiesen, auch wenn sie natürlich zunächst um ihrer selbst

willen, ohne hinblick auf den nutzen für das deutsche, getrieben werden müssen. Ob freilich unsere *methode der praktischen spracherlernung* nicht weiter vervollkommnet werden kann, ist wieder eine andere angelegenheit. Offenbar verbringen wir mit der einübung der zum sprechen unbedingt nötigen formen und wendungen noch zuviel zeit, und es bleibt zu erwägen, ob nicht bei acht- bis zwölfjährigen schülern eine festere grundlage zu schaffen ist, wenn ihnen eine fremde sprache vielleicht in der weise zugänglich gemacht wird, wie es in den utraquistischen schulen mit den kindern polnischer zunge geschieht, denen rasch eine zum verkehr nötige gewisse geläufigkeit im gebrauch des deutschen angeeignet wird. Dann gewännen wir für die oberklassen einen festeren unterbau, auf dem in verhältnismäßig weniger zeit mehr aufzutürmen wäre, als unter den jetzt gegebenen verhältnissen möglich ist. Allerdings müßte dann die jugend in jenen jahren von wissensstoffen entlastet werden, zu deren einübung gegenwärtig zuviel zeit gebraucht wird, weil sie eben nicht vorwiegend durch gedächtnismäßige aneignung zu erwerben sind und deswegen ein höheres verständnis voraussetzen, als in jenem alter vorhanden ist. Diese betrachtungen führen aber auf organisatorische fragen, zu deren untersuchung und beantwortung wohl vorläufig noch keine dringende veranlassung vorliegt.

*Zschopau.* Clemens Pilz.

---

## ZU ERNST SIEPERS GEDÄCHTNIS.

Vor nunmehr fünfzehn jahren, in schönen herbsttagen, wanderte ich an der küste von Devonshire, und von zeit zu zeit gesellte sich zu mir ein mann der küstenwache. Eines tages — die flaggen wehten auf halbmast; denn die kaiserin Friedrich war gestorben — sagte er: England und Deutschland sollten zusammengehen. Wir haben ja auch heute den gemeinsamen schmerz zu tragen.

In dem wunsche, den in einer sentimentalen augenblicksstimmung der englische artillerist gelassen aussprach, wurzelte Ernst Siepers eigentliches lebenswerk.

England und Deutschland sollten zusammengehen. Sie tragen das schicksal der welt in ihrer hand.

Nicht schwächliche sentimentalität, nicht unklare schwärmerei führten ihn zu der arbeit an der herbeiführung einer deutsch-

englischen verständigung, es war das in ihm aufgerüttelte kulturgewissen, das ihn zu seiner aufgabe zwang.

Wurzelnd in der edelsten und wahrhaftigsten deutschen überlieferung, wandelnd in den spuren eines Lessing, Herder, Kant, Goethe, Schiller, Fichte, die in ihrem patriotismus sich zu dem ganzen der menschheitskultur erhoben und die größe und würde des vaterlandes einschätzten nach der bedeutung seiner mitarbeit am werke der humanität, hat Ernst Sieper aus tiefinnerlicher überzeugung für die verständigung zwischen Deutschland und England gekämpft. Darum strebte er über seine tätigkeit als forscher und lehrer, über die begrenztheit seines faches und wirkungskreises hinaus auf den plan, auf dem sich das schicksal der völker und menschen entscheidet. Er hat mit dem schicksal selber gekämpft. Er hat den mut gehabt, seine kraft in den dienst einer großen sache, einer idee zu stellen. Dafür ist ihm das glück zuteil geworden, im engsten zusammenhang mit der bedeutung seiner arbeit zu wachsen und zu reifen.

Mehr als solches wachsen und reifen darf der mensch von seinem leben nicht erwarten. Erfolg? Lohn? Anerkennung? Was bedeuten solche geschenke, die der zufall dem einen spendet, dem andern versagt, gegenüber dem glück, seinem dasein überhaupt einen zweck gegeben zu haben und ihm in lauterkeit und ernst zuzustreben.

Es ist vielleicht sogar so, daß der ganze wert von Siepers unermüdlicher arbeit gerade erst in dem augenblicke erkannt und begriffen werden konnte, als das schicksal sie zertrümmerte. Der erfolg wäre schließlich von dem schnellebenden geschlecht als ein selbstverständliches ereignis hingenommen worden. Der mißerfolg zeigte mit erschütternder wucht, um welchen preis gerungen worden war.

Siepers willenskraft und zuversicht war nicht gebrochen. In der stille sammelte er sich zu neuer arbeit. Ein aufsatz in der *Frankfurter zeitung* vom 19. dezember 1915, „Die umwertung aller werte“ betitelt, zeigt, in welcher richtung der weg für ihn gehen sollte. Es ist der gleiche weg, den für ihre sonderarbeit auch diese zeitschrift als den ihrigen erwählte.

Der tod hat ihm verwehrt, den neuen weg zu gehen. Am 6. januar ist Ernst Sieper im 53. lebensjahre nach kurzer, schwerer krankheit gestorben. Deutsche und engländer dürfen um ihn trauern.

*Würzburg.* WALTHER KÜCHLER.

---



# VERMISCHTES.

## AUS DEN NORDFRANZÖSISCHEN INDUSTRIEGEBIETEN.

*L'Enquête* betitelt sich der kurz vor ausbruch des krieges erschienene jüngste roman des französischen soziologischen schriftstellers Pierre Hamp[1], der damit seiner unter dem titel *La peine des hommes* begonnenen romanfolge über die lage der französischeu arbeiterschaft ein neues bemerkenswertes dokument hinzufügte Trotz der zwanglosen romanform — oder diese wurde wohl gerade gewählt, um den hier aufgestellten forderungen leichteren eingang zu verschaffen — wollen Pierre Hamps darstellungen himmelschreiender zustände sozialwissenschaftliche gültigkeit haben; er arbeitet ganz zielbewußt mit umfragen und statistiken, die dem werke auch beigegeben sind, und um deswillen wird der an sich schon erschütternde wahrheitseindruck, den dieses buch macht, noch wesentlich erhöht.

Noch ahnte der verfasser nicht, welch furchtbares geschick über die hier von ihm ins auge gefaßten industriebezirke hereinbrechen sollte; heute sind seine schonungslosen enthüllungen von ebenso großer bedeutung für uns wie für sein eigenes land, denn es handelt sich um erhebungen innerhalb der textilarbeiterschaft in und um Lille. Der deutsche soziolog dürfte daraus eben das lernen, was der französische lernen sollte, und angesichts der bewußten schönfärberei, die gegenwärtig in Frankreich den flamen gegenüber üblich ist, gewinnt diese wahrheitsgemäße schilderung des flämisch-wallonischen mischvolkes in den flandrischen industriegebieten, und derer, die dazu helfen, es immer gründlicher zu demoralisieren, doppelten wert.

Im folgenden sei das wesentliche aus diesem bemerkenswerten dokument herausgehoben, das der verfasser in eine recht schlichte, naturgemäße fabel kleidet: Er läßt uns den redakteur des *Juste Milieu*, den pariser soziologen Peltier, auf seinen nachforschungen in Lille begleiten, die dieser im auftrag des großen finanzmanns Peyre Bernar unternimmt, um material für dessen *enquête sur les coefficients corporatifs des nécessités vitales comparés aux salaires* zu sammeln. Peltier empfängt bedeutsame ersteindrücke, die er dann durch geschickte umfragen im einzelnen zu vertiefen und zu begründen sucht. Als erfahrener soziolog kennt er bereits die typischen bestimmer der arbeiterschicksale, wie sie für den norden in betracht kommen, und wendet sich, während seiner erhebungen inmitten der arbeiterschaft selbst, gleichzeitig an den *patron* (den fabrikherrn), den brauherrn und an die von diesem abhängigen großen und kleinen schankwirte. Als unparteiischer kommt ferner ein älterer jurist in betracht, der, gestützt auf wirkliche erfahrung, sowohl die eigenschaften des *patron* wie des arbeiters hinreichend kennt und gleichzeitig genauen ein-

---

[1] *Editions de la Nouvelle Revue francaise*; 3 fr. 50.

blick in alle wirtschaftlichen zusammenhänge besitzt, so daß er über ursachen und wirkungen sachgemäße aufschlüsse geben kann.

Zunächst empfängt Peltier einzeleindrücke, als er am düsteren abend, kurz nach seiner ankunft in Lille, die arbeitervorstadt Wazemmes durchwandert. Arbeiterhäuser, grau und verwahrlost; müde, schmutzige frauen vor den türen. Und daneben kneipe an kneipe. Endlich ein bäckerladen mit knusprigem brote. Peltier atmet auf. Dann wiederum *estaminet, estaminet pour les siècles des siècles.* In flämischem platt weist eine dicke wirtin ein armes weib mit einem säugling auf dem arm von der tür der wirtschaft fort, wo es dem manne auflauert. „Solange er trinkt, schlägt er dich nicht.“ Aber das weib bleibt hartnäckig. Er kommt dann doch schließlich mit heim, denkt sie, und vertrinkt den 14-tage-lohn nicht noch in einer zweiten kneipe. In der wirtschaft teilt man Peltier gesprächsweise mit, daß sich der arbeiter wohl einen tropfen gönnen kann, weil ja die öffentliche wohltätigkeit in gestalt der *bonnes sœurs* und der *dames de conférence* für weib und kinder sorge. Am folgenden morgen werden die arbeiterwohnungen, die sogenannten *cités*, besucht. *La cité Ui* ist typisch für die wohnungsart des nordfranzösischen und belgischen industriearbeiters: ein komplex niedriger, um einen hof gruppierter häuser, die von zwei kneipen flankiert werden. Statt des einstigen kalkbewurfs eine malerische grünliche „patina“, feucht, ungesund; die nackten ziegel sehen zum teil hervor. Im hofe selbst dunst von wäsche, unrat und — *cabinets.* In deren gegend werden die geruchsnerven am stärksten beleidigt, doch wohnt man dort am billigsten. Die arbeiter sind alle trinker; oft müssen sie den ganzen montag über im bett bleiben, um den rausch des sonntags auszuschlafen. Vor allem die belgier. *Les Belges, ça, on le sait, ils se feraient mourir pour du chńief* (*chńief* = *genièvre*, der beliebte wacholderschnaps). Trotz der krippenfürsorge pflegen auch die kleinen kinder am montag wie jammergestalten auszusehen. Man schleppt sie bis tief in die nacht hinein in den schenken, in den kinos herum, und der schreihals bekommt wohl auch etwas *chńief* in den lutschbeutel. Infolge einer derartigen lebensweise und der aller hygiene spottenden zustände in den *cités* ist die kindersterblichkeit erschreckend hoch. Die besitzer dieser *cités* sind zumeist ehemalige dienstboten, die sich etwas erspart haben und bis zu 20 % an den arbeiterhäusern verdienen, weil sie nichts reparieren lassen, das niedergewohnte jedoch ebenso teuer vermieten wie das in gutem zustand befindliche. Wohl baut der fabrikherr arbeiterwohnungen, die weit einladender aussehen als die *cités*; Peltier hat jedoch bald herausgefunden, weshalb die arbeiter, die frauen vor allem, ihren schmutzigen hof vorziehen: man ist dort ganz unter sich, während man beim *patron* zu sehr unter aufsicht steht. „Der möchte seine arbeiter am liebsten hinter schloß und riegel sperren, wie seine maschinen.“ Zudem nimmt der sich mit wohltätigkeitseinrichtungen brüstende *patron* gern mit der andern hand wieder, was er mit der einen gibt. Fabrikherren scheuen sich nicht, sich offen zu dem grundsatz zu bekennen: *Beaucoup de charité, peu de salaire!* Da zieht der arbeiter begreiflicherweise den höheren lohn vor, über den er frei verfügen kann. Zumal scheint

der sinn für reinlichkeit unter dieser arbeiterbevölkerung weder von natur aus vorhanden zu sein, noch irgendwie geweckt zu werden. Mit erstaunen nimmt Peltier wahr, daß er von arbeiterfrauen, die offenbar unter normalen bedingungen leben, dreist angebettelt wird: *J'ai que quatre pains. — Me faudrait un petit quelquechose pour le loyer.* Allmählich aber wird ihm klar, daß die arbeiterfrau daran gewöhnt ist, almosen zu empfangen, und nichts entwürdigendes darin findet; denn die unterstützungen der *bonnes sœurs* und der *dames de conférence* tragen einen durchaus karitativen charakter. Sie demoralisieren die arbeiterbevölkerung, statt sie wirtschaftlich selbständig zu machen. *Tenir la femme à genoux, pour qu'elle ne se mette pas sur le dos,* — dieses prinzip ist hier allgemeingültig.

Die schwersten moralischen schädigungen werden der arbeiterschaft jedoch seitens der brauherrn zugefügt. Der produzent der *bière Mathés-Lespagnol* versorgt 200 größere und kleinere wirtschaften. In Lille kommt eine solche auf 54,73 einwohner, wobei sich natürlich ein stärkerer prozentsatz für die arbeiterviertel ergibt. Der brauherr hört von einem wegen streikunruhen entlassenen arbeiter und eröffnet ihm eine wirtschaft gerade der fabrik gegenüber. Ein anderer, der einen unfall erlitten hat, wird veranlaßt, die ihm ausgezahlte versicherungssumme in einer schenke anzulegen, und er ist nur allzu bereit dazu. *Et puis* — so teilt der agent des bierbrauers den ihn interviewenden Peltier im vertrauen mit — *nous y mettons des femmes.* In 110 der erwähnten wirtschaften haben wir frauen; sie sind hier notwendig. Die leute des nordens sind genußsüchtig. In Lille gibt es viele arme arbeiter: *ça boit*; und viele reiche fabrikherren: *ça baise.* Auf solche weise wird das soziale gleichgewicht wiederhergestellt, denn der brauer liefert bier und weiber aus den arbeiterschichten. Mit der polizei weiß man sich gut zu stellen; dann erscheint sie nur bei prügeleien und stört sonst das geschäft weiter nicht.

Am ufer eines übelriechende dünste ausströmenden kanals stößt Peltier auf das altersversorghaus, wo 1500 greise und greisinnen aufs sterben warten. „Der hohe steinbau, den eine sonne mit einem menschenantlitz ziert, trägt bis hinauf zum schieferdach den aussatz eines schimmligen überzugs.“ Aber fern davon, inmitten der straßen der reichen, erhebt sich ein protziger prachtbau, das neue theater Es hat fünf millionen gekostet. *Il est fin beau!* rühmt ein satter spießbürger. *Il y a pas une ville dans le Nord qui a un théâtre comme ça. C'est nous qu'on est la capitale du Nord.* Die stadt, meint Peltier nachdenklich, setzt sich einen hut von fünf millionen auf den kopf und behält in Wazemmes und Saint-Sauveur (den arbeitervierteln) ihre schmutzigen füße. Welche barbarei, bis zu einem solchen grade den schmutz der badewanne vorzuziehen!

Eindrücke, die Peltier am sonntag gewinnt, vervollständigen das unsympathische bild, das uns von diesem mischvolk gezeichnet wird. Neben der neigung zum alkohol treten allerhand züge von grausamkeit, roheit und gewalttätigkeit vor allem bei den belgiern hervor. Man ergötzt sich an hahnenkämpfen; grausamkeiten gegen tiere sind allgemein, und schon kinder handeln mit singvögeln, die sie

geblendet haben. Immerhin liegt es dem verfasser durchaus fern, hier hart zu verurteilen. Im gegenteil, sein herz quillt über vor mitleid, zumal mit den müttern des volkes, die ja immer märtyrerinnen sind und, wenn sie auch roh erscheinen, „nur die schläge weitergeben, die sie selbst empfangen“. Bittere anklagen aber erhebt er gegen die, welche verhältnisse schaffen, dulden und begünstigen, unter denen sich niemals eine gesunde arbeiterschaft entwickeln kann.

Eine besonders scharfe kritik trifft dabei auch die fabrikherren, ihre unfähigkeit, ihren mangel an sozialem verständnis, ihre ausbeutungssysteme. Was an unumgänglichen neuerungen eingeführt wird, ist deutschen oder englischen ursprungs. Die arbeiterschaft weiß man nicht an sich zu fesseln, und je fester man sie durch gewaltmittel an sich ketten will, desto sicherer verliert man sie. Immer erschreckender macht sich der arbeitermangel fühlbar. „Die *invasion belge*“ — so berichtet, von Peltier befragt, der erfahrene jurist, — „genügt längst nicht mehr. Würden heute 50000 mann in unsere bergwerke und erzhütten gebracht, so wären sie innerhalb 24 stunden aufgesogen. Die bergwerke pumpen durch ihre arbeiterzüge das offene land aus, das früher Lille ernährte. Seit langem hat Nœux österreichische bergarbeiter; Courrière armenier und marokkaner. Auch in den straßen von Sallaumines kann man die *fez* erblicken. Unsere kolonien kolonisieren uns. Als die krise in der bretonischen sardinenfischerei eintrat, veranlaßte man 1500 bretonen, hierher zu kommen, um 5—6 fr. täglich zu verdienen. Ein kleines tausend ist geblieben, die anderen zogen vor, daheim hungers zu sterben. In allen bergwerken stehen stollen bereit, die der häuer harren. In den glasfabriken von Masnière blasen deutsche. Die webereien von Cambrésis und die metallhütte von Lourches-Valenciennes sind genötigt, im sommer einen größeren prozentsatz von arbeitern dem landbau abzugeben. Die leute haben das im blut; sie müssen zur scholle zurück. Wohl droht man ihnen, man werde sie nicht wieder annehmen, man ist nur allzu froh, wenn sie zurückkommen! Durch wen sollte man sie auch ersetzen?

„Der mangel an arbeitern schwächt die französische industrie. Hier ist sie noch verhältnismäßig lebendig. Im Somme-gebiet sind ganze fabriken geschlossen. Das übel erreicht uns zwar zuletzt, aber es wird uns erreichen. Der norden produziert noch hinreichend kinder, darum bleibt er das am besten mit arbeitskräften versehene land. Aber Frankreich, dessen geburten stationär bleiben, kann weder in bezug auf industriellen wohlstand fortschreiten, noch den vorhandenen aufrechterhalten. Und dabei eröffnet man immer noch neue baumwollspinnereien. Jeder sohn eines baumwollspinners wird wieder ein solcher, und oft sind sechs söhne da. Wir würden bald eine nation von fabrikherren werden, wenn uns das ausland nur arbeitskräfte lieferte. Nun aber hält jede nation die arbeiter für ihre eigene industrie mehr und mehr zurück, und diese wird dereinst die unsere töten. Im gegenwärtigen augenblick, wo Frankreich so blühend erscheint, ist es elend wie nie zuvor. Es hat kalte füße. Man hört unseren wohlstand röcheln.“

Nach solchen erschütternden aufklärungen über den niedergang der industrie seines volkes empfindet Peltier die zustände unter der arbeiterschaft um so unhaltbarer und nennt es geradezu verbrecherisch, derartige zustände zu verschulden oder bis ins unendliche weiterzudulden. Denn er ist infolge seiner eifrigen nachforschungen im interesse seiner aufgabe zu folgenden ergebnissen gelangt: „Das gebiet von Lille beschäftigt zurzeit 71251 arbeiter und arbeiterinnen. 35858 davon empfangen unterstützungen durch die öffentlichen hilfsbureaus, deren grundsatz es ist, die lücke auszufüllen, die zwischen dem gesamtlohn einer arbeiterfamilie und deren notwendigsten lebensbedürfnissen bleibt. Von 20405 textilarbeitern, die die elite der arbeiterschaft darstellen, werden 2786 regelmäßig unterstützt. Also wendet sich die öffentliche wohltätigkeit keineswegs nur den wirtschaftlich schwachen, den witwen, waisen oder arbeitsunfähigen, auch nicht der ungelernten arbeiterschaft zu, *sondern die unter normalen verhältnisen lebende gesunde arbeiterfamilie ist, bei einer durchschnittskinderzahl von vier, zur hälfte auf wirtschaftliche beihilfe angewiesen, weil ihr gesamtverdienst nicht ausreicht, sie zu erhalten.* Drei feinde lauern auf die arbeiterschaft: die fabrik, die elende wohnung und die kneipe; durch all diese feinde demoralisiert, raubt ihr das wohltätigkeitssystem die letzte würde, und sie läuft den *dames de conférence* nach wie der vogel den körnern, die man ihm hinstreut. Es ist ein verbrechen, mit liebe zu geben, um nicht gerecht bezahlen zu müssen.“

Wie einst Zola, erhebt Hamp-Peltier den großen sozialen weck- und warnruf: „Keine wohltätigkeit mehr, sondern gerechtigkeit!“ Und er ist ebenso ausführlich dokumentiert wie sein großer vorgänger, dabei jedoch knapper, klarer, wissenschaftlich gründlicher und daher noch überzeugender.

Tief ergreift uns endlich eine anrufung gegen den schluß des werkes, die angesichts des schicksals, das Nordfrankreich so bald erfahren sollte, ein erschütterndes pathos gewinnt: *Quel destructeur divinement impitoyable passera sur ces abominations! Un grouillement de vie où se perpétue la souffrance. Un fumier d'hommes remué par l'homme. Dans cela on te prie, haut, pour ne plus entendre parler la justice. Donne ici ton âme de révolte et la joie de mourir dans le rire intrépide plutôt que de vivre dans le sanglot et la mendicité. De mourir, mille de ceux à tête basse, pour qu'un survive, le front levé, et engendre la race libérée, divine de justice établie.* Müde wandert Peltier am morgen seiner abreise vor die stadt hinaus, niedergebeugt von der last all des trostlosen, was er dort erfahren hat. Eine stelle möchte er suchen, auf die ein trostreicher sonnenblick, ein hoffnungsstrahl fällt: *Quelle angoisse sous les ténèbres blanches! La lumière vaincue habitait l'invisible. Matin? Soir? Quelle heure de l'Humanité? Le soleil ne se levait pas.*

*Dresden.* ANNA BRUNNEMANN.

## VIER ELSASS-LOTHRINGISCHE TENDENZGESCHICHTEN.

In seinem aufsatz „Der krieg und die neuere philologie“ sagt E. Hollack unter anderem mit recht: „. . . es wird künftighin dringend nötig sein, in jeder beziehung dem auslande gegenüber den deutschen standpunkt ausdrücklich zn wahren. Ich erinnere nur an die zahllosen klagen unserer austauschkandidaten über unwürdige behandlung in Frankreich und an *die von uns stillschweigend geduldeten französischen schulbücher, die offen unter mißachtung aller wahrheit jahrzehntelang den keim für haß und unfrieden in die französische jugend gelegt haben.* Hier muß mit aller bestimmtheit gründliche arbeit geleistet werden, ehe die verbindungen wieder angebahnt werden können“ (*N. Spr.* Bd. XXIII, s. 294f.).

Die folgenden zeilen sollen nun dazu dienen, eins von diesen französischen „tendenzschullesebüchern“ zu brandmarken.

Längere zeit vor Hollacks aufsatz spielte mir der zufall des krieges ein französisches lesebuch in die hände, auf dessen titelblatt steht: *René Bazin de l'Académie Française. La Douce France avec notes explicatives de Mlle A. Menétrier, professeur d'Ecole normale. Illustrations de J.-M. Breton. Paris, Ancienne Librairie Poussielgue. J. De Gigord, Éditeur, Rue Cassette*, 15. 1911 [VIII und 351 s.].

Der herausgeber des schulbuches René Bazin war mir als gefährlicher deutschenfresser aus der literatur und der presse bekannt[1]. Ich blätterte wißbegierig in der *Douce France.*

Zuerst fand ich in dem *Avant-propos* meine vermutung bestätigt, daß das buch eins der *livres de lecture courante en usage dans les écoles* sei. Sodann stieß ich auf *Quatre histoires alsaciennes ou lorraines* (S. 111—180), die augenscheinlich dichtung und wahrheit enthalten und nur dazu dienen sollen, die herzen der französischen kinder mit deutschenhaß in reinkultur zu vergiften. Dieses gift ist in dem weltkriege in unerhörter weise gegen uns gespien worden und wird täglich noch gespien. Wir können uns nach meiner meinung in zukunft am besten dadurch schützen, daß wir es nicht stillschweigend im geheimen weiterfressen lassen, sondern es rücksichtslos ans helle sonnenlicht ziehen: die brennenden strahlen der wahrheit werden auch hier keimtötend wirken.

### PREMIÈRE HISTOIRE (1870).
### LES BŒUFS D'ALSACE.

Ein alter elsässischer pächter, dessen gut am fuße des Wasgenwaldes liegt, erzählt eines abends einem jungen mann folgende geschichte. Er hat, *au temps français*, nicht für sein land kämpfen können, weil ihn krankheit *clouait au lit.* Aber er hat Frankreich trotzdem gute dienste geleistet.

Sein grundstück lag an der landstraße, auf der die verhaßten *Prussiens* dahinzogen *pour aller écraser la France.* Eines morgens fütterte er die beiden einzigen ochsen, die ihm der krieg gelassen hatte,

[1] Ich nenne z. b. seinen elsässischen tendenzroman *Les Oberlé.* Paris (Calmann-Lévy).

Da betrat ein artillerieunteroffizier seinen hof mit den worten: *Paysan, j'ai besoin de tes bœufs!* Auf des bauers frage: *Pourquoi faire?* soll der feindliche soldat geantwortet haben: *Tu vas le voir, dépêche-toi, le capitaine attend.* Der landmann erkennt sofort, daß es sich darum handelt, deutsche belagerungsgeschütze, die man auf Paris zusammenzog, über die berge zu schaffen. Doch er vermag den feinden nicht vorschub zu leisten. Als er die ochsen fertigmacht, kommt ihm ein gedanke, den er auf der stelle ausführt, ohne daß die feinde etwas merken. Er treibt dann seine tiere auf die landstraße und erblickt in der tat eine kanone, welche die pferde wegen der beträchtlichen steigung nicht vorwärtsbewegen können. Auf befehl des offiziers spannt er die ochsen vor; aber die tiere rühren sich nicht von der stelle. *L'officier allemand et les soldats frappèrent, et blessèrent à coups de baïonnette mes pauvres bœufs. Ils menacèrent de me fusiller, soupçonnant que j'avais un secret. Mais ils n'obtinrent rien, ni d'eux, ni de moi.*

Am schlusse dieser tendenzerzählung gibt der „heldenhafte" bauer sein geheimnis preis; er hat die ochsen verkehrt ins joch gespannt: *J'avais enjugué mes bœufs à l'envers; j'avais mis à droite celui qui avait l'habitude d'être à gauche, et à gauche celui qui avait l'habitude d'être à droite; dès lors, ils ne voulaient plus tirer.*

*Et c'est ainsi que les bœufs d'Alsace ont refusé de faire passer les Vosges aux canons de la Prusse.*

### DEUXIÈME HISTOIRE (1908).
### UNE CHASSE DANS LES ÎLES DU RHIN.

Die erzählung, die in unseren tagen spielt, beginnt mit dem lobe der Rheininseln als eines herrlichen jagdgebietes. Aber — die franzosen haben nicht mehr die erlaubnis, im Elsaß zu jagen, fährt der verfasser bitter fort.

Trotzdem begeben sich mehrere von ihnen, mit einem *bâton* statt der flinte bewaffnet, in das fragliche gebiet, das die *journaux illustrés* oft in verlockenden farben gemalt haben: *ce paysage noyé dans la brume du matin: des eaux peu profondes, étroites, sinueuses, barrées de reflets d'arbres, deux pointes d'îlots boisés, et, dans celui de droite, à peine dessinée, entre les branches, la tête inquiète d'un chevreuil.*

Als die französische „jagdgesellschaft" im eisenbahnzuge über den Rhein fährt, krampft sich dem erzähler vor trauer über das verlorene land das herz zusammen: *et voici que nous franchissons le Rhin, et que mon cœur se serre, parce que j'aperçois toute la plaine que j'aime, et les villages où les habitants, autrefois, peinaient pour la France, s'inquiétaient pour elle, se réjouissaient avec elle, et, les soirs de dimanche, levaient leur verre en pensant aux mêmes choses que nous.*

Im walde treffen die franzosen dann einen einfachen mann, von dem sie vermuten, daß er *un Alsacien d'origine française* sei: *ce type du vieux brave qu'on rencontre par douzaines, chez nous, quand les recrues reviennent des manœuvres, vieillies de dix ans par la poussière et la fatigue.* Mit ihm lassen sie sich in ein gespräch ein; und in der tat stellt er sich ihnen als ihr landsmann vor. Die *Prussiens* tun alles erdenkliche, fährt der *paysan madré* fort, damit man nicht länger franzose

sei, aber es gelinge ihnen nicht ganz. Und dann spricht er es deutlich aus, daß er die deutschen nun einmal nicht lieben könne: *Voyez-vous, dit l'homme, chacun son goût: moi, je suis comme les cigognes, je ne les aime pas.*

Und er erklärt seinen vergleich. Je mehr sich die preußen bei ihnen festsetzen, desto mehr ziehen die störche fort. *On n'en voit presque plus.* In der ganzen stadt Straßburg gebe es nur noch zwei nester. Die kinder behaupteten, daß die *odeur des bottes d'Allemands* (!) die friedlichen tiere von den wiesen vertrieben habe. Der alte arbeiter seinerseits glaubt, daß es daran liege, daß die bösen deutschen fast alle sümpfe trockengelegt haben: *plus de marais, plus de cigognes.*

Die storchengeschichte bringt den mann *dans la voie où l'esprit de tout Alsacien est si souvent ramené.* Er erzählt eine andere begebenheit. Einst hatte er als zimmermann mit vier elsässischen landsleuten und arbeitsgenossen ein loch in der *charpente de la mairie* eines dorfes auszubessern. Auf dem boden des hauses findet er ein verstaubtes etwas, das sich als *un drapeau français* entpuppt. Der älteste seiner kameraden, ein ehemaliger *brigadier de cuirassiers en 1870,* hält die fahne in seiner hand und zittert dabei am ganzen leibe vor freudiger erregung. *Les autres avaient aussi la mine pâle, comme s'ils voyaient revenir une âme. Et ils n'avaient d'yeux que pour l'étoffe qui pendait. Et ils parlaient bas, tous.*

Der maire hatte augenscheinlich *au temps de la guerre* die fahne vor den deutschen auf dem boden versteckt.

*Il (le maire) n'aura pas voulu le livrer; il aura dit aux Allemands: «Le drapeau, Messieurs, je ne l'ai plus, cherchez!»*

— *Brave garçon!*

— *Les couleurs sont fraîches encore.*

— *Il était enveloppé.*

— *L'aigle est cassé au bout.*

— *Baisse un peu le bras, Jean; on pourrait le voir par la fenêtre.*

— *Recule-toi plutôt ... C'est ça ... On ne peut plus te voir de la route . . .*

— *Faut pas qu'il soit pris, celui-là! dit Jean.*

— *Non! Non!*

— *Où le mettre?*

Darauf bilden sie einen kreis um die trikolore *comme s'il (le drapeau) avait été tenu par le colonel.* Sie beschließen, die öffnung im dach auszubessern und die fahne unter dem gebälk wie ein heiligtum weiter ruhen zu lassen.

Zum schluß bedecken alle, aufs höchste bewegt, das heilige tuch mit ihren küssen: *Alors, Jean, qui était le plus ancien, releva la hampe, attira l'étoffe avec sa main, et la colla contre sa bouche. J'ai entendu le baiser. Puis Jean nous a fait signe. Chacun s'est approché à son tour, et a embrassé le drapeau. Moi, je l'ai roulé, je l'ai reporté là-haut, j'ai fermé la brèche . . .*

*L'homme esquissa le salut militaire, et, me regardant avec un air de défi: Il dort, le drapeau de France! Personne ne saura où: pas même vous. Adieu, Monsieur,* so beschließt der mann seine geschichte.

### TROISIÈME HISTOIRE (1904).

### AUX MANŒUVRES ALLEMANDES.

Der kaiser hielt am ende der herbstmanöver eine große truppenschau ab. Sechzigtausend soldaten, in zwei heere geteilt, die sich eine woche lang bekämpft hatten, wurden jetzt in der nähe der stadt K. versammelt. Mein freund D. — so erzählt der franzose weiter — reiste damals in Deutschland umher. Auf einem ausfluge von K. aus verliert er seinen weg. Da es mittagszeit ist und er nach seinem gasthaus zurückkehren will, entschließt er sich, nach dem wege zu fragen.

*Au carrefour le plus proche, une douzaine de soldats, groupés autour d'un sous-officier, causaient. A quelques pas en avant, précisément à l'extrémité de la route que suivait mon ami, un autre soldat, coiffé du casque à pointe*[1] *et le fusil sur l'épaule, montait la garde.*

Mein freund nähert sich dem wachtposten und fragt ihn auf deutsch; doch dieser antwortet auf französisch. Darauf entspinnt sich zwischen beiden die folgende unterhaltung.

— *C'est pas difficile, allez! vous n'avez qu'à monter le petit raidillon, en face, et vous verrez les premières maisons, à un kilomètre. Il y a un sentier.*

— *Comme vous parlez bien le français!*

— *Pas étonnant!*

— *Pourquoi?*

— *Nous sommes pays.*

— *D'où êtes-vous?*

*Le soldat vit que ses camarades l'observaient. Il reprit sa marche, en disant, du coin des lèvres:*

— *Metz! Allez-vous-en!*

Der erzähler schließtmit einer mahnung an die jugend, sie sollte ja das wort beherzigen: *Nous sommes pays.* Lothringen sei zwar von den deutschen geraubt worden, die Lothringer seien aber in ihrer liebe immer noch französisch: *Comprenez bien, enfants, ce qu'il avait d'éloquent, ce mot: Nous sommes pays. Ce Lorrain annexé, Allemand de force, est encore Français d'amour. Il le dit sous l'œil de ses vainqueurs. Peut-être, lui qui avouait la France pour sa patrie, ne l'avait-il jamais vue? Sûrement il n'y avait pas vécu. Il ne savait d'elle que ce que racontent les pères et les mères, le soir, quand les fenêtres sont fermées et que la chandelle est allumée. Et cela suffisait pour que dans son cœur, et depuis longtemps, il eût fait choix de notre nation. Français de regret et de désir, leçon vivante, répandue tout le long de la frontière cruelle!*

### QUATRIÈME HISTOIRE (1910).

### UNE MÈRE ALSACIENNE.

Am 17. februar 1910 war eine gewaltige menschenmenge, man spricht von fünftausend personen, in der engen Augustinerstraße zu Kolmar versammelt, nach der die tür des gefängnisses hinausgeht. Es war nachmittags viereinhalb uhr.

[1] *Celui que portent les Allemands.*

Was wollen denn jene elsässer aus dem Elsaß, zwischen denen sich auch einige elsässer aus Paris befinden? Sie warten auf die freilassung eines gefangenen, des herausgebers des *Nouvelliste d'Alsace-Lorraine*, der zu zwei monaten gefängnis verurteilt worden war. Und wessen hatte er sich schuldig gemacht? *Pour s'être moqué d'un professeur allemand, qui prétendait que l'enseignement du français devait être interdit en pays d'empire.*

Die männer unterhalten sich in ihrer elsässischen mundart. Sie stehen dichtgedrängt; alle, ob arbeiter oder bürger, tragen *le veston ou la jaquette, et le chapeau de feutre* und bilden so eine dunkle masse. Die störche, die über sie hinwegfliegen, glauben, daß die straße schwarz gepflastert sei.

Indessen bemerkt oder errät man sehr viele kleine veilchenblaue flecken am ende ihrer herabhängenden arme. *L'épicier, le boucher, le commissionnaire, les vétérans retraités, les jeunes gars qui louent leurs bras à la campagne, et le marchand de drap, et l'ouvrier tisseur* — sie alle haben die ersten veilchen gepflückt oder gekauft, um dem gefangenen, der herauskommen soll, ein zeichen ihrer verehrung zu geben, dem *abbé Wetterlé, le très courageux et très aimé député de Colmar.*

Um 4 uhr 45 minuten hört man, wie der schlüssel sich im schlosse dreht und die riegel zurückgeschoben werden. Da erfüllt *ein* ruf die ganze straße: *Vive Wetterlé!* Plötzlich steht er auf der schwelle, bleichen antlitzes und so gerührt, daß er zurücktaumelt. Will er etwa wieder ins gefängnis? Bevor er noch seinen hut lüften kann, haben ihn kinder, freunde, unbekannte mit blumen überschüttet. Sie ziehen ihn fort, beglückwünschen ihn, wollen ihn sehen! Sie rufen ihm zu: *Libre! Libre! nous avons quitté le travail pour vous saluer libre!* Mit mehreren freunden besteigt er dann einen wagen. In diesem augenblick werfen ihm hunderte von händen veilchensträuße zu, so daß sein landauer ganz davon bedeckt ist. Laut erschallt der Ruf: *Vive l'Alsace-Lorraine!* Der abbé grüßt und sagt: *Voilà un cri qui me fait plaisir!* Die menge läßt seinen wagen nur langsam vorwärtskommen. Endlich gelangt Wetterlé vor sein haus, in dem ihn seine mutter, eine greisin von fünfundachtzig jahren, erwartet. Auch hier sind zahlreiche verehrer versammelt; sie drängen sich auf der treppe, im flur und im empfangszimmer. Die straßburger haben ihm als angebinde die büste der elsässerin von Ringel (!) gebracht, die kolmarer eine *Sainte Odile* von Albert Schultz (!), die pariser eine nachbildung der *Jeanne d'Arc* von Mercié. Auf die glückwunschadressen, die man ihm überreicht, auf die ansprachen, die man an ihn richtet, auf die ganze patriotische freude anwortet der abbé strahlend. Er lobt in seiner dankesrede die elsässische frau, die *gardienne fidèle de la foi, des mœurs, des usages et de la langue du pays.* Und er erzählt, wie sich das gerücht von seiner begnadigung verbreitet habe, nachdem er erst einen monat seiner strafe verbüßt hatte. Da habe seine mutter einen freund zu ihm geschickt. Sie, die unter der trennung mehr litt als ihr sohn, ließ ihm die einfachen worte sagen: *N'accepte sous aucun prétexte ta grâce.*

Diese rührselige geschichte von dem „ehrenmanne" Wetterlé (den wir durch den krieg gott sei dank losgeworden sind!) schließt

folgendermaßen: *C'est là une parole, n'est-ce pas, toute fière, et d'un superbe amour. Elle honore grandement la mère qui l'a dite. Mais elle n'eût pas été prononcée, si le fils n'avait été digne de la comprendre.*

*Des histoires semblables à celles que je viens de conter, on en pourrait grouper des centaines. Des milliers d'autres sont inconnues, faute de témoins, ou parce qu'ils ne veulent pas parler. Ce sont les vieux poêles de faïence autour desquels la famille se réunit, ce sont les sapins et les hêtres des Vosges, et c'est le vent de la plaine, frémissant de la rumeur des villes et des villages, qui savent toute l'épopée d'Alsace-Lorraine.*

Die saat des hasses, die verblendete franzosen durch solche geschichten wie die vorstehenden ausgestreut haben, ist 1914/15 blutig aufgegangen. Wir aber wollen es ähnlich machen wie unser großer könig und jene tendenzerzählungen niedriger hängen.

*Berlin-Tempelhof.* ALFRED HEINRICH.

---

## EINE KÖNIGLICH SERBISCHE SPEISEN- UND MUSIKFOLGE AUS DEM JAHRE 1913.

Einer unserer tapferen feldgrauen fand die untenstehende speisen- und musikfolge im serbischen königspalast, in dem sich seinerzeit der mord abspielte, und sandte sie an einen freund nach Berlin.

1. SPEISENFOLGE.

*Belgrade* [Großes wappen[1]] *le 15/28 octobre 1913*

*Dîner*

| | |
|---|---|
| *Potage velouté Carmen* | *Poulardes de France rôties* |
| *Petites timbales Agnès Sorel* | *Salade Windsor* |
| *Truite saumonée froide au Chambertin* | *Asperges d'Argenteuil sauce Maltaise* |
| *Filet de bœuf à la Châtelaine* | *Bombe Mousseline* |
| *Médaillons de perdreaux Talleyrand* | *Algérienne* |
| *Sorbet à l'ananas* | *Dessert* |

*

2. MUSIKFOLGE.

*Belgrade* [Kleines wappen]

*Programme du 15/28 octobre 1913*

1. *Marche du Roi Pierre I.* (so!) . . . . . . . . . . . . Brodil
2. *Ouverture de l'opéra: «Djamileleh»* . . . . . . . . . . Bizet
3. *Valse «Les patineurs»* . . . . . . . . . . . . . . Waldteufel
4. *Chansons grèques* (so!) . . . . . . . . . . . . . . Zatlokal
5. *Fantaisie sur l'opéra: «Lakmé»* . . . . . . . . . . . Delibes
6. *Chansons serbes* . . . . . . . . . . . . . . . . . . Brodil
7. *Intermezzo et barcarolle de l'opéra: «Hoffmanns Erzählungen»* Offenbach
8. *Marche Triomphale «Czar Douchan»* . . . . . . . . . . Čižek

*Berlin-Tempelhof.* ALFRED HEINRICH.

[1] Weiß gepreßt; mit dem wahlspruch: *Spes Mihi Prima Deus.*

# ANZEIGER DER NEUEREN SPRACHEN.

BAND XXIII. FEBRUAR-MÄRZ 1916. HEFT 10.

1. H. Klinghardt und M. de Fourmestraux, *Französische intonationsübungen für lehrer und studierende*, texte und intonationsbilder mit einleitung und anmerkungen. Cöthen, Otto Schulze. 1911. VII, 114 s. Geb. m. 3,80.

   Als begleitschrift: *Anmerkungen zu den intonationsübungen*, von denselben verfassern, in demselben verlage, in demselben jahre. 35 s.

   Dazu sind *Grammophonische aufnahmen* (von mir nicht gesehen) *der sämtlichen texte* des buches erschienen in der *Sammlung dr. Driesen* (Deutsche Grammophon-Aktiengesellschaft, Berlin). Preis jeder doppelseitigen platte m. 4,50.

2. Franz Beyer, *Französische phonetik für lehrer und studierende.* Dritte auflage, im auftrage des verfassers neu bearbeitet von H. Klinghardt. Cöthen, Otto Schulze. 1908. XVI, 243 s. Brosch. m. 4,80, geb. m. 5,80. — Dazu vierte auflage, von Franz Beyer selbst besorgt, mit vier tafeln und diagrammen im text. 1916. XXIII, 272 s. Brosch. m. 5,50.

Im anschluß an die vorhergehende besprechung (s. *N. Spr.*, XXIII, h. 4, s. 241—247) der neuen auflage von H. Klinghardts *Artikulations- und hörübungen* möchte ich hier die von ihm und M. de Fourmestraux herausgegebenen *Französischen intonationsübungen* erwähnen und mein urteil darüber abgeben, obwohl herr Daniel Jones, der als verfasser von *Intonation Curves* (Leipzig, Teubner, 1909) gerade auf diesem gebiete ein kompetenter beurteiler ist, das werk bereits vor einiger zeit in den *Neueren Sprachen* rezensiert hat. Dieses werk, soweit es Klinghardts geistiges eigentum ist, also abgesehen von herrn de Fourmestraux' fähiger mitarbeiterschaft und wirksamer unterstützung, bekundet einen außerordentlichen grad von fleiß und beharrlichkeit seitens des deutschen verfassers, hohe phonetische und, wie ich glaube, musikalische begabung und eine für einen nicht-franzosen ganz erstaunliche kenntnis der feinheiten der französischen aussprache.

Diese kenntnis scheint mir um so wunderbarer, weil Kl., der nun älteren generation der neuphilologen angehörend, seine vorbildung in einem humanistischen gymnasium erhalten und offenbar fremde sprachen als „lebende“ sprachen zu lernen verhältnismäßig spät im leben angefangen hat. Als ich mit meinem verehrten freunde zum ersten male persönlich bekannt wurde, — es ist schon lange her, wir trafen uns auf dem ersten neuphilologenkongreß in Hannover, — da war er, wie immer, feuer und flamme, ein echter enthusiast. Seine begeisterung galt damals hauptsächlich den realien, vor allem den englischen realien. Das französische lag ihm noch ziemlich fern, es schien ihn nicht sehr zu interessieren. Dagegen benutzte er jede gelegenheit, englisch zu sprechen und sich über England

zu unterhalten. Er sprach das englische mit allen eigentümlichkeiten des *London standard* nach den regeln und anweisungen der Sweetschen bücher mit einer genauigkeit aus, die für einen, der die englische sprache fast ausschließlich auf seinen reisen im umgange mit allen möglichen volks- und stammesgenossen der englischen welt gelernt hatte, in ihrer wirkung etwas —, ich weiß nicht, was ich sagen soll, etwas peinliches, etwas unheimliches hatte. Jedenfalls sprach er, ein sachse von geburt, die ihm lautlich gewiß recht schwierige fremde sprache richtig aus; von einmischung sächsischer laute und des sächsischen tonfalles war kaum etwas zu merken. Schon damals bewies er praktisch, daß er ein vorzüglicher phonetiker ist.

In der zwischenzeit muß Kl., wohl zunächst durch die erfordernisse und täglichen bedürfnisse seiner pädagogischen tätigkeit als lehrer beider fremder, neuerer schulsprachen veranlaßt, sich andauernd und gründlich mit der französischen sprache beschäftigt haben. Von dem erfolg dieser studien legt seine gut gelungene bearbeitung der *Französischen phonetik* von Beyer ein beredtes zeugnis ab und in noch weit höherem grade das werk, das er im verein mit herrn de Fourmestraux verfaßt hat. Hier handelt es sich ausschließlich um die intonation, um das musikalische element einer fremden sprache, um ein gebiet der phonetik, das dem ausländer gewöhnlich in den meisten und wichtigsten punkten verschlossen bleibt, das ihm, wie es scheint, im allgemeinen höchstens praktisch durch lange gewohnheit infolge eines vieljährigen aufenthaltes im fremden lande und eines beständigen verkehrs mit den einwohnern dieses landes zugänglich ist, und mit dem er zumeist nur unbewußt, ohne theorie, vertraut wird. In der tat bietet dieses gebiet sogar dem gelehrten und sachkundigen inländer für eine befriedigende und allgemein verständliche theoretische darstellung die allergrößten schwierigkeiten.

Ich gestehe, daß ich die *Französischen intonationsübungen* mit einem gewissen mißtrauen in die hand nahm, besonders da das werk nicht bloß als lehrbuch „für lehrer und studierende" bestimmt ist (vgl. das titelblatt), sondern von Kl. auch als sehr brauchbar „im klassenunterricht" bezeichnet wird (vgl. das vorwort).

Die erfahrung lehrt, daß in allen ländern und vor allem auch in Deutschland, soweit die erlernung einer fremden sprache *in der schule* in frage kommt, es mit der aussprache trotz aller eifrigen bemühungen mancher neuphilologen und sprachlehrer, abgesehen von sehr wenigen ausnahmen, immer noch merkwürdig schlecht bestellt ist. Dies ist häufig gewiß nicht die schuld des einzelnen lehrers, sondern es ist die natürliche folge der umstände, unter denen der unterricht in der schule stattfindet. Denn der klassen- und massenunterricht ist in den *lebenden* sprachen ungeheuer schwierig, er stellt an den lehrer die höchsten anforderungen und bleibt trotz seiner anstrengungen, seiner pädagogischen begabung und seiner methodischen gewandtheit im vergleich mit einem guten privatunterricht immer gerade in wesentlichen dingen mehr oder weniger unwirksam. Das studium der neueren sprachen, wofern diese nicht aus gründen der bequemlichkeit, der unfähigkeit und der unwissenheit seitens

des lehrers auf den stand lebloser, abgestorbener sprachen herabgedrückt werden, ist eben von dem der alten, toten sprachen grundverschieden, für welche der klassenunterricht weit mehr geeignet und der massenunterricht viel weniger schädlich ist.

Infolge der verhältnisse, unter denen die neueren sprachen zumeist gelehrt und gelernt werden müssen, hat sich, wie jeder sachverständige weiß, für diese idiome als fremde sprachen überall eine art *schulaussprache* ausgebildet, die natürlich in jedem lande je nach der muttersprache der schüler verschieden ist, jedoch in allen ländern ungefähr gleichwertig und von der echten aussprache der eingeborenen zuweilen mehr, zuweilen weniger weit entfernt zu sein pflegt. Wenn sich nun einmal eine solche schulaussprache bei einem erwachsenen individuum festgesetzt hat, so schafft sogar ein nachträglicher ziemlich langer aufenthalt dieser person im fremden lande ohne strenge selbstprüfung, ohne selbstüberwindung, ohne sorgfältige beobachtung der „lautlichen umgebung", ohne aufwendung großer mühe, ohne spezielle studien, ohne besondere angemessene übungen in bezug auf die zu erlernende lautsprache in der regel wenig wandel.

Von der wahrheit dieser tatsache habe ich mich oft genug in pensionen und in ferienkursen im auslande überzeugen können. Studenten und junge (und ältere?) lehrer, die einen vieljährigen sprachunterricht in der schule „genossen", mehrere semester lang „neuere philologie studiert" und vielleicht prüfungen erfolgreich bestanden haben, sind da manchmal (oft?) unfähig, das in der fremden sprache gesagte, nicht bloß reden und vorträge, sondern auch gewöhnliche konversation, aussagen und fragen, vollständig zu verstehen, ihre gedanken, empfindungen und wünsche, wenn auch in noch so kurzen und einfachen sätzen, einigermaßen richtig und für den eingeborenen verständlich auszudrücken und elementare aussprachefehler zu vermeiden, wie [b̥y*fe*ɪ] oder gar [pʰy*fe*ɪ] für [by*f*ɛ], *buffet*, — [zɑːʃ] für [saːʒ], *sage*, — [tra*va*ːç] für [travaːj], *travail*, — [fɛ̃ŋ] für [*f*ɛ̃], *faim*, — [*ta*ːbəl] für [tabl̥], *table* usw. usw. Ich habe hier nur fehler, die deutsche zu machen pflegen, angemerkt. Vertreter anderer nationalitäten aus studenten- und lehrerkreisen machen selbstverständlich andere, ähnliche oder verschiedene, aber ebenso schlimme gewohnheitsfehler.

An den ohren gar vieler besucher solcher ferienkurse gehen auch die schönen und lehrreichen vorträge über phonetik mit oder ohne verwendung von apparaten ohne vorteil, ohne interesse hervorzurufen, ohne irgendwelchen eindruck zu machen, vorüber; einige bekennen ganz offen, daß sie vor derartigen „genüssen" ratlos und verständnislos dastehen und damit überhaupt nichts anfangen können. Manche, die von den vorträgen über phonetik, literatur, realien usw. „auditiv" fast gar nichts verstehen, werden schließlich ärgerlich, — ich denke hier besonders an einen österreichischen studenten, offenbar sohn eines biederen bauern, einen braven jungen mann, der, von norddeutschem standpunkte aus betrachtet, kein gebildetes deutsch, sondern nur seinen heimatlichen dialekt sprach —; nationaler und

lokaler patriotismus mischt sich ein, sie behaupten, die ausländischen professoren seien nicht viel wert, in der heimat sei der universitätsunterricht viel besser, — und sie reisen enttäuscht ab.

Was ich hier gesagt habe, ist keineswegs übertrieben, wenn es auch in seiner allgemeinheit in dieser form nicht ganz wahrheitsgetreu sein mag. Jedenfalls zeigt das angeführte beispiel deutlich an, daß die leistungen des schulunterrichts bezüglich der aussprache eines fremden idioms gewöhnlich recht mäßig und mindestens teilweise durchaus ungenügend sind. Nun ist aber die intonation einer sprache, wie schon gesagt, für den ausländer, der sie sich künstlich aneignen will, das allerschwierigste in der phonetik; sie ist das allerfeinste, das allerzarteste, sozusagen das innerlichste, „geistigste", „unkörperlichste" der aussprache eines idioms; sie ist etwas, was immer von der individuellen und vorübergehenden stimmung des das idiom als muttersprache sprechenden, von psychischen erregungen und gefühlen des augenblicks abhängt, etwas, was sich nicht oder nur sehr schwer unter allgemeine, feste, unabänderliche regeln bringen läßt, etwas, was, wenn es auch in vielen fällen als „national" und für alle genossen desselben volkes gültig festgestellt werden mag, doch immer durch dialektische, provinziale und regionale einflüsse und durch besondere sprachliche gewohnheiten des individuums, der familie, der gesellschaftsgruppe, der es angehört, durchkreuzt wird.

Wie kann man bei den beschriebenen ergebnissen des schulunterrichts bezüglich der aussprache erwarten, daß der lehrer zeit, lust und kraft genug hat, um in der klasse übungen in der französischen intonation anzustellen? Wie kann man von ihm verlangen, daß er seine schüler eine echt französische intonation lehrt, wenn diese nicht einmal französisch *fließend* sprechen und lesen können und bedenkliche elementare fehler in der aussprache der laute und der einzelnen wörter machen? Wäre es nicht besser und pädagogisch richtiger, in seinen ansprüchen ein wenig bescheiden zu sein, die schwierige intonation zunächst beiseite zu lassen, oder sich damit zu begnügen, daß man den schülern recht oft französische texte sinngemäß vorliest oder durch gute sprechmaschinen vortragen läßt, und darauf zu bestehen, daß die schüler vor allen dingen und zu allererst die wörter und wortgruppen der fremden sprache einzeln und im zusammenhange der rede fließend und richtig, d. h. mit vermeidung heimischer laute, aussprechen lernen?

Und ist der deutsche verfasser der vorliegenden *Intonationsübungen*, der doch schon wegen seines berufes und seiner amtlichen stellung immerhin nur kurze zeit auf französischem boden hat weilen und in beständigem mündlichen verkehr mit franzosen hat leben können, wirklich imstande, alle feinheiten der französischen intonation zu empfinden und zu verstehen, einen derartigen schwierigen stoff vollständig zu erfassen und praktisch und theoretisch zu beherrschen und zwar so, daß er andere mit voller autorität darüber belehren kann?

Die letzte frage kann ich leicht in wenigen worten beantworten, indem ich mich an das halte, was man im werke selbst findet. Die *einleitung* (I. *Zur eigenart der französischen rede*; II. *Allgemeines zum*

*wesen der intonation;* III. *Grundzüge der französischen intonation*; IV. *Die französische intonation im unterricht*), die bezeichnung der intonation in den *texten* (wörtern, wortgruppen, sätzen, satzgruppen, zusammenhängenden texten, flexionsreihen), die *anmerkungen* zu den texten und intonationsbildern, — alles beweist deutlich, daß sich Kl., sei es allein, sei es mit hilfe seines mitarbeiters, eine kenntnis der französischen intonation erworben hat, die für einen ausländer phänomenal zu nennen ist. Selbstverständlich kann man in den dargebotenen texten vielfach ganz anders intonieren, als es Kl. zu tun beliebt. Aber die intonierungsweise, die er gewählt hat, scheint mir nirgends direkt falsch, d. h. unfranzösisch zu sein.

Beachtungswert ist auch sein versuch, eine „mittlere", von individuellen, regionalen und ähnlichen einflüssen freie, „nationale" intonation anzuwenden. Dies verursacht jedoch leicht eine art monotonie, die zuweilen unangenehm wirken kann, und die der gebildete franzose immer unliebsam empfindet.

Bekanntlich hat man in Frankreich in der guten gesellschaft gegen die aussprache eines ausländers gar nichts einzuwenden, man belobt sie sogar, wenn dieser in die intonation der rede manchmal etwas fremdartiges, eine spur seiner heimischen sprache oder mundart, einmischt, aber im übrigen korrekt, fließend und lebhaft spricht. Man sagt: *Il a un peu d'accent, mais il parle bien.* Für den gewöhnlichen mann, für den durchschnittsmenschen, der sich um solche feinheiten nicht kümmert, hat ein bißchen „fremder akzent" in diesem sinne gar nichts zu bedeuten, er hört es gar nicht; er findet, daß der ausländer vorzüglich spricht.

Andererseits gibt es leute, auch ungebildete oder wenig gebildete, die ein von natur ausgezeichnetes gehör für das musikalische element der sprache besitzen und schon nach einem kurzen aufenthalte im fremden lande die nationale oder besser die regionale und lokale intonation der fremden sprache mit leichtigkeit nachahmen. Es kommt vor, daß sich jemand, der so beanlagt ist, den reinen „akzent" des *quartier latin* in Paris sehr bald vollkommen aneignet und dazu, ohne weitere sprachliche studien zu machen, den für das alltägliche leben notwendigen wortschatz erwirbt. Wenn er nun auf einer solchen grundlage durch beständigen gebrauch französisch fließend sprechen lernt, aber sein heimisches lautsystem trotz der intonation beibehält oder vorwalten läßt, z. b. *s—z*, *t—d*, *p—b* usw. durcheinanderwirft, außerdem mit grammatischen formen unheil anrichtet und auch noch vulgäre ausdrücke des *quartier latin* zur unpassenden zeit verwendet, so ist der eindruck, den dieses sprachliche gemisch auf den gebildeten franzosen macht, trotz oder vielleicht ebenfalls wegen der echt-nationalen intonation — entsetzlich.

Dessenungeachtet darf man die wichtigkeit des musikalischen elementes einer sprache gewiß nicht unterschätzen. Sowohl der philolog und phonetiker als auch der praktische lehrer des französischen müssen den verfassern für ihre schöne gabe sehr dankbar sein.

Die mittel, die in den übungen zur bezeichnung der intonation angewandt werden, sind höchst einfach (striche und punkte). Zweifellos

können selbst schüler die intonationsbilder mit den beigegebenen erklärungen leicht verstehen. Jeder praktische lehrer des französischen mag für sich selbst entscheiden, ob und wie weit er die intonationsübungen mit seinen schülern im klassenunterricht wird benutzen können. Wenn er sich dazu entschließt, sie so zu benutzen, wird er wahrscheinlich eine wesentliche unterstützung und erleichterung seiner arbeit im gebrauche eines grammophons und der *Grammophonischen aufnahmen* finden, die von den sämtlichen texten des buches in der *Sammlung dr. Driesen* erschienen sind (s. o.). Zur erlernung des richtigen tonfalles einer fremden sprache sind vorführungen von grammophonen und phonographen in klassen und hörsälen recht nützlich, wenn sie auch im übrigen, d. h. abgesehen von der intonation, für das studium der sprache wegen der entstellung und verwischung mehrerer laute und der natürlichen klangfarbe durch die maschinen nach meiner meinung wenig wert besitzen.

Jedenfalls sind die *Intonationsübungen* von Klinghardt und de Fourmestraux allen studenten und lehrern des französischen *zur eigenen belehrung* sehr warm zu empfehlen.

Bei dieser gelegenheit möchte ich auf *den* teil (II, 2, kap. 4, §§ 91—99, 3. aufl. s. 141—160 = 4. aufl. s. 148—170) der *Französischen phonetik* von Franz Beyer verweisen, in dem die intonation in meisterhafter weise behandelt ist, und der den lehrern und studenten eine vortreffliche ergänzung und vorbereitung zum gebrauche der *Intonationsübungen* von Klinghardt und de Fourmestraux bietet. Ich weiß kein besseres lob meinerseits, als indem ich ausdrücklich sage, daß ich selbst daraus, als ich die erste auflage (1888) in händen hatte, zum ersten male interesse und verständnis für sprachmelodie gewonnen habe. Ein rezensionsexemplar der dritten auflage des Beyerschen werkes ist mir schon vor ziemlich langer zeit übersandt worden. Leider habe ich erst im vorigen jahre zeit gehabt, das buch noch einmal durchzulesen und die dritte auflage genau zu prüfen. Nach meiner ansicht bedarf das werk keiner ausführlichen besprechung und keiner empfehlung mehr. Es ist überall wohlbekannt, viel gebraucht und hoch geschätzt.

Das urteil der *Romania*, bd. XVII, s. 639, bleibt bestehen: *De l'avis de juges compétents, cet ouvrage* (Beyers *Phonetik*) *est ce qu'on a écrit de meilleur, de plus profond et de plus exact sur la phonétique du français moderne.* Sicherlich ist es das beste, gründlichste und selbständigste werk, das je *ein ausländer* über französische phonetik geschrieben hat.

Was Klinghardt als bearbeiter der dritten auflage zu Beyers phonetik hinzugefügt hat, ist immer interessant und beachtenswert.

Beide, Beyer sowohl als Klinghardt, stehen den ergebnissen experimental-phonetischer untersuchungen, die Ph. Wagner über die dauer der französischen laute mit einem nach seinen angaben von Albrecht in Tübingen konstruierten apparate angestellt und in den *Phonet. Stud.*, VI, s. 1 ff., veröffentlicht hat, ein wenig skeptisch gegenüber (*Franz. phonetik*, § 77 a, 3. aufl. s. 113—116; vgl. 4. aufl.

s. 123—125). Ich gestehe, daß mein standpunkt in dieser hinsicht noch viel skeptischer ist, und daß ich die geringfügigen dauerunterschiede, überlänge, länge, kürze, halbkürze, unterkürze, die Wagner festgestellt zu haben meint, nicht als sicher „wirklich vorhanden" anzuerkennen vermag. Auch scheint es mir, daß Klinghardt, durch die Wagnerschen untersuchungen veranlaßt und durch häufigen verkehr mit südfranzosen beeinflußt, den grad der *hörbarkeit* des unterschiedes zwischen langen und kurzen vokalen im gemein-französisch der gebildeten und vor allem im nordfranzösischen, das doch als „norm" anzusehen ist, bedeutend unterschätzt (*Franz. intonationsübungen*, § 11).

Dieser unterschied ist sehr schwach oder fehlt im allgemeinen im volkstümlichen südfranzösisch, wie ja auch im spanischen, und in der dialektisch ein wenig gefärbten aussprache der gebildeten südfranzosen; er mag außerdem vielleicht in der sprache der mittleren landschaften Frankreichs gering sein; aber er ist im nordfranzösischen und speziell in der sprache der pariser selbst für das ohr des deutschen doch *deutlich hörbar.* Wann man [tuːs], *tous* „alle", und [tus], *tousse* „huste", nebeneinanderstellt, oder wenn jemand, etwa ein südfranzose [tus] für [tuːs], *tous* „alle", ausspricht, so ist doch wahrlich der unterschied oder die verwechslung trotz der gleichen „geschlossenen" qualität des vokals und trotz der gleichen „straffen" (*tendue*) artikulation *sehr merkbar.* Und wenn der südfranzose [sɔs] statt [soːs], *sauce*, ausspricht, so ist nicht bloß die „offene" oder „offenere" qualität des vokals *auffällig*, sondern fürwahr in hohem maße auch die kürze.

Meine besprechung der dritten auflage von Beyers *Phonetik* war längst beendet, als ich gegen ende des vorigen jahres die vierte auflage erhielt.

Die neue auflage weist mehrere erweiterungen und kürzungen, zusätze und änderungen auf, über die der verfasser im vorworte, s. IV ff., ausführlich spricht. Im großen und ganzen und in allen wesentlichen punkten ist es dasselbe werk geblieben. Klinghardts wertvolle hinzufügungen sind aus der dritten auflage in die neue übernommen oder darin geschickt verarbeitet worden. Die paragrapheneinteilung ist, mit einer kleinen ausnahme (§§ 49 a—52), beibehalten worden, so daß der vergleich der beiden auflagen nicht erschwert wird.

Interessant sind die stellen im vorworte sowohl als im buche selbst, in denen B. sich mit der sog. experimentalen phonetik, mit der er sich in den letzten jahren eifrig beschäftigt hat, abfindet und seine stellung gegenüber dieser richtung genau angibt. Wertvoll ist auch die zusammenstellung der phonetischen literatur am ende des werkes. Sie ist bedeutend erweitert worden (3. aufl. s. 224—230, 4. aufl. s. 237—256) und berücksichtigt reichlich die neueren arbeiten der experimentalen phonetik.

Möge es dem verdienten forscher, der lange zeit an krankheit und augenschwäche gelitten hat und vor einigen jahren seiner amtlichen wirksamkeit endgültig hat entsagen müssen, trotz seiner befürchtungen

beschieden sein, einst auch noch eine fünfte und andere auflagen seiner *Phonetik* mit gewohnter gründlichkeit und wissenschaftlicher sachkenntnis zu veranstalten!

*Berlin-Wilmersdorf.* A. RAMBEAU.

---

1. A. DE CARVALLE, *O Pequeno Portuguez, manual da lingua fallada, contendo leituras e conversações sobre assumptos da vida diaria em Portugal e Brazil, e levando a pronuncia das vogaes apontada.* Freiburg (Baden), J. Bielefelds verlag. 1909. 160 s. kl. 8°. Geb. m. 2,50.
2. LUISE EY: a) *Portugiesisch* (*Metoula-sprachführer*, eine verkürzte methode Toussaint-Langenscheidt). Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. Ohne jahr. 200 s. 16°. Geb. m. 0,80.
   b) *Illustrierter führer durch Lissabon nebst kurzen anmerkungen über Portugal.* Bearbeitet von LUISE EY, herausgegeben von LEO WOERL. Mit einem plane der stadt Lissabon, einer karte von Portugal und 25 illustrationen. (Woerls reisehandbücher.) Leipzig, Woerl. Ohne jahr. 134 s. kl. 8°. Brosch. m. 1,—.
   c) *Der portugiesische korrespondent*, handbuch für den portugiesischen kaufmännischen briefwechsel zum selbstunterricht und zum gebrauch an unterrichtsanstalten. (Violets Globus-bücherei, handbibliothek der gesamten handelswissenschaften.) Stuttgart, Wilhelm Violet. Ohne jahr. VIII, XVI, 210 s. Geb. m. 3,—.

Alle diese vier werke, die ich hier nur kurz erwähnen will, sind sehr wohl dazu geeignet, den von ihren verfassern angegebenen zwecken zu dienen und die kenntnis des schönen Portugal, seines interessanten volkes und seiner nationalen sprache in weiten kreisen zu verbreiten und zu fördern. Carvalles praktisches büchlein würde meines erachtens an wert und brauchbarkeit noch bedeutend gewonnen haben, wenn er sich zur bezeichnung der schwierigen portugiesischen aussprache des *alphabet phonétique international* bedient hätte, wie es fräulein Ey nach dem vorgange des gelehrten herrn Gonçalves Vianna (*Portugais*, Leipzig, Teubner, 1903) in ihrem *Taschenwörterbuch* (Berlin-Schöneberg, Langenscheidt, 1909), in der *Konversations-grammatik* und der *Kleinen sprachlehre* (Heidelberg, Groos, 1910, 1912) und in dem vorliegenden *Metoula-sprachführer* mit erfolg getan hat. Am ausdrucke, an wörtern und redensarten in *O Pequeno Portuguez* hatten meine portugiesischen freunde zuweilen mancherlei auszusetzen. Aber gebildete portugiesen sind, wie gebildete franzosen, in dieser beziehung etwas hyperkritisch. Diese, so gut wie jene, behaupten gern, indem sie von der sprache und dem stile eines landsmannes sprechen, in einem sehr bestimmten und überzeugungsvollem tone: *Ce monsieur ne sait pas le français* (*portugais*).

*Berlin-Wilmersdorf.* A. RAMBEAU.

---



*Neue französische sprachlehre* im anschluß an das elementarbuch von prof. dr. KURT SCHÄFER. Berlin, Winckelmann u. Söhne. 1912. VIII u. 185 s. Geb. m. 2,20.

Das buch verfolgt einen vorwiegend praktischen zweck, erhebt sich jedoch in seiner methodischen anlage nicht unbeträchtlich über Boerners *Leçons de français* (vgl. *N. Spr.* XXIII, 502) insofern besonders, als es sich nicht auf übersetzungsstücke beschränkt, sondern auch eine ziemlich reiche auswahl einsprachiger übungen bringt. Unter letzteren seien besonders die geschickt angelegten vokabularübungen erwähnt, die ausgiebig dafür sorgen, daß die in vielen lehrbüchern so sehr vernachlässigte wortbildungslehre auch einmal zu ihrem rechte kommt. In diesem punkte liegt übrigens der hauptvorzug des buches.

ORELL FÜSZLIS *Bildersaal für den sprachenunterricht.* Kommentar zum 8. heft. *Aufsätze für den unterricht in der französischen sprache* von G. EGLI. Fragensammlung und ausgeführte beispiele in französischer sprache von dr. CH. ALBERT ROSSÉ. Zweite auflage. Zürich, Orell Füßli. Ohne jahreszahl. 119 s. Fr. 2,—.

Für den anschauungsunterricht bestimmt. Das bändchen enthält im I. teil 32 hübsch zusammengestellte bilderserien, die mit hilfe eines *Questionnaire*, der übrigens dem gewandteren lehrer keinerlei zwang auferlegen will, die grundlage für sprech- und hauptsächlich schreib-, d. h. aufsatzübungen bilden. Der II. teil bringt die im anschluß an die bildchen entstandenen aufsätze im zusammenhang, und zwar jeden in dreifacher form, in ganz einfacher, mittelschwerer und etwas abstrakterer ausdrucksweise. Gesamteindruck: sehr nett.

BÖDDEKER - BORNECQUE - ERZGRAEBER, *Französisches unterrichtswerk.* Leipzig, verlag von G. Freytag.

1. *Französische schulgrammatik.* Herausgegeben von dr. KARL BÖDDEKER, dr. H. BORNECQUE, dr. R. ERZGRAEBER. Zweite Auflage. 1911. 161 s. Geb. m. 2,—.
2. *Elementarbuch für höhere mädchenschulen.* Herausgegeben von dr. M. BOLLING und dr. R. ERZGRAEBER. I. teil: klasse VII. Mit einer münztafel. 1913. 65 s. Geb. m. 1,—.
3. *Dasselbe.* II. teil: klasse VI u. V. Mit einer karte von Frankreich. 1913. 104 s. Geb. m. 1,30.
4. *Übungsbuch für höhere mädchenschulen.* Herausgegeben von dr. K. BÖDDEKER, dr. H. BORNECQUE, dr. R. ERZGRAEBER. I. teil: klasse IV. 1911. 108 s. Geb. m 1,50.
5. *Dasselbe.* II. teil: klasse III der höheren mädchenschule (bzw. III$^b$ der studienanstalt). 1911. 99 s. Geb. m. 1,50.
6. *Übungsbuch für lyzeen und studienanstalten.* Herausgegeben von dr. K. BÖDDEKER, dr. H. BORNECQUE, dr. R. ERZGRAEBER. III. teil: für klasse II u. I der lyzeen und höheren mädchenschulen, klasse III$^a$—I der oberlyzeen und studienanstalten. Mit fünf tafeln. 1911. 137 s. Geb. m. 2,—.
7. *Übungsbuch für höhere mädchenschulen, lyzeen, oberlyzeen und studienanstalten.* Ausgabe B (in *einem* bande). Herausgegeben von dr. K. BÖDDEKER, dr. H. BORNECQUE, dr. R. ERZGRAEBER.

Mit einer karte von Frankreich und einem plan von Paris. 1914. 254 s. Geb. m. 2,75.

8. *Elementarbuch für gymnasien und realgymnasien.* Herausgegeben von dr. M. BOLLING und dr. R. ERZGRAEBER. Mit einer münztafel und einer karte von Frankreich. 1914. 182 s. Geb. m. 2,—.

Die rücksicht auf den beschränkten raum zwingt uns zu möglichster kürze bei allen erscheinungen, die sich nicht irgendwie aus der großen masse herausheben. Aus diesem grunde glaube ich mir und dem leser ein genaueres eingehen auf die vorliegenden acht bände des französischen unterrichtswerkes von Böddeker-Bornecque-Erzgraeber ersparen zu sollen.

Wohl verdient die grammatik (nr. 1) nur anerkennung. Da sie jedoch in vieler hinsicht auf dem von mir an dieser stelle (bd. XXII, s. 198ff.) besprochenen lehrbuch Böddekers *Die wichtigsten erscheinungen der französischen grammatik* fußt, kann es genügen, wenn ich auf diese besprechung verweise. Immerhin möge noch erwähnt werden, daß das aus der dreifachen kollaboration hervorgegangene neue buch etwas praktischer als jenes angelegt, außerdem als begleiter auf allen stufen, nicht nur also für die oberklassen gedacht ist.

Die übungsbücher stehen bei weitem nicht auf der höhe dieser grammatik, ohne daß sie natürlich deswegen hinter dem durchschnitt der übrigen unterrichtsliteratur gleicher gattung zurückblieben. In fast allen teilen nimmt die übersetzung, trotz des daneben vorhandenen stoffes für einsprachige übungen, weitaus den ersten platz ein; ganz besonders breit macht sie sich in nr. 6. Wirkliche originalität weist nur *eine* übungssparte auf; sie ist bald „zum nachdenken“, bald „übungsfragen“, bald „grammatische fragen“, dann wieder „wörter und wendungen“, oder „grammatische aufgaben“, oder „grammatisches und stilistisches“ überschrieben, appelliert also an das verständnis des schülers. Am besten sind noch die nummern 4, 5 und 6 geraten, während die beiden elementarbände (nr. 2 und 3) im ganzen werke wohl die verhältnismäßig schwächste leistung bedeuten. Die *gants glacés*, von denen in nr. 3 (s. 19, kap. 12) die rede ist, stimmen etwas mißtrauisch, nicht weniger der umstand, daß in diesen beiden bändchen Swinemünde, Stettin und Stargard (Pommern) etwas gar zu oft als operationsbasis für die französischen stücke herhalten müssen.

Die 7. nummer ist eine zusammenfassung der nr. 4, 5 und 6 in einem bande. Hierbei sind einige im großen und ganzen unwesentliche änderungen und kürzungen eingetreten, von denen allerdings eine, der wegfall der oben erwähnten verständnisfragen, dieser ausgabe keineswegs zum vorteil gereicht.

Nr. 8 schließlich ist eine übertragung der beiden elementarbücher (nr. 2 und 3) auf die verhältnisse des gymnasiums und realgymnasiums, ich könnte auch sagen eine übersetzung dieser beiden weiblichen vorgänger ins maskulinum.

Als sehr störend empfindet man den mangel einer inhaltsübersicht bei den nummern 2, 4, 5 und 6.

*Dresden.* LUDWIG GEYER.

1. *Neusprachliche reformausgaben*, herausgegeben von dr. B. HUBERT und dr. R. KRON. 47. band: SHAKESPEARE, *Hamlet*, adapted for the use of schools, and with a full English commentary supplemented by German equivalents by JULIUS HEISZ. Leipzig, Dyksche buchhandlung. 1913. 96 u. 48 s. Geb. m. 1,40.
2. *Diesterwegs neusprachliche reformausgaben*, bd. 32: CHARLES KINGSLEY, *The Water-Babies*, edited with notes and glossary by MARIE DUVE. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1912. 80 u. 40 s. Geb. m. 1,20.
3. u. 4. *Velhagen und Klasings sammlung französischer und englischer schulausgaben*. 3. *Reformausgaben nr. 33. Tip Cat* by the author of *Lil*, *Pen*, *Our Little Ann* etc. etc. Abridged edition for schools, with, preface and annotations by dr. K. HORST and G. F. WHITAKER. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1914. 143 u. 36 s. Geb. m. 1,30. — 4. *English Authors, lieferung 144 B. Little Boy Georgie* by AMY GREY. Herausgegeben von FRIEDERIKE HILDEBRANDT. Ebenda 1915. 67 u. 10 u. 27 s. Geb. m. —,60.
5. BAUCH, dr. REINHOLD, *Modern London Teaching English History*. Mit 16 bildern und einem plan von London. Cöthen, O. Schulze. 1914. 112 u. 16 s. Geb. m. 1,60.
6. O. MENGES, *Lehr- und wiederholungsbuch der englischen sprache* mit zahlreichen übungssätzen nebst übersetzung, einer kurzen literaturgeschichte und verslehre. Halle, Hermann Gesenius. 1910. 122 s. Geb. m. 2,—.

1. Diese ausgabe mit englischem kommentar ist durch geschickte, nicht übermäßige kürzungen für den schulgebrauch sehr empfehlenswert gemacht worden. Die einleitung gibt auf vierzehn seiten eine knappe darstellung von *Shakespeare's life and work*, *The tragedy of Hamlet* und den wichtigsten eigenheiten von Shakespeares sprachgebrauch. Die anmerkungen sind sehr gediegen und zuverlässig und bringen alles nötige zur sprachlichen erklärung des textes durch lebendes englisch. S. IV lies *New Place* für *N. Palace* und *Quiney* für *Quincy*, s. V *Heminge* für *Hennings*. Die quarto von *Titus Andronicus* erschien 1594, so daß auf s. V dieses jahr bei der übersicht der quartos anzuführen wäre. Zu den *Notes* verzeichne ich kurz die mir nötig scheinenden berichtigungen. S. 2, 28: *approve our eyes* = *confirm the evidence of our eyes*. 13, 22: *as* = *whenever*. 13, 23: *convoy* = einfacher *means of sending a letter*. 14, 2: *unto the voice and yielding* = *according to the approval and acquiescence of his people*. 14, 33: *gaudy* nicht *dressed as for a festival*, sondern *showy*, *brilliantly fine* (es läßt sich nach dem *N. E. D.* nicht feststellen, wann das wort die heute meist übliche *tadelnde* nebenbedeutung angenommen hat). 15, 32: *tender* = *to value*, *regard*. 16, 21: *shrewd* = *sharp*, *keen*, *piercing*. 17, 21: *canonise* (*modern canonize*): *to saint*, *consecrate*, *beatify*. 20, 9: *hebenon*: *some substance having a poisonous juice*, *a poisonous plant*. 20, 14: *lazards* ist druckfehler für *lazars*. 26, 9: *doublet* = *jacket* (kann nicht wohl als *undergarment* bezeichnet werden). 30, 30: *carter* = *a rude, uncultured man, a clown* (*common in 16th century*). 32, 14 ist zu tilgen. 33, 4—5 brauchte eine längere erklärung. 34, 14: *paragon* = *a pattern or model of excellence*. 35, 8: *berattle* = *to fill with* (*rattling*)

*noise.* 35, 14: *an = indefinite article, a-piece = severally, each.* 37, 9: *caviare to the general = not appreciated by the multitude.* 37, 19: *complexion = the whole appearance of Pyrrhus' sable armour,* nicht = *colour of the face* (vgl. z. 21). 37, 20: *heraldry = heraldic device or symbolism.* 37, 21: *trick = description in drawing?* hier = *to cover with an armorial drawing of a coat of arms, to spot, smear.* 41, 18: *overrought = overtook.* 48, 21: *capon = a castrated cock.* 55, 32: *shent = reproved, rebuked.* 57, 33: *pat = aptly, opportunely.* 61, 4: *cutpurse = one who steals purses by cutting the string by which they were fastened to the girdle* (beutelschneider). 61, 14: *passion = suffering.* 62, 8: *ecstasy = madness.* 63, 25: bei *this man shall set me packing* ist der doppelsinn hervorzuheben. 66, 3: lies *Psalm 144, 4: Man is a thing of nought* (so von manchen kommentaren angegeben; die stelle heißt aber: *Man is like to vanity: his dayes are as a shadow that passeth away*). 67, 12 lies: *our care for your safety.* 68, 22: *the main of Poland = Poland in general.* 68, 23: *frontier = frontier fortress or town.* 69, 3: *market of his time = employment of his life, the best use he makes of his time.* 70, 12: *collection = attempt at interpretation.* 72, 34: *demand his fill = to his heart's content.* 81, 18: *claw = seize, clutch, grip* (*smooth* ist jedenfalls ein versehen). 82, 17: *deed of conveyance = the written instrument or document by which a transference of property is affected.* 83, 30: *hide = skin* (now *used in contempt, since 17th century contemptuous or jocular*). 88, 11: *yeoman's service = valuable, good and faithful service* (deutsch „ritterdienste"). 88, 34: *bug = an object of terror* (*usually an imaginary one*). 90, 17: *more rawer = ruder.* 96, 13: *this quarry cries on havoc = calls for merciless slaughter.*

Die ausgabe wird besonders dem lehrer hochwillkommen sein, der für vorgeschrittene schüler sorgfältige sprachliche erläuterungen wünscht, sachliche und ästhetische erklärungen aber sich selbst vorbehalten will.

2. Es ist der herausgeberin dieses liebenswürdigen märchens trefflich gelungen, es dem verständnisse von anfängern anzupassen, durch recht geschickte bearbeitung des textes und durch die *Notes*, welche nicht nur ungescheut deutsche ausdrücke statt einer langen umschreibung geben (*saxifrage: an alpine plant = G.* steinbrech), sondern auch unter vermeidung nackter lexikonerklärungen durch glückliche beispiele das zu erklärende wort definieren (*to spear = to stab with a spear, a long pointed weapon. Christ was speared when hanging on the cross. to poise = to balance; a bird or butterfly that rests in the air with outstretched wings poises*). Nur einige wenige irrtümer besonders in der angabe der aussprache sind richtigzustellen. Zu s. 1, 10: *either = one or the other.* S. 1, 10: *flue* ist nicht gleich *chimney; the smoke is carried off by a flue into the chimney.* S. 2, 10: *donkey* [dɔŋkĭ]. S. 2, 21: *customer = a person who buys anything* trifft nicht ganz den sinn der stelle. S. 2, 27: *matter of interest* ['mætərəv'intrĭst]. S. 6, 20: *avenue* ['ævĭnjuː]. S. 7, 29: *duster = cloth protecting furniture from dust.* S. 10, 19: *dairymaid* [dεərĭmeid]. S. 11, 14: *cover of rhododendrons* [kʌvərəv r.]. S. 13, 2: *whereat* [hwεə'ræt]. S. 16, 8: *herb* [həːb]. S. 23, 14: *conscience = knowledge of right and wrong in one's actions.* S. 25, 22: *thoroughly* [θʌrəlĭ]. S. 26, 9: *to stir abroad* [stəːrə'brɔːd].

S. 28, 20: *torment* [tɔ'ment]. S. 29, 11: *nasty = ill natured, spiteful.* S. 32, 22: *woolly* für *wooly*. S. 33, 20: *cruel* [kruːəl]. S. 34, 9: *considerably* [kən'sidərəbli]. S. 45, 4: *merman* [məːmən]. S. 45, 16: *entangled* [in'tæŋgld]. S. 58, 15: *cabinet* ['kæbinet]. S. 60, 18: *miserable* [mizərəbl]. S. 71, 4: *sugarloaf = a conical mass of sugar.* S. 74, 9: *to assure = to tell confidently, to declare solemnly.*

3. *Tip Cat* ist die geschichte eines jungen mannes, der mit seinen beiden kleinen schwestern durch den tod seines großvaters in eine sehr bedrängte lage kommt, aus der ihn Tip Cat, der seine mutter einst heiß, doch hoffnungslos geliebt hat, erlöst. Der pädagogische wert der erzählung ist nach meiner meinung weit geringer, als die herausgeber annehmen; indes ist die schilderung englischen lebens so gut, daß das buch eine lebendige und anziehende einführung in englische verhältnisse darstellt. Die anmerkungen sind sehr reichhaltig und verläßlich, in sprachlicher und sachlicher beziehung. S. 2, 1/2: *dinner is partaken of by adults* klingt stark geziert. S. 37, 18: *knocker = a hammer ... for giving* (st. *making*) *a knock.* S. 45, 15: *jackanapes* von *Jack Napes* (nach dem *Concise Oxford Dictionary*). S. 52, 5: *added to the 1st and 2nd person singular and plural*: besser *persons.* S. 76, 15 (in derselben anmerkung): *who'd athought* ist an der stelle wohl nicht in *who had thought*, sondern *who would have thought* aufzulösen. S. 56, 10: *as to whether = as if* ist ein versehen, "*as to*" *is often needlessly inserted.* S. 58, 1/2: *marmalade* statt *marmelade.* S. 73, 29: *you'd alet it bide = you would have let it wait.* S. 94, 25/28: Das zitat aus *Hamlet* steht *act IV, scene 5.* S. 109, 15: *rheumatism* [ruːmətizm]. So trefflich die anmerkungen sind, möchte ich doch wünschen, daß mit aussprachebezeichnungen oder andeutungen der aussprache nicht so sehr gespart worden wäre, *hysterics, andirons, supplement, artistic, barrister, candidates* usw. dürften auch vorgeschrittenen schülern, für die das buch bestimmt ist, der bedeutung nach zu erraten sein, der aussprache nach aber weniger geläufig oder unbekannt bleiben; und meine *Neuere Sprachen* XXIII, s. 33/4, geäußerte ansicht trifft hier um so mehr zu, als die anmerkungen sonst ganz vorzüglich gearbeitet sind und ein wörterbuch überflüssig machen.

4. *Little Boy Georgie*, das verwöhnte und dabei vernachlässigte kind reicher eltern, wird zur erholung ans meer geschickt, und die neuen verhältnisse verändern den knaben seelisch und körperlich. Die einfache erzählung kann schon im zweiten jahre gelesen werden und ist infolge der kürzungen in einem halbjahre zu erledigen. Die anmerkungen entsprechen allen anforderungen, ich finde nur *another year or two* (22, 16), das nicht heißt „noch ein oder zwei jahre", sondern „noch einige jahre", und im eigennamenverzeichnis [nɔːrwei] für [nɔːwei].

5. Der gedanke, geographie und geschichte eines landes oder der wichtigsten historischen stätten gleichzeitig zu behandeln, ist neu, denn Besants *London*, das auch schon für schulzwecke bearbeitet ist, läßt ihn nicht mit solcher schärfe hervortreten; und daß eine solche verknüpfung zwanglos möglich ist, hat der verfasser des vorliegenden buches bewiesen, wenn er auch noch weitere quellen mit vorteil hätte ausschöpfen können und die verbindung von ortskund-

licher und geschichtlicher darstellung nicht überall gleich restlos geglückt ist. Im texte sind zu berichtigen *Julius Cæsar* (s. 3), *species* (s. 54), 1775 als beginn des amerikanischen unabhängigkeitskrieges (s. 94), *runs* (s. 100). Auf s. 48, mitte, ist die interpunktion nicht in ordnung, s. 86 muß es heißen *on the first and second floors*. Die zahl der toten bei der großen pest vom jahre 1665 wird sehr verschieden angegeben, auch die damalige bevölkerung der stadt, die mit 500000 entschieden zu hoch gegriffen ist, Walter Besant gibt sie mit 350000 an. Das wörterbuch ist von sehr geringem nutzen, da es keine ausspracheangaben bietet.

6. Da mir der unterrichtsgang nicht vorliegt, an den der verfasser das lehr- und wiederholungsbuch anschließt, kann ich über seine methodische anlage kaum urteilen. Zur wiederholung und zusammenfassung grammatischer partien ist es jedenfalls sehr brauchbar, wenn auch neben der übung notwendiger dinge vieles behandelt wird, was durch grammatische regeln kaum faßbar ist (artikel neunzehn seiten, akkusativ mit infinitiv fünf seiten), und jedenfalls ein gar zu weitläufiger grammatischer stoff nur zu gern die anderen zweige der spracherlernung hemmt. Die beispiele sind gut gewählt, um die grammatischen erscheinungen zu veranschaulichen, aber dem inhalt nach könnten sie abwechslungsreicher sein, das buch ist gleichzeitig fast ein repetitorium der allgemeinen geschichte. Unangenehm fällt an dem fleißig gearbeiteten werke nur die darstellung der aussprache auf; der verfasser weiß, wo Barthel den most holt, d. h. er kennt Muret-Sanders und Grieb-Schröer und nennt sie empfehlend im vorworte; er hält sich aber an Chambers' *Twentieth Century Dictionary* und produziert ungetüme wie *ánser*, *blágard*, *bōōzum* (!), *klōthz*, *kúmpass*, *gōōzberi*, *lézhoor*, *néfū*, *pozzés*. Ich meine, das heißt den teufel mit Beelzebub austreiben; gerade in einem wiederholungsbuche, das wohl auch neben andern unterrichtswerken gebraucht wird, hätte mit reichlicher angabe der aussprache nach einem *vernünftigen* system nicht gespart werden dürfen, da sonst der auch vom verfasser erwähnte nebengewinn der übung von zunge und ohr nicht erreicht werden kann und besonders beim privatstudium unwillkürlich das laute sprechen ausgeschaltet wird. Neun stücke im anhange bieten stoff für freie vorträge, die *Outlines of English Literature* werden aber nur mit beträchtlicher unterstützug des lehrers zu solchen verwendet werden können. Im ganzen ist das buch durchaus geeignet, die aufgabe, für welche es bestimmt ist, zu erfüllen.

*Bruck a. Mur.* FRITZ KARPF.

---

ALBERT GUBELMANN, *Studies in the Lyric Poems of Friedrich Hebbel. The Sensuous in Hebbel's Lyric Poetry.* New Haven: Yale University Press. London: Henry Frowde, Oxford University Press 1912. XVIII u. 317 s.

Der verfasser des vorliegenden werkes hat 1907 eine doktorarbeit an der Yale Universität über einen teil desselben themas geschrieben: *Color and Light in Hebbel's Lyric Poetry.* 1910 veröffentlichte

er einen aufsatz im *Journal of English and Germanic Philology* über: *Hebbel as a Lyric Poet.* Eine so langjährige beschäftigung mit dem an umfang und bedeutung geringeren teil von Hebbels lebenswerk unter einem beschränkten gesichtswinkel läßt uns eine gründliche kenntnis Hebbels und der zahlreichen einschlägigen schriften und eine streng methodische arbeit erwarten. Und wir werden nicht enttäuscht. Es reizt den forschungstrieb, dem wesen des künstlerischen schaffens durch eine genaue untersuchung der einzelvorgänge, aus denen es sich gestaltet, näherzukommen. Gerade die gedankentiefe der dichtungen Hebbels bewog den verfasser, einen durch sie oft verdunkelten und wenig beachteten teil seines wesens, das sinnliche, die empfindungswelt, näher zu ergründen. Es ist eine wesentlich psychologische aufgabe, die sich aber auf den einfachsten und am sinnfälligsten in die erscheinung tretenden teil seines seelenlebens beschränkt.

Einer längeren allgemeinen einleitung folgt ein abriß der ansichten Hebbels über das künstlerische schaffen, wobei besonders seine tagebücher als reichhaltigste quelle ausgiebig benutzt werden. Der versuch, Hebbels gedanken aus seiner weltanschauung abzuleiten, ist anregend, aber nicht zwingend durchgeführt.

Darauf folgt in vier weiteren kapiteln die eigentliche untersuchung über die farben, die klänge, die stille und einsamkeit und den tastsinn bei Hebbel. Die ergebnisse sind teilweise in einzelnen tafeln geordnet, z. b.: rot 83 (davon metaphorisch 3 = 3,6 %), gold 45 (9 = 20 %), blau 29 (0 = 0 %), grün 29 (3 = 10,3 %), weiß 27 (0 = 0 %) schwarz 23 (5 = 21,7 %), grau 14 (1 = 7,1 %), purpur 8 (1 = 12,5 %), braun 8 usw., silber 4, rosa 6, falb 1, gelb 1. Gleiche tafeln findet man für licht 123 (glut 101, glanz 60, flamme 60 usw.), dunkelheit usw., löschen und zünden, temperatur, weiche und härte, gewicht, dagegen nicht für die klänge, die stille usw.

Alle beispiele, die hierbei mitgezählt sind, werden vorher einzeln angeführt und erläutert. Genaue stellennachweise geben zur nachprüfung ausreichende gelegenheit. Den einzelheiten geht stets eine längere allgemeine theoretische erläuterung voraus, die die einschlägige literatur ausgiebig benutzt und manchen tiefen einblick in Hebbels schaffen gewährt. Es will uns jedoch scheinen, als wäre eine erläuterung *nach* den statistischen ergebnissen mehr am platze gewesen, eine erläuterung, die aus der summe der einzelheiten bündige schlüsse auf die seelische eigenart des dichters zu ziehen, die ein bild des geistigen organismus Hebbels zu geben versuchte. So wie die arbeit vorliegt, erscheint die zahlenmäßige feststellung der einzelheiten als der endzweck des ganzen werkes. Das scheint die große arbeitsleistung nicht recht zu lohnen. Die geistreichen zusammenhängenden ausführungen über einzelne gedichte oder über prosastellen aus den tagebüchern, die gelegentlich anderen dichtern entnommenen belege, die oft blitzartig gewisse seelische vorgänge erleuchten, machen die nicht leichte mühe, das buch durchzuarbeiten, lohnend und anziehend. Doch darf man sich nicht verhehlen, daß alle diese erörterungen auch ohne die genaue zählung der einzelnen sinnesvorstellungen möglich gewesen wären. Wenn eine solche

statistik einmal aufgestellt wird, so erwartet man, daß sie einer tieferen kenntnis von Hebbels denken und empfinden dient, die man ohne zahlenmäßige feststellungen nicht gewinnen könnte. Diese aufgabe hat der verfasser meines erachtens nicht gelöst. Es mag sein, daß er sie auf grund einer einzeluntersuchung nicht für lösbar hielt. Es müssen erst für eine größere anzahl von dichtern ähnliche untersuchungen vorliegen, damit man durch vergleichende seelenkunde das eigentümliche im geistesleben des einzelnen feststellen und ergründen kann. Und ferner müßten für Hebbel als notwendige ergänzung ähnliche forschungen über seine stoffe, seinen gedankengehalt angestellt werden. Dann erst könnte die schwierige aufgabe, durch exakte forschung in die tiefen der dichterischen schaffensvorgänge einzudringen, zu lösen versucht werden. Von diesem gesichtspunkte aus gesehen, stellt sich die vorliegende arbeit als ein baustein zu einem riesenwerke dar, dessen größerer teil erst noch geschaffen werden muß.

*Dresden.* Wolfgang Martini.

---

*Zeitschrift für den deutschen unterricht. Gesamtübersicht über die jahrgänge 1—27.* 68 seiten. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. Preis m. 1.60.

Eifelmundart, Schiller, volkslied, schüleraufführungen, scherzrätsel, familiennamen, vorsilbe, schlagwort, bönhase, fisimatenten: wer erörterungen über diese und zahlreiche andere fragen aus dem weiten feld deutscher sprache und dichtung sucht, wird die gewünschten nachweise in vorliegendem hefte finden. Über das nützliche und notwendige dieser inhaltsübersicht der ersten 27 jahrgänge der *Zeitschr. f. d. u.* braucht man kein wort zu verlieren: erst so werden die reichen schätze von beobachtung und erfahrung, von forschung und kritik, die — um nur zwei namen aus vielen zu nennen — Hildebrand und Lyon aufgehäuft haben, verwertbar. Die von verschiedenen bearbeitern herrührenden übersichten (mitarbeiter, literatur- und kunstgeschichte, sprachkunde, volkskunde, deutscher unterricht) gestatten, bei alphabetischer anordnung, leichtes auffinden; daß diese anordnung beim deutschen unterricht durch sorgsame einteilung in stoffgruppen (grammatik, sprachgeschichte, lektüre usw.) ersetzt wurde, ermöglicht schnellen einblick in die behandlung einer sonderfrage. Die gute und gründliche zusammenstellung, die lieber einen nachweis an anderer stelle wiederholt, als zu knapp wird, verdient volle anerkennung und fleißige benutzung.

*Flensburg.* Otto Weidenmüller.

---

Druck von C. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

BAND XXIII APRIL 1915 HEFT 1



# DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT

IN VERBINDUNG MIT
ADOLF RAMBEAU UND THEODOR ZEIGER
HERAUSGEGEBEN
VON
WILHELM VIËTOR

MARBURG IN HESSEN
N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
NEW-YORK. G. E. STECHERT & Co. 151—155 WEST 25 th STREET.
1915

AUSGEGEBEN AM 22. APRIL 1915.
(Durch ausbleiben von korrekturen verspätet.)

*Die Neueren Sprachen* erscheinen jährlich in 10 heften zum preise von ℳ 12.— für den im april beginnenden band und sind durch alle buchhandlungen des in- und auslandes, sowie direkt vom verlage zu beziehen. Für mitarbeiter ℳ 9.— portofrei direkt.
Weitere mitteilungen folgen dem inhaltsverzeichnis auf seite 3 des umschlags.

---

Den 23. band der *N. Spr.* beginnen wir im bewußtsein der schwierigkeiten, die der krieg mit sich bringt, zugleich aber mit der zuversicht, auch in dem kommenden jahr 1915/16 nach außen und nach innen dem programm unserer zeitschrift treu bleiben zu können.

Der wegfall vieler ausländischer abonnenten und das ausbleiben von inseraten haben den verleger zwar schon im verflossenen winter genötigt, auf die eben erst eingeführte erweiterung jedes zweiten heftes um einen bogen text wieder zu verzichten, und er wird auch zunächst dabei noch verharren müssen. Jedoch soll die zeitschrift in dem gewohnten umfang von 40 bogen in 10 heften weitererscheinen.

Unsere auffassung von der bedeutung und aufgabe der neueren sprachen im allgemeinen zu ändern, sehen wir keinen anlaß. Französisch und englisch werden für uns deutsche, und deutsch für die ausländer künftig gewiß nicht weniger wichtig sein als vor dem krieg; gehört doch die unwissenheit in bezug auf art und wesen der nachbarn zu dessen schlimmsten erregern. Daß mancherlei einzelfragen zu neuer und lebhafter erörterung führen, ist freilich zu erwarten und uns nur erwünscht. Auf den ersten aufsatz des vorliegenden heftes und die ihn begleitende anmerkung sei hier ausdrücklich verwiesen.

Wir hoffen, daß den *N. Spr.* im inland die alten freunde alle erhalten bleiben und viele neue hinzukommen.

DIE HERAUSGEBER.

---

## Inhalt.

BAND XXIII FEBRUAR-MÄRZ 1916 HEFT 10



# DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT
FÜR DEN
NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT

IN VERBINDUNG MIT
WALTHER KÜCHLER UND THEODOR ZEIGER
HERAUSGEGEBEN
VON
WILHELM VIËTOR

MARBURG IN HESSEN
N. G. ELWERT'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
NEW-YORK. G. E. STECHERT & Co. 151—155 WEST 25 th STREET.
1916

AUSGEGEBEN AM 6. MÄRZ 1916.

*Die Neueren Spr[illegible]* [illegible]inen jährlich in 10 heften zum preise von ℳ 12.— für de[illegible] [illegible]ril beginnenden band und sind durch alle buchhandlung[illegible] [illegible] in- und auslandes, sowie direkt vom verlage zu beziehen. Für mitarbeiter ℳ 9.— portofrei direkt.
Weitere mitteilungen folgen dem inhaltsverzeichnis auf seite 3 des umschlags.

# Inhalt.

## ZUR BEACHTUNG!

Für die zeitschrift bestimmte *beiträge* bitten wir an einen der herausgeber zu senden, und zwar:

beiträge, welche die *französische sprache und literatur* oder (in ausnahmefällen) *italienisch, spanisch* und *portugiesisch* betreffen, an professor dr. Küchler in Würzburg, Schellingstr. 21 a.

beiträge zur *unterrichtsmethodik* aller hierhergehörigen sprachen, sowie sämtliche besprechungen von büchern an professor dr. Zeiger, oberlehrer in Frankfurt a. M., Liebigstraße 37, der den „Anzeiger" leitet;

beiträge *anderer art* an professor dr. Viëtor in Marburg i. H.

*Büchersendungen* sind ausschließlich an die N. G. Elwertsche verlagsbuchhandlung in Marburg i. H. und *nicht* an einen der herausgeber zu richten.

Wir bitten jedoch dringend, freundlichst zu beachten, daß mit den neueren sprachen des titels *die neueren in den höheren schulen gelehrten fremdsprachen, französisch und englisch*, gemeint sind, wie aus dem nebentitel hervorgeht. Nur ausnahmsweise können *italienisch, spanisch* und *portugiesisch* von diesem standpunkt aus berücksichtigung finden, während *deutsch* für uns nur insofern in betracht kommt, als es im ausland französischer und englischer zunge als fremde schulsprache gelehrt wird.

Die *rücksendung* unverlangter und ungeeigneter *rezensionsexemplare* kann nicht versprochen werden.

---

## *Dringende Bitte!*

*Das 1. heft des neuen jahrganges gelangt im april d. j. zur ausgabe. Auch dieser band soll trotz des krieges keine einschränkung erfahren; aber der fast gänzliche stillstand in bücheranzeigen, der fehlende auslandversand bedeuten für den verlag einen erheblichen ausfall.*

*Um so mehr bitten wir alle leser der N. Spr., für die zeitschrift mit einzutreten, keinesfalls aber in die aus falscher sparsamkeit etwa beabsichtigte abbestellung des abonnements einzuwilligen, sondern gerade jetzt ebenfalls mit durchzuhalten!*

*Der verlag.*

---

Verlag von Bernhard Tauchnitz in Leipzig.

Ende Februar erscheint

1.

# ENGLISH TEXT BOOKS

## SELECTED FROM THE TAUCHNITZ EDITION.

Die obige Sammlung, deren erste 38 Bände unten angezeigt werden, hat die Aufgabe, für Universität und Schule ungekürzte englische Textausgaben zur Verfügung zu stellen, die durch besonders billigen Preis (60 Pf. bis 1 M. in steifem Umschlag) den wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung tragen. Die Texte sind der Tauchnitz-Edition entnommen und erscheinen in gleichem Format, mit einem Umfang von je ca. 80—150 Seiten.

| Nr. | | | Mark |
|---|---|---|---|
| 1. | Lord Byron | Childe Harold's Pilgrimage | 1.— |
| 2. | — | The Giaour. The Corsair | 0.90 |
| 3. | — | The Prisoner of Chillon. Mazeppa. Beppo | 0.80 |
| 4. | — | The Bride of Abydos. The Island | 0.80 |
| 5. | — | Manfred | 0.60 |
| 6. | J. H. Ewing | The Brownies and other Tales | 0.90 |
| 7. | — | Christmas Crackers and other Tales | 0.90 |
| 8. | — | Daddy Darwin's Dovecot | 0.90 |
| 9. | J. Galsworthy | Justice | 0.90 |
| 10. | — | The Silver Box | 0.80 |
| 11. | — | Strife | 0.80 |
| 12. | O. Goldsmith | The Vicar of Wakefield | 0.90 |
| 13. | Thomas Hardy | Life's Little Ironies | 1.— |
| 14. | W. W. Jacobs | Many Cargoes *1st Ser.* | 0.90 |
| 15. | — | „ „ *2nd Ser.* | 0.90 |
| 16. | Ch. & M. Lamb | Tales from Shakespeare *1st Ser.* | 0.90 |
| 17. | — | — *2nd Ser.* | 0.90 |
| 18. | Lord Macaulay | The Earl of Chatham | 0.80 |
| 19. | — | Frederick the Great | 0.80 |
| 20. | — | Lord Clive | 0.80 |
| 21. | — | Warren Hastings | 0.90 |
| 22. | Edgar Allan Poe | Tales *1st Ser.* | 0.90 |
| 23. | — | „ *2nd Ser.* | 0.90 |
| 24. | John Ruskin | Munera Pulveris | 0.90 |
| 25. | — | Unto this Last | 0.90 |
| 26. | R. L. Stevenson | Dr. Jekyll and Mr. Hyde | 0.90 |
| 27. | — | An Inland Voyage | 0.90 |
| 28. | Alfred Tennyson | Idylls of the King | 0.90 |
| 29. | — | In Memoriam | 0.90 |
| 30. | W. M. Thackeray | The Book of Snobs | 0.90 |
| 31. | — | Samuel Titmarsh | 0.90 |
| 32. | Mark Twain | Sketches *1st Ser.* | 0.90 |
| 33. | H. G. Wells | Tales of Space and Time | 0.90 |
| 34. | — | The Time Machine | 0.90 |
| 35. | Oscar Wilde | A House of Pomegranates *1st Ser.* | 1.— |
| 36. | — | — *2nd Ser.* | 1.— |
| 37. | — | De Profundis | 1.— |
| 38. | — | A Ballad of Reading Gaol | 0.80 |

2.

# SHAKESPEARE'S COMPLETE WORKS

## IN ONE VOLUME.

In einem Leinenband gebunden M. 6.—, in einem Lederband gebunden M. 8.50.
**3368 Seiten. Kl.-Lexikonformat.**

Es liegt hier meines Wissens die erste einbändige und wohlfeile Gesamtausgabe Shakespeare's in englischer Sprache durch einen deutschen Verlag vor. Der Band umfaßt sämtliche Dramen und Gedichte; der Text ist der der 2. revidierten Ausgabe von Alexander Dyce.

**Leipzig**, Februar 1916.

**Bernhard Tauchnitz.**

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

